Berlin

und

die Berliner.

Humoresken,

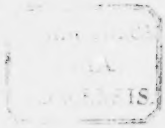
Skizzen und Charakteristiken

von

Ernst Kossak.

Kossak. Berlin

Berlin.
A. Hofmann und Comp.
1851.



Inhalt.

	Seite
Der Sonntagsmarkt der Armuth	1
Eine Pensionsanstalt für Knaben	10
Spreeconstabler, Poesie und Tonkunst	25
Bürgerwehr-Erinnerungen	32
Der Glaqueur	39
Ein Leichenbegängniß	43
Eine Studentenerinnerung an Alex. v. Humboldt	57
Märkische Badeörter	62
Concertgeber und Concerte	75
Drei Wahltage	83
Prügelzeitung	93
Ein Besuch bei Urban und den Urchristen	98
Rachel	107
Mazeppa der Zweite oder der Gänsemarsch	113
Jenny Lind	122
Der Thiergarten	128
Dschingiskhan	137
Tom Pouce	149
Ludwig Mieroslawski	154

Seite

Eine Reisenovellette. 164
Das Diner der liegenden Buchhändler. 173
Vom Wasser. 187
Kirchhofsgedanken auf dem Friedrichshain. 194
Ein Magier aus Hannover. 199
In der Armenschule. 207
Ein Maskenball bei Kroll. 217
Der Doge von Venedig. 225
Von den Kellern. 234

STAATS-BIBLIOTHEK

Der Sonntagsmarkt der Armuth.

Sehen so manche kleine, arme Straßen, die in große und vornehme münden, wie unbezahlte Rechnungen aus, die alle Tage wieder anklopfen und vor Verschämtheit und Bedürftigkeit umkommen wollen; so giebt es nichts den Menschen Verstimmenderes, als eine große, lange und — arme Straße. Solch' eine verstimmende ewig lange Straße ist die Linienstraße, mager wie die mathematische Linie, die ihr mitleidig einen Namen vorgeschossen hat, krumm als ob sie einen Katzenbuckel vor einem wohlhabenderen Stadtviertel machte, und lang, wie — deutsche Geduld. Wenn eine andere Straße sie durchschneiden muß, macht diese, daß sie rasch weiter kommt, und Droschken, auf den in ihr gelegenen Halteplätzen, sehen um fünf Grad trauriger aus.

Als die neue Zeit kam, wo anständige Staatsmänner den Ereignissen immer gerade um eine Pferdelänge voraus sind, konnte der Fortschritt nichts anderes für sie thun,

als daß er in ihr ein Leihhaus baute. Leihhaus Nr. 3, das nun da steht mit seinen eisernen Fensterstäben in der unteren Etage, wie ein reicher Kerl, der sich die Taschen zuhält und mißtrauisch um sich blickt.

Es giebt Sommertage, wo der Sonnenschein dort auf einem Eckſteine ſitzt und die armen Kinder wehmüthig anſieht, die im Schatten ſpielen, und wieder Wintertage, wo das Trottoir, das nur auf einer Seite liegt, hochmüthig zu dem Wanderer auf der anderen Seite ſagt: „du kannſt zu mir kommen, nicht ich zu dir,“ wo ſelbſt die Hunde ſich geſtatten, determinirter aufzutreten, weil ſie hier zeigen dürfen, daß von ihrer Steuer dieſes Trottoir erbaut iſt.

Wer täglich die Linienſtraße entlang gehen muß, der bekommt ſchon bei Lebzeiten einen bürokratiſchen Zug in das Geſicht und wenn ein genialer Dichter hier längere Zeit wohnen ſollte, wird man einmal im Localbericht leſen: Geſtern erhängte ſich ein junger Mann in der Linienſtraße, aus unbekannten Gründen. Der Pſycholog aber weiß, daß er an der Linienſtraße ſeiber geſtorben iſt.

Sonntag Morgens, wenn die reichen Leute in ihren Equipagen durch das Schönhauſer Thor nach Pankow fahren, wenn man die blühenden Linden zwiſchen Acciſe und Thorwache durchriecht; dann geht man nicht zum Thor hinaus, ſondern biegt links in die Linienſtraße und geht weiter, bis man rechts ein anderes Thor hat, das wieder einen ſchönen Namen trägt; es heißt wohl das **Roſenthaler Thor.**

Es hat eben sieben Uhr geschlagen und Ihr steht mitten auf einem Markt, denn diese Gegend hat Sonnabend Vormittag keine Zeit und wahrscheinlich auch kein Geld gehabt, um Markt zu halten: ihr habt ihn vor euch: den Sonntagsmarkt der Armuth.

Da liegen Brode, so groß und schwarz, daß ein zärtlicher Magen davor erschrickt und die Buttersemmel in der Tasche sich furchtsam duckt, wie die Gefährten des Odysseus vor Polyphem. Dort sind Zwiebeln, so viele und große Zwiebeln, um die ganze Welt weinen zu machen, wenn es, um diese arme Welt weinen zu machen, noch der Zwiebeln bedürfte! Jenes Grünzeug dort hat gestern auf dem Markt der Wohlhabenheit eine wohlverdiente Zurücksetzung erfahren und die Nacht grollend und schmollend zugebracht, ohne zu ahnen, daß es heute Morgen doch noch einen Beruf zu erfüllen hat. Jetzt wirft sich der schäbig gentile Blumenkohl in die Brust, zupft sein krauses zerknittertes Chemisett hervor und verachtet die Mohrrüben, die sich dort in den schmutzigen Körben langweilen: alte welke Jungfern, die gestern von keinem Cotelett auf dem Dejeuner Dansant zum Tanze aufgefordert sind. Grüne Bohnen erzählen albern kichernd, von den Heringen, die sich in den nahen Fässern, etwas Weitgereistes zu geben suchen und die Mienen von Polarexpedienten haben, während sie doch durch ihre robuste Natur, breite Rücken und dumme Physiognomien verrathen, daß sie ihre Jugend vor Swinemünde im halbsalzigen Wasser verträumt haben. Die Kartoffeln treten mit dem Selbstbewußtsein

auf, das aus dem Gefühl der Unentbehrlichkeit zu entſpringen pflegt, ſie blicken mit derſelben Sicherheit um ſich, wie Studenten oder Offiziere, die einen Ball arrangirt haben. So ſehen auch die Kartoffeln aus, als ob ſie eigentlich alle übrigen Victualien eingeladen hätten und die guten Weſen mögen ſo unrecht nicht haben!

Die Fleiſchwaaren ſind einer genauen Betrachtung wohl werth. Die Ariſtokraten unter den Ochſen, Kälbern und Schweinen tragen ihre Gebeine nicht hieher; es ſind arme Verwandte, Seitenlinien, Individuen, die einem ſiechen Alter nur durch frühen gewaltſamen Tod entgingen, welche hier den muthwilligen Fliegen zur Kurzweil dienen. Denn die Fliegen ſcheinen, wenn nicht ältere Anſprüche, ſo doch jüngere an dieſe Rohſtoffe zu erheben, als die Menſchen, Anſprüche, die um nichts ſchwächer ſcheinen, weil ſie ſo neu ſind, und die Morgenſonne ſelber ſcheint ſie zu ermuntern und ihnen mit dem vorrückenden Tage bedeutende Conceſſionen zu verheißen. Würſte mit polizeiwidrigen confiscirten Phyſiognomien, kleine Schlackwürſte mit römiſchen Naſen und verdroſſen, als ob ſie heute noch nüchtern wären, Leberwürſte, bleich und aufgedunſen, offenbar übler Laune, daß man ſie ſo frühe in ihren Meditationen geſtört hat, durch und durch leberkrank und hypochondriſch! Endlich liegen da Theile von Thieren, die ihren früheren Inhabern zum Laufen gute Dienſte geleiſtet haben, als Eſſen gedacht, aber den Menſchen zum Weglaufen einladen könnten. Nicht weit davon kleine Holzvorräthe, magere Kienbündel, Eier von einem

kleineren Hühnergeſchlecht oder von Hühnern, die ein Uebriges gethan haben und ihren Gebietern wöchentlich ein überzähliges aber winzigeres Ei für dieſen Armuthsmarkt gelegt haben.

Von alle dem zu kaufen, haben ſich Menſchen eingefunden, viele Menſchen, die durch ihre Zahl erſetzen wollen, was ihnen an Ausſehen und Beſitz fehlt. Neben einer armen Mutter ſteht ein Töchterchen, die kleinen Hände unter der Schürze verborgen — alle leeren und kalten Kinderhände ſtecken ja unter der Schürze — und beobachtet, wie die Mutter um einiges Gemüſe handelt, als ob es Lehren für das ganze Leben abzulernen gelte, als ob die ganze Theorie der Armuth an dem Kauf dieſer Handvoll Wurzeln und Peterſilie entwickelt würde!

Vor den gigantiſchen Broden ſteht ein ausgehungerter Mann und durchbohrt ein Exemplar, das er in der Hand wägt, mit dem Blicke eines Richters, der einen verſtockten Böſewicht vor ſich hat. Noch ſcheint er zweifelhaft, ob er den großen Wurf des Ankaufes wagen ſoll — kein Doktor kann tiefſinniger nachrechnen, wie lange ſein Patient noch leben wird, als dieſer Mann, bei dem Brode faſt an den Puls faßt und calculirt, wie lange es reichen wird und ob nicht Jenes dort ein wenig größer iſt, damit der kleine Junge zu Hauſe, mit den langen blonden Locken, die der Friſeur in der Jägerſtraße neulich kaufen wollte, täglich eine Scheibe mehr bekommen kann.

Auch ein Hering iſt ſchon entführt, der Flügelmann

der Tonne und zwar von einem Trunkenbold, der in seinen Armen den Rausch des vorigen Abends vergessen will. Und er geht mit ihm ab, als führte er eine Geliebte heim, um die er sieben Jahre geworben. Der Polizeibeamte aber blickt ihm einsichtig nach, denn er weiß, daß er ihn noch heute Abend da finden wird, wo er gewöhnlich zu Bette zu gehen pflegt, seinen eigenen Hut unter dem Kopf und zugedeckt vom freien Himmel und dem copernikanischen Weltsystem — in der Gosse.

Jenem Manne, der seine dünnen Haare mit einem Kamme zusammengesteckt hat und dem Niemand ansieht, daß er Tag ein, Tag aus elegante seidene Stoffe webt, die hernach um schöne Frauengestalten rauschen, folgt ein Bauer mit einem Holzwägelchen und zugleich der Neid auf hundert Gesichtern. Wie lange mag der arme Seidenwirker für diese Bereicherung seines Haushaltes gespart haben?!

Man traut nicht seinen Augen, wenn man auch Blumen auf diesem Markt sieht, freilich nicht die duftenden zierlich frischen Blüthen, die den Gensd'armenmarkt schmücken, aber doch Blumen in Töpfen und nicht in Sträußen, weil diese Blumen lange vorhalten sollen und der Armuth nicht zu rasch verblühen dürfen. Viel schlechter Goldlack und Levkojen, ein wenig von Raupen benagt, aber doch noch in Blüthe.

Schon hat ein Wesen etwas hermaphroditischer Natur, vielleicht ein Hospitalit — sein Rock sieht wenigstens wie das Geschenk eines Mäcenas, vielleicht gar

eines Beſchützers der Anſtalt ſelbſt aus und zierte einſt den Kutſcher — einen Gewächstopf erſtanden und trägt ihn ſtolz, aber vorſichtig nach Hauſe. Weder Humboldt noch Link würden dieſes vegetabile Räthſel erklären können. Einige dürften es für eine Reitpeitſche halten, die ſich zur Ruhe geſetzt, einiges erübrigt hat und auf ihre alten Tage ſo etwas wie ein Rentier geworden iſt, der in einem Topf ein ſtillvergnügtes Daſein feiern will und ſchon drei Blätter getrieben hat; Andere möchten behaupten, daß dieſe zwei Schuh lange Gerte einem unbekannten Pflanzengeſchlecht angehöre, das eigentlich nie blühe, ſondern nur zum Schrecken der Schuljugend auf Rathedern ein Schmarotzerdaſein führe, eigentlich aber doch in die Klaſſe der hautreizenden Pflanzen paſſe.

Gleichviel, blüht das Gewächs nicht, ſo wird es doch begoſſen werden, am offenen Fenſter ſtehen, wahrſcheinlich beim nächſten ſtarken Winde einem Vorübergehenden auf den Kopf herab geworfen werden und zu einer Klage Veranlaſſung geben, die den Beſitzer auf drei Tage in's Gefängniß führt — ein theures und verderbliches Gewächs.

Nun hört man es in der Entfernung läuten und eine ſeltſame Unruhe giebt ſich unter den Käufern und Verkäufern kund. Wollen ſie zur Kirche gehen? ſie ſehen nicht darnach aus. Die Mehrzahl geht gewiß nur bei den Taufen und Confirmationen ihrer Kinder ins Gotteshaus, oder auch nur in der Woche, d. h. um zuzuſehen,

wenn die Tochter eines reichen Bäckers oder Brauers Hochzeit hält.

Nein — es ist Zeit, den Markt zu schließen; die Sabbathfeier fängt an. Polizei im Augendeiser, voll sittlicher Entrüstung — es herrscht viel Sittlichkeit in der Berliner Polizei — geht mit enragirtem Gesicht umher — selbst die Backen wetteifern mit Nase und Rockkragen im schönsten Polizeiroth — es ist Zeit, zornig zu werden — die Menschheit ist zu verstockt. Aber sie hat nicht nöthig, sich körperlich zu schaden, man gehorcht, der Markt ist von selbst vorbei, denn die Sechser- und Dreierfluth hat sich verlaufen und kein Umsatz ist mehr möglich.

In kurzer Zeit hat sich die Menge entfernt, wie aufgesaugt von den dürren, durstigen Quergäßchen, versunken in Keller, gebuscht in Thüren wie Mauerritzen; elende Gespenster, die verschwinden müssen, wenn der Hahn des Gesetzes den Sonntagsanfang ausgekräht hat.

Einen Augenblick gehört die Straße dem muntern Tage, dem verirrten Schmetterling, den Hunden vor dem Milchkarren, die rachsüchtig der Katze nachklaffen, die ein Wurstfragment mit philologischer Sauberkeit in ihr Studierkatzenloch trägt; dann aber öffnet sich die glänzende Hausthür jenes großen Hauses, ein Mann tritt heraus mit Bratenrock und Bratengesicht, er stäubt ein Federchen vom Rockärmel ab, dankt nickend den demüthig grüßenden Gassenkehrern, drückt das Gesangbuch mit

Goldſchnitt unter den Arm und nimmt mit der Miene des Ekels eine Priſe Carotten, denn eines iſt ihm ebenſo zuwider als ein kleiner Miether, der am Erſten nicht zahlt — vor ſeiner Thür: der Sonntagsmarkt der Armuth.

Eine Penſionsanſtalt für Knaben.

Man wird in Reiſebeſchreibungen durch das Innere von Afrika geleſen haben, daß im Königreich Dahomey, wohin man kommt, wenn man am Thor von Timbuktu rechts abbiegt und dann den Zaun entlang geht, zuweilen Pyramiden aus Menſchenſchädeln errichtet werden; weniger bekannt dürfte es ſein, daß in Berlin, zwei- bis dreiſtöckige Häuſer aus Kinderſchädeln gebaut werden.

Der Menſchenfreund wird freilich davor zurückſchaudern, er wird fragen, warum nicht das Geſetz mit ſchneidendem Schwert dieſem Mißbrauch ſteuere, ob das etwa die Früchte der Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts ſeien?

Der Menſchenfreund kann damit getröſtet werden, daß dieſe Architectur keine wirkliche, ſondern nur eine ſinnbildlich ſo bezeichnete iſt, daß nicht aus den übereinander gethürmten kindlichen Schädelknochen ſelber, ſondern aus dem, was zwiſchen dieſe kindlichen Schädel-

knochen übereinander getürmt wird, jene Häuser erbaut worden ſind und noch von Zeit zu Zeit erbaut werden!

In der P... ſtraße kommt man durch einen großen Thorweg in ein ſolches Haus. Sein Beſitzer iſt ein Schulvorſteher, der im Verlauf von zwanzig Jahren von den Koſtgeldern ſeiner Penſionaire ſo viel erübrigt hat, um ſich Beſitzer einer Feſtung zu nennen, deren hauptſächlichſter Zweck es iſt, für kleine ungerathene Knaben aus Berlin und der Provinz, eine Detentionsanſtalt zu bilden. Es iſt nicht wahr, wenn Pſychologen und Viehzüchter behaupten, daß Zuchthausinſpectoren, Waiſenhausväter und Penſionshalter fett werden; unſer Schulvorſteher widerlegt ſie auf's glänzendſte. Nicht er, ſondern ſein Haus hat alles Fett, was der Beruf mit ſich bringt, angeſetzt. Auf die zwei urſprünglichen Stockwerke hat ſich ein Drittes abgelagert, ein Flügel iſt beim Hinterhauſe angeſchwemmt worden und im Garten iſt allmählig ein niedlicher Pavillon kriſtallartig angeſchoſſen.

Wir befinden uns im Arbeitszimmer des Gelehrten ſelber. Man ſieht ihm die Raſtloſigkeit und das Unbehagliche ſeines Bewohners an. Ein rothgebeiztes großes Stehpult an der Wand, mitten in der Stube ein ovaler birkener Tiſch, zwei Stühle und ein Bücherſchrank bilden das ganze Mobiliar. Fenſtervorhänge und einen Spiegel findet man nicht, denn in dieſes Mannes Leben ſoll Alles öffentlich ſein und Jeder hineinſehen können und er beſpiegelt ſich in ſich ſelbſt ſo viel, oder redet doch wenig-

ſtens ſo oft davon, daß jedes Glas mit einer Zinnfolie dahinter, entbehrt werden kann.

An der Wand hängt eine Fluß- und Gebirgskarte von Europa und auf dem Schrank ſtehen einige ausgeſtopfte Säugethiere und Vögel, welche die Anſtalt durch gelegentliche Geſchenke erworben hat und als koſtbare Exemplare verwahrt, die von Zeit zu Zeit den Schülern einen tiefen Blick in die Natur gewähren und bei Schulprüfungen dem Hörſaal im Hintergebäude, ein gelehrtes faſt mittelalterliches Anſehen geben. Neben dieſem Schrank ſtehen an der Erde mehrere Rohrſtöckchen von verſchiedenen Dimenſionen, die keine Geſchenke, ſondern mittelſt kleiner Silbermünzen beim nächſten Materialiſten erworben ſind und in die Naturgeſchichte der ſpaniſchen Rohrgewächſe gehören.

An dem großen Tiſche ſitzen der Schulvorſteher und ein Herr, der ſich einen Juſtizrath in ruſſiſchen Dienſten aus Hinterpolen nennt. Zwei Knaben von 11 und 13 Jahren ſitzen mit etwas verwilderten Blicken und Haaren, am Ofen auf einer hölzernen Bank, deren Beruf es iſt, die Faulpelze und Taugenichtſe der Anſtalt aufzunehmen, wenn ſie übergelegt werden ſollen, um die Speſen ihrer Unthätigkeit aufgezählt zu erhalten. Die beiden jungen Wilden haben ſich auf dieſer Folterbank mit der Argloſigkeit der Unwiſſenheit niedergelaſſen und ſcheinen keine Ahnung davon zu haben, daß vielleicht ſchon der morgende Tag einen grauſamen Wechſel in ihrem Schickſal

herbei geführt haben und ſie ſtatt in ſitzender in liegender Stellung auf demſelben Inſtrument erblicken kann.

„Wie ich Ihnen geſagt habe Herr Juſtizrath!“ ſagt der Schulvorſteher mit ſtrenger Miene, „meine Unterlehrer und ich — denn es herrſcht, wie ich wohl behaupten kann, in dieſer Anſtalt nur ein Gedanke und wir Alle geben dem einen Prinzip nach, das ich als muſtergültig durch die Erfahrung eines Lebens erkannt habe — wir dringen ſämmtlich auf Gehorſam. Es iſt die väterliche Gewalt, die das Subſtrat des Lebens bilden muß und wir wiſſen mit Milde unſeren Principien Geltung zu verſchaffen.“

„Mein werther Herr Doctor,“ antwortete der hinterpolniſche Juſtizrath, „ich ſetze alles Vertrauen in Ihre Milde. Sie leben hier im Schooße einer feinen Bildung, aber bei uns in Polen — Sie wiſſen ja wie das iſt — meine Jungen haben einen Hauslehrer gehabt — der ſpäter Huſar bei den Ungarn geworden iſt — ich glaube, ſie ſind etwas verwildert; Sie zwingen es o h n e nicht.“

„M u ß Strenge angewandt ſein,“ ſagt der Schulvorſteher mit Seufzen und einem Blick gen Himmel, „ſo werden wir ſie anwenden, wenn auch mit blutendem Herzen. Blicken Sie her, Herr Juſtizrath, alle Züchtigungen vollſtrecke ich ſelbſt, über dieſe Bank, auf der unſere beiden Lieben ſitzen, lege ich den Strafwürdigen und mit jenen dünnen Rohrſtöckchen ſtrafe ich väterlich und gelind, ohne daß des Knaben Ehrgefühl darunter leidet, denn ich bin

nicht für eine Oeffentlichkeit körperlicher Strafen, ſo ſehr ich die Oeffentlichkeit überhaupt liebe.

Bei dieſem Proſpectus fuhren die Lieben von der Bank auf, als hätte ſich der Laokoon im Schulweſen wiederholt und eine Viper um Beider Beine geſchlungen.

Wehmüthig lächelnd wie ein ſterbender Weiſer ſchüttelte der Gelehrte das Haupt und ſagte: „Bleibt ſitzen Kinder, es geſchieht Euch nichts — wie ſagt der klaſſiſche Autor? „Von der Lippe bis zum Kelchesrand iſt ein weiter Weg ....“ es wird von Eurem Betragen abhängen, ob Ihr je dieſen bittern Kelch koſten werdet.

Der ruſſiſch-polniſche Vater drückte hier dem Schulvorſteher die Hand: „Wir ſind alſo einig?“

„Ja mein Herr Juſtizrath, ſechshundert Thaler jährlich für Beide, in vierteljährlichen Raten pränumerando zu entrichten, dafür Beköſtigung, Wohnung und Schulunterricht, die Arbeitsſtunde eingeſchloſſen — die Wäſche nicht zu vergeſſen. Muſikunterricht und fremde Sprachen mit Ausnahme der franzöſiſchen, die meine Frau, wie ihre Mutterſprache redet und in der ich ſelbſt lange Zeit unterrichtete, werden beſonders bezahlt.“

„Sehr gut Herr Doktor, aber jetzt muß ich Sie noch mit einigen kleinen Fehlern der Kinder bekannt machen. Der Große ſchlägt gern.“ —

„Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen — was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht — wir werden

ihn durch die überzeugende Lehre der Praxis von der Fehlerhaftigkeit seiner Ueberzeugungen abbringen."

„Der Kleine hat einen anderen Fehler."

„Und was wäre das für ein Fehler?"

„Man spricht nicht gern davon — Alexis sieh' her — Du bist ein abscheulicher Junge — man sagt, daß es ein Uebel sei, das man auf medicinischem Wege bei Kindern und Erwachsenen heilen könne."

„Ich verstehe Sie — theils auf medicinischem, theils auf pädagogischem Wege. Mir ist stets die Heilung auf letzterem Wege gelungen, aber ich muß mir erlauben, gewisse Nebrausgaben in Rechnung zu stellen."

„So viel Sie für nöthig erachten — und nun leben Sie wohl."

„Ich sehe Sie doch noch vor Ihrer Abreise, Herr Justizrath."

„Jedenfalls, ich komme noch einmal, um unsere kleinen Geldangelegenheiten in Ordnung zu bringen und die Jungen noch einmal zu sehen — Gott, was gäbe ich darum, wenn die Mutter sie so sehen könnte — aber sie ist todt die arme Frau, sie war eine Deutsche und konnte Polen nicht vertragen."

Damit geht der russische Justizrath.

Kaum ist er heraus, so wirft der Pensionshalter auf die beiden Jungen einen Blick, wie der Scharfrichter auf den Delinquenten, wenn der Stab über ihn gebrochen ist; der ganze Ernst der berliner Pädagogik liegt in diesem Blick, es sind optische Stockprügel, es ist die Morgen-

röthe magerer Brühsuppen, ausgekochten Rindfleisches, ungebeizter Stuben und an den Kopf geworfener Bücher. Man glaubt nicht, was ein Pensionshalter Alles mit einem Blick ausdrücken kann.

Die Jungen werden abgeführt in einen scheunenartigen Schlafsaal, wo sie aus ihren Koffern die tuchenen Kleidungsstücke abliefern und in den gemeinsamen Schrank hängen müssen; die Koffer selbst werden unter ihre Betten geschoben.

Während dessen hat sich schon ein neuer Vater gemeldet, der ein Kind abliefern will, denn es sind die letzten Tage des September da und was im Sommer verdorben ist, soll im Winter gebessert werden.

Der Herr ist ein junger Kaufmann aus Berlin. Sein Herr Sohn zählt elf Jahre, trägt eine elegante blaue Jacke, einen gebrannten Kragen und trifft mit einem Kennerauge gleich die Stocksammlung. Die Berliner Kinder sind von bedeutenden Fähigkeiten.

„Ich möchte meinen Sohn Ihrer Anstalt anvertrauen, Herr Doktor!"

„Sehr angenehm, sehr angenehm."

„Meine Frau kann nämlich mit dem Jungen nicht fertig werden, sie hat sehr zarte Nerven und der Hausarzt dringt darauf, daß beständige Ruhe im Hause sei. Bis jetzt hat der Junge Privatunterricht im Hause genossen, aber es ist Zeit, daß er unter andere Kinder kommt."

Der Junge, der unter andere Kinder kommen soll,

verräth durch ſein Mienenſpiel, daß ihm andere Kinder, namentlich ſolche von der Straße, nicht ſo fremd ſind, als der Vater glaubt und macht ein Geſicht, in dem ſich die vollkommenſte Hoffnungsloſigkeit ausdrückt.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin der Eiſenwaarenhändler B.“

„Habe gehört — ſehr angenehm — gebildetes Haus — viel Muſik — Soirée.“

„Ja wohl!“ ſagt Herr B., im höchſten Grade geſchmeichelt, daß der künſtleriſche Ruf ſeines Hauſes ſogar bis in die wiſſenſchaftlichen Hallen des Knabenpenſionat's in der B . . . ſtraße gedrungen iſt.

„Meine Frau iſt ſehr muſikaliſch, ſie hat früher bei Stümer Unterricht gehabt, jetzt bei Stern, ſie iſt durchaus für eine immer noch ſteigende Vervollkommnung ihres Organes und ich geſtehe, daß wir wohl mit aus dieſem Grunde, den Knaben aus dem Hauſe geben wollen.“

„Ganz gewiß würde er bei Ihnen nur eine koſtbare Kunſtanlage in ihrer höchſten Entwickelung ſtören.“

„So iſt es, er ſoll Kaufmann werden, dabei aber ſich tüchtig in der Muſik ausbilden; ich ſelber bin Mitglied der philharmoniſchen Geſellſchaft und ſpiele das Cello, er lernt Violine, die Mutter ſpielt Piano trotz Taubert und Kullak; da hätten wir gleich das Trio im Hauſe.“

„Er hat in unſerem Muſikſaale die beſte Gelegenheit ſein Inſtrument zu üben.“

„Was die Erziehung anbetrifft, ſo hätte ich nur eine

Bedingung, diese ist Milde — Milde; die Mutter hat mir's auf's Herz gebunden, Sie darum zu bitten, Herr Doctor!"

„In unserer Anstalt — ich darf wohl sagen unserer, denn hier herrscht die innigste Gemeinschaft der Lehrer und Schüler, oder vielmehr der Väter und Söhne — ist nichts maßgebend, als wie durch sanfte Ueberredung die Mängel der Naturanlage zu überwinden sind, wie wir, indem wir durch die Liebe immer einiger werden, zugleich die größtmöglichste Vollkommenheit anstreben."

„Trefflich — sehr gut — Herr Doctor!" Dabei drückt der Eisenwaarenhändler dem Pensionshalter die Hand. Der Junge wirft mehrere argwöhnische Blicke auf die Stöcke, von denen einige, natürlich nur vom heftigen Schlagen auf Tische, oben gespalten sind.

„Geschlagen wird in meiner Anstalt nie. Diese äußersten Mittel der Erziehung sind Gott sei Dank aus unserer geläuterten Wissenschaftslehre verbannt."

„Edler Mann! ich vertraue Ihnen meinen Eduard mit unbedingter Hingebung an. Eduard ist der Mutter Augapfel, müssen Sie wissen, mir ist unerklärlich, wie Sie sich hat von ihm trennen können — aber der Arzt — die Nerven — die Kunst — Emilie ist stark, wenn es ein Unvermeidliches gilt und — es mußte sein."

Man empfiehlt sich unter Betheurungen der Freundschaft und künftiger innigster Verhältnisse und Eduard wird abgeliefert. —

Der Sonnabendnachmittag hat in Knabenpenſionen eine eigenthümliche Phyſiognomie. Sonſt iſt dieſe Zeit der Erholung gewidmet, die gewöhnlichen Schulkinder ziehen mit ihren Drachen und Botaniſirtrommeln in's Feld; die Gefangenen in den Penſionen müſſen zum Theil das in der Woche Verſäumte, durch Strafarbeiten nachholen, zum Theil müſſen ſie Muſikſtunden durchſchwitzen und nur eine kleine begünſtigte Fraction darf durch elterlichen Wunſch dazu autoriſirt, ausgehen. Wie die gefangenen Vögel ſitzen die Jungen in ihren Kerkern und ſehen den glücklichen Geſpielen nach, deren Väter zu arm ſind, um ſich ihrer Nachkommenſchaft auf dieſe wohlfeile Art zu entledigen.

In China ſetzt man die Kinder auf offener Straße aus, in Berlin giebt man ſie in Penſion.

Das Blatt hat ſich heute ſchon gewendet. Feodor und Alexis haben einſehen gelernt, daß die Bank, auf der ſie ſo arglos geſeſſen, wirklich jenen finſtern Beruf hat und ſelbſt Eduard weiß jetzt, daß die chriſtliche Liebe in ihrem Walten den Gebrauch der Rohrſtöcke nicht immer ausſchließt.

Es iſt nun die Kaffeezeit. Im Eßzimmer ſteht ein langer kahler Tiſch auf ſchrägen Füßen, der ſo eingerichtet iſt, daß ein beſonders unbeſonnener Junge ihn jedenfalls zu Fall bringen muß, damit ihm das Kaffeeſervice, eine fragmentariſche Combination von Taſſen und Kannen ſehr verſchiedenen Kalibers, zum Quartal in Rechnung geſtellt werden kann. Das Porzellanſpinde der

Frau Schulvorſteherin hat auf dieſe Weiſe ſchon erkleckliche Vermehrungen erfahren.

Die Zöglinge, etwa elf an der Zahl, nebſt einigen Halbpenſionairen, d. h. ſolchen, die nur Koſt in der Anſtalt genießen, nicht aber Schlafſtellen, ſitzen mit äußerſter Vorſicht um den Tiſch. Sie kennen dieſen Verräther, den man mit demſelben Rechte wie die Wolfsgruben, eine Falle für Knaben nennen könnte. So bald es knarrt, ſieht ſich die Geſellſchaft ängſtlich an und der Schulvorſteher, der auf eine ſeltſame Weiſe in ſeinem Geſicht, die Hoffnung auf Umſturz mit der ſtrafenden Amtsmiene zu vereinigen weiß, prüft die Opfer: wo und durch wen der Tiſch geknarrt haben mag.

Am heutigen Tage fällt er nicht, aber ein anderer Frevel iſt begangen worden. Der Knabe Aleris hat das Pflaumenmus, womit den Knaben das Brod zum Kaffee beſtrichen worden iſt, da eben in der Küche der Wintervorrath von dieſer geſunden Zukoſt eingekocht wurde, vom Brode durch die Operation des Ableckens geſchieden und einige Reſte in ſeinem Geſichte behalten, die Verräther ſeiner Unthat geworden ſind.

Der Vater der Anſtalt hat das Verbrechen des Sohnes geſehen.

„Komm' einmal her, Du Schlingel!“ donnert er, „wer heißt Dich, auf gut ruſſiſch, da lecken, wo Du eſſen ſollteſt. Biſt Du etwa ſchon ſo verwöhnt durch unſere Koſt, daß Du Brod verſchmähſt, warte, Dich will ich lehren, Dein eigenes Geſicht ſoll das warme Waſſer

dazu hergeben, Dir das Pflaumenmus um den Mund abzuwaschen.“

Der Verbrecher wird sofort abgeschleppt und man hört nach wenigen Pulsschlägen aus dem oberen Stockwerk, Töne, welche offenbar im Widerspruch mit der Behauptung zu stehen scheinen, daß in dieser Anstalt nie geschlagen wird. —

Wer sollte diese Prügelgrube wohl wiedererkennen, wenn der feierliche Tag der Schulprüfung vor den Behörden und Eltern der Kinder stattfindet?

Der Hörsaal ist festlich mit Buchsbaum und dem ersten Birkenlaub geschmückt. Die ausgestopften Thiere sind momentan mit Nägeln in Mannshöhe an den Saalwänden befestigt, die besten Fenstervorhänge sind interimistisch aufgehängt und eine Kolonne von Mahagonistühlen in erster Reihe vor einer aus Tritten aufgebauten Estrade hingestellt, damit die Lehrklassen eine nach der anderen darauf ihre eingeübten Stücke vortragen.

Schon am Abend vorher ist Kuchen gebacken worden, in den Kaffee ist wirklich Kaffee genommen und alle Rohrstöcke sind auf den Boden getragen worden, damit am Tage der Versöhnung kein Nachklang an erlittenes Leid die heitere Stimmung verdüstere.

So wie es neun Uhr schlägt, stellt sich der Schulvorsteher mit einer weißen Halsbinde an der Thür auf, die Herrschaften zu empfangen — es ist dieser Tag der einzige Lohn eines armen Lehrers für die unsäglichen Sorgen und Mühen seines schweren Berufes — so sagt

er mit einem Blick gen Himmel, der aber nur das Sparrwerk der Stube meint, das auch aus den Jungen aufgebaut worden ist.

Nun kommen sie Alle an, die „betreffenden Räthe", wie man zu sagen pflegt, der Geistliche des Sprengels, der dem Schulvorsteher mit gekreuzten Augen die Hand drückt und von diesem bis zu seinem Sitz geführt wird, die Eltern, die Tanten nicht zu vergessen, auf deren Schooß mehrere kleinere Söhne sitzen, die dereinst auch „Bank und Tisch" kennen lernen werden, bis jetzt aber ahnungslos dem köstlichen Schauspiel zusehen. Dann kommen alle Klassen, gewaschen und kenntnißreich herein, eine Violine in der Hand eines Unterlehrers giebt den Stimmakkord zu einem Morgenchoral an und die Versammlung singt: „Wach' auf mein Herz und singe dem Schöpfer aller Dinge" u. s. w. während Eduard, das Berliner Kind, welches hinten steht, den Russen Feodor so kneift, daß er zum Schöpfer aller Dinge aufschreit, welchen Mißklang ein entfernt sitzender Kapellmeister, der auch einen Jungen in der Schule hat, wohl bemerkt aber unerklärlich findet.

Dann folgt das B — a: Ba; B — a — b: Bab, von dem aus, man stückweise sich bis zur höchsten Klasse und der schwindelnden Höhe der ersten Sätze der Biographie des Miltiades im Cornelius Nepos erhebt, welche der Schulvorsteher selber behandelt und zwar um die letzte Nachmittagsstunde, wenn schon eine allgemeine Abspannung herrscht und es nur noch möglich ist, durch

den äußersten Aufwand von Vocabeln und Regeln, der gebildeten Versammlung zu imponiren.

Ganz zuletzt geht eine Aufführung eines Chores aus der Schöpfung von Haydn vor sich, die seit einem Vierteljahre vorbereitet worden ist.

Dieser Tag wird nun zu einem geselligen Abende, der das Lehrerpersonal und die fleißigsten Zöglinge an den bewußten Tisch, der aber dem Tage zu Ehren auch einmal ganz fest stehen kann, bei einem derben Pudding einem aus Schöps imitirten Wildbraten und mehreren Flaschen rother Achtgroschensäure vereinigt.

Sang man früher zum Dessert: „Was ist des Deutschen Vaterland" und „Wir haben gebaut ein stattliches Haus," so bringt es die öffentliche Meinung so mit sich, daß man jetzt das Preußen- und das Nationallied anstimmt, das die kleinen Russen mitsingen, als ob es auch das ihrige wäre; worauf eine Unterbrechung folgt, da dem jüngsten Lehrer, der noch nie so viel Wein getrunken hat, von den moralischen Anstrengungen des Tages unwohl wird und man sofort zu einer Besänftigung durch Kamillenthee schreiten muß.

Endlich ergreift der Schulvorsteher das Glas, nachdem er mit der Gabel auf den Tisch geklopft hat und spricht nach unterschiedenem Husten. „Meine geliebten Freunde und Zöglinge! Sie wissen Alle, daß in unserer Anstalt — ich darf wohl sagen *unserer*, denn hier herrscht die innigste Gemeinschaft der Lehrer und Schüler, oder vielmehr der Väter und Söhne, heute ein Tag der

innigſten Erhebung, ein Tag des Lohnes gefeiert worden iſt — laſſen Sie uns alſo ein Lebehoch dem darbringen, unter deſſen ſchützendem und rettendem Panier, wir in Stand geſetzt worden ſind, unſeren Beſtrebungen nachzugehen: es lebe Sr. Majeſtät der König!

Hoch! Hoch! Abermals hoch!

Aber meine Freunde und Zöglinge! Wie in unſe[r] Beruf der Gedanke herrſcht, ſo laſſen Sie uns [...] übergehen zu dem Gedanken, auf den ſich unſer Prin[zip] ſtützt, das ich als muſtergültig durch die Erfahrung mein[es] Lebens erkannt habe, auf den Gedanken des Gehorſams! — Eduard kneife nicht Feodor — Iſt es denn nicht eigentlich die väterliche Gewalt, die das Subſtrat des Lebens bilden muß?! und ſtreben wir nicht danach ſtets mit Milde unſeren Principien Geltung zu verſchaffen? Es lebe die väterliche Gewalt und der kindliche Gehorſam!

Hoch! Hoch! Abermals hoch!

Jetzt trennt ſich die Geſellſchaft. Der jüngſte Lehrer wird in einer Droſchke nach Hauſe gefahren. Eduard erhält vom Schulvorſteher im Fluge zwei Ohrfeigen und der gelehrte Doctor ſchlägt noch vor Schlafengehen ſein Einnahmebuch nach, das er mit dem Stand ſeiner Hypotheken vergleicht, die das eigentliche Subſtrat ſeiner väterlichen Gewalt bilden. —

Spreeconſtabler, Poeſie und Tonkunſt.

Da wo der Oberbaum die Spree durchſchneidet und die Grenze andeutet, oberhalb der unſer heimiſcher Fluß noch blau wie deutſche Treue und preußiſche Dragoner iſt, da wo ein Philoſophengang zu den Stralauer Aalen und Krebſen führt, wo der lechzende Berliner zu Maaß' Badeanſtalt eilt und die Treptowſagen zu den Feuerwerken vorbei ſtürzen, hebt eine Gegend an voll von poetiſchen Beziehungen, tiefer Lyrik; der Romanze und Ballade geweiht. Kein Uhland, kein Heine hat ſie bisher beſungen, alljährlich ertrinkt dort ein Dutzend Berliner, ohne daß ihr Tod poetiſchen Waſſermächten zugeſchrieben wird, und die deutſche Dichtkunſt hat dieſen jungfräulichen Boden noch nicht durch ihre Geſpanne beackern laſſen. Hier hauſt jetzt auf blauen Wogen ein Stamm, mächtig wie die Normannen, wahre Vikinge, kühne Streicher durch die Fluthen: die Spreeconſtabler. Der fremde Wanderer ſieht ſie vom ſichern Ufer aus bei

ſinkender Sonne die Brandung durchſchneiden, er hört ihren Geſang im Dunkel über die Wogen erſchallen und Angſt beflügelt ſeine Schritte; dieſe nächtlichen Geſtalten ſcheinen einem überſinnlichen Reiche anzugehören. Und ſo iſt es, der tiefen Wiſſenſchaft der Strompolizei gehören ſie weniger an, als dem Volksglauben. Einſt wann Berlins Architectur ſich ganz nach Weſten gewandt haben wird, wann der Oſten entvölkert da liegt und poetiſche Gebüſche in Matthiſſonſcher Wehmuth über den Trümmern von Stralau und den Ruinen von Treptow ſäuſeln, dann wird die deutſche Poeſie erzählen von jenen Kämpen, die einſt die Gegend beherrſcht haben, ihre Gelage im Eierbäuschen feierten; ein Schrecken der Spreepiraten, der Krebſe und Aale.

Um aber aus dem Ton der begeiſterten Rede in den des nüchternen Raiſonnements zurückzufallen, läßt ſich die Behauptung ausſprechen, daß die Spreeconſtabler eine Zukunft haben, daß ſie beſtimmt ſind, ein neues Moment der deutſchen Lyrik zu bilden und daß die Nachwelt einſt dem berliner Polizeipräſidio für die Begründung eines Inſtitutes dankbar verpflichtet ſein wird, das im poetiſchen Gehalt den Erlkönigen, Nixen, Zwergen, Nachtmähren, Kobolden und der andern verſöhnigen Societät deutſcher Poeſie nicht nachſtehen dürfte.

Die Gründe dafür ſind unſchwer anzugeben. Wenn die Land- und Stadt-Conſtabler als reale, nicht wegzuläugnende Größen dem Volksbewußtſein immer gegen-

wärtig ſind, wird ſich als ihr natürlicher Gegenſatz der Waſſer- oder Spreeconſtabler in dem myſtiſchen Hange zum Wunderglauben, beim Volke feſtſetzen. Alles, was von poetiſchen Anflügen an der Schutzmannſchaft haftet, und wir hoffen, daß ſie dergleichen hat, wird ſich auf ihre maritime Abtheilung werfen. Ueberſehen darf dabei nicht werden, daß ſie in einer nur ſeltener beſuchten Gegend der Stadt hauſen, und daß ſchon jetzt die Sage ihr Anrecht an ſie geltend macht, indem man nicht mit Beſtimmtheit über ihren Befehlshaber unterrichtet iſt.

Von jeher liebte es die Dichtkunſt, das Element des Waſſers mit einem geheimnißvollen Nimbus zu umgeben. Die Flibuſtier, ſonſt ein ziemlich proſaiſcher Schlag, ſind durch das Waſſer in poetiſchen Geruch gekommen, die Normannen haben Jahre lang gute Romanſtoffe abgegeben, was haben uns Lord Byron, Walter Scott, Cooper u. a. m. nicht für geheimnißvolle Thaten auf dem Waſſer vorgeben laſſen, was haben die deutſchen Dichter, wie Goethe und Schiller, nicht aus dem Waſſer geſiſcht. Bald war es ein kühner Seeräuber, der am Lande etwas liebte, und umkam, weil er wie ein Hecht, der nach grünen Erbſen aus dem Waſſer kommt, ſein Element verlaſſen hatte; bald war es ein alter König, der ſein Seidel in's Meer warf, weil keiner nach ihm Thuler Bier daraus trinken ſollte; bald war es ein Knabe, den ein feuchtes Weib hinabzog, wofür ſie nach dem allgemeinen Landrecht eigentlich nicht ſtrafbar erſcheint; jetzt

fangen Geiſter etwas im Schilf, dann wieder ſammelt ein Fiſch feurige Kohlen auf das Haupt des Arion, indem er ihn in's Trockne brachte; — dieſes Vortheiles werden auch die Waſſerconſtabler theilhaftig werden.

Schon jetzt laſſen ſich einzelne prophetiſche Blicke in die künftige Ballade thun. Ein junger Berliner angelt z. B. an der Spree in der einſamſten Gegend, natürlich um die Zeit, wo die alten Weiden gern grau ſcheinen, ein Vorwurf der Heuchelei, der auch die Katzen trifft, — da tritt plötzlich eine blaue geſpenſtiſche Geſtalt aus dem Gebüſch, im Schein des Mondes glaubt der Angler Buchſtaben und Nummer am Hute zu erblicken. Die Geſtalt fragt nach der Angelkarte. Natürlich hat der Jüngling keine; der Geiſt ſagt: folgen Sie mich! Er geht voraus, der Angler folgt ihm. Sie gehen und gehen, vorbei an Wieſen und Gebüſchen, im Mondenſchein ſieht der Jüngling mit Grauen, Conſtabler im aufſteigenden Nebel tanzen, da, nach ſtundenlangem Wandern zerfließt plötzlich die Geſtalt, der Angler glaubt einen Geruch von feinem Kümmel zu ſpüren; er ſteht am Rummelsburger See.

Nicht weniger duftig wird die Romanze ausfallen. Am Gierhäuschen wohnt ein alter Ritter — denn die Prophezeiungen der N. Pr. Ztg. ſind alsdann Wahrheit geworden — er hat drei Töchter, deren Jüngſte ihm allabendlich den Zuſchauer vorleſen muß. Um dieſelbe Zeit hört man einen ſüßen Minnegeſang zu der Melodie:

„Was iſt des Deutſchen Vaterland?" unter dem Fenſter. Der alte Ritter eilt hinunter, um dem Sänger den Ritterſchlag zu ertheilen, da tritt ihm eine blaue Geſtalt entgegen, die ihm verſpricht, ehe der Mond ſechsmal ſich verwandelt habe, ſein Feinsliеb, die Jüngſte abzuholen.

Am feſtgeſetzten Termine iſt der Alte Groß- aber nicht Schwiegervater. Das Geſpenſt ließ ſich nie wieder blicken. Man wird zugeben müſſen, daß dieſe dichteriſchen Pläne zu ſehr im Geiſte der höheren deutſchen Lyrik ſind, um für unwahrſcheinlich gehalten zu werden.

Auch für die Seetragödie der Zukunft dürfte das neue Inſtitut eine ergiebige Ausbeute verſprechen. Ein Lieutenant von der Waſſerconſtablerie, der beim Avancement übergegangen iſt, wirft den Wachtmeiſter in Ketten und erklärt dem Polizeipräſidium den Krieg. Mit einer Schaar Unzufriedener, verſtärkt durch Polen, Juden, Franzoſen und Literaten wirft er ſich auf eine Inſel unweit Treptow und wird das Schrecken der Umgegend. Man wagt in Ermangelung einer Seemacht nicht von Berlin aus ihn anzugreifen; aber der kühne Emporkömmling hat eine ſchwache Stelle im Gemüth und in ſeiner deutſchen Politik: er liebt die Tochter des Beherrſchers mehrerer Aepfelkähne und hat ſie entführt. Wie große Seeräuber und Böſewichter pflegen, iſt er ungemein ſchwach gegen das Weib ſeines Herzens und verſpricht ihr in einer Schäferſtunde, mit ihr verkleidet nach Berlin in den Propheten zu gehen, den ſie noch nicht geſehen

hat. Unterdessen wird die Garnison trotz heldenmüthiger Gegenwehr von den Aepfelkähnen aus überrumpelt und ihr heimkehrender Gebieter den Quarren und Barsen vorgeworfen; das Mädchen vergiftet sich in Reue und Verzweiflung, nachdem sie irre geredet hat, mit bairischem Bier.

Der Tonkunst kann man durch das neue Institut ein treffliches Prognostikon stellen. Es scheint gewiß, daß der Barcarole ein neuer Aufschwung bevor steht. Neapel und Venedig werden nicht mehr allein den beneidenswerthen Vorzug haben, am Gestade ihrer Meere diese reizenden Volksgesänge erschallen zu lassen, die so oft den Neid unserer Componisten erregt haben. Es ist ein Pendant zu dem zweiten Akt der Stummen von Portici für die große Oper gefunden. Der Vorhang geht auf, im Hintergrunde: das Spreeufer, einige Constabler mit Calfatern von Böten beschäftigt, andere ziehen Weißbier ab oder puzen ihre Säbel, Constablerfrauen und Mädchen flicken zerrissene Röcke oder glätten die Beulen aus eingeschlagenen Hüten: der Wachtmeister tritt auf. In einem Recitativ, von der Nothpfeife allein begleitet, giebt er eine zerfezte Stimmung kund; seine Untergebenen fordern ihn auf, ein Lied zu singen. „Wohlan! so sing' ich das bekannte Constablerlied, doch gebet Acht auf seine eigene Deutung!" Damit wäre eine neue bedeutende Situation geschaffen.

Wir schließen hiemit diese zerstreuten Bemerkungen,

die nichts sein sollen, als eine Hindeutung auf die artistische Bedeutsamkeit eines leider noch nicht genug von unseren Kunstgenossen gewürdigten Institutes. Mögen schöpferische Talente sich des dankbaren Stoffes vielleicht schon jetzt bemächtigen.

Bürgerwehr-Erinnerungen.

Als ich neulich das Chaos auf meinem Schreibtische ein wenig in Ordnung brachte und eine Anzahl zerſtreuter Viſitenkarten in ein großes papiernes Reſervoir ſteckte, in dem alle zarten Erinnerungen der Art aufbewahrt werden, fiel mir unter einer Menge unſchuldig weißer Karten, Eine auf, die abweichend roſenfarben war. Neugierig nehme ich ſie in die Hand und leſe darauf: Ein Gewehr erhalten. Commandantur. Ach! ſie erinnerte mich an den Beſuch eines wackeren Landsmannes, der damals bei der Garde diente und ſeinen Beſuch durch Abgabe jener Viſitenkarte documentirte, während ich ihm denſelben ſinnbildlich durch ein Gewehr zu beſcheinigen hatte, das er abholen kam. Ich ſah, veranlaßt durch die Karte, im Kalender nach — es war der Tag, an dem nach der Verfaſſungsurkunde die Berliner Bürgerwehr reorganiſirt werden ſollte — eine Welt von ſchmerzlichen Erinnerungen überfiel mich!

O, dies Gewehr, wie lieb war es mir geworden. Anfangs ein Gegenſtand des Abſcheu's und der Verachtung für die Köchin, die geheim in der Garde liebte, der Bewunderung und Furcht für mein kleines Mädchen, hatte es durch ſein ſanftes Betragen dieſe gemiſchten Empfindungen in Liebe umgewandelt und Aller Herzen gewonnen. Wie blitzte es in der Sonne, wie zärtlich wurde es abgetrocknet, wenn es beim Exerciren oder durch Patrouillendienſt naß geworden war, wie ſchonend ward es in die Ecke geſtellt! Wie anders ging es ihm jetzt, als früher, wo es gegenüber beim Schneider, von der Köchin an jedem Sonnabend in die Küche geſchleppt und mit Eſſig und Sand, wie Keſſel und Kaſſerole geſcheuert worden war. Früher hatte ich nur eine alte Muskete mit einem Steinſchloß, als aber mein verehrter Mitbürger, der Schneider, an den Hauptmann folgenden Brief ſchrieb, den ich vorläufig als Manuſcript drucke, ſpäter aber einer, der Dorow'ſchen ähnlichen, Sammlung authentiſcher Briefe und Reden berühmter Zugführer und Bürgerwehrmänner einverleiben werde, nahm ich ſein neues Percuſſionsgewehr, zu deſſen Abholung ich commandirt war und gab dem Hauptmann die greiſe Muskete zurück. So aber lautet der unveränderte Abdruck des Schreibens:

„Ew. Wohlgeboren

Erhalten hier mein Gewehr, mit der Bitte mich doch zu berückſichtigen, indem es mir nicht möchlich iſt militeriſche

Dinſten zu leiſten, mit meine Jahre bin ich in die fünfziger ſchwächlich von Körper meiſt immer kränklich, von meiner lezter Nächtlicher Patrolle; habe ich mich ſo erkältet das ich den Huſten noch nicht wieder los wurde ſo wie auch unkundig in den Waffen ich mache der Burchervehr iberhaupt keine Ehre indem mein Gewehr ſchon ganz verruſt iſt, und ich es auch nicht zu puzen verſtehe und bitte mich zu ſtreichen

Mit aller Hochachtung

Ihr

St.

Dies Gewehr, ſauber reſtaurirt und geputzt, das Kind meiner Sorgfalt, wurde mir in den Novembertagen abgenommen, nichts blieb mir davon zurück, als ein juchtenlederner Gewehrriemen, den ich aus meiner Taſche bezahlt habe und als einzige Erinnerung an das gute Gewehr mein Lebenlang bewahren werde. Eine gleiche Denkungsart verband mich mit ihm, es konnte, wie ich, Niemanden leiden ſehen, es haßte gleich mir den Berliner Sand, wie die Sünde und ſchleuderte erbittert beim Scheibenſchießen ſein mörderiſches Geſchoß über oder unter der unſchuldigen Scheibe in den verhaßten Sand. Nur einmal, um zu beweiſen, daß es ſeiner Natur nach eigentlich eine böſe ſchreckliche Waffe ſei und nur, durch die mildere Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts bewogen, von ſeiner Strenge zuweilen ablaſſe, entſandte es ohne mein Zuthun eine Kugel ganz oben in die Scheibe, ſo daß wenn ein Mann ſich dort hingeſtellt

hätte, derſelbe unfehlbar durch den Kopf geſchoſſen worden wäre. Lebewohl auf Nimmerwiederſehen.

Die Entſtehung der Bürgerwehr iſt bekannt. Am 20. März, Montag Vormittags, traf ich einen Bekannten, der zu mir ſagte: „Kommen Sie mit, wir wollen uns Gewehre holen!“ Ich bin nicht Bürger. „Thut nichts, Sie ſind Schutzverwandter, ich kenne Sie, Sie ſollen ein Gewehr haben.“ Am Zeughauſe war ein großes Gedränge, man lud etwa 150 Gewehre auf einen Wagen und führte ſie zu den Bezirksvorſtehern, die mit der Vertheilung beauftragt waren und an die man auch uns verwies. Wir gingen zu dem Unſrigen. Die eigentlichen Bürger, größtentheils ältere oder kränkliche Leute, ſtanden ſchon in einen Knäul geballt auf dem Hofe und empfingen die Gewehre. Als ich eintrat, empfing man mich, meines Bartes wegen, mit mißtrauiſchen Blicken. Die Nachbarſchaft wußte, daß ich Schriftſteller ſei, man mochte mich für eine Art kommuniſtiſches Ungeheuer halten, kurz ich empfing ſtatt eines Gewehres ein optiſches Mißtrauensvotum und ward an den neuen Hauptmann der Compagnie verwieſen. Dieſer, ein Schloſſermeiſter, empfing mich mit vieler Herablaſſung, es that mir wohl, den hochgeſtellten Mann mit ſeinem Untergebenen ſo gütig ſprechen zu hören, und mir fiel ein deutſcher Provinzialismus ein, der für das Wort herablaſſend: niederträchtig ſagt. Aber auch er konnte mir nicht helfen. Es waren bis jetzt etwa hundert Gewehre angelangt und vor allen Dingen mußten die Getreueſten bewaffnet werden;

es blieb für zweifelhaft Geſinnte, zu denen ich unbezweifelt gehörte, nichts als Geduld übrig. Ich fügte mich und beſchloß einen Spaziergang bei dem köſtlichen Wetter. Der Erſte, der mir begegnete, war ein Nachbar, ein ſchief gewachſener großer Braueigner, der einen großen Dragonerſäbel an einem weißen Bandelier raſſelnd nachſchleppte und ſeiner Frau, die ihm mit zwei Kindern triumphirend nachſah, vertraulich zuwinkte. Er gab ſich mir als Zugführer der Compagnie zu erkennen. Da ich wußte, daß er nie gedient hatte, ſchien mir ſeine Nähe gefahrvoll, ich begab mich daher aus dem Rayon ſeines Säbels und zog weiter. Hier begegnete ich lauter Erungenſchaften. Ein mir bekannter junger Portraitmaler, mit einem Schleppſäbel bewaffnet, ſtrich mit verächtlichen Blicken an mir vorüber und ſchien die Geſichter der Sterblichen, die er bisher nur mit ſeinem Pinſel verhunzt hatte, auch mit ſeinem Säbel zeichnen zu wollen. Auf der Schloßwache ſtanden die Mitglieder der Schützengilde: Halbgötter in grünen Uniformen: ſie bildeten ſpäter das, als Corps unter der Bürgerwehr, was die alte Garde unter Napoleon war. Die Studenten zogen bereits mit Säbeln und martialiſchen Geſichtern durch die Stadt, hatten einzelne Poſten beſetzt und exercirten hinter der Univerſität auf dem breiten Wege in kleinen Abtheilungen.

Kaum in der Königſtadt angelangt, bot ein mir unvergeßlicher Kerl, den ich von der Verfolgung eines Polizeibeamten abhalten wollte, der eben nichts weiter ver-

ſchuldet hatte, als daß er mit einem Briefe nach der Stadtvoigtei wollte, mir ein Paar Ohrfeigen an. Ich ging nach Hauſe, nachdem ich meinen Hut decorirt hatte. Man ſagte mir, der Hauptmann habe mich auf Morgen zum Empfange einer Flinte zu ſich beordert.

Um Mitternacht wurden wir durch einen gräßlichen Lärm geweckt. An der Ecke ſchrien etwa 20 mit Musketen bewaffnete Männer, der Kern unſeres Bezirks: die Garde käme! während ſie die am Tage vorher geordneten Rinnſteinbretter und Feuertinen, aufriſſen, umwarfen und ſich zu verbarrikadiren ſuchten. Nach einer halben Stunde, da Niemand kam und alle heiſer geworden waren, krochen ſie zu Bette und der Mond beſchien wieder die ſchweigende Stadt, die beſtimmt war, noch ſo viel Unſinn zu ertragen.

In den nächſtfolgenden Tagen griff das Bewaffnungsfieber in immer weiteren Kreiſen um ſich. Zunächſt überfiel es die Schulen und ihre Lehrer. Ich ſah einen Gymnaſialdirektor mit einem ungeheuren Cavalleriesäbel, die, ſtatt mit den Ausgaben des Tacitus, mit Säbeln bewaffnete Prima inſpiciren: fronte laetus, pectore anxius, wie jener Autor von Domitian ſagt. Unterdeſſen organiſirte ſich auch unſer Bezirk: ein ehemaliger Feldwebel vertrat unſeren Hauptmann, den ein wüthendes Podagra überfallen hatte und wir wurden zum erſten Patrouillendienſt commandirt. Ich kann von dieſer denkwürdigen Nacht nichts berichten, als daß wir ſechs Stunden durch die todtenſtille Stadt trabten, bis auf die Haut naß

wurden, uns an Parole und Feldgeſchrei heiſer riefen und Niemand antrafen, der Beide nicht wußte, als einige Dachhaſen, die, von ihren Märzorgien heimkehrend, uns anſtarrten und dafür von einem ungehorſamen Hausknecht den ſein Herr als Stellvertreter geſchickt hatte und der immer aus Reih' und Glied trat, mit dem Ladeſtock gezüchtigt wurden.

Der Claqueur.

Ein naturhiſtoriſcher Beitrag.

Dem aufmerkſamen Beobachter der Natur kann nicht entgehen, daß auch unter den Thierklaſſen ein Wachſen und Abnehmen ſtattfindet; wie längſt an gewiſſen Gebirgs- und Gletſcherformationen erkannt worden. So iſt, ſeit Buffon ſeine verdienſtlichen Arbeiten unternommen hat, der Vogel Dronte von der Inſel Madagaskar ſpurlos verſchwunden und dagegen eine neue Viehſpecies entſtanden: Claqueur genannt. Unſere Naturforſcher, die durch die Analyſe der Bratwürſte und Saucischen, ſowie durch Verzehrung altersſchwacher Thiere im zoologiſchen Garten ſehr in Anſpruch genommen werden, haben bisher verfehlt, jene Species vor das Forum des Secirtiſches zu ziehen. Wir holen das Verſäumte nach.

Der Claqueur gehört zu den fleiſchfreſſenden Thieren, trinkt aber nichts als baieriſches Bier. Im Aeußern iſt er ſchon oft von oberflächlichen Beobachtern mit dem Menſchen verwechſelt worden. Er hält ſich gern heerden-

weiſe zuſammen und folgt wie die wilden Pferde und Eſel einem beſonders ſtarken Hengſte, einem Führer, den er Chef der Clague nennt. An ſeinem Körper iſt er mit einem ungewöhnlich dicken Fell bekleidet, das in den Handflächen, abweichend vom Menſchen, in eine Art hornige Maſſe endet, mit der er oft ein merkwürdig ſchallendes Geräuſch hervorbringt. Dieſen Lärm erhebt er nur Abends, wenn er truppweiſe mit ſeines Gleichen beiſammen iſt, wobei ſein Oberefel ſtets das Signal angiebt. Er gleicht hierin durchaus dem Froſch und Rohrſperling. Schüchtert man ihn durch ſtarkes Ziſchen ein, ſo ſchweigt er, wie dieſe Thiere einen Augenblick, fängt alsdann aber deſto ſtärker von vorne an. Wie die Raben und Elſtern liebt er das blanke Geld und fängt kleine Geldſtücke mit ſeltener Geſchicklichkeit auf. Heerdenweiſe hat er Muth und bietet Trotz, einzeln iſt er feig und verſteckt ſich gern, wobei er eine ſeltſame Furcht vor Ohrfeigen äußert. Er läßt ſich leicht von gewiſſen Perſonen zähmen und beweiſet ſeine Anhänglichkeit alsdann durch frohes Aneinanderſchlagen ſeiner Hornhäute. Gegen andere Perſonen, namentlich gegen ſolche, die ihn nie zu füttern pflegen, äußert er heftigen Unwillen durch Ziſchen.

Er hält ſich am liebſten in den Parterre's der Schauſpielhäuſer auf und lebt ganz von den Schauſpielern, die ihn in größeren oder kleineren Heerden als Hausthier zu halten pflegen. Doch kann man ſich auch im gezähmten Zuſtand nie ganz auf ihn verlaſſen, denn er

ſchließt ſich nach Befinden der Umſtände, ebenſo wie die Tauben, gern einem andern Schwarm an. Sängerinnen hat er am liebſten, doch hat man auch Beiſpiele, daß er männlichen Perſonen Beweiſe von langjähriger Anhänglichkeit gab. Zuweilen ſammelt er Blumen und wirft ſie nach den Perſonen, die man ihm zeigt. Mit dem Stock muß man ihn nie ſchlagen, weil er ſonſt leicht böſe wird. Er gehört zu den von der Polizei geduldeten Thieren und ſcheint dies zu wiſſen, da er ſich oft in Gegenwart derſelben unverſchämt genug beträgt. Im Winter fühlt er ſich am wohlſten, während er ſich im Sommer häutet. In dieſer Zeit beluſtigt er ſich zuweilen mit Taſchendiebſtahl. Er iſt denſelben Krankheiten wie der Menſch unterworfen, nur leidet er noch außerdem an der Klauenſeuche. Heerdenbeſitzer haben deshalb vorgeſchlagen, ſeine händeähnlichen Klauen mit Eiſen zu beſchlagen. Seine Hauptfeinde ſind die Theaterrecenſenten, die ihm ſtets nachſtellen, ohne ihn vertilgen zu können. Man fängt ihn mit Freibillets und preußiſchen Viergroſchenſtücken; auf Zweigroſchenſtücke beißen indeſſen nur kleinere Exemplare an. Von ſeiner Haut iſt bis jetzt von den Gewerben noch kein Gebrauch gemacht, doch läßt ſich vorausſehen, daß bei fortgeſchrittener Gerberei man dieſelbe biegſam machen und vielleicht zu mancherlei dauerhafter Lederarbeit verwenden kann; ſie ſteht an Dauerhaftigkeit zwiſchen Rhinoceros und Elephant mitten inne. Aus ſeinen Knochen laſſen ſich Jagd- und Liebespfeifen verfertigen, mit ſeinen Haaren aber ſtopft man Sopha's und Stühle aus. Seiner

Freiheit beraubt, wird er traurig, frißt, was man ihm giebt, bezahlt Koſten und verliert die Nationalkokarde. Wenn er nicht vor der Zeit todtgeprügelt wird, ſtirbt er erſt ſpät eines natürlichen Todes. Friede ſeiner hagebüchenen Aſche.

Ein Leichenbegängniß.

Man hat oft gesagt, das Leben sei theuer in Berlin; das Sterben ist bei weitem theurer. Vielleicht ist das Begraben werden am theuersten. Für zwei und zwanzig Silbergroschen und sechs Pfennige könnt Ihr taufen lassen, für ebensoviel Thaler ist es noch so gut als unmöglich, Euch so anständig begraben zu lassen, daß Eure Nachbarschaft mit einiger Satisfaktion die Köpfe zum Fenster hinausstecken und mit Eurer Leiche zufrieden sein kann.

Wie man in Berlin sagt, man geht zu Tisch, zu Wein, zu Ball, so sagt man auch, man geht: zur Leiche; die Leichenbegängnisse rangiren demnach mit anderen Belustigungen der märkischen Menschheit, sie können von mehr oder minderer Modernität sein, man kann dabei eine größere oder kleinere Gelegenheit haben, Luxus zu entwickeln oder sich an Anderer Aufwand satt zu sehen.

Es giebt gar vielerlei Sorten unter die Erde zu kommen. Von der einfachen Methode der Charité an, wo zwei Männer in schwarzen abgetragenen Tuchröcken das corpus delicti in einem grobbehauenen Nasendrücker die Mauer entlang zum Neuen Thor auf den Krankenhauskirchhof tragen und ein tabakschnupfender Inspektor als einziges Gefolge dahinter geht, ohne daß selbst der nothwendige poetische Hund dem Armen zur Grube folgt, denn in Berlin sind selbst die Hunde gerührter als anderswo und wedeln schnell um einen neuen Herrn, wenn der Alte todt ist; bis zu dem großen Militairleichenbegängniß, wo eine Brigade der Leiche vorangeht und des Königs Wagen folgt! Diesmal betrachten wir uns eine Leiche mittleren Standes mit ihrem Appendix; ein andermal kommen wir vielleicht auf eine Geringere oder Vornehmere zu sprechen.

Schon als der Sarg einen Tag nach dem Ableben in das Haus gebracht worden ist, hat sich die Straßenjugend, unterstützt durch einige alte Weiber der Gegend versammelt und Erkundigungen von großer Genauigkeit eingezogen, wann das Begräbniß statt finden werde. Ein besonders kecker Junge hat sogar an den Handhaben des Sarges, die aus Metall gemacht sind, gedreht, um sich von ihrer Haltbarkeit zu überzeugen und einen Genickfang von dem tragenden Tischlergesellen erhalten, der seine eigene Haltbarkeit auf die glänzendste Weise in ein helles Licht gestellt hat.

So viel ist gewiß: nach den gründlichsten Forschun-

gen wird das Begräbniß am Sonntage ſtattfinden, ob um ein oder um zwei Uhr Mittags, hat ſelbſt von den beſtunterrichteſten alten Weibern nicht feſtgeſtellt werden können.

Der Verſtorbene war ein begüterter Mann, zum Theil Rentier, zum Theil Geſchäftstreibender. Seine Frau war vor ihm geſtorben und hatte ihm zwei jetzt erwachſene Kinder hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter. Er war ein guter, ja ein trefflicher Menſch geweſen, ſeine Umgebung hatte ihn geliebt und geachtet, nur die alten Weiber der Gegend hatten es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er ſich nicht zum zweiten Male verheirathet und eine von ihnen gewählt habe. Der Verſtorbene indeſſen kannte die geheimen Abſichten ſeiner weiblichen Gegner und zerriß ihre Netze, wie ein ergrimmter Löwe.

Ich hatte ihn oft beſucht; er las gern von mir, unterhielt ſich noch lieber mündlich über Welt- und Geſellſchaftshändel, trank gern in munterer Geſellſchaft rheiniſchen Gräfenberger, den er ſelbſt auf kleiner Beſitzung in ſchöner Rebe zog und ärgerte ſich gewaltig, aber immer noch liebenswürdig genug, über neueſte Politik. In letzter Zeit war er verdroſſen und ſtille geworden, er ärgerte ſich nicht mehr, ſondern ſah ſtill und gelangweilt zum Fenſter hinaus dem Gange der Menſchen und dem Zuge der Wolken nach; er goß den beliebten goldnen Wein wohl ins Glas, hielt ihn gegen das Licht und lächelte, aber er trank ihn nicht, ſondern rief nach einem Glaſe Waſſer; wenn ich kam, drückte er meine

Hand, sprach aber kaum Ja oder Nein und wenn die Zeitungen kamen, legte er sie ungelesen bei Seite. Das wunderte mich; ich blieb vierzehn Tage fort, denn ich glaubte, dem Manne der ausgebreitetsten Geldgeschäfte läge eine finanzielle Verwickelung am Herzen. Als ich wiederkam, sah ich die Fenster offen stehen, die rothwollenen Gardinen seines Wohnzimmers flatterten fahnengleich zum Fenster hinaus, die Hausknechte unterhielten sich im Flur, um die Vormittagsstunde, als ob nichts zu thun sei, die Ladenmamsells des Verkaufgeschäftes wischten sich die Augen, denn sie waren mild und väterlich behandelt worden: ich wußte Alles und fragte nur, wann er gestorben sei? Es war noch nicht vier Stunden her, daß er die Augen für immer geschlossen hatte.

Im Wohnzimmer stand noch der große lederüberzogene Lehnsessel am Fenster, in dem er verschieden war, auf einem Tischchen daneben, die letzte Hülfsflasche der Medicin, mit dem unvermeidlichen Moschus, und der Sohn des Verstorbenen, den der alte weise Vater immer kurz gehalten hatte, empfing mit höchst anständigem Trauergesicht meine wahrhaft vom Herzen kommenden Beileidsbezeugungen. Aufrichtig bekannt, sprach ich in meinen Worten mehr eigene Trauer über ein gutes, jetzt jäh zerbrochenes Verhältniß im Leben aus. Es ist *nicht Vieles* so fest im Leben, daß man über einen Bruch für immer, nicht bitter klagen sollte. Der Sohn, der ihn beerbte und aus einem Diener, Herrscher wurde, trug *Fröhlichkeit* im Herzen: ich *Trauer*. Aber ich hatte

nichts geerbt und man ſoll kein Herz in ein Dilemma bringen. Mit kalten aber höflichen Worten wurde ich ſofort „zur Leiche“ gebeten. Es herrſchte bereits mit dem neuen Herrn ein neuer Geiſt im Hauſe. Die ätheriſche Blume des oft genoſſenen Gräfenberger's war nie raſcher verduftet, als jetzt der Geiſt, den jahrelanges Walten eines rechtſchaffenen Menſchen, mühſam und gewiſſenhaft aufrecht erhalten hatte. Die abgeblühte Butterblume am Wege wird nicht raſcher von eines Knaben Mund in alle Winde geblaſen, als die ſinnige Gemütlichkeit des Hauſes.

Für mich war hier nichts mehr zu thun, als angethan mit einem ſchwarzen Frack und gleichen Handſchuhen, in einem Wagen vorzufahren und dem Verſtorbenen die letzte Pflicht zu erweiſen. Am Sonntag ſollte er zur Ruhe gebracht werden.

Es war ein Uhr Mittags, als ich anlangte. Gleich der Hausflur bot einen intereſſanten Anblick dar. Zwiſchen den üblichen ſchwarzen Leichenträgern drängten ſich die Hausarmen durch, denen wahrſcheinlich eine geheime Ahnung ſagte, daß mit dem ſeligen Herrn auch ihre Hoffnung auf Unterſtützung zu Grabe getragen, daß mit dem Sargdeckel auch die Geldkiſte des freigebigen Verſtorbenen zugeklappt werden würde. Den meiſten Lärm machten zwei Invaliden, die zuſammen auch nur ebenſoviel Beine hatten. Ein alter Leichenträger, deſſen Naſe offen Zeugniß ablegte, daß er im Angeſicht der Unſterblichkeit, ſein ſterblich Theil redlich begoſſen habe,

mit den Spenden des Begräbnißweines, verſuchte umſonſt die Beiden zu tröſten und zwar mit den blühendſten Gemeinplätzen, wie ſie nur je ein Todtengräber dem leichenredenden Geiſtlichen abgelauſcht hatte. Es war Alles umſonſt: ſie weinten aufrichtig um den alten Herrn, der Jedem wöchentlich vier Groſchen und ein Glas Branntwein hatte verabfolgen laſſen. Eine alte Frau, die ſeit fünf und zwanzig Jahren im Hauſe gewaſchen hatte und alle ihre Kinder, incluſive ihres Mannes, auf Koſten des Verſtorbenen begraben hatte und jetzt mit reiner Haube mit Trauerband und einem neuen ſchwarzen Tuche bedeckt neben den Beiden ſtand, ſchien ergebener. Sie wußte, wohin man ihren Herrn trug; er war ihr nur vielleicht tauſend Schritte voraus auf dem großen Wege und die Frau lärmte nicht. Sie erzählte nur, ſie habe den Todten waſchen und ihm das Leichengewand anlegen helfen: was ihr vorkam, als habe ſie damit eine alte große Schuld abgetragen. Eine junge Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das mit einem großen Kranze ſpielte, deſſen Zweck wohl war, am Grabe aufgehängt zu werden, feſſelte zunächſt meine Blicke.

Es war wohl das letzte Zeichen einer Dankbarkeit, die ſie zu ihres Kindes Wohl noch um viele Jahre ſpäter, zu erweiſen erlebnt hätte. Zwei alte Inventariumsſtücke von Hausknecht und Kutſcher, ſchienen jetzt erſt den Ernſt der Stunde zu empfinden: ſie erzählten ſich mit großer Innigkeit die Geſchichte des letzten Donnerwetters, das der Selige in einer ſehr übeln Laune über ſie Beide los-

gelaſſen hatte und geben ihm mit Salbung vollkommen Recht, er ſei ein heftiger Herr geweſen, aber mit jedem Jahr, das man in ſeinem Dienſte zugebracht, habe man um Weihnachten einen Thaler mehr als Geſchenk zugelegt erhalten. Beide trugen Ehemiſetts, die wie Schiffsbohlen geſteift waren und durch einen heftigen Druck, ihre beiderſeitige Trauer von Zeit zu Zeit zerſtreuten.

Im Laden ſelbſt nahm die Stimmung des Tages ſchon einen officielleren Charakter an. Hier machten Buchhalter und Commis die Honneur's des Tages; hier hatten auch einige Juden, die mit dem Seligen Holzgeſchäfte halber, zuſammengekommen waren, Poſto gefaßt und drückten heftig allen Eintretenden, die ſie nur irgend kannten, die Hände. Zwiſchen den Fenſtern ſtand ein Tiſch, der mit Weinflaſchen und Sandtorten bedeckt war und den beſagten Juden, namentlich aber dem Sohne des Einen, viele verführeriſche Gelegenheit bot, wiederholte Frühſtücksverſuche zu machen, zuweilen auch, wahrſcheinlich um den Schmerz zu übertäuben, ein Glas umzuſtoßen oder zu Boden zu werfen, was dann wieder, die Commis des Hauſes, die noch den ganzen Judenhaß der alten Schule nährten, zu dem leiſen Ausrufe begeiſterte: „Sehen Sie einmal, den verfluchten Bengel!“

In dieſem Zimmer hielten ſich auch einige böſe Schuldner des Hauſes — man konnte wohl ſagen — verborgen, denn wenn der Sohn und Erbe eintrat, ſtellten ſie ſich hinter die Commis und die Juden und kamen nur hervor, wenn er wieder hinaus war, um raſch etwas

von den Sanktorten zu eſſen und ſich des Wohlwollens des Buchhalters und der Commis von Neuem zu verſichern, als ob ihnen dies etwas gegen den Rechtsanwalt, der das Teſtament vollſtrecken ſollte, helfen würde. Oberflächliche Beobachter konnten vielleicht glauben, daß dieſe Herren hier, am Sarge ihres Gläubigers, die tugendhafteſten Bezahlungsvorſätze gefaßt hätten, wenn nicht ihre hartnäckige Inſolvenz ſchon zur Genüge bekannt geweſen wäre. Blieb man länger im Zimmer, ſo machte man die erfreuliche Beobachtung, daß die jüdiſchen Holzhändler eine theilnehmende Unruhe äußerten, ob der Geiſtliche nicht zu ſpät kommen und die Trauergeſellſchaft warten laſſen würde, worauf ſie denn, als er wirklich mit dem Küſter kam, der eine große Blechbüchſe trug, eine naive Freude äußerten und keine Ahnung davon hatten, daß die Reihe mit der chriſtlichen Büchſe auch an ſie kommen würde.

Im Zimmer neben dem Laden war der feierliche Mittelpunkt der Trauer, die eine um ſo ehrbarere Maske vorhielt, je weniger empfunden ſie war. Nur die zarte blonde Tochter des Verblichenen ſtand mit rothgeweinten Augen in einer Fenſterniſche und vergoß Thränen; mich für mein Theil, kam ſogar die humoriſtiſche Vermuthung an, dieſe Zähren ſeien nicht allein dem Vater nachgeweint, ſondern flöſſen noch einmal ſo reichlich über die unausſtehlichen Verſuche einiger Familienlaffen, ſich mit Troſtgründen liebenswürdig zu machen.

Hier konnte man auch die plaſtiſche Trauer gewiſſer

dem Hause verwandter Gewürzkrämer, Zug um Zug verfolgen, die den Tod als eine Art moraliſches und phyſiſches Falliſſement, eine Art von gewaltſamem Scheiden aus der Berliner Kaufmannſchaft zu betrachten ſchienen, weiße Halstücher trugen und lange Nägel mit ſchwarzblauen Rändern, wodurch ihre Finger immerwährende Trauer hatten.

Dieſe Herren unterſtützten den Erben, mit Handleiſtungen und Blicken gen Himmel und wurden excluſive mit altem Madeira bedient.

Endlich kam der Geiſtliche, der den Verſtorbenen nicht gekannt hatte, weil er ein Todfeind der Pfaffen geweſen war. Der Schmerz des würdigen Geiſtlichen, dieſes Mitglied der Gemeinde einſargen zu müſſen, war daher mäßig; man hielt die Faſſung des Schwarzrocks für aufrichtig. Nachdem dieſer werthe Herr ein Glas Madeira, das ihm ein Diener anbot, mit reſignirter Miene abgelehnt hatte, folgte er dem Erben in ein Kabinet, um noch einige Details über das Leben des Todten zur Leichenrede zu erfahren und — trank zwei Gläſer von dem bewußten Alten.

Jetzt folgte die Standrede zu Häupten des Sarges, nachdem ein, aus einer Avantgarde von Ladendienern beſtehender Sängerchor, zu dem der Sohn, ehe er noch Erbe geworden war, auch gehörte, mit ziemlich ſchlechter Intonation einen Choral geſungen hatte.

Das unangenehme herzbrechende Geſchäft des Sargzunageln's erregte jetzt eine allgemeine Senſation, die

Todtengräber vom langen Warten und vielem Trinken gereizt, nagelten mit Erbitterung und hieben ſich auf die Finger, die Gewürzkrämer wiſchten ſich die Augen mit den Rockärmeln und der Judenknabe wurde auf den Tod betrunken aus dem Laden in ein Hofzimmer geführt, auf einen Schreibtiſch gelegt und von zwei Commis mit Rohrſtühlen ſanft zugedeckt.

Jetzt trug man den Sarg zum Hauſe hinaus, durch eine Reihe von alten Weibern und Jungen, die ſeit zwei Stunden dieſen Moment erwartet hatten und ſowohl den Sarg, als ſeinen Ausputz höchlichſt bewunderten und das Schauſpiel erbaulich und ergötzlich fanden. Der Leichenwagen aber ſetzte ſich mit vier Pferden in Bewegung nachdem er ſeine traurige Laſt aufgenommen.

Alsbald kam eine Unruhe in die Geſellſchaft und die erſte Trauerkutſche fuhr vor.

Der Erbe verfehlte nicht mit dem melancholiſchſten Geſichte, das ſich bei dem unerwartet angetretenen Beſitz der Renten von anderthalb hunderttauſend Thalern nur irgend aufbringen ließ, ſich an der Hausthür zu zeigen. Er ſchien, ſo wie er in Berührung mit der atmoſphäriſchen Luft gerieth, von ſeinen Kräften verlaſſen zu werden, wenigſtens ſtützte er ſich mit der ganzen Laſt ſeines Körpers auf den Geiſtlichen und bedurfte der Hülfe eines Kirchendieners, der ihn nur mit vieler Mühe in den Wagen heben konnte.

Dieſer Anblick eines zwiſchen Tod und Leben ſchwebenden betrübten Sohnes brachte in dem alten Weiber-

kreise eine an Zerschmetterung grenzende Rührung hervor und eine Contraaltstimme, die einem Mitgliede des schönen Geschlechtes angehörte, welches in einem nahen Keller, die Früchte der Ceres feilbot, ging sogar soweit, den Sohn über den Vater zu setzen und die Behauptung auszusprechen: Ersterer sei durch diesen Sohn vollkommen ersetzt, dieses Herz werde sich wenn möglich noch mehr der Armen annehmen. Die tiefgreifende Anregung wurde noch durch ein nasses Taschentuch, mit dem der Erbe sich dicht am Kutschenfenster die Augen trocknete, so sehr erhöht, daß bei einigen Zweiflern, die weiche Stimmung umschlug und der Verdacht entstand, das Tuch sei zur Erhöhung des Effektes in einen benachbarten Brunnen des Hofes getaucht worden.

Einige ärmere Familienmitglieder stiegen in die folgenden Kutschen. Ihr Aussehen ließ vom Gesichtspunkt des weinenden Philosophen, sehr vieles, von dem des lachenden aus, sehr wenig zu wünschen übrig. Diese ärmeren Familienmitglieder, offenbar durch permanentes Borgen und Almosennehmen im Grund der Seele verdorben, glichen den Weltweisen, welche den Tod für ein unvermeidliches Uebel, vielleicht gar für eine Verbesserung, wenigstens für eine Einschränkung zerrütteter Finanzzustände halten. Sie hatten um so weniger nöthig, ihre Empfindungen zu verbergen, als der Verstorbene ihnen schon lange nichts mehr geliehen hatte, der Sohn darum wußte, und sie die Kutschen, in denen sie fuhren, nicht

bezahlt hatten, da selbige zum bestellten Leichenkondukt gehörten.

Es folgten nun einige würdige Greise, Freunde des Verstorbenen, die nun einen Ersatzmann an den Bostontisch setzen mußten, kummervolle Rentier's, mit apoplektischer Anlage und wattirten Ueberröcken, Männer, die in eigenen Equipagen fuhren und die beim Einsteigen behülfliche Dienerschaft mit Zweigroschenstücken begnadigten, zugleich aber, noch aus dem Schlage heraus, diktatorisch die Bedingung stellten, daß die unberufenen sogenannten „Kutschenaufmacher," welche bei allen Begräbnissen und Hochzeiten, hinten auf die Tritte springen sofort von denselben hinuntergeworfen oder gepeitscht werden sollten. Eine conditio sine qua non, die der gesammten Zuschauerschaft als ein frecher Eingriff in die Rechte der Nation auf Arbeit erschien.

Sobald der Letzte dieser Herren in seinen Wagen gestiegen war, drangen die schon angeführten Juden mit sanfter Gewalt mit in seinen Wagen und legitimirten sich, bei der Unwahrscheinlichkeit der Aussage, wenn sie sich für Verwandte ausgegeben hätten, als intime Geschäftsfreunde, während der Jüngste und Kühnste von ihnen, zum Fenster hinaus auf den Bock rief: „Kutscher, fahr' zu!"

Die Letzten waren die bösen Schuldner, welche bis dahin unsichtbar, nachdem die Hauptperson im Wagen war, mit vieler Sicherheit hervorkamen und die alten

Weiber, ſo wie etliche Jungen wegſtießen, ohne ſich an die beleidigenden Gegenreden zu kehren. Sehr bezeichnend war hierbei der Plan, in dem ſie vollkommen einig waren, unmittelbar vor dem Thor aus dem Leichengefolge rechts abzubiegen. Einmal, um nach vollendeter Feierlichkeit, bei der Wiederkehr weltlicher Gedanken, den Erben nicht an ihre Perſönlichkeiten, nebſt den damit verknüpften unabgewickelten Geſchäften und reſtirenden Saldo's zu erinnern, dann um die einmal gemietheten Equipagen zu einer Spazierfahrt mit Diner, nach Charlottenburg zu benutzen.

Ich beſchloß, ihrem Beiſpiel zu folgen, wenn auch ohne die weiteren Conſequenzen daraus zu ziehen. Genug hatte ich geſehen von der Komödie, welche von unſerer verfaulten Civiliſation noch Angeſichts des Todes fortgeſpielt wird, um Widerwillen und Ueberdruß; genug von der wahren Theilnahme der unverdorbenen Einfachheit und Armuth, um Kummer und Theilnahme zu empfinden.

Warum ſollte ich folgen? etwa um das prächtige blumengeſchmückte Erbbegräbniß mit den marmornen Gedenktafeln zu ſehen? Die von vielem Gebrauch klapprige Rede des Geiſtlichen, abraſſeln zu hören? in meine Taſſe endlich von den Blech-Bettelbüchſen der Kirche, Breſcheſchießen zu laſſen?

Nachdem ſie den Mann, den ich geſchätzt, mit den Füßen voran, hinaus getragen hatten, war das Haus

ſelber für mich ein zugeſchüttetes Grab geworden. Die alte Firma über der Thür, war gleichbedeutend mit der Grabſchrift über ſeinem Sarge. Ein alter luſtiger Bruder war ein ſtiller Mann geworden — ich habe die Schwelle nie wieder betreten.

Eine Studentenerinnerung an Alex. v. Humboldt.

Er wurde am 14. September 1849 80 Jahr alt. Wir haben ihn nun schon lange nicht mehr öffentlich gesehen. Ist es das Alter oder das Zeitalter, was ihn an das Haus fesselt; seitdem er Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite wurde und nach der Eisenbahn fuhr, um dem Ordensmahle in Sanssouci beizuwohnen, haben wir ihn nicht mehr auf der Straße getroffen.

Wenn wir als junge Studenten uns um 9 Uhr Morgens im Winter 1834—35 in das Auditorium Nr. VIII drängten, wo Boekh um die Stunde griechische Literaturgeschichte und Alterthümer las, wurde im dunkeln Corridor auch ein kleiner, weißhaariger, alter sehr vergnügter Mann in einem braunen langen Röckchen, von den „Studiosibus", wie das Volkslied deklinirt, in den Saal gedrängt; dieser Mann war der studiosus philologiae Alexander von Humboldt, der hier, wie er

zu ſagen pflegte, nachholte, was er in der Jugend verſäumt hatte. Erkannten wir ihn im Saale, ſo wichen wir ihm ehrerbietig aus, denn obgleich wir vor Niemanden, am allerwenigſten aber vor Profeſſoren Reſpect hatten, machte Humboldt hierin eine Ausnahme, denn er wußte „hölliſch viel.“ Der deutſche Studioſus reſpectirt dieſen Faustzug noch ſtets zu ſeiner eigenen Ehre. Im Auditorium hatte Humboldt auf der vierten oder fünften Bank in der Nähe des Fenſters ſeinen Platz, wo er aus einer unſcheinbaren Mappe etwas Papier hervorzog und nachſchrieb. Beim Nachhauſegehen ſchloß er ſich gern an Boekh an, um gleichſam geſprächsweiſe aus der alten Welt, auf ſeine geiſtreiche Weiſe irgend eine logiſche Brücke in die Gegenwart zu bauen.

Es war da ein Student im Collegium, der ſich ſpäter als ſtaatswiſſenſchaftlicher, oppoſitioneller Schriftſteller einen Namen gemacht hat, damals aber von uns ſeines dummen Ausſehens wegen „Moſcherosch,“ zu deutſch Kalbskopf, genannt wurde.

Da Moſcherosch meiſtens zu ſpät kam, war es Styl, ihn mit einem grandioſen Tusch von tramplenden Füßen zu empfangen. Einſt kam Humboldt zu ſpät, es war der Moment, wo Moſcherosch zu erſcheinen pflegte. Alles ſchwarrte, ohne von den Heften aufzublicken, unbarmherzig und Humboldt ſichtlich beſcheiden und verlegen an ſeinen Platz. Der Irrthum klärte ſich indeſſen in demſelben Augenblicke auf und machte einem lächelnden Murmeln Platz.

Auch das Collegium Ritters über allgemeine Erdkunde beſuchte Abends Alexander von Humboldt und das Wetter konnte noch ſo ſchlecht ſein, der greiſe Gelehrte fehlte nur höchſt ſelten. War er ausnahmsweiſe aber einmal nicht da, ſo hieß es unter uns, in dem Studentenjargon: „Alexander ſchwänzt heute das Colleg', weil er bei Königs zu Thee iſt.“ Einſtens citirte ihn Karl Ritter bei Gelegenheit einer wichtigen geographiſch-phyſikaliſchen Frage; Alles ſah auf Humboldt und er ſchmunzelte wieder mit ſeiner gewohnten Bonhommie, wodurch eine höchſt gemüthliche Stimmung unter den jungen Leuten entſtand. Man fühlte ſich gehoben durch die Nähe des großen Denkers und fleißigſten Menſchen; man ſah ſich gleichſam mitarbeitend und ſtrebend in ein großes wiſſenſchaftliches Treiben verſetzt. So imponirte dieſe unſcheinbare Perſönlichkeit, durch ihren ruhmvollen Strahlenkreis.

Wieder ſahen wir Alexander von Humboldt aus einer kleinen grün- und ſchwarzlackirten Kutſche, beſpannt mit ein Paar alten Braunen, im Schloßhofe vor der Treppe ausſteigen, die zu den Zimmern des jetzigen Königs, damaligen Kronprinzen führte. Er trug die Kammerherrn-Uniform, einen blauen Frack, mit umgeklapptem rothen Kragen, und ſah mit dem goldenen Schlüſſel bei weitem nicht ſo gut aus, als am Vormittag in der Univerſität.

Es gefiel uns nicht, daß er „zu Hofe“ ging, eben ſo wenig als es uns wohlthat, wenn uns Henrik Steffens, der zuweilen junge Leute, die an ihn empfohlen

waren, beim Thee duldete, um 8 Uhr Abends entließ, ſobald er den königlichen Wagen vorfahren hörte. „Meine Herren, wir müſſen uns trennen, ich bin zur Unterhaltungsſtunde bei der Prinzeſſin *** befohlen.“ Man würzte, wie Thee mit Arrak, ſo die Hofzirkelgeſpräche mit einigen Tropfen der dunkelfluthenden Phantaſie des begeiſterten Naturphiloſophen. Wir wußten von Humboldt, daß er nur des Prinzen Freund war, wir ſahen ihn auch ſpäter in dem uns mißfälligen Kammerherrnrock in der königlichen Loge, wie er einmal einer anderen, noch immer wenig populären Hofchargé, ſie ignorirend, den Rücken zukehrte; aber es erheiterte uns doch am meiſten, wenn es hieß: Alexander v. Humboldt iſt nach Paris gereiſt, um ruhig arbeiten zu können.

Hie und da hatte Einer der Commilitonen, eins dieſer tauſend Billetchen, die Alexander von Humboldt ſtets auf dem Knie zu ſchreiben pflegte und die deshalb alle ſchief herunter gehen. Es giebt wohl keinen Gelehrten oder Schriftſteller, der nicht die kleine wunderliche Perl- oder Demantſchrift kennt. Der große vielbeſchäftigte Mann beantwortet alle Briefe ſeiner durch die ganze Welt gehenden Correſpondenz ſelbſt und — auf der Stelle. So ſehr er mit allen vorſündfluthlichen Reſten vertraut iſt, auf ſeinem Pulte, in ſeiner Correſpondenz giebt es dergleichen nicht.

Wir bewahren noch zur Erinnerung ein Blättchen, worin er einem armen Apotheker auf ſeine Bitte um Protection, umgehend antwortete, er ſelbſt könne ihm

nicht behülflich ſein, wohl aber ein Freund, an den er ihn als Gönner adreſſire, denn das war damals auch ein ſtehender Glaube in der wiſſenſchaftlichen Welt in Berlin, daß Alexander von Humboldt — allmächtig ſei. Allwiſſend dürfen wir ihn in rein menſchlichem Sinne allerdings nennen.

Märkiſche Badeörter.

Neuſtadt, Falkenberg und Freienwalde.

Auf der Berlin-Stettiner Eiſenbahn beſteht eine weiſe Einrichtung der Direktion, der zu Folge Sonntags früh ein Extrazug abgeht, um den Berliner mit den drei Badeörtern bekannt zu machen, die zuſammen unter dem Namen „die märkiſche Schweiz", weniger in Europa, als in Berlin ſelbſt, berühmt und beliebt ſind.

Aus E. T. A. Hoffmann's Novellen hatte ich geleſen, daß der Geſundbrunnen von Freienwalde einer von denjenigen ſei, der in ganz beſonders ſchweren Fällen Geneſung des Leibes, wenn auch mit ſtarker Erſchütterung des Organismus, bewirke; ich fand demnach meine Neugierde, dieſe außerordentliche Heilquelle perſönlich kennen zu lernen, zu entſchuldigen und fuhr am Sonntagmorgen von Berlin ab.

Die Temperatur hatte nichts Sommerliches; das Thermometer zählte nur 12 Grad Wärme; zu viel um zu frieren, zu wenig um ſich behaglich zu fühlen. Es durch-

fröſtelte Alle ein wenig, nur nicht den Maſchiniſten und den Heizer: ſie ſaßen ja wie der Knabe „an der Quelle.“ Durch hiſtoriſch-philoſophiſche Beobachtungen iſt aber zur Genüge dargethan, daß da, wo das Feuer der Begeiſterung und Jugend nachläßt und die Sonne ihre verdammte Schuldigkeit nicht mehr thut, zwei Röcke eine weiſe Ergänzung der elementaren Kräfte bilden — und ich hatte zwei Röcke. Von Reiſemerkwürdigkeiten kann ich jedoch meinen Freund Leſer nicht unterhalten; eine Dampffahrt iſt zu wenig geeignet, romantiſche Betrachtungen über Alterthümer oder wiſſenſchaftliche Forſchungen anzuſtellen. Man wird eben hingeſchleppt als ein gedankenloſer Ballen. Schon die Unmöglichkeit des Herausſpringens, des Anhaltenlaſſens, das gänzliche Abgeſchnittenſein von den Lenkern des Fuhrwerks hat für das Individuum ſo viel, den menſchlichen Stolz und alle Träume von Freiheit Demüthigendes, daß ich auf Eiſenbahnreiſen allen Trotz der männlichen Natur, ſoviel davon mir noch Leben und Polizei gelaſſen hat, aus den Winkeln der Seele hervorkratzen muß, um nur nicht in die Gedankenloſigkeit eines Güterballens zu verſinken. Da ich aber meiſtentheils nur ganz Golli bin, ſo habe ich auch bis jetzt noch nicht den Unterſchied von Perſonen- und Güterzügen begreifen können und nur den Vortheil der letzteren: verſichert zu ſein, vollkommen eingeſehen.

In Bernau ſiegte ein wenig die menſchliche Natur über das Packweſen. Die alten braunen Thürme blickten

ſo gemüthlich über allerlei Kirſchgärten, wir hielten ſo ſanft an dem Perron der Station, daß mir beim Namen des Ortes die ſchöne Agnes Bernauerin und ihre goldenen Haare einfielen. Armes Weib, wenn es ſtrafbar war, einen Fürſtenſohn zu lieben, ſo haſt du ſchwer gebüßt, durch deinen Tod, durch die Verfolgungen vieler deutſchen Tragiker und Novelliſten, und dadurch, daß dieſe Stadt im niederbarnimiſchen Kreiſe, an deinen berühmten Namen erinnert. Am härteſten aber büßteſt du, als Dr. Schiff in ſeinem Trauerſpiel ſang: „O Agnes, quäl dir nicht den Schein der Unſchuld an“ und der verworfene Schauſpieler bei der Recitation dieſes Verſes hinter nicht ein Komma ſetzte. Du, o Agnes überlebteſt das Trauerſpiel deines Daſeins, du, o Schiff aber das Daſein deines Trauerſpiels!

Unterdeſſen kamen wir bei Neuſtadt an. Heinzelmann, der Naturdichter und ehemalige Beherrſcher des Elyſiums, lebt hier als Reſtaurant des Bahnhofes. Seit ſein Elyſium in Berlin verſchwunden iſt und die Bendlerſtraße drüber weggeht, hat es ihn in tiefſter Seele erſchüttert. Jetzt wohnt er lieber hart an der Metallſtraße, und iſt wenigſtens vollkommen ſicher, daß eine neue Straße ihn nicht noch einmal von Haus und Hof vertreibt.

Hinter dem Bahnhofe wimmelte es von Berlinern und Neuſtädter Fuhrleuten. Wie aber der Berliner unterwegs ein ganz angenehmer Geſelle iſt, zu Spaß aufgelegt, mit Appetit geſegnet, grob und energiſch beim Akkordiren; ſo ſaß ich zehn Minuten ſpäter mit einigen

guten Leuten von hier, in einer Chaise und rollte durch die kleine hügelige Landstadt der märkischen Schweiz zu.

Die Sonne blickte verstohlen in milder Wärme durch die zarten Wolken, im Laubholz flüsterten leise Stimmen der Blätter, die Mohnfelder hatten ihre rothen und weißen Sonntagsröcke angezogen, von Ferne hörte man im Felde die Glocken, Landleute gingen mit ihren Gesangbüchern zur Kirche, ein paar Zugochsen im Joch knieeten am Wege und sahen dem Bächlein nach, das seitwärts zwischen Erlengebüsch von den Waldhügeln kam und über die Höhen sah man fern die Oder blitzen und dahinter blaugrüne Fichtenberge. Es fiel einem die ganze große Stadt mit ihrem Jammer von der Brust.

Und weiter ging es durch schöne Dörfer, vorbei an gesunden blonden Bauernkindern und der Katze, die auf dem Fichtenzaune saß und die Pfoten leckte, weil Gäste kamen; vorbei an den Kirchhöfen, wo so beschränkte Existenzen begraben liegen, daß Leben und Tod kaum ein Wechsel scheint, vorbei an Wegen, die ins Holz führen, an glücklichen Wegen, die wie der Mensch aufhören: im Grünen.

Bald kamen wir in Falkenberg an, etwa auf dem halben Wege zwischen Neustadt und Freienwalde. Es gehört hier nicht viel Phantasie dazu, sich in die Vorberge Schlesiens zu versetzen. Fehlt auch am Wege der hohe schroffe Fels, in der Tiefe das über Steintrümmer rauschende Gebirgswasser mit der Forelle, so schneidet doch eine tiefe Schlucht hart am Wege [illegible]ab

links ſtrebt er hoch genug empor, um dem Wanderer der Fläche, der noch vor drei Stunden in dem platten Berlin ſaß, zu imponiren. Das Dorf liegt theils am Wege, theils unten in der grünen Thaltiefe; rechts ſteigt Laub und Nadelholz gemiſcht in üppigſter Friſche der Vegetation die Höhen hinan. Der beſuchteſte Punkt, der Paſchenberg, lockte auch uns an: er verhält ſich wirklich zum Kreuzberge, wie der Montblanc zum Brocken. Oben liegt ein Hospitium, grade nicht von Mönchen bewohnt, aber doch von einem luſtigen Bruder von Wirth, der den Leib erquickt und jeden bei der herrlichen Ausſicht für die Seele ſelber ſorgen läßt. Dieſen Proſpekt hatte ich nicht vermuthet. Man empfindet ein Gefühl der Scham, wenn man ſich ſagt, daß man ſo oft weit weg von Berlin, zu anmuthigen Gegenden geflohen iſt, und hat doch dieſe Umgegend der Reſidenz, in ſo wenigen Stunden erreichbar, bis dahin vernachläſſigt. Man blickt die waldige hohe Hügelkette entlang; an einem Vorſprunge ſteht die Stadt Freienwalde mit ihrem alten Thurme und weißen Häuſern aus dem Dickicht, waldige Höhen ſchließen den Horizont, dazwiſchen das Oderthal, leider wie ein grünes feines Tuch, zerfreſſen von leidigem Sumpf. Vielleicht ein anmuthiger Anblick für den Naturfreund, für den ernſten Betrachter von menſchlichem Wohl und Wehe aber ein Schandfleck der Gegend. Millionen liegen hier zwiſchen Schilf und Riedgras ohne Zinſen, Tauſende von Ackern des herrlichſten Waizenbodens werden jetzt nur von wilden Enten bewohnt.

Wenn einſt dieſe pontiniſchen Sümpfe trocken gelegt wenn die Oder auf ihr Bett beſchränkt ſein wird, dann muß das Auge von dieſer Höhe aus, herrlichen wogenden Aehrenfeldern begegnen und wo jetzt matte Silberſtreifen ſich durch die blaugrauen harten Gräſer, die Menſch und Vieh verachtet, ziehen, werden hochgethürmte Wagen den Erntefegen zur Scheune führen. Ihr Männer der Macht, in jene Tiefe werft die Millionen des Schatzes, ſie werden verzehnfacht zu euch wiederkehren und ihr, die ihr in fernen Landen Brod ſucht, hier liegt es, zwar noch verſchlammt und ungeſund; aber bleibt, es muß euch werden und es wird euch werden.

Unten im Ort ſieht es gar wohlhabend aus. Der dicke verbrannte Wirth am Fuß des Berges ſteht in ſeiner Thür, raucht ſeine lange Pfeife und protegirt zuweilen mit gnädigem Blicke einen Gaſt, der vor der Thür auf der Bank ſitzt, ein Frühſtück erſtrebend. Der Glückliche bedarf der Gäſte nicht, man ſieht, daß hier kein Recht, daß nur Gnade herrſcht. Nur mit ſteifer Grandezza entwickeln ſich die einzelnen Momente des Frühſtückes; die Termine des Civilprozeſſes folgen nur wenig ſchneller auf einander. In der Küche klopft die alte Landköchin mit weißer Mütze und ſchwarzem Kopftuch bedächtig die Coteletts; gelegentlich erhaltet ihr einen Krug köſtlichen Grünthaler Biers, daß in der Nähe gebraut wird, ſpäter werden friſche Semmeln gebracht, der Wirth betrachtet euch unterdeſſen von Zeit zu Zeit, ob ihr ſeiner Gnade würdig ſeyd; ihr beluſtigt euch köſtlich, indem ihr die

Würde des Hausbahns mit dem Hausherrn verglichen und Familienähnlichkeit fänden: aber am Ende hatt ihr doch trefflich und billig gefrühstückt.

Da die Reisegefährten bemerkten, daß es Zeit sei, nach dem Badeorte Freienwalde aufzubrechen, wenn man noch auf dem Brunnen zur Zeit der Promenadenzeit für die elegante Welt eintreffen wollte, so beeilten wir uns. Ich empfand einen unwiderstehlichen Kitzel, das mit anzusehen. Ohne sie zu kennen, schwärmte ich für die Honoratioren von Freienwalde: ich witterte Humor.

Am Fuße einer herrlichgrünenden Waldhügelkette entlang, schlängelt sich der Weg von Falkenberg nach Freienwalde. Häuser und Gärten liegen an den Abhängen und je rettungsloser links des Weges, menschliche Arbeit im Sande der Oderfluth begraben wird, desto segensreicher netzt Thau und Regen die sonnenwarmen Gräser und Bäume auf den Gipfeln der Höhen. Doch wohnen auch hier die Leute nicht ganz sicher, und kurz vor Freienwalde lag oben an einem Berge an jäher Stelle eine strohbedeckte Hütte, deren Fundament den Abhang hinuntergerutscht war, so daß sie kläglich halb in der Luft hing, ein jämmerliches menschenleeres Nest. So darf der Mensch den Bergen nie ganz trauen und es können ihn Erdstürze begraben, er mag in Helvetien oder im barnimischen Kreise wohnen. Nach einstündiger Fahrt kamen wir in Freienwalde an und begegneten sogleich den üblichen Genod'armen

und Steuerbeamten; doch gewann der Ort in meinen Augen dadurch, daß ich keine Conſtabler ſah.

Vielleicht macht aber die politiſche und ſociale Richtung dieſer barnimſchen Fluren jenes große wahrhaft bürgerliche Inſtitut nicht nothwendig. Wenigſtens ſcheint die Bewegung eine durchaus auf friedliche Zwecke gerichtete, was ich, wenn anders mir erlaubt iſt, eine kühne Combination zu machen, aus dem Umſtande ſchließe, daß der Oderbruch und die Gegend um Freienwalde die beſten Ammen nach Berlin liefert: wie wir denn ſogar bei unſerer improviſirten Geſellſchaft einen Herrn hatten, der für ſeinen Hausbedarf eine derartige Dame aufſuchte und nach wenigen Stunden fand.

Der Ort iſt hügelig, wie es einem Gebirgsſtädtchen geziemt, und Roſenſtöcke in herrlichſter Blüthe vor den Häuſern ſtanden ſeiner ländlichen Phyſiognomie gar wohl.

Wir wandten uns nach dem eigentlichen Geſundbrunnen, der auf einem der Commune gehörigen Grundſtücke vor der Stadt in einem Thale hart unter dem Kapellenberge liegt. Hier ſah ich die erſten Freienwaldenſer von Diſtinction, denn einige Kinder, deren Naſen unter dem drohenden Einfluß der Ruſſification zu ſtehen ſchienen und einen furchtbaren Demokratenkopf, der ungewaſchen und ungekämmt darüber finſtere Betrachtungen anzuſtellen, aber nicht zu wiſſen ſchien, wie tief ruſſiſch es in ihm ſelber noch dämmerte, rechne ich nicht hierher.

Die ſtolzen Blicke dieſer Freienwaldenſer ſchienen mir von einem Irrthum der menſchlichen Natur herzu-

rühren, der leider nur zu verbreitet in der Welt iſt. Die zahlreichen Sommerbeſuche aus Berlin hatten offenbar den Wahn in ihrer Bruſt erzeugt, man komme, nicht um ihre Gegend, ſondern ſie ſelber, ſie: die Freienwaldenſer zu ſehen. Stolz im Beſitz einer ſo wunderbaren Heilquelle, ein Stamm von freien Alpenbewohnern, ſahen ſie auf uns Bewohner des flachen Landes mit der Verachtung unabhängiger Männer herab: der Landrath des Kreiſes fiel ihnen in dieſem Augenblicke nicht ein. Hier kam ein weißbärtiger Patriarch, eine Art von Attinghauſen, mit mehreren jungen Töchtern des freien Landes — man hätte zu ihrem Aufzuge den Kuhreigen ſpielen mögen; dort führte ein junger Rubenz eine ſchöne Bertha, deren Stammſchloß im Oderbruch lag, am Arm: hier gingen Melchthal und Walther Fürſt in Fracks, die leider ihre Gebirgsnatur in den hochaufſtehenden Kragen nicht verläugnen konnten, mit Stöcken in den Händen, die ohne die großen elfenbeinernen Knöpfe nichts geringeres als Alpſtöcke geweſen wären. Nur Stolz ſchien nicht ein Fehler des Landſtriches zu ſein, denn je nach hundert Schritten fand ſich ein „Bua“ ein, der mit eherner Unverſchämtheit bettelnd neben dem Wagen herttabte.

Am Brunnen ſelbſt wurde Halt gemacht: ich nahm den Hut ab, denn ich befand mich an heiliger Stätte. Ein kleiner gemauerter Brunnenkeſſel, ſorgfältig zugedeckt, verrieth mir, daß hier die Stelle ſei, wo die Natur eine ihrer größten Gaben verſchwenderiſch der Menſchheit ertheile. Nahebei lag eine unförmliche aus Stein gehauene

Weibsperſon mit einer vausbäckigen Creatur. Die Mama ſtützte ſich auf ein Gefäß, aus dem der Quell in eine darunterſtehende Vaſe floß. Ich hatte die Nymphe des Ortes und ihren älteſten Jungen vor mir. Eine Bank lud den Wanderer ein, ſich niederzulaſſen, wenn er etwa nicht weiter gehen wollte. Vor dieſer Bank ſtand ein mit weißer Oelfarbe angeſtrichener Tiſch, den man nicht oben, ſondern vorn öffnen mußte, wenn man in den Beſitz von zwei Gläſern kommen wollte, die zum freien Gebrauch der armen leidenden Menſchheit hier aufgeſtellt waren. Eine ſolche Heilquelle in der Mark ſchien mir zu merkwürdig, als daß ich nicht wenigſtens kurze Zeit ihre Beſucher und wenn möglich ihre Wirkung beobachtet haben ſollte. Ich ſetzte mich und wartete. Es währte auch nicht zu lange, ſo kamen zwei junge Leute, nahmen die Gläſer und tranken mit ſo feierlicher Miene, wie ich nur je einen gichtiſchen Alten den Sprudel zu Karlsbad trinken ſah, dann kam ein Handwerksburſche, ließ ſich von der Nymphe des Ortes ein Glas Waſſer und von mir einen Silbergroſchen ſchenken und ging; zuletzt langte Attingbauſen mit den Töchtern an. Nachdem dieſe vorausgegangen waren, ergriff der Patriarch den Becher — in ſeinen Händen veredelte ſich die Form des Bierglaſes — ſchöpfte, trank und ſegnete. Jetzt konnte ich nicht länger widerſtehen.

Vorſichtig näherte ich mich, als Attingbauſen fort war, ſpülte das Glas aus, denn meine Pietät gegen den Greis ging nicht ſo weit, nach ihm ohne Weiteres zu

trinken und ſchöpfte. Es war ein ſanftes Wäſſerchen; ich hatte es mir wohl gedacht. Ein ſchwacher wehmüthiger Geruch nach faulen Eiern; ein leichter Geſchmack nach Tinte, das war Alles; nichts als ein Quell, der über Eiſenocker rinnt, wie wir ihn am Wege wiederholt klar zu Tage liegend geſehen hatten. Nach jenen beiden Indicien hätten wir auch in Berlin ſo manchen Geſundbrunnen. Und doch ſcheint der Quell oder der Glaube des Menſchen in früheren Zeiten ſtärker geweſen zu ſein. Unter der Halle für die Trinker, hängen über einer Thür, Votivtäfelchen Leidender und hier Geneſener. Alle waren von ſchweren Gebreſten nach kurzer Zeit geheilt worden. Leider zeigen dieſe Wunderkuren nur bis zum Jahre 1717; von da an ſchweigt die Geſchichte des Brunnens.

In dieſem Augenblicke entriß mich ein fernes Läuten meinen Betrachtungen, die Table d'hote war eröffnet. Ein großer mit Blumen und Kränzen geſchmückter Saal umfing ein Tiſchchen, an dem für ein Dutzend Perſonen gedeckt war. Die Blumen und Kränze galten dem Geneſungfeſt Sr. Majeſtät, das am Nachmittag feſtlich begangen werden ſollte, das Tiſchchen uns.

Hinten im Saale, in der Ecke einer Eſtrade ſtanden ein Contrabaß nebſt zwei Pauken, wie finſtre Gewitterwolken am Horizont; ich durfte ihr Losbrechen nicht mehr erwarten. So ſpeiſten wir denn, ein alter Militair, in ſeinem Ehrgeiz durch Podagra und eine kleine Penſion einigermaßen gebändigt, ein Herr von bürgermeiſterhaftem Anſtande, ein reizendes junges Paar wie Mars und Ve-

nus und ein Herr von unbeſtimmtem Air. Ich gehöre zu den unglücklichen Perſonen, auf denen, wie auf dem Sohne des Lajos, ein finſterer Fluch laſtet: dieſer Fluch beſteht darin: Perſonen für Wirthe und Kellner zu halten, die keine ſind. Ich beſtellte bei dem Herrn von unbeſtimmtem Air, verleitet durch ſeinen gebietenden Ton gegen den Kellner, eine Flaſche Rothwein, wie ich ſchon Morgens in Neuſtadt von einem Herrn aus Berlin ein Butterbrod gefordert hatte. Glücklicherweiſe hatte der Kellner meine Bitte gehört und gewährte mir meinen Eſſigbedarf, als ſpäter jener Herr, unbeſchadet der Dame und der übrigen Gäſte, zwei kleinen neuen Häringen, die beſten Stücke aus dem Leibe ſtach und ſie weiter gehen ließ als traurige Fragmente, ganz Kopf oder Schwanz, ſah ich meinen Irrthum ein: er war ein Gaſt von der Sorte der kleinen Tyrannen, ein Fluch jeder Table d'hote.

Auch die Muſik wurde mir nicht geſpart; es begann hinter uns Tafelmuſik. Gewiſſe Dinge auf Erden ſind ſo beſchaffen, daß in der Seele Mitleid ſich erhebt wie ein erwachender Engel und ſeine ſanften Flügel ausbreitet mit traurigen Schatten ſo weit die Gedanken reichen; zu dieſen Dingen gehörte unſere Tafelmuſik. Sie hätte ihren Ruf vorher vielleicht noch retten können, wenn ſie ganz geſchwiegen; ſie wäre dann erſchienen wie Johannes von Müller, als ihm Wolf zurief: **si tacuisses, Tacitus fuisses.** Einige hätten ſie für Muſik gehalten. Als ſie aber losgegangen war, wurde ich ſo aus aller Illuſion

geſtürzt, daß der Fall des Lucifer dagegen ein geringes Stolpern genannt werden muß.

Nach dem Kaffee beſtiegen wir den Kapellenberg, ſogenannt von einem Bretterhäuschen mit kirchlichen Gebehrden. Die Ausſicht lief auf eine Thalſchlucht und die ferne Oder aus, doch blieb ſie weit hinter dem Paſchenberge zurück. Es war Zeit zur Rückkehr. Ein Zettel, der zur Feier des Tages, den Geſang der Freienwalder Akademie für 7½ Sgr. verhieß, drängte doppelt zur Abfahrt, unſer Reiſegefährte hatte die Amme engagirt: uns feſſelte nichts mehr an's Gebirge.

Wir packten von den köſtlichen Roſen auf, was wir in der Nähe zuſammenkaufen konnten, kamen nach ein paar Stunden in Neuſtadt an und ſahen noch, wie am Himmel um die Sonne ein nebliger Wolkenroſenflor blühte und die weißdampfende Maſchine davor wegſchnaubte, um uns nach Berlin zurückzuführen. Siebzehn deutſche Meilen in größter Behaglichkeit zurückgelegt und zwei Berge beſtiegen; ſo hatten wir unſern Sonntag zugebracht.

Concertgeber und Concerte.

Es war eine gute Zeit vor dem März des Jahres 1848, als die Kreuzzüge der Virtuosen nach dem gelobten Lande der Musik und der heiligen Kunststadt Berlin wallfahrteten, und Jeder etwas von Bouillon in sich verspürte, die wohlverwahrten Thalerrollen der Liebhaber zu erobern. Es war eine schöne Zeit und sie hatte ihre Besonderheiten, die jetzt, nun sie der Geschichte angehören, (denn Concertgeber und Concerte im eigentlichen Sinne des Wortes sind mit den Märztagen untergegangen,) wohl erzählt und der Vergessenheit entrissen werden dürfen.

Sobald ein Concertgeber nach Berlin gekommen war und die ersten Nothwendigkeiten mit der Polizei abgethan hatte, stürzte er sich in seinen schwarzen Frack um einem in solchen Sachen wohlbewanderten Musikalienhändler, dem eigentlichen Concertvater von Berlin, seine Aufwartung zu machen. Der Concertvater empfing ihn freundlich und herablassend, wie es die Haltung eines Mannes

mit sich bringt, der nichts von einer Sache hat, als die Befriedigung seines eigenen Wohlgefallens und geschäftlichen Ehrgeizes. Doch gab es für den Scharfsichtigen schon einige feinere Nuancen in der Art des Empfanges, die zwischen der vornehmen Protektionsmiene bei unberühmten Schächern und der dienstfertigen Beflissenheit bei Kunstcelebritäten schwankte.

Der Concertvater erkannte schon hundert Schritt vor dem Laden den Concertgeber am Tritt. So wie er in den Laden trat, hatte er seine, wenn auch noch nicht entschiedene Vermuthungen über den Erfolg. Er verstand im Schnitt des Fracks zu lesen, wie ein Augur in den Eingeweiden, er schloß von Busennadeln und weißer Wäsche auf Technik und Vortrag; er erkannte am Auftreten, bis zu wieviel Concerten es der Eintretende ungefähr wohl bringen könne.

Nach dieser Diagnose entschied sich das Schicksal des Ankömmlings, ob mit ihm, im allgemeinen Laden, wo Tugend und Laster, Jugend und Alter, Noten erhielten, oder in dem Kabinetverschlag in geheimer Audienz, oder endlich in der Privatwohnung des Concertvaters verhandelt werden sollte.

War man darüber im Klaren, so brachte der Concertgeber sein Anliegen vor und bat sich Belehrung aus, über die einzuschlagenden Mittel und Wege. Nun bewies ihm zuerst der Concertvater die Nothwendigkeit die Berliner Presse für sich zu haben und daß der einzige Weg, diesen Cerberus am Bellen und Beißen zu verhindern, der sei,

die Rhadamanten und Minos' der Kritik in ihren Behausungen persönlich heimzusuchen und durch gute Worte oder das, was nach dem Sprichwort dazu gehört, zu besänftigen. Wenn der Concertgeber dieses vollendet haben würde, sollte er sich wieder einfinden. Der Candidat des Apollo machte sich jetzt auf die Strümpfe oder fuhr auch nach Befinden seiner Kasse und seines Rufes, ja schickte wohl wie Thalberg seinen Bedienten mit Karten, zu den bezeichneten Sprachröhren der öffentlichen Meinung. Diese empfingen ihn, oder ließen sich verläugnen, wenn er gar keinen Namen hatte. Wenn dieser erste Tag vorüber war, stellte er sich wieder bei dem Concertvater ein und bestand ein Examen über seine Empfänge vom vorigen Tage. War er ein Mensch von Beobachtungsgabe, was indessen bei den wenigsten Concertgebern vorausgesetzt werden konnte, so war er schon im Stande, den ungefähren Erfolg seines Concertes aus den Mienen und Reden des Concertvaters heraus zu lesen.

An demselben Tage las man in sämmtlichen Berliner Blättern „daß der bekannte, rühmlichst bekannte, treffliche, oder weltberühmte X. X. in „unseren Mauern weile" und wahrscheinlich „öffentlich Proben seines eminenten Talentes" ablegen werde. Ja ein Blatt bemerkte auch wohl, daß der Virtuose „bei Hofe" spielen dürfte.

Nachdem der Concertvater diese Referate einer scharfen Prüfung unterworfen hatte, veranstaltete er in seinen „Salons" ein Probespiel oder einen Probegesang, zu dem die Gerberufe und einige Kenner eingeladen wurden,

die bei Hofe und beim Theater einigen Einfluß hatten. In Gegenwart dieser Leute hatte der Concertgeber seine Feuerprobe zu bestehen. Bestand er, so stand sein Concert bevor. Bestand er nicht, so stand in den Zeitungen, daß der „schon mehrfach in öffentlichen Blättern erwähnte" X. X. gestern in den Salons des Herrn *** vor einem „eingeladenen Kreise" von „hiesigen Kritikern und Kunstnotabilitäten" etwas vorgetragen habe, jedoch gegenwärtig kein Concert geben werde, da „anderweitige Verbindlichkeiten" seine sofortige Abreise nothwendig machten.

Sobald das in den Zeitungen gestanden hatte, war der Concertvater für ihn nicht mehr zu sprechen.

Im günstigen Falle aber wurde Rathes gepflogen, wie das Concert ausgestattet werden sollte. War der Concertgeber berühmt, so wurden einige Theatersänger nebst einem Kammervirtuosen zu einem Solovortrage gerefft und die Königl. Kapelle zu hohem Honorar engagirt; war er nur ein „kleiner Mann", so mußten einige ewig bereitwillige Dilettanten und ein in Eile aufgerafftes Quartett junger Künstler, die den Virtuosen dafür segneten, daß er ihnen einmal an die Oeffentlichkeit verhalf, den Abend ausfüllen.

Hatten die Mitwirkenden nach langem Capituliren endlich ihre Unterstützung zugesagt, so wurden Zettel und Billets gedruckt, Ort und Zeit in den Blättern bekannt gemacht, und einige Blätter an die Ladenthür gehängt.

Der Ort des Concertes ließ aber jetzt ſchon auf die Qualität des Concertgebers ſchließen. Je nach ſeinem Grade, ſpielte er im Königl. Concertſaale des Schauſpielhauſes, in der Singakademie, oder in dem Saale des Hotel de Ruſſie.

Im letzteren Locale nahm er meiſtens auch ſchon nicht mehr einen Thaler Entrée, ſondern drückte in Groſchen ſeine Hoffnungen und den Preis ſeiner Studien aus.

Jetzt trat der Concertgeber in die Kriſis ſeines Unternehmens. Der Concertvater beobachtete mit Argusaugen den Gang des Billetverkaufes, er hatte es übernommen, das Concert zu arrangiren: er mußte ſein Wort halten und er konnte es, denn er war im Stande, zur Füllung des Saales: drei Aufgebote einzuberufen!!

Ging in den erſten Tagen nach der öffentliche Anzeige der Verkauf glänzend, wurde ſchnell die erſte Hälfte der Billets abgeſetzt, ſo wurde nur das erſte Aufgebot einberufen. Es beſtand aus den Referenten der großen Zeitungen, den Kapellmeiſtern der Theater, einigen Familienvertrauten und wenigen Mänecaten. An einem ſolchen Tage ſah man die Elite Berlins im Lokal, der Beifall war gemeſſen, aber mit Schicklichkeit ertheilt und entſprach mit ſeinem Tackt der Natur der Leiſtung.

Ging in den erſten Tagen nach der öffentlichen Anzeige der Verkauf langſam, wurde vielleicht nur ein Drittheil der Billets und langſam abgeſetzt, ſo ließ der Concertvater das zweite Aufgebot ins Feld rücken. Es war

etwa von halber Bataillonsſtärke und enthielt faſt ſämmtliche Theatermitglieder von Ruf, eine Menge befreundeter Beamter aus Miniſterien und Dicaſterien, Studioſen und junge Künſtler und äußerte ſich in ſeinem Beifall lebhafter als das erſte Aufgebot, ſo daß der Werth der Leiſtung mit dem Gehalte des Beifalls im umgekehrten Verhältniſſe ſtand.

Ging aber weder in den erſten, noch ſelbſt am letzten Tage der Billetverkauf, blieben die Eintrittszettel wie Blei in den Schiebkäſten liegen, ſo griff der Concertvater zu dem letzten Gewaltmittel, zur Einberufung des dritten Aufgebotes, auch „Landſturm" genannt.

An einem ſolchen Tage ſah es vor und in dem Laden aus, als wenn darin ein Mord begangen worden wäre, Hausknechte, die man nie in der Gegend geſehen hatte und ganz unbekannte ſchäbige Männer kamen und gingen, kamen raſch wieder, und liefen dann noch raſcher fort, worauf bald noch mehr Hausknechte und noch weit mehr unbekannte ſchäbige Männer ankamen und auch wegliefen; alle aber mit einem oder mehr Billets. Dann kamen ſie wieder und liefen wieder fort, worauf, als es ſchon ganz dunkel geworden war, noch einige ganz außer Athem kamen und noch Billets holten.

Durch dieſe Kerntruppen war das dritte Aufgebot beſtellt worden. Es beſtand außer dem zweiten Aufgebot, welches den eleganteren Kern des Publikums bildete, aus den kleinen Muſiklehrern, den Kapellmitgliedern, Organiſten mit ihren Balgentretern, den Frauen

und Töchtern der Zettelträger nebſt dieſen ſelber, aus Notenſtechern und Druckern, aus Lithographen und Lehrburſchen: das ganze Blindeninſtitut nicht zu vergeſſen. Der Saal war bis an die Decke voll, die Hitze ungeheuer, und einige Kinder emancipirten ſich von ihren Plätzen und haſchten einander in dem großen Gange zwiſchen der rechten und linken Reihe der Stühle und Bänke. Der Concertgeber wußte nicht wie ihm geſchah, das Publikum in der dankbaren Stimmung eines beglückten Volkes jauchzte ihm ſchäumend Beifall zu, wie einem einziehenden Fürſten. Hätte ihm Jemand Pferde und Wagen gebracht, ſie würden ihm Erſtere ausgeſpannt und ihn in Letzterem nach Hauſe gezogen haben. Der Virtuos wurde mit Beifall faſt zu Boden geſchmettert. Aber die Folgen ſollten nachkommen. Jeder Menſch hat ſein Lendemain.

Die erſte Klaſſe mit dem erſten Aufgebot hatte eine volle Kaſſe, eine glänzende Kritik und mehrere Concerte zur Folge, der Virtuos ſpeiſte beim Concertvater, dieſer bei ihm und erhielt bei der Abreiſe das Bild desſelben mit eigenhändiger Unterſchrift; vielleicht mehr der Form als der Sache wegen, ein kleines kaum werthvolles Andenken und verlegte beim Concertvater dankbar eine mit Beifall aufgenommene Concertpiece. Uebrigens unterhielten ſie noch mehrere Monate lang einen Briefwechſel.

Die zweite Klaſſe mit dem zweiten Aufgebot deckte eben nur die Koſten, vielleicht mit wenigen Thalern Ueber-

ſchuß, zeigte ein zweites Concert an, wurde aber durch Krankheit daran verhindert. Sie ſpeiſte nicht beim Concertvater, ſchenkte aber ſeinen Kindern eine Düte Bonbon's und dem Hausknechte einen Mannsfelder Thaler, bot dem Concertvater gratis ein Heft Lieder an, das er in einem höflichen Briefe, den er nur unterſchrieb, ablehnte und erhielt einen zweiten Brief zurück, weil er nicht frankirt war. Zuweilen erzürnte ſich der Concertvater mit einem alten Freunde, der die zweite Klaſſe empfohlen hatte, auf vierzehn Tage!

Die dritte Klaſſe mit dem dritten Aufgebot hatte gar nichts in der Kaſſe und verſchwand noch an demſelben Abende mit Hinterlaſſung einiger Noten, eines leeren Mantelſackes und eines kleinen Deficits aus dem Hôtel, wo ſie gewohnt hatte. Zettelbrucker und Colporteure fanden am andern Morgen das Neſt leer und liefen dem Concertvater den Laden ein, die Saalmiethe wurde in den Schornſtein geſchrieben, der Concertvater verbot bei augenblicklicher Entlaſſung die Nennung des unglücklichen Namens und legte ſich denſelben Tag mit Kolik zu Bett. Als man einige Wochen darauf hörte, die dritte Klaſſe ſpiele in Scheermeiſel, ſchrieb er einen vergeblichen Brief hin, ihn feſtzuhalten.

So war es in Berlin mit den Concerten vor dem März 1848.

Drei Wahltage.

Bis zum achtzehnten März waren die Preußen Unterthanen oder Atome. Auf dem vereinigten Landtage, als einige dieſer Atome, wie Vinke, Camphauſen, Hanſemann und Beckerath, ſich von dieſer, philoſophiſch genommen, allerdings untergeordneten Beſtimmung emancipiren wollten, erinnerte ſie das Wort einer der höchſten Perſonen, daß ſie Alle nur inſofern hier beachtet würden, als ſie den alten mathematiſchen Geſetzen ihrer Bewegung gehorſamen würden. Der achtzehnte März ſteht nun einmal in der Geſchichte da; ob „Pöbelemeute“, ob „glorreiche Revolution“, kann nur unter kleinlichen Köpfen Streit veranlaſſen; ob überhaupt gekämpft worden oder nicht, bleibt durchaus gleichgültig. „Die Götter ſetzten vor den Ruhm den Schweiß“ ſagt Heſiod; vielleicht ſetzten ſie „vor die Freiheit das Blut!“ An jenem Tage war es mit der Atomiſtik am Ende; in dem Moder der Grabesſtille des Unterthanen-

ſtaates, in der man bis dahin nur ein leiſes Knirſchen der nagenden Würmer, ein Picken der Todtenuhr gehört hatte, ward es wimmelnd lebendig, die ſtarren Kryſtalle gingen auseinander, die todten zuſammengepreßten Klumpen brachen auf und wenn auch nicht mehr: wenigſtens wurmartige Regungen einer larvenartigen politiſchen Exiſtenz zeigten ſich in der lebendiggewordnen Maſſe.

Der Wurm ſollte eine Meinung haben. Ob nun die Trichotomie des Beamtenſtaates, eine ſtumme Bureaukratenſchaar allmählig bis zu einem Bureaukraten ſpitzte, ob nun eine allerdings treffliche, gehorſame Armee noch nie von Conſtitution gehört hatte, ob der Kleinbürger ſeiner Phantaſie gleich nie einen höheren Freiheitsſchwung als bis zum frei aufſteigenden Cigarrendampf gegönnt hatte, ob das Proletariat endlich ſtumm daſtand und die entfeſſelten Glieder träge und verdroſſen reckte und mißtrauiſch und verſchlafen in die neue durch Nebel blinkende Freiheitsſonne blinzelte; „Ihr werdet Alle wählen!“ ſo lautete der Spruch und Alle kamen zur Wahl.

Wenn vorher bei der alten ſtändiſchen Gliederung des Landtages höchſtens ein umſäglich beneideter Bürgermeiſter, oder ein Handelsmann, der Tages in ſeinem Hauptbuch, Nachts in dem Hauptbuch der Geſchichte ſtudirt hatte, oder gar ein kluger Bauer, das Orakel der Gegend, aus dem letzten niedrigſten Stande, der Ehre des weißen Saales theilhaftig erklärt wurde; zogen jetzt die Hunderttauſende in die Wahllokale und in jeder Bruſt konnte wenigſtens das unbeſtimmte ſtolze Gefühl der

Möglichkeit wohnen, seine Mitbürger einst zu vertreten. Es drängten sich Alle hinzu, selbst diejenigen, welchen der alte Staat alles entzogen hatte, was durch seine Wohlthätigkeit a priori Jedem gehörte: die Nationalkokarde. Man mußte Viele noch vor der Wahl entfernen, die in dem Wahne lebten, der achtzehnte März hätte auch dieses Wahrzeichen verwischt. Noch gab es nicht eigentlich Parteien, wie es eigentlich noch keine Revolution gegeben hatte; man stand am Anfange einer Revolution und der Parteienbildung.

Es lag ein unbestimmtes frohes Gefühl in allen den Tausenden, und doch war kaum Einem von ihnen eine wirkliche Erleichterung zu Theil geworden. Nimmt man den Gelehrten und Schriftsteller aus, dessen Gedanken, wie eines Sextaners Schreibebuch, von irgend einem Obscurantenrücksichtslos zusammengestrichen worden waren, oder den durch die Amnestie befreiten politischen Gefangenen oder Verbannten, so spürte wohl keiner sonst den unmittelbaren Vortheil des neuen Staates, aber auf allen Gesichtern lag die Hoffnungsfreudigkeit und mit dieser gingen sie in den Wahlakt.

Man erinnert sich jenes Tages, seiner geschlossenen Läden, ausgestorbenen Straßen und Studenten- oder Gymnasialpatrouillen, man erinnert sich der ungeheuern Theilnahme an der Wahl, denn es fehlte durchschnittlich nur ein Prozent der Urwähler. Auf der Candidatenliste einige dreißig Männer aus dem Bezirk, vier für Preußen, vier für Frankfurt — „wir brauchen die Besten

für uns selber", meinten die und da große Politiker: „mit dem Ausschuß nach Frankfurt" — kein Wahlkampf, nur eine Wahllotterie, heißer Kampf um jeden, bei acht Wahlmännern oft viermalige Wahl, bei sechshundert Urwählern Unermüdlichkeit bis in die Abenddämmerung hinein, überall Zutrauen, ja Familiarität, keine Kluft zwischen Bürger und Proletarier. So steht jener Tag uns vor der Erinnerung, als noch Niemand mit Hohn und Zischen empfangen wurde, wenn er, wie Schreiber dieses, als Wahlmannscandidat zu Protocoll gab, daß er die constitutionelle Monarchie für die vollkommenste Regierungsform halte! Nur einmal kann ein Volk so wählen, nur der politische Rausch geht so zu einem bedeutsamen Staatsgeschäfte und schon die Vorversammlungen der Wahlmänner belehrten die noch Zweifelnden, wessen sie gewärtig sein durften.

Die erste Vorversammlung der Wahlmänner im Concertsaale des Schauspielhauses involvirte die Letzte der Deputirten in demselben Local. Es lag etwas Fatalistisches darin, als die Uebersiedelung aus der Singakademie ruchbar wurde. Der Schmetterling sollte auf demselben Kohlblatte sterben, auf dem er aus der Puppe gekrochen war.

Eine andere Physiognomie hatte der zweite Wahltag: in die Massen war politisches Bewußtsein gekommen; wenn nicht mehr, fühlten sie sich doch als Partei. Den Gemäßigten, einer übelzusammengesetzten Schaar, in der, vormärzliches Nachtgeflügel die treugesinnten Constitutio-

nellen finſter beſchattete, ſtand in geſchloſſenem mächtigen Phalanx die beiſer *witerbellende Demokratie* ſiegesgewiß entgegen!

Schon circuliren zwei Candidatenliſten, ſchon ſaßen die Wähler getrennt, denn auch ihre Vorverſammlungen hatten in verſchiedenen Sälen ſtattgefunden. Die Abſtimmung begann. Die Conſervativen hatten hier etwa einen alten Hofrath aufgeſtellt, ein gehorſamſtes altes Inſtrument, einen gouvernementalen Klapperkaſten, auf dem drei junge ſtudirte Juriſten-Generationen ſich vom Aſſeſſor bis zum Regierungsrath eingeſpielt hatten, den Souffre Douleur des Bureauchefs, einen decorirten: Mit Gott für König und Vaterland, das Vertrauen des Bezirkes, in dem er Alles kauft: ſelbſt ſeinen Zehngroſchenſekt vom Materialiſten, den Normalſtiefelknecht der alten Verwaltung. Die Demokraten hatten obenan auf ihrer Liſte einen verſoffenen Muſikus, deſſen Motto an das Proletariat, Karl Moor's dythrambiſches Verſprechen war: „ich will dir eine Million geben, ich will ſie einem Könige mit Gefahr meines Lebens rauben!“ Ein Muſikus, deſſen Rechnungen unaufgelöſte ſchreiend diſſonirende Accorde waren, deſſen Leben früher oder ſpäter durch die große Fermate der Charité oder des Arbeitshauſes geſchloſſen werden mußte.

Der Sieg konnte nicht zweifelhaft ſein; die Politik in ihren Flegeljahren durfte nur den Muſikus wählen und der Muſikus dankte für die mit großer Majorität

erlangte Wahlmannswürde, mit dem Versprechen, „Alles durch das Volk, Alles für das Volk thun zu wollen!“

So rückte das Treffen weiter. Der Tabakshändler, dessen getrockneter in Cigarren metamorphosirter Uckermärker, das Bezirksproletariat seit vierzehn Tagen demoralisirt und gewonnen hatte, der consequente Abonnent von Ruge's Reform, der demokratische Zugführer in der Bürgerwehr, schlug den pietistischen Kahlmäuser, den zweiten Candidaten: einen jungen Schulmeister. Der wilde rothbärtige Maurerpolier schlug ohne weiteres den Klempnermeister, der vor acht Tagen die Dachrinnen auf Sr. Königl. Hoheit neuem Stallgebäude in Arbeit bekommen hatte, und wie konnte noch der Kampf schwanken zwischen dem allbekannten Schreier und rothen Fahnenjunker des demokratischen Clubs und dem kleinen Doctor, der im constitutionellen Club Gutze's Doctrinen von der Tribüne herabgedonnert hatte?!

Das mochte den Staatsweisen, den Lenkern unserer Geschichte zu viel gewesen sein. Ein gutes Wahlgesetz soll ein Divisions-Exempel in die Nation sein; was herauskommt, soll die zum Antheil an der Staatsleitung berechtigte Intelligenz sein.

Die nothwendige Gestaltung eines solchen Gesetzes mochte große Schwierigkeiten haben. Man sah sich zweckmäßiger Weise im Alterthum um, denn alle wahre Bildung geht von demselben und durch dasselbe aus, man entdeckte mancherlei, vielleicht auch den wenig tröstlichen Umstand, daß selbst Aegypten eine Zeit lang Repu-

blik geweſen war, und ein indiscreter Redacteur verrieth, vielleicht auch inſpirt von ſeinem Brodherrn, daß eine gewichtige Autorität, anregende Momente zu dem neuen Geſetze gegeben habe. Nicht Servius Tullius, der Vater des Conſtitutionalismus, ward beliebt, man trachtete auch nicht danach, Soloniſche Anflüge dem neuen Geſetze zu geben: Ariſtoteles, der Vater der Philoſophie, auf den alle Wiſſenſchaft wieder zurückkommen muß, ward zur Hand genommen! Man rettete die Ehre des preußiſchen Staates, als eines wiſſenſchaftlichen Staates, während Windiſchgrätz in Wien forſchte, ob nicht etwas Authentiſches über Drako noch zu finden wäre; man ſchuf die drei bekannten Steuerklaſſen.

Es entſtanden auf eine Zauberformel drei Kaſten! Die ganze Intelligenz: wiſſenſchaftlich ſtrebende jüngere Officiere, der ganze Lehrſtand, die ganze Geiſtlichkeit, der Beamtenſtand zu neun Zehnteln, die ganze Literatur, die Künſtlerwelt wählte mit dem Proletariat in der dritten Klaſſe. Alle dieſe, die das höchſte Intereſſe an der geiſtigen großartigen Entfaltung eines Staatslebens haben, wählten mit denen, deren Geiſt gewöhnlich nicht über des Tages Sorge hinausgeht.

Der Händler mit Kanarienvögeln, der ein Haus gemiethet hat, um es zimmerweiſe meublirt wieder zu vermiethen, der Droſchkenbeſitzer, der allmorgendlich vier und zwanzig Proletarier und ebenſoviel Pferde in Berlin ausſendet, der alte podagriſtiſche Bauherr, der ſchon ſeit fünf Jahren nicht aus dem Lehnſtuhl gekommen war,

dieſe wählten in der erſten Klaſſe und zwar großmüthig genug: den Bezirksfeldwebel, einen Urwähler dritter Klaſſe.

Ein Aſſeſſor oder Lieutenant, der achtzigtauſend Thaler mitgeheirathet hatte, und eine große Wohnung zu Feſten haben mußte, ein Buchhändler, der einen ſehr theuren Laden in der Königsſtraße und eine Bodenkammer in der Holzmarktſtraße bewohnt, dieſe wählten in der zweiten Klaſſe.

Der Chef jenes Aſſeſſors, der Staabsoffizier jenes Lieutenants, wählten in der dritten Klaſſe. Von Immanuel Becker an, dem großen Gelehrten und Herausgeber des Ariſtoteles, bis auf den Buchbindergeſellen, der den griechiſchen Autor cartonnirt, wählten alle in der dritten Klaſſe.

Um endlich einem freien Volke die Oeffentlichkeit nicht zu verkümmern, hatte jeder Urwähler den Namen ſeines Candidaten zu Protocoll zu geben.

So begann der Wahltag. Die Verſammlung hatte eine andere Phyſiognomie, es lag etwas Ernſtes darin. Keine Spannung, keine Erwartung drückte ſich in den Geſichtern aus.

Der Sieg ſollte nicht durch eine Wahlſchlacht gewonnen werden; er war bereits durch ſtrategiſche Wahlbewegungen gewonnen worden. Der Gegner, der ſeine Streitkräfte moraliſch und numeriſch berechnet hatte, war aus dem Felde gewichen. Er hatte zur Beobachtung einzelne Punkte als Vorpoſten markirt.

Der Namensaufruf ergab furchtbare Lücken, die abhängige Armuth und der abhängige Reichthum fehlten faſt ganz. Aber doch hatte ſich, wir können es mit Stolz ſagen, mit der Reſignation einer höhern Einſicht, die Intelligenz überwiegend bei den Wahlen betheiligt. Neben den Uniformen der Conſtablerie, der Gensd'armerie, des ſtehenden Heeres, neben den penſionirten Beamten, neben dem für ſeine conſervativen glattwangigen Kunden zitternden republikaniſchen Barbier, deſſen politiſche Anſicht mit ſeinem Gewerbe in ſo ſchrecklichem Conflikt ſteht, ſah man auch die unabhängigen Künſtler und Schriftſteller, wie ſie ihre verlorenen Stimmen ruhig mit dem zahlloſen Proletariat miſchten.

Aber die Oeffentlichkeit war eine Chimäre geweſen: die Urwähler gaben leiſe, wie im Mistrauen gegen die Zukunft, einige ſo leiſe, daß man ſie zur lauteren Rede ermahnen mußte, ihre Stimmen ab. Nachdem die dritte Klaſſe abgeſtimmt hatte, war ſie geſetzlich verbunden, den Saal zu räumen. Sie ging ohne die geringſte Neugierde. Die ganze Demokratie aber war nicht erſchienen. Was lag ihr auch an dem conſtitutionellen Staate, an dem ausdauernden Kampfe gegen Abſolutismus? Wer das Volk „abſolut" will, dem kann wenig an dem Abwägen der Gewalten, an einer Beſchränkung aller Kräfte unter einander gelegen ſein. Peſſimiſtiſch genug hatte die Demokratie einen revolutionairen Impuls von Minoritätswahlen gehofft: die miſerable Theorie des paſſiven Widerſtandes ſollte

verewigt werden und die Demokratie glaubte vielleicht an eine „rettende That ihrerseits.

Welche allegorische Bedeutung jene universelle Landpartie hatte, das zu entscheiden, müßten wir uns eines spekulativeren Blickes in die Politik rühmen können. Hoffen wir, daß bei allen künftigen großen Streitfragen die Demokratie, städtischen Barrikaden — Landpartien vorziehen werde, und das der Vorrang, den sie der freien Natur eingeräumt, uns eine günstige Vorbedeutung sei, wie nicht dem Waffenkampfe in Straße und Blachfeld, sondern der muthigen Rede und Schrift die Begründung staatlicher Wohlfahrt von jetzt an vorbehalten sei.

Prügelzeitung.

Prospectus einer neuen Zeitschrift.

Nicht ungestraft werden große Ideen des Staatslebens mißachtet und unterdrückt, sie brechen an einem Theile des höchsten irdischen Organismus und oft mit verderblicher Gewalt wieder hervor. Die jahrelange Unterdrückung der Rauchfreiheit verwandelte auch andere Dinge in Rauch, die ursprünglich nicht zur Verbrennung bestimmt waren, durch zeitgemäße Ausrottung der Prügelstrafe in Schulen, vor Gericht und in der Armee hat sich der Prügelgedanke mit Recht aus den ehrwürdigen Amtsstuben auf das Forum der Oeffentlichkeit gestürzt. Freilich lebte immer tief in der Seele des Deutschen ein mystischer Keim, ein unendliches, überschwängliches Verlangen nach Prügeln, das sich hier und da in den literarischen Kämpfen der Philologen und Journalisten, wenn auch nur unvollkommen Luft machte; seit dem Jahre 1848 und dem Erwachen des Freiheitsgedankens ist jener Keim

in's Kraut geschossen und geprügelt wird, so weit die deutsche Zunge klingt:

Von diesem Grundgedanken ausgehend, haben wir, seit vielen Jahren in der Presse thätig, mit Schmerzen eine Lücke bemerkt, welche auszufüllen der Zweck unseres gegenwärtigen neuen Unternehmens sein soll. Wir beabsichtigen nämlich, der bedauerlichen Isolirung bedeutender Talente und der Zersplitterung der Thatkraft, durch eine Centralisation abzuhelfen und begründen mit dem heutigen Tage ein großes politisch-sociales Organ unter dem Namen:

Allgemeine deutsche Prügelzeitung

Die allgemeine deutsche Prügelzeitung wird in täglichen Leitartikeln, von handfestem Styl, Raisonnements anstellen über die bedeutendsten politischen und socialen Prügeleien des In- und Auslandes. Sie wird mit Prosoßenblick in verwickelte Zustände dringen und entweder eine Prügelnothwendigkeit streng logisch deduciren, oder abgeprügelte Persönlichkeiten und Situationen mit dem gerechten Griffel des Historikers in die Annalen der Geschichte schreiben. Die Abfassung dieser leitenden Artikel wird Männern anvertraut werden, welche auf dies Gebiet Talent und Erfahrung mitbringen. Unsere Redacteure werden nur offene Köpfe sein. Wir beabsichtigen ferner eine zweite Serie Artikel diesen anzufügen, in denen die Hülfswissenschaften der großen politischen Kunst ihre Vertretung finden sollen. Bald wird die medicina forensis

ein Gutachten über irgend eine besonders abgedroschene Individualität von sich geben, bald wird eine forstwissenschaftliche Skizze sich über Kultur der Hölzer und Alles, was Schonung heißt, ergeben, bald werden wir in, von Kennern verfaßten taktischen Aufsätzen, uns über stattgefundene Prügeleien oder über theoretische Aufgaben ergeben.

Für die Hauptstädte aller Länder, wie für Gegenden, welche unserem Organe bedeutend zu werden versprechen, sind die ausgezeichnetsten Correspondenten von activer und passiver Erfahrung gewonnen worden. Es ist uns namentlich gelungen, für Rußland in letzterer Hinsicht einige Talente ersten Ranges aus den höchsten Kreisen der Aristokratie zu gewinnen, wie wir für Paris mit einigen Kammermitgliedern noch in Unterhandlung stehen. Für die Zeit des Ausschenkens von Bockbier in München allein, sind drei gewiegte Federn engagirt. Die Verbrüderungsfeste zwischen Militair und Civil sollen von uns mit einer besonderen Aufmerksamkeit verfolgt werden. Wir eröffnen ferner unsere Spalten allen brieflichen Mittheilungen ausgehauener deutscher Männer, wie solcher, die durch Projekte ihren Kreisen fühlbar zu werden gesonnen sind. Die Prügelzeitung stellt sich hierin durchaus über die Parteien. Um universal zu sein, wird sie in allen Farben schillern. Sie will das Organ der deutschen Dickselligkeit repräsentiren.

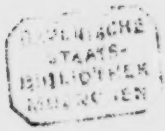
Unsere Prügelzeitung soll ferner in ihrem Feuilleton auch Beiträge für leichtere Unterhaltung liefern. Wir

werden in literarischen Portraits Personen in effigie ausbauen, unsere Berichterstatter werden die Entwickelung lokaler Prügeleien von der ersten zartesten Regung des Bonmots an, bis zu den klirrenden Lauten der auf den Köpfen zerschlagenen Champagnerflaschen verfolgen. In einer blühenden Sprache werden wir in eleganter Form uns über die sinnigeren Arten von Thätlichkeiten verbreiten. Von der südlichen purpurnen Ohrfeige an, bis auf den bräunenden arktischen Fußtritt vor die Nachtseite des Menschen, von der epigrammatischen Form des Katzenkorkes an, bis zu der dramatischen Entwickelung der modernen Katzbalgerei, werden wir theils in pikanter Kritik, theils in novellistischer Form unseren Lesern interessant zu erscheinen versuchen. Dichterische Beiträge in Knittelversen werden eine angenehme Abwechselung gewähren. Um aber auch die schönere Hälfte unseres Daseins nicht zu vernachlässigen, werden wir von Zeit zu Zeit, heimliche weibliche Krage, aus dem ehelichen Leben der höheren Societät und improvisirte Maulschellen, aus dem Dunkel der Verborgenheit ziehen. Letztere sollen unter dem Gesichtspunkt der Reorganisation der modernen Ehe beleuchtet werden. Wir bestreben uns, durch unser Feuilleton den abgeschafften Pranger zu ersetzen.

Als eine besondere Beigabe unseres Blattes bezeichnen wir die Parlamentsprügelzeitung, welche in täglichen genauen Berichten, aller Vorkommnisse in den Parteiversammlungen, wie in den Kammersessionen, erwähnen soll. Auf diesen Theil unseres Blattes nehmen wir auch

ein besonderes Abonnement an, da wir, als Abendblatt, im Stande sind, noch an dem nämlichen Tage über etwaige Prügeleien zu berichten.

Sonntags früh, vor Anfang des Gottesdienstes, geben wir als Gratisbeilage unter dem Titel: „Deutsche Mordzeitung", eine Revue heraus, die Alles, was die Woche hindurch über das Niveau der Prügelei in's Lebensgefährliche hinüberspielt, enthalten soll. Als Vignette wird dieser Theil ein Kreuz tragen. Dem Coursbericht wird eine allgemeine Uebersicht der Börsenprügeleien aller Länder beigefügt. Die Allgemeine deutsche Prügelzeitung erscheint täglich mit Ausnahme des Blaumontags.



Ein Besuch bei Urban und den Urchristen.

„Sie müssen einmal zu den Urchristen nach der großen Frankfurter-Straße 77, gehen und Urban hören", sagte mir ein Herr, den ich nie im Verdacht gehabt habe, daß er Sonntags in die Kirche gehe.

„Kennen Sie diesen Urban, und woher kennen Sie ihn denn?"

„Er hat meinen seligen Ali vor drei Jahren zur Ader gelassen?"

Der Herr war Besitzer eines herrlichen Racepferdes und Urban, Leibarzt desselben gewesen.

„So müssen Sie über ihn doch einiges wissen?" bemerkte ich.

„Nichts weiter, als daß er sich schon von je her mit Traktätchen in der Tasche umherschleppte und sie den Leuten aufdrängte, nach Art des Wasserschulze und Anderer."

„Waren Sie denn bei ihm?"

„Gewiß war ich dort. Fragen Sie mich aber nicht aus, sondern machen Sie sich lieber hübsch selber auf die Beine und sehen Sie sich die Geschichte an.“

So machte ich mich denn Vormittags gegen 11 Uhr auf und befand mich in einer Viertelstunde in der großen Frankfurterstraße vor dem Königstädtischen Casino, das von Außen nichts Einladendes hatte, als eine große schmutzige Laterne, in der jenes unbekannte Fluidum Abends zu flackern versucht, was die englische Compagnie durch ihre Röhren noch immer unter dem Namen Gas streichen läßt. Ueber den Hof führte der Weg in ein niedriges Gebäude, aus dem jene unsäglich wehmüthigen Gerüche hervorquollen, die nur aus einem Amalgam von Weißbier und Kümmel entstehen können und Berlin eigenthümlich sind. Auf dem Tische lagen die Vossische Zeitung und der Urwähler zusammen, wie Lamm und Tiger im Paradiesgarten und der Kneipier stand dahinter wie der Cherub, doch trug er statt des flammenden Schwertes eine schäumende Stange Weißbier in der Hand.

„Predigt Urban heute?“ fragte ich einen Mann, der seinem Aussehen nach Urchrist sein konnte.

„Nein“, antwortete er, „die Polizei hat es ihm gestern verboten, da in der Anmeldung ein Formfehler stattgefunden hatte und er predigt heute anderswo.“

Auf meine Frage, wo? wußte der Alte und ebenso ein junger Mann keinen Bescheid, sie blieben in Stumpfheit sitzen und warteten geduldig. Ich für meinen Theil nahm den Urwähler von Sonntag früh und sah, daß der

Apostel der neuen Lehre in der Kürassierstraße 19 um 11 Uhr predigte. Sogleich las ich es den beiden Leuten vor und es charakterisirt ihre Fassungskraft nicht wenig daß sie sich jetzt auf den Weg machten, während ihnen jenes einfache Mittel zum Ziele zu kommen, nicht eingefallen war. Aber obgleich nach ihrem Dialekt Berliner wußten sie nun nicht, wo die Kürassierstraße sei, es gelang mir, in meiner Erinnerung aufzustöbern, daß ich mit der Bürgerwehr in einer Kaserne jener Straße exercirt hatte und ich machte den Cicerone der beiden Urchristen.

Sie erzählten mir unterwegs, was ich wissen wollte: wie Vormittags Urban und in der Mauerstraße der Buchbinder Petri allein sprächen, wie aber Nachmittags Jeder reden könne, „was ihm einfiele", wie sie sich ausdrückten. Auch der Prediger des Sprengels, Krummacher, sei einmal zu Petri gekommen und habe die Leute gefragt, warum sie aus seiner Kirche fortblieben und zu dem Buchbinder gingen? auch sei es zu einer Disputation zwischen Krummacher und Petri gekommen, in der Letzterer „gut Bescheid gewußt habe" auf die Fragen des Geistlichen. Aus ihren Reden merkte ich indessen, daß Urban, der Patriarch der Gemeinde, wohl nicht ganz zufrieden mit dem Resultat des Disput's gewesen sei, da er selbst den Geistlichen später herausgefordert habe. Wie sie erzählten, war aber Krummacher nicht erschienen, sondern statt seiner einige Herren, darunter auch Militairpersonen. Einer dieser Herren sei auf-

getreten und habe die Gemeinde vor ihrem Apostel dringend gewarnt, da er sie durch seine Lehren unfehlbar in's Verderben stürzen werde. Die Antwort Urban's, wie meine Begleiter sie erzählten, ergötzte mich ungemein. „Meine Herren," hatte er gesagt, „dieser Mann besitzt Unerschrockenheit und wir müssen ihm seine Meinung sagen lassen, er ist bisher getreten und hat gesprochen, aber er ist vor ein paar Tagen auch bei mir gewesen und hat mir seine Geschichte erzählt. Er ist eigentlich verrückt, dann im Irrenhause gewesen — entsprungen — wieder im Irrenhause — wieder entsprungen und nun ist er hier — da steht er — er kann nichts sagen — da steht er, wie der Kalk an der Wand." Was ich später von Urban hörte, bewies mir, daß die harmlosen Vertreterstatter getreulich ihres Herrn und Meisters Redeweise nachgeahmt hatten.

Unterdessen kamen wir in der Kürassierstraße, ehemaligen „Todtengasse" an. Das Local war auch hier im Hofe und gelangte man durch einen finstern Gang in das Vergnügungslokal. Armselige Gerätschaften auf dem Hofe stellten traurige Meditationen über die Gebrechlichkeit des Daseins von Schüsseln und Flaschen an und auf die elenden Kohlstrünke oder fabelhaften Knochen im Kehricht sah selbst der schwarze Kater, der auf dem Dach mit winterkühlen Sonnenstrahlen liebäugelte, voll Verachtung herab.

Aber schon donnerte aus dem niedrigen Atrium die Stimme des Predigers in der Wüste hervor und wir

eilten hinein. Der Ort schien ein Tanzlokal der niedrigsten Klasse. Neben dem Buffet im Vorzimmer war ein Schiebefenster, durch das theils Erfrischungen gereicht, theils Prügeleien durch Beobachtung und rechtzeitige Aufbietung der Executivgewalt verhindert werden konnten. Hier bissen sich zwei Hunde, aber ich weiß nicht, ob über theologische Streitpunkte. Der Saal selbst empfing sein Licht durch eine Art Kirchenfenster, die auf die Höfe gingen und eine schmutzige Gallerie lief rings oben um den Saal; hier saßen drei ärmlich gekleidete Weiber.

Unten im Saale vor dem Fenster lehnte der Apostel an einem Tische, auf dem ein großes Glas Wasser blinkte. Er stand schräg gegen das Licht und hielt in der Linken eine kleine Ausgabe des neuen Testamentes, mit kokettem Goldschnitt. Es war an ihm seit den Märztagen, wo er mit dem Schneider Eckart und den Herrn Woniger und Strieber jene eigenthümliche Rolle spielte, keine Veränderung zu bemerken — das lange dunkle Haar, der lange braune Bart — ja es war Urban — der, nachdem er in der Politik fallirt, in der Religion speculirte.

Ich trennte mich von meinen Begleitern, die hinten im Saale stehen blieben, und setzte mich zu den fünfzig Personen, denn mehr waren ihrer nicht, die auf Rohrstühlen vor dem Apostel saßen. Eigentlich arme Leute habe ich nicht bemerkt, das Publikum war gut gekleidet und schien aus kleinen Meistern und ordentlichen Gesellen zu bestehen. Hätte man eine Concurrenz unter den Hüten ausgeschrieben, so wäre dem meinigen, den ich aus Vor-

ſicht aufgeſetzt, der Preis der Nichtswürdigkeit nicht entgangen: was mich aber unheimlich berührte, war der Ausdruck der Stupidität, der auf den meiſten Geſichtern lag. Sie hörten nicht eigentlich zu, ſondern die Worte prallten an ſie, wie an Wachsfiguren.

Aber der Vortrag war auch danach. Ich kann mir wohl denken, wie Prediger Krummacher mit dem Buchbinder Petri hat auskommen können, denn Buchbinder ſind beleſene Leute und der Gelehrte hat mit Petri ſich einigermaßen ein Kampfterrain bilden können: aber ich begriff nun wohl, wie er ſich nicht in einen Kampf mit Urban hatte einlaſſen wollen. Wenn Petri vielleicht noch mit dem einen Bein in der Logik ſtand, hatte Urban ſich vollſtändig davon emancipirt und jener oben genannte Herr hatte wohl, durch einen merkwürdigen Inſtinkt geleitet, gerade ihn zum Vertrauten ſeiner kleinen Geheimniſſe und Fluchtverſuche gemacht.

Er predigte über die Bergpredigt, indem er die einzelnen Sprüche herausriß und mit einer Brühe begoß, die er nicht daraus zubereitete, ſondern ſchon fertig in ſich hatte. Wie die Improviſatoren warf er ſich gern auf Gemeinplätze und redete ſich dann in eine Art Wuth hinein, daß die Fenſter klirrten und mir die Ohren klangen. Dabei kam es ihm auf die Worte nicht an: „Wir müſſen gegen Gott gehorſam und perfid ſein!“ ſagte er einmal. Dann hieß es wörtlich wieder: „wir müſſen nicht eitel und ſelbſtſüchtig ſein“ — alsdann blieb er ein

Weilchen wie erſtarrt ſtehen und fuhr fort — ja wir müſſen eitel ſein für die Armen, wir müſſen ſelbſtſüchtig ſein für die Armen, wir müſſen ſtehlen für die Armen!!“

Dieſe ſaubere Doctrin fiel indeſſen Niemanden auf; ich glaube ſein Auditorium verſtand ebenſo wenig als er ſelber, was er ſagte.

Vor Allen war es ein Gedanke, der ihn fortwährend verfolgte, auf den er immer wieder zurückkam, daß nämlich die Prieſter und Phariſäer, die er mit dem Namen „Mammons“ belegte, die Propheten zu allen Zeit verfolgt hätten. Daß er ſich auch dazu rechnete, ging aus der Erbitterung hervor, in die der edle Poetier jedesmal verfiel, wenn er auf die „Mammons“ kam, daß der Menſch über Thiere und Pflanzen herrſchen, ſie auch „pflegen und belehren“ müſſe, ſchien ihm nothig, daß der Menſch aber über Menſchen herrſche, hielt er für verdammlich. Bei dem Verſe: „Selig ſind, die reines Herzens ſind,“ kam er wieder auf die Phariſäer, die „Mammons von Jeruſalem“ und ſagte, daß ſie gar nicht rein geweſen, ſondern daß Einige ſich ſehr verunreinigt hätten.

Für das „Salz der Erde“ erklärte er die Maurer (Freimaurer), über die zur Zeit der Gilläer einige Schriften erſchienen ſeien, in denen manches Gute ſtehe, „das Wahre ſei indeſſen nicht neu und das Neue nicht wahr.“ Mit dieſem trefflichen Argument waren er und mit ihm ſeine Zuhörer zufrieden. Das „Licht, was man nicht

unter den Scheffel ſtellen, ſondern vor den Leuten leuchten laſſen ſolle.“ regte ihn zu einem Gleichniß an, daß der Saal, in dem er ſprach, ganz dunkel. Einer aber darin befindlich ſei, der eine Diebslaterne bei ſich habe. Dieſer beginge nun ein ſchändliches Verbrechen, wenn er in dieſer Dunkelheit, wo einer über den Andern herfalle und niederſchlage (denn eine allgemeine Mordſchlägerei bei plötzlich einbrechender Finſterniß ſchien ihm unbedingte Vorausſetzung, vielleicht Erfahrungsſatz zu ſein), dieſelbe vor den Leuten nicht leuchten ließe.

Eben hatte ich vollkommen genug, als die Vorleſung des Spruches: „Ich bin nicht gekommen, um auflöſen, ſondern zu erfüllen“, mich noch auf meinen Stuhl feſſelte. Schon ſtritt bei dem Worte auflöſen der dienſtthuende Conſtabler, ein blaſſer, gelangweilter Menſch, die Ohren, ſchon lauſchte die Verſammlung, der nicht ganz geheuer zu ſein ſchien, gewannt auf das Weitere — aber es kam zu keiner tragiſch-humoriſtiſchen Pointe. Der Prophet goß einen ſolchen gräulichen Gallimathias über den Spruch, daß er ihm ſelber unbequem wurde und er mitten im Satz die Uhr zog und die Predigt ſchloß.

Noch fügte er eine Ermunterung daran, als Mitglied beizutreten, ſich auf dem Stadtgericht von der Landeskirche loszuſagen und den Namen auf die Liſte zu ſchreiben, und ſchloß dann mit der gewöhnlichen Bettelei um ein Scherflein.

Ich ging davon mit Kopfweh, die mir dieſes Ge-

misch von Ausdrücken der thierarzneilichen Praxis und verdorbenem Zeitungsgauderwälsch, dieser wüste Unsinn, der sich hinter die erhabenen einfachen Lehren der Bibel verkroch, verursacht hatte.

An der Kasse wurde für einen Silbergroschen das Statut des Apostels und seiner Gemeine verkauft.

Rachel.

Der erſte Eindruck der Ueberraſchung iſt vorüber. Rachel iſt drei Mal vor uns erſchienen. Einige könnten ſagen, und wirklich haben das Einige geſagt, ſie habe Corneille, Racine und Lebrun (den Ueberſetzer und Ballhorn Schillers) geſpielt; es ſeien von ihr gewiſſe Schranken der franzöſiſchen Rhetorik durchbrochen, man müſſe ſie die perſonificirte Tragödie nennen; mir aber will ſcheinen, ſie habe das mit den Tragödienſchreibern gemacht, was die Palimpſeſtie mit den alten Manuſcripten zu machen pflegte, d. h. den Teig abzukratzen, den die Mönche und Schreiber über das alte Pergament geſtrichen haben und die großen Gedanken des Alterthums wieder herzuſtellen. Ja, Rachel hat die papiernen Fetzen, mit denen ihr das Leben behangen habt, heruntergeriſſen und euch vor die Füße geworfen. Wie das Alterthum des Menſchen Leib nackt hinſtellt, von der Liebe athmenden paphiſchen Venus an, bis auf den ſterbenden Fechter, der mit brechendem Auge

nach dem dacischen Heerde seufzt: so stellt Rachel die Seele nackt hin. Dieses Mädchen hat eine Kunst, die nicht den Sündenfall erlebt hat, eine Kunst, die ohne Feigenblatt dastebt in göttlicher Schamlosigkeit: eine Kunst? Nein, ihre Kunst ist ihr eigentliches Leben und ihr übriges Leben ist ihre eigentliche Kunst.

Ihr sprecht von ihrem Zorne, von ihrer Ironie, ihrer Bitterkeit — wißt ihr, was das für ein Zorn, für eine Ironie, eine Bitterkeit ist? es ist der Zorn über die weibliche Existenz, über den Jammer ihres Geschlechtes, es ist die Ironie über das Loos des Weibes, das die Natur zum Schönsten auf Erden schuf und zugleich zum elenden Durchgangspunkt der Generationen, es ist die Bitterkeit ihres ganzen Stammes, die Lippe so schneidend verzogen über die Geschichte von Jahrtausenden, ja es ist Zorn über das ganze menschliche Leben, der Zorn, der in donnernden schäumenden Worten gegen das steinerne Rathsel des Daseins brandet.

Nicht eitlen Satzungen, hohlen Gebräuchen und dem Zwiespalt des Innern mit dem Aeußern gilt dieses Weibes Zorn; über euer enges dunkles Leben weg schleudert Rachel ihrer Worte Blitze und wenn sie aus dem Tiefsten Athem holt, so tief als ob sie ihn der Natur wiedergeben wollte, wird der wunderbare Jammerlaut zu einem Warum? zu jenem Worte auf das alle Schriften der Weisen und Dichter zurückzuführen sind.

Aber sie hat ein Recht zu ihrem Zorn. Sie saß wie der arme Hiob in der Asche des Lebens, den Scherben

in der Hand und als die Menſchen ſie zu tröſten kamen, mit Lorbeer, Gold und Schmeichelworten, ſegnete ſie euch in's Angeſicht, wie in dem alten Buche geſchrieben ſteht.

Nicht eure Pythien, Sybillen, Verzückten und Hellſeherinnen erklären euch die Geheimniſſe der Seele, gehet hin, ſehet und höret dieſes Mädchen und ihr werdet begreifen den ganzen Kummer des Daſeins.

Aber glaubt ihr denn wirklich, daß dieſer Zorn es allein iſt, dieſes letzte Wort, das ſie als ächtes Weib dem Schickſal gegenüber haben muß, der euch ſo erheben macht? Ihr vergeßt, daß Rachel euch vom erſten Augenblicke an mit zauberiſchen Charakteren umwirrt, daß jeder Laut, der wie ein nüchternes franzöſiſches Wort klingt, eine kabbaliſtiſche Formel iſt, euch zu bezaubern für die letzte Beſchwörung, wo der Genius der Leidenſchaft in ihr heraufſteigt und ſein Hadern und Klagen zum Thron Gottes emporſchleudert. Rachel beſitzt den Siegelring Salomonis, dem die Geiſter in der Höhe und Tiefe gehorchen.

Und eben unſere Zeit iſt ſo erbärmlich, daß ein jüdiſches Weib allein in ſo unermeßlichem Gebahren die Wahrheit an den Tag bringen und den Ingrimm wie einen Meſſias gebähren muß, daß die Phariſäer und Sadducäer in ihren feigen Herzen erzittern, vor dem neuen Evangelium der Wahrheit.

Darum ſetzt euch zu ihren Füßen, blickt auf zu dieſem Kopf, der bald wie aus einer Camee lebendig geworden iſt, bald mit der Stuarthaube bedeckt, wie aus einem

verwitterten Rahmen niederschaut, seht in dies großartig leidende Angesicht und hört sie sprechen und die unglücklichen Opfer strafen, die als Abgesandte der Menschheit zu ihr reden und ihrem Herzen wehe thun wollen, und ihr werdet es wieder in euch regen fühlen, wie in eurer Jugend, da ihr gegen Ungerechtigkeit und Lüge zuerst erglühtet.

Euch besonders, ihr Verdreher des Wortes und Verächter des Menschlichen im Volke, gilt dieses begeisterten Mädchens Rede, euch Staatsjämmerlingen ist ihre fühlerne Wortfügung geschmiedet, euch mit der unerbittlichen Schneide der Wahrheit die verlogene Zunge aus dem Halse zu schneiden: euch gilt diese rhetorische Geißel, die ihr im Vorhofe zum Tempel des Glückes und Heiles sitzt und die Opfertaube der Armuth verschachert.

Auch ihr glattzüngigen Heuchler, die ihr das Wort mißbraucht, eure heillosen Gedanken zu verstecken, findet dort ein unbezahlbares Schauspiel, wie der Plunder von dem göttlichen Leibe des Odysseus fällt und der Heros plötzlich dasteht, den Bogen der Ahnen gespannt auf die habsüchtigen Freier um die Penelope-Freiheit, wie er träut und in den Haufen eherne Pfeile der Rede sendet. —

Fragen wir uns aber nach dem Zusammenhange dieser Wirkung mit ihren Ursachen, nach der Entwickelung des mächtigen Endes aus seinen unscheinbaren Anfängen, so finden wir daß diese Künstlerin so wirkt, weil sie auch euch vom ersten Augenblicke an überzeugt, euch zum

Glauben an ſie zwingt, euch zu ihrer Religion der reinen Natur ſofort bekehrt.

Da kommt ſie — ihre durchſichtigen Hände hängen matt herab, wie der ſchlummernde Faltenwurf ihres Gewandes, das Haupt und der Nacken neigen ſich ein wenig vorn über, wie bei allen denkenden Menſchen, ſie bebt Beide ſtill empor und ihr fahrt zuſammen, denn ihr durchſchaut, daß ſie gelitten hat, ohne zu klagen, daß ſie vor euch nicht klagen wird, daß ſie gewaffnet aus dem Haupte des Zeus ſprang. Sie trägt die Meduſa unter dem unſchuldig weißen Mantel.

Sie ſpricht mit müder Gleichgültigkeit, die gemeinen Leiden des Lebens ſchwirren unbeachtet um ſie, da taucht ein hartes Wort wie eine Sonde in ihre offene Wunde und nun verzieht ſich die feine ſchmale Lippe zu unſäglicher Bitterkeit und das Auge fragt, warum thut ihr mir das, die euch ſo lieben könnte, wenn .... aber jetzt haßt ſie euch. Haſſen? nein ihr ſeid zu klein für ſolches Weibes Haß: ſie verachtet euch.

Aber die Fluth iſt im Steigen. Camilla's Curiatius iſt nicht mehr, Hermionen's Pyrrhus iſt treulos und todt, Eliſabeth die königliche Verwandte hat die ſchottiſche Maria in ihr Herzblut hinein beſudelt und nun fährt ſie auf gegen die Horace, Oreſte, Burleigh's und Eliſabeth. Wer ſeid ihr? was wollt ihr dem Meiſterſtück der Schöpfung anthun mit euren vandaliſchen Händen — auf die Kniee, Creatur vor deiner Herrin!

Noch mehr! ſie wendet ſich jetzt gegen euch, ſie ſchleudert

in der Rennbahn der Rede die Alexandriner hinter sich, wie die Quadriga Staub und Kiesel der Geleise: euch gilt jetzt ihr Toben. **Komödie spielen** — o Gott — vor euch, um Geld — den Vorhang von meinen Leiden wegzerren, euch auf meinem Antlitz den Kummer offen pulsiren lassen, mich selbst zerlegen, auf dem Secirtisch eurer Belustigungen, vor euch zu fliegen wie die Fische am Faden der poetischen Buben, euch in eure wässerigen Säfte von meinem Feuer tröpfeln — — und nun tritt das Kinn vor, wie ein trotzender Fels, die Oberlippe verschwindet, das Auge funkelt elektrisch, die Haare regen sich wie ein Schlangennest und aus ihrer Brust klingt es wie die fabelhaften Naturlaute, von denen die Sage erzählt.

Weil sie aber vorher so großartig fesselte, weil ihr tiefer Schmerz so gefaßt war, weil ihr glaubtet und vertrautet, weil die Liebe durchschien, wie die unsterbliche Sonne durch einen verschleierten Wolkentag: darum zürnt ihr nicht wieder, darum erschreckt ihr, aber flieht nicht vor ihr, darum nehmt ihr die furchtbare Wahrheit hin, nicht wie von den Rostris und der Bühne, sondern wie am offenen Grabe: stumm und betroffen — und ihr geht und **kommt wieder**.

Mazeppa der Zweite oder der Gänsemarsch.

Ein Nachtstück.

Das Quartett beim Major a. D. war zu Ende. Die vier Instrumente wurden wie ungezogene Bälger, die den Abend über genug gelärmt haben, sorgsam zu Bett, d. h. in die Kasten gebracht, und es war Schlafenszeit. Wie gewöhnlich vier Winde, wenn sie auf einem Punkte zusammentreffen, einen Wirbelwind zu erzeugen pflegen, der alle Werke von Menschenhand umwirft, so kamen hier vier Menschen allwöchentlich in irgend einer Partitur von Haydn, Mozart oder Beethoven zusammen und wirbelten alle Gesetze und Gebäude der Melodie oder Harmonie in irgend was zusammen, das wie instrumentirter Feuerlärm klang. Alle vier waren noch nicht bestrafte Subjecte, die Nachbarschaft, die sie hätte dem Staatsanwalt denunciren können, schien durch langes Leiden abgestumpft — schläft doch selbst der Gefangene auf der Folterbank — und so hatten sie auch diesmal ungestört ihren gewohnten Frevel verübt. Vor allen war die zweite

Violine ein Inſtrument, das an ſchmerzhafter Wirkung nur irgend einem ſehr ſchlimmen chirurgiſchen Werkzeug gleich kam. Als ſie in den Kaſten gepackt war, hätte man das Geſicht ſehen müſſen, mit dem ſie die Bratſche anſah; es erzählte die ganze Geſchichte unverſöhnlichen Haſſes, jahrelanger Erbitterung; es konnte nicht anders ſein, dieſe Violine ſtand Nachts wieder auf und knipp die Bratſche in's Bein! Und dieſe zweite Violine gehörte dem Hofrath Krempel, einem Menſchen, der als zweite Violine auf die Welt gekommen war, der ſeiner Frau eben ſo treu geweſen wäre, als ſeinem Könige, wenn ihm dieſer noch ſo viel Treue übrig gelaſſen hätte, als zur Ehe nothwendig iſt, der alles treu copirte, was ihm ſeine Vorgeſetzten vorlegten, aber alles treulos mit dem Violinbogen verſtümmelte, was im Quartett auf ſein Pult kam — ſie gehörte dem Hofrath Krempel, der wie der Menſch nach der Autorität der Bibel als Ebenbild Gottes, ſo an dem bekannten Tage, als Gott allerlei Gewürm ſchuf, als Ebenbild des Geheimenrathes geſchaffen wurde. Jetzt aber hatte er ſich von der Geige, ſeiner muſikaliſchen böſen Sieben, getrennt und empfahl ſich, um nach Hauſe zu gehen. Es geſchah dieſes in einem Hauſe der Mittelſtraße, kurz vor der Ecke, wo ſich dieſe Studenten- und Jungfernſtraße der großen dicken Kaſerne in die Arme wirft. Die Genoſſen des Quartetts gingen die Mittelſtraße herauf, da ſie als Penſionirte folgerichtig in der Marienſtraße wohnten: Krempel allein blieb noch ein weniges vor der Thür ſtehen, als

ſie hinter ihm geſchloſſen worden war und ſah in die helle Mondnacht hinaus. Es war ungefähr zwölf Uhr, alſo etwa die Zeit, um die noch nie ein Menſch einen Geiſt geſehen hat. Todtenſtille lag auf Berlin und als die Sternſchnuppe unter dem Vollmonde zu Boden fiel, hätte man glauben können, der Wächter des Himmels habe nicht mit der Lichtſcheere klappern wollen, ſondern den Mond leiſe mit den Fingern geputzt.

Krempel ſah ſich das an, nicht, als ob es ihm beſonders gefiel, denn der Mond exiſtirte für ihn nur, inſofern er ſich, wenn er zunahm, die Haare ſchneiden ließ, ſondern aus dem myſteriöſen Grunde, warum jeder, der aus einem Hauſe tritt, einige Augenblicke ſtill ſtehen bleibt.

Der Menſch weiß nämlich nie, wenn er auf die Straße tritt, ob er nicht noch einmal das Frauenzimmer, das eben vorübergeht, heirathen wird, ob ihm nicht der vorüberfahrende Doctor die letzte Oelung verſchreiben kann, ob ihm nicht gerade aus den vorübergetragenen Brettern und zwar aus keinen andern, das Letzte angemeſſen wird, das ſo vielem Maßloſen als enges Reſoſtorium dient. Dieſe drei Ungewißheiten feſſeln unbewußt Jeden einige Augenblicke, vielleicht auch Krempel. Aber Krempel, der zwei und vierzigjährige Garçon ſollte noch etwas Anderes erfahren, eben als er ſich den Hut feſt auf den Kopf gedrückt, den Rock zugeknöpft, das Gebell eines Hundes, der dem Monde ſeinen erſten poetiſchen

Versuch widmete, bewundert hatte und nun in die Charlottenstraße bog und quer über die Linden wegschritt.

Es stand in den Sternen, daß in dieser Nacht an Krempel der Gänsemarsch verübt werden sollte.

Was der Rakoczimarsch, was der Wrangelmarsch ist, weiß Jeder, der Gungl's musikalische Thee's besucht hat: zwei Lieblingsstücke eines altungarischen und eines neupreußischen Helden, der das Gras, wenn auch nicht wachsen hörte, so doch wachsen sah. Was aber der Gänsemarsch ist, das wissen nur wenige, das wissen am Ende nur diejenigen, die ihn aktiv oder passiv mitgemacht haben. Der Gänsemarsch ist eine Gründung des tiefsten Friedens, nicht schongeputzte Soldaten mit blanken und scharfen Gewehren führen ihn auf, sondern schlichte Bürger ohne Waffen; kein Befehlshaber mit rauhem Kommandowort donnert bei ihm atemlos lauschende Untergebene an, sondern Gleichgesinnte folgen aus eigenem Antriebe einem selbstgewählten Anführer, nicht im gleichmäßigen Maschinentempo, sondern in ungezwungener Weise, bald rasch, bald langsam eilt er dahin; der liebevolle Beobachter der Menschen und Verhältnisse begrüßt somit in seiner Wiederkehr (denn es wurden im Januar 1850 Personen von der Schutzmannschaft aufgegriffen, die mit seiner Ausübung emsig beschäftigt waren), zugleich die Rückkehr sonderer Meinungen und Gefühle, die in der Brust, einst politisch beschäftigter Jünglinge erwacht sind. Der Gänsemarsch ist wie die Preußische Wehrverfassung volksthümlicher Natur. Aber der Gänsemarsch hat auch seine Nachseite.

Nicht bei Tage vor einem neugierigen aber loyalen Publikum findet er ſtatt, ſondern beim Schein des Mondes, in der Einſamkeit der Mitternacht, wenn nur Katzen, Philoſophen und Spitzbuben wachen. Die Gemüthsbewegungen der dabei Mitwirkenden ſind auffallend reichhaltig und gewähren dem Pſychologen die genaue Beobachtung aller Schattirungen, vom Liebreiz des ſanften Lächelns an bis zu den Wuthausbrüchen der Verzweiflung.

Den Hiſtoriker wird intereſſiren, daß er zwar zu Leipzig (im Jahre 1838) erfunden, in Berlin aber zu der Höhe ausgebildet worden iſt, die Berlin ſtets anzuſtreben pflegt, wo es gilt, irgend ein wohlthätiges oder gemeinnütziges Unternehmen bis zum höchſten Grade der Vervollkommnung zu verfeinern. Man wolle ſich an Borſig's Locomotiven, Kranzler's Eis, Klauſing's Weißbier, Amuel's Schaafſcheeren, Goldberger's Ketten und Gubitz's Volkskalender erinnern.

Kremzel ſchritt alſo arglos und ungeſtört, es waren ja noch jene glücklichen Zeiten des milden vormärzlichen Abſolutismus, wo keine Schutzmannſchaft wachte, ſondern nur alle Nachtwächter ſchliefen, die Charlottenſtraße entlang. Dort giebt es zwiſchen ihr und der Friedrichsſtraße eine gewiſſe Rosmarinſtraße, eine Straße, die beſſer iſt als ihr Ruf. Hier wollte er einige Augenblicke verweilen, vielleicht nur ſo lange, als die alten Griechen wollten, daß ein Wanderer bei den Thermopylen ſtehen bleibe, aber länger als Swift nöthig hielt, wenn er unter Anderen auf ſein Grab ſchreiben ließ: Abi viator (Marſch

Wanderer!), als sich aus der Rosmarinstraße zwölf Gestalten ihm entgegenschoben, wie man hölzerne Soldaten auf einer Scheere vorschießen sieht.

Krempel schauderte und stand. Was konnten zu einer Zeit, die der ruhige Unterthan verschläft, wo nur das schlechte Gewissen und höchstens einige Taugenichtse in Wirthshäusern wachen, die aber gleich hinausgeworfen werden, was konnten, fragte sich Krempel, zwölf Gestalten in der Rosmarinstraße wollen — ja — was konnten sie von ihm wollen? Wer waren sie? Er hatte einmal im Jean Paul gelesen, daß ein Mensch seine Jugendjahre hatte wieder haben wollen, sollten dies vielleicht Krempel's Jugendjahre sein, mit all den Schlägen, an denen sie so inhaltreich gewesen waren? Oder waren es zwölf Geister von verstümmelten Componisten, die hier in der bedeutungsvollen Rosmarinstraße auf ihren Mörder warteten? Der zweiten Violine des Büreau's klopfte das Herz hörbar.

Dazu kam, daß diese Gestalten, die eine hinter der andern unbeweglich, ihre Hüte tief in's Auge gedrückt, vor Krempel standen, etwas Unheimliches hatten, das weder dem Civil, noch dem Militair anzugehören schien, diese Gestalten paßten in keine vorhandene Rubrik; es waren unangemeldete, nicht registrirte, polizeiwidrige Gestalten — sie konnten nicht Menschen sein.

Krempel machte Kehrt und nahm Reißaus. Nun geschah das Denkwürdige: die Gestalten folgten ihm. Im wüthenden Galopp jagten zwölf Gestalten schweigend hinter Krempel her. An der Ecke der Mohrenstraße faßte

ſich Krempel, plötzlich ſtille ſtehend, ein Herz und fragte: „Meine Herren, was wollen Sie von mir?“ — Schweigen und unbewegliches Hintereinanderſtehen der Geſtalten! — „Meine Herren, ich bin königlicher Beamter und heiße Hofrath Krempel, dieſer Spaß dürfte Ihnen theuer zu ſtehen kommen, Wächter, Wächterrr!“ Die Geſtalten ſchienen bei dieſem Verſuch zur Ermunterung der geſetzlichen Behörde nicht gleichgültig zu ſein; die erſte der zwölf Geſtalten vielmehr ſchloß plötzlich Krempel in ihre Arme und drückte ihn gegen die Mauer eines Hauſes, während die Uebrigen auf unnachahmliche Weiſe Queue bildeten und eine Art Preſſe auf Krempel ausübten, die ſeinem ferneren Rufe nach dem Wächter durchaus hinderlich war. Nach dieſem Beweis einer nicht mißzuverſtehenden Freundſchaft entließ die Geſtalt ihn aus ihren Armen. Krempel ſah jetzt, daß er das Opfer einer mit teufliſcher Argliſt angelegten, vielleicht weit verzweigten Verſchwörung ſei. Zugleich gewährte es ihm aber eine gewiſſe Beruhigung, daß er es mit Menſchen zu thun habe, wenigſtens ſchloß er dies aus heftigen Quetſchungen, die er eben ertragen hatte. Er beſchloß alſo ruhig ſeiner Wege zu gehen, in der Hoffnung, zufällig auf einen Wächter zu ſtoßen. Die Geſtalten folgten ihm ſchweigend und gelaſſen. Hatte der wilde Lauf vorher etwas Schreckliches gehabt; ſo beſaß dieſer ſcheinbar ruhige Gang um Mitternacht, bei Vollmond durch die ſtillen Straßen eine Phyſiognomie, die auch einen kalten Beobachter mit Schrecken erfüllen mußte.

Da ging Krempel der Hofrath voran, die Hacken

möglichſt kurz angezogen, er hätte ſie am liebſten in die Taſche geſteckt, ihm folgten, vom ſtrengſten Pflichtgefühl beſeelt, in die Fußtapfen eines ſo muſterhaften Beamten zu treten, die Zwölfe. In ſeiner Bruſt tobten alle Leidenſchaften, die den Menſchen verzehren können, er hätte ſelbſt einen rothen Adlerorden darum hingegeben, die Zwölfe los zu ſein. Der ſchreckliche Gedanke ſtieg in ihm auf, denn ſeine Lebensgeiſter begannen ſchon ſich zu verwirren, daß dieſe Zwölfe ihn auf ſeinem ferneren Pfade durch's Leben begleiten, daß ſie hinter ihm ſtehen würden, wenn er mit dem Kanzlei-Director ſpräche, wenn er das Journal in's Reine ſchriebe, wenn er am Erſten des Quartals das fällige Gehalt hole — Himmel — ſie wollten ſich vielleicht von ihm ernähren laſſen. Kremzel fing wieder an zu laufen, diesmal aber ſo raſch, als ſeine Spazierhölzer ihn tragen wollten. Die Zwölfe folgten lautlos, aber raſch. Er bog über die Straße; ſie folgten — er ſprang um einen Brunnen; ſie folgten — er ſetzte ſich auf eine ſteinerne Stufe; die Zwölfe kauerten ſich in einer abſcheulichen Front neben ihn. Es ſchlug ein Uhr; Kremzel überlegte. Seine Wohnung war in der Kochſtraße, vielleicht hundert Schritt weiter — es wohnte eine Hebeamme in dem Hauſe — er konnte alſo auf die Nachtklingel rechnen und ſo vielleicht von den Zwölfen entbunden werden.

Im Hui ſprang er alſo auf, um den beabſichtigten Vorſprung zu gewinnen, aber es gelang ihm nicht; die Zwölfe waren eben ſo raſch. Die Verzweiflung wird

nur von jugendlicher Begeiſterung übertroffen. Das Huſchkaſpiel ging von Neuem los! Da erreichte Krempel ſeine Wohnung, es war die höchſte Zeit, denn ſein Athem verſagte, aber er hörte den Wächter in der Wilhelmsſtraße die Runde pfeifen, er ſah die Nachtklingel und ſtreckte convulſiviſch die Hand nach ihr aus. Da traf ein furchtbarer Schlag ſeinen neuen Hut, er flog bis ans Kinn: Krempel war wie Tamino für die Geheimniſſe Taraſtro's reif!

Zugleich fühlte er ſich von vielen Händen ergriffen, zu Boden gedrückt, auf den Bauch gelegt und auf ſeinem Rücken etwas arbeiten, was mit ſchreiben oder malen eine entfernte Aehnlichkeit hatte: dann ließ man ihn los und er hörte viele ſich entfernende Tritte.

Der unglückliche Hofrath raffte ſich auf, da faßte ihn ein Arm, es war der des Wächters. Aus der Ferne trug der Nachtwind etwas boshaftes Gelächter herüber.

Als der Hofrath aus dem Hute befreit worden war, ſchüttelte der Wächter den Kopf: „Heute ſchon der Zweite!“ brummte der redliche Mann, indem er den Rock Krempel's abſtäubte, auf dem mit Kreide der Kopf eines harmloſen grauen Weſens mit der Unterſchrift Mazeppa II. gemalt ſtand.

In jener Nacht ſchwur der Hofrath das Quartett und die zweite Violine ab.

Jenny Lind.

In unſerer ſo geniearmen Epoche prophezeit der ewig zeugende Geiſt nur noch aus den zarten Lonſtrahlen dieſer oder jener Sibylle. Die Bücher der großen Dichter ſind zugeſchlagen, die Weltweiſen lehnen das Haupt nur noch gedankenvoll auf den Arm, um ein Schläfchen zu machen, die neuen Apoſtel ſind die Iſcharioths der Wahrheit und es fällt den Menſchen nichts Neues mehr ein. So ſcheint es denn zu werden, wie draußen in der unbegriffenen Natur, daß im Schweigen des Lebens, wie in dem des dunklen Waldes, nur die einſamen Stimmen der Sänger den Wanderer erfreuen und ihm Muth machen, auf langem gefahrvollem Wege in das Schweigen, weiter zu ſchreiten.

„Es ſtand draußen drei Treppen hoch auf dunklem Gange ein blaſſes hageres Kind, weinend vor der Thür, denn es war wieder einmal mißhandelt worden — dieſes Kind war Jenny Lind geweſen.“ So erzählte mir vor

einigen Jahren ein ſchwediſcher Virtuoſe. Seitdem ſah ich hinter der großen Künſtlerin ſtets jene Leidensgeſtalt, hinter allem Triumphgepränge, allen Blumengewinden konnte ich nicht das Bild des mißhandelten Kindes loswerden, das durch die hohe Schule der Kunſt: das Unglück, zur Weihe des Ruhmes gereift war. Und doch war damals ihr Loos noch ein beſcheidenes zu nennen. Sie wohnte in der franzöſiſchen Straße drei Treppen hoch, bei einer achtbaren Familie, in einfacher und beſchränkter Räumlichkeit, und ihre beſten Zuhörerinnen waren die jungen Mädchen aus gebildeten Häuſern, die auf demſelben Flur zu Mad. Strebmann gingen, einer beliebten Lehrerin der Malerei, und Viertelſtunden lang auf der Treppe ſtehen blieben, um gratis die ſeltene Sängerin ihre Solfeggien üben zu hören.

Von da an datirt ſich der Ruhm der Künſtlerin, der Erſten, die von Berlin aus ihren europäiſchen Ruf begründet hat und die nun zurückgekehrt iſt, um den Beweis zu führen, daß die politiſchen Stürme Europa's, die Adler in den Sand warfen, den zarten Flug einer Nachtigall nicht überwältigen konnten.

Von 6 Uhr an donnerten die Karoſſen vor die Thür des Conzertſaales im Schauſpielhauſe, der bis dahin eine Citadelle, nun neu reſtaurirt, auf die feierlichſte Weiſe in ſeine Rechte wieder eingeſetzt werden ſollte. Um die Größe des Momentes den Geiſtern mehr einzuprägen, war vorher die Anordnung getroffen, daß ein Sitzplatz ſtatt eines gewöhnlichen preußiſchen Thalers, einen großen Doppel-

thaler kosten solle und daß man für das gewöhnliche Entree nur das Recht erwarb, oben auf der Gallerie hinter den Stühlen glücklicherer Personen stehend, nichts zu sehen, aber etwas Weniges zu hören. Dieses Wenige waren aber die Fortestellen, die an und für sich nicht die überwiegende Zahl in dem Gesange einer Lind sind. Zwischen diesen Extremen schwankten die Plätze für anderthalb Thaler oben auf der Gallerie, die wenigstens für diesen Abend sich mit dem Gedanken trösten konnten, daß der Hof, dessen Loge sich gleichfalls in einem Niveau mit der Gallerie befindet, kein Vorrecht vor ihnen habe. Endlich beruhigte sich die Flut der eleganten Toiletten, der alten und jungen Excellenzen, der decorirten In- und Ausländer, und die beiden fremden Studenten, die in Oberröcken mit den farbigen Mützen der Landsmannschaft in der Hand, einige blanke Muttertaler an die Lind gewagt hatten und auf der Estrade gerade vor den beiden Kaninchen saßen, die in dem großen Wandgemälde dem neugefirnißten Orpheus zuhörten, sahen unter all den weißen Glacéehandschuhen wie komische Urwähler aus.

Der Domchor unter Leitung des Herrn Reitzhardt eröffnete den Abend mit einer schönen Motette von Mendelssohn: „Denn er hat seinen Engeln befohlen," bedeutungsvollen Worten, die man auf die Mission der Sängerin beziehen konnte, mit ihrem geflügelten Genie, der Armuth eine Wohlthat, dem Reichthum eine Freude zu bereiten! Endlich war die Motette vorüber, endlich — denn ich muß zu meiner Schande bekennen, noch nie

habe ich Mendelssohn, den ich liebe und verehre, ungeduldiger zugehört — und Jenny Lind, vom Kapellmeister Taubert geführt, betrat die Estrade. Einfach wie immer, ohne russische und englische Brillanten, in rosenfarbige Seide gekleidet, im Haare einen grünen Zweig mit zwanglos und zierlich niederwehenden Ranken: so schritt sie rasch unter einem die Herzen der Handschuhfabrikanten erfreuenden Beifall, vor. Sie war etwas blässer, ermüdeter als vor Jahren, aber das Auge schien dadurch größer, strahlender geworden und als sie einen ihrer wunderbaren langen Blicke über die weite Versammlung rollen ließ, ward es von selbst still im Saale. Zuerst sang sie die große Arie aus den Puritanern. Schon nach den ersten acht Takten stellte sich unsere Ueberzeugung fest, sie sei größer geworden, denn je: sie habe wohl daran gethan, ihre eigenthümliche feine Kunst, nicht mehr in den enormen Tiftanien der Bühne, weitschichtigen Ensembles und Instrumentenwuth zu zersplittern, sondern im Concertsaal, gleichsam Angesicht gegen Angesicht, ihre göttliche Ueberzeugungskraft geltend zu machen. Mögen die Verächter der italienischen Muse nun auftreten und ihre Ergriffenheit läugnen, mögen die Rigoristen der alten Schule den Handschuh aufnehmen, den ihnen eine Lind, die Schülerin Manuel Garcias, dieses Führers der äußersten Linken der italienischen Gesangskunst, hinwirft.

Von der glühend gefärbten Auffassung des Ganzen an, bis in die vollendet ausgearbeiteten kleinsten Details

hinein — die Künſtlerin ſchattirte z. B. von dem Stärkegrade des pp an eine chromatiſche Scala in fünfmaliger Wiederholung bis zu einem reizenden Piano mit faſt mathematiſcher Genauigkeit — alles die letzte Feile menſchlichen Genies und Fleißes! In dem Duett mit Fräulein Tuczek: **La grand' mère**, von Meyerbeer, das unter allgemeinem Jubel wiederholt werden mußte, in der Roſſiniſchen Arie, Alles dieſelbe ergreifende, athemloſeſpannende Kunſt der Darſtellung. In den Liedern, die Jenny Lind aber am Schluſſe ſang, ward mir erſt vollkommen klar, worin der Urgrund ihrer Wirkſamkeit über alle Gemüther beruht.

Es liegt in ihrer Stimme ein tragiſcher Hintergrund, jene blaſſe traurige Erinnerung, von der ich ſprach, die in alle Heiterkeit und Luſt heimlich mitklingt, die in ihren Liedern das Lächeln in Wehmuth wandelt. Wie ihr Auge darum ſo blau iſt, iſt, weil, wie Göthe vom Himmel ſagt, die Sonne des Genies durch eine dazwiſchen liegende Trübheit die todte Nacht mildert, ſo klingt ihre Stimme auch darum ſo rührend, weil erſt durch ein leidend bewegtes Gemüth die Schallſtrahlen zu unſerer breiten dunklen Gewöhnlichkeit dringen.

So wirkt in ihr Alles auf einen dämoniſchen Einfluß hin. Mit dem Klange wächſt der Glanz ihres Auges und wie ſie es niederſchlägt, verſinkt der magiſche Ton, — ſie blickt gleichgültig und aus den geſchloſſenen Lippen dringen ferne leiſe rieſelnde Töne — jetzt ſcheinen ihre Töne zu lächeln und ihr Lächeln zu tönen und wie ſie

einen gewaltigen feurig zornigen Blick hinſchleudert, ſchlägt die Stimme im ſcharfem und jähem Schmerzenslaut gen Himmel, wie die Klage eines gefallenen Engels — man könnte an die Loreley denken.

Mit dem bekannten fremdartigen Dialekt, der die naive Wirkung ſo eigenthümlich unterſtützte, trug Jenny Lind, drei deutſche Lieder, das letzte von der Compoſition Taubert's vor und auf allgemeines Verlangen eines ihrer ſchwediſchen Nationallieder. Sollen wir uns entſcheiden, ſo würden wir dem Erſten der Lieder: „O Sonnenſchein! was ſcheinſt du in mein Herz hinein," wegen der unnachahmlichen Originalität des Vortrages und der ureigenen Tiefe der Empfindung den Vorzug geben. Das elektriſche Zucken, das die große Künſtlerin der Verſammlung mittheilte, iſt das beſte Motiv unſerer Behauptung.

Es iſt das Zeichen der Größe und Wahrheit, ſei es in allgemein geſchichtlichen oder in künſtleriſchen individuellen Ideenäußerungen, daß ſie augenblicklich allgemeine Gültigkeit haben.

Der Thiergarten.

Mißbrauch wird mit jedem Dinge auf Erden getrieben; auch das Spazierengehen iſt dieſem Fluche nicht entgangen. Fangen wir nach ächt deutſcher Weiſe mit dem Alterthume an, ſo finden wir ſogar ſchon vor dem conſtitutionellen Ariſtoteles in den Peripatetikern eine Sippſchaft philoſophiſcher Bummler, welche ſtatt ihren Geiſt am holden Blödſinn der Natur zu erfriſchen, ihr Spaziergehen durch philoſophiſche Geſpräche entweihten. Wir übergehen als Spaziergänge militairiſchen Uebermuthes, den mit Unannehmlichkeiten auf der Heimkehr verknüpften Ausflug der Griechen nach Perſien, worüber die ſchöne Leſerin von ihrem jüngeren Bruder, dem Ueberſetzer von Xenophon's Anabaſis, weiteres erfahren kann; wir ſchweigen von der polizeiwidrigen Art, wie die Araber eine größere Landpartie durch Nordafrika nach Spanien arrangirten; wir mißbilligen entſchieden die ſogenannten Kreuzzüge, dieſe verfehlten Mummenſchanz des Mittelalters

und ſpringen in die neuere Zeit, die uns unerfreuliche Beweiſe giebt, wie wenig ſie den Geiſt des Spazierengehens gefaßt hat. Jener Schiller, ſonſt ein trefflicher Dichter, verkannte die Natur des Spazierganges ſo weit, daß er in ſteifen Diſtichen darüber ſchrieb und ein Scume unternahm einen Spaziergang nach Syracus, um das pechnologiſche Problem zu loſen, ob ein Paar Sohlen, den Halbſtiefel Italien entlang, halten würden. Die neueſte Epoche ſah endlich in zwei Extremen: in Menſen Ernſt und Ludwig Rellſtab das Spazierengehen auf dem Culminationspunkt der Entartung angelangt. Jener, ein Seemann, rannte durch die zahme und wilde Welt zu Fuß; dieſer ein Mann des Feſtlandes bediente ſich ſelber auf dem Continent ſtets einer Fregatte. Jener ſchwieg über ſeine Weltſpaziergänge, dieſer ſchrieb, und wäre er auch nur aus einer Spalte der Voſſiſchen Zeitung in die andere hinüber gekrochen.

Der Grundgedanke des Spazierengehens iſt das Zweckloſe (das *μαχιδως* der Homeriſchen Seeräuber), das gedankenloſe Aufgehen in die Grünheit der Natur, in die Lyrik der Wiederkäuer, das reflektionsloſe Anſtarren und Auffaugen der Natur, wie es, ſeit Bruno Bauer, die neueſte deutſche Philoſophie als Höchſtes des Menſchen ſetzt. Es erhellt, daß der ſtädtiſche Menſch (homo urbanus) nur vollkommen dieſem Ideale eines Amalgamationsproceſſes des Pſychiſchen mit dem friedlichen Vegetationsgedanken der Natur nachjagt. Wenn wir daher in unſeren Spaziergängen hie und da noch

Spuren von Gedanken verrathen, wenn wir uns nicht ganz den Gegenſtänden hingeben ſollten, ſo muß der Leſer dieſen Umſtand mehr auf Rückſichten, welche wir gegen ihn nehmen müſſen, als auf eine Treuloſigkeit gegen unſer Spaziergangsprincip ſchieben. Gehen wir alſo von der Redaction der Conſtitutionellen Zeitung aus, die Friedrichsſtraße und Linden entlang zum Brandenburger-Thor hinaus; ſo finden wir den vielfach beſchimpften Thiergarten, um den jede Stadt Berlin beneiden kann.

Der Thiergarten hat nach unſerer Theorie ſeinen Namen von ſeinem Zwecke: den Menſchen in grünen Räumen in eine harmloſe animaliſche Stimmung zu verſetzen. Darauf deuteten jene alten Bildwerke, die, unter dem Namen der Puppen, niemals durch Aehnlichkeit mit menſchlichen Geſtalten ſtörten. Leider hat man dieſe behauenen Steine, die künftigen Alterthumsforſchern im Jahre 1951 viel Kopfzerbrechen gekoſtet und wahrſcheinlich Irrthümer über die Religion der alten Berliner veranlaßt hätten, von ihren Stellen entfernt; ja, man hat das Dickicht ausgehauen, wo noch vor 12 Jahren der Stieglitz, nicht der deutſche Vogel, ſondern der Dichter, hart neben den Charlottenburger Thorwagen, von Berlin abſtrahiren und ſich in Hariri und die Makamen des Hariri verreiten konnte. Wir ſehen nicht mehr den alten moriſchen Apollo, denn der Stein, den Lenné und die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein worden; wir ſehen nicht mehr Stieglitz im ſchwarzen Frack, die Brief-

taſche in der Hand, mit dem Rücken gegen den Weg, aber doch ſo, daß ihn Jeder erkennen konnte, in die Zweige ſtarren. Der Baum, vor dem Apollo ſtand, zeigt unverhüllt einen koloſſalen Zettel mit der Inſchrift: Kroll's Sommergarten. Spazieren wir zuerſt dorthin. Auf dem Wege, welche Veränderungen auch hier ſeit den letzten Jahren! Verſchwunden iſt der Cirkus, aus dem bei jedem Krawall, die rothen Gardinen vor der Königlichen Loge auf einer Stange als Banner der Rauchfreiheit dienen mußten, und dahinter ſteht Peter v. Cornelius prächtiges Haus, aber die Muſe iſt nicht mit eingezogen, ſeine Pinſel ſind vertrocknet, ſeine Cartons für die Grabeshalle der Hohenzollern ſind mit Spinnenweben überzogen und ihn ſelber ſahen wir in Moabit in einer Laube des baieriſchen Biergartens ſitzen und ein Seidel, dann aber noch Eines trinken. Er ſaß da, das ernſte ſtrenge Geſicht von Falten umwölkt — er dachte an ſein jüngſtes Gericht, vielleicht auch an Chriſtus in der Vorhölle.

Der Exerzierplatz, früher die Sahara von Berlin, Augenluſt unſerer Kameele, der Ort, dem David ſeine Wüſte dediciren wollte, iſt mit Anlagen bedeckt; er grünt. Hohe Bäume verdecken eine Villa mit einem Thürmchen. Der älteſte Bruder einer talentvollen Familie beſitzt ſie. Hier verdankt die Wiſſenſchaft, Mädler's und Beer's große Mondkarte: einer edlen Anwendung reicher Mittel. Hier mag Meyerbeer im Stillen beim monotonen fernen Geräuſch der Holzſägen leidenſchaftliche Effecte ſeines Pro-

vheten berechnet haben, hier ging Michel Beer, der Dichter des Paria und Struensee, aus und ein, von hier aus fuhr Heinrich Beer, das geniale zerfahrene Element der Familie, in die Collegien Hegel's. Die Brüder ſind längſt getrennt, die beiden Letzten ſtarben früh, der Muſiker hat vielleicht das märkiſche Tusculum längſt vergeſſen und der gaſtfrei beherbergte Mathematiker entdeckte in Rußland nicht die deutſche Centralgewalt, ſondern nur die Centralſonne. Der Deutſche iſt am Himmel glücklicher, als auf Erden. Hart daneben iſt der Berliner Vergnügungsſucht ein Tempel errichtet. Wie viele Ritterherzen, ſchlagen ſie nun den Kamaſchen oder der Elle, pochen nicht lebhafter bei dem Namen Kroll, wie viele Griſettenfüßchen zucken nicht tanzluſtig bei dieſem Laut. Diesmal iſt nicht von italieniſchen oder türkiſchen Nächten die Rede, keine Negerſänger brüllen Afrika's Ehre, keine Kammermuſik erſchallt im Königsſaal, ſelbſt die berühmten Gebrüder Stahlknecht, die ewigen Muſici, ſpielen nicht; wir bleiben im Freien und ſehen ſtaunend eine ſtaatliche Bühne errichtet. Es iſt das Affentheater Schreyer's, Platon's Symposion nachgebildet, erfreut das afrikaniſche Gaſtmahl durch reiche künſtleriſche Beziehungen. Plato läßt beredt über die Liebe verhandeln, Schreyer — ſtumm über den Haß. Seht den Kellner, den leichtfertigen Ariſtophanes, ſeht den afrikaniſchen Alcibiades mit dem Federbut, ſeht aber auch Schreyers Socrates, den ernſten Admiral.

Einen ſolchen Admiral hat ſelbſt die deutſche Flotte

nicht, höchſtens einen Marinerath. Die Dreſſur der Thiere iſt außerordentlich und kommt ſelbſt hie und da die abſolute Idee des Affenthums zum Vorſchein. Auch Siegmund's allbekannte Nebelbilder ſind wieder da. Wir waren ſo glücklich, außerordentliche Sachen zu ſehen. Man kennt die Art dieſer dissolving views, die durch zwei Laternä magicä bewirkt werden, deren Bilder genau auf einen Punkt gerichtet ſind: jenachdem man nun das Licht in der Einen oder der Andern vermindert, verſchwindet das erſte Bild allmälig und das zweite tritt hervor. So ſahen wir eine Nationalverſammlung in voller Seſſion, plötzlich verſchwammen die Linien, wirr, immer wirrer, doch bekannte Züge tauchen auf; plötzlich ſteht Vater Wrangel nach Magnus da. Aus Louis Philipp ward mit überraſchender Geſchwindigkeit Louis Napoleon. Das Publikum ſchien indeſſen in letzter Zeit zu viel Nebelbilder geſehen zu haben und wandte ſich zu der kleinen Menagerie, deren Löwe leider krank iſt. Es waltet über den Löwen in Berlin ein eigener Unſtern, wie man ſpäter beim zoologiſchen Garten ſehen wird! Außerdem laſſen dort gute Eltern ihre fleißigen Kinder in einem Circus auf Pony's reiten, Gardeofficiere, die ſich von ihren Berufsgeſchäften erholen, ſchießen dort mit kleinen Holzbüchſen nach der Scheibe (ein trefflicher Schütz zerſchoß einundzwanzig kleine Scheibchen von Thalergröße in eben ſo viel Schüſſen) und rings ſind eine Maſſe Glücksbuden aufgeſtellt. Die Hauptgewinne bleiben unſere alten lieben Bekannten, ihr Glück wankt

nicht, ſie ſind über alles Würfelſpiel erhaben. Gehen wir: der frohe Muth der vorigen Jahre fehlt dem Lokal, die Menſchen ſind dünn geſäet in den weiten Räumen, ſehen verdroſſen aus und am meiſten hat ſich noch jenes kranke, todtblaſſe Knäbchen gefreut, das von zwei Soldaten auf einem Lehnſtuhl hineingetragen über die Affen und Pudel lacht, während die beſorgte Mutter, ſein Händchen haltend, kein Auge von ihm wendet. Gehen wir zu den Zelten, wo man, wenn auch nicht Zelte, ſo doch arabiſche Gaſtfreundſchaft für Geld findet. Die Tribüne, von der herab im Jahre 1848 die Volksverſammlungen gehalten wurden — iſt abgebrochen. Keine Muſik erſchallt, wie ſonſt, wo hier ohne Entgelt ſich tauſend Spaziergänger an einem Concert erfreuen durften. In dieſem langen Saale waren am 13. März v. J. die Fenſter ausgehoben, die Menſchen ſtanden bei lauem Frühlingsregen in dunkler Nacht weithin auf den Platz und aus dem Saale erſchallten einzelne Stichworte: Preßfreiheit — Verfaſſung — Verantwortlichkeit der Miniſter — Geſetz; damals war die Politik eine Jungfrau; gehen wir die Spree entlang leiſe auf den Zehen bei Schloß Bellevue vorbei; es könnte Miniſterrath gehalten werden. Hier vom großen Stern aus, in den die Hauptwege des herrlichen Parkes, der im friſcheſten Grün leuchtet, münden, betreten wir die Anlagen, durch die der neue Kanal fließt, wenn man dergleichen überhaupt von Koth behaupten kann. Eine kleine Chauſſee führt uns über eine Brücke in das ſchattige Aſyl: den zoologiſchen Garten.

Wer kennt nicht dieſen anmuthigen Ort, die frühere Faſanerie, wohin die Menagerie der Pfauninſel überſiedelt worden iſt?

Dieſer Park hat ſeine Geſchichte. Hier iſt lange vor Louis Blanc, Ledrü-Rollin und Proudhon ein Experiment gemacht worden, deſſen Moral zu finden, man kein Aeſop zu ſein braucht. Seht ihr jenes große Drahtgebäude? es iſt das Affenhaus. Einſt ſollte es ein Tempel, ein Muſter eines glücklichen ſocialen Zuſtandes ſein. Die Dirigenten und Profeſſoren ſagten: „Sie ſind alle Affen, ob aus Afrika, ob aus Amerika, ob aus Aſien; ſie werden in Eintracht bei einander wohnen; ſie werden ein Volk von Brüdern ſein.“ Und man öffnete alle Käfige und ließ ſie hinein. Da ſah man plötzlich eine große haarige Kugel, die ſich zum Entſetzen der Profeſſoren unter gräulichem Geſchrei am Boden hinwälzte. Drei Welttheile feierten ihr Verbrüderungsfeſt. Ein Drittel blieb auf dem Platz; man hatte nicht an die Sonderintereſſen gedacht, man hatte die Macht der Leidenſchaften vergeſſen. Der Gedanke war himmliſch ſchön geweſen, aber die Praxis hatte ihn vernichtet. Seitdem ruht ein Fluch auf der Colonie; das Recht des Stärkeren herrſcht. Wohl dem, der von Natur keinen Schwanz hat; ihm kann keiner abgebiſſen werden. Das große Kameel geht noch immer im gemäßigtem Fortſchritt einher, ein conſervatives frommes Weſen. Die Bären in ihrer Grube, die Büffel im Sumpf, die Gemſe auf ihrem Felſen, die Antilopen, Strauße, Caſuare in ihrem Ge-

bege, wer beneidete ſie nicht, wenn er das lebensſatte Krokodill in dem Blechkaſten ſieht und die Klapperſchlange mit den polizeilichen Vorkehrungen gegen ihren Biß. Wo ſind aber die Löwen? Vor mehreren Jahren war ein ſchöner junger Löwe da, den wir eine todte Ente freſſen ſahen. Bald darauf ſtarb er: in Algier hatte er keine todten Enten verzehrt — man ſagt, er wollte ſterben. Die große Schildkröte aber wurde von dem Curatorium des Gartens verpeift, als ſie ähnliche Symptome der Sehnſucht nach dem Jenſeits äußerte.

Wir müſſen nach Hauſe. An reizenden Landhäuſern, der Louiſeninſel vorbei, unter rauſchender Muſik in den Gärten, kommen wir zum Leipziger Thore hinein.

Conſtabler betrachten uns mit argwöhniſchen Blicken, ein Steuerofficiant ſteht flüchtig in die Droſchke: wir ſind wieder in der Stadt.

Dſchingiskhan.

Trauerſpiel in fünf Akten von Carl Zwengſahn (Langenſchwarz).

Warum haben Sie diesmal keine Wochenſchau in der Zeitung geſchrieben? ſo fragte der alte Herr im Hotel de V. als ich nach dem Abendeſſen herüber kam. Er war ein alter Herr, ſo vergnügt, wie ein Herr nur ſein kann, der nie eine Frau und Elſteraugen gehabt, und von fünfzig Auſtern nur noch zwei auf dem Teller hat.

Weil es die Woche über nichts Bemerkenswerthes gegeben hat und ich mit den Directionen nicht ſo ſtehe, um über jede Vorſtellung zu ſchreiben und am Ende des Monats mein Geld dafür zu empfangen! erwiederte ich dem Auſterntödter.

Sie ſehen ja ganz zerſchmettert aus? ſagte der würdige Greis nach einer Pauſe, während welcher er mich wie ein zu verſpeiſendes Schaaltbier, mitleidig aber doch unerbittlich, betrachtet hatte.

Ich komme aus dem Theater!

Was? — Er meinte, was für ein Stück, verachtete aber das Theater ſo gründlich, daß er ihm von üblichen Frageformen nur ein Fragment, nicht größer als ſeine Aeſthetik zukommen laſſen wollte.

Dſchingiskhan, zum erſten Mal!

Ich gehe nie in neue Stücke, wenn ich nicht beſtimmt weiß, daß ſie ausgepfiffen werden, bemerkte der alte Herr.

Statt aller Antwort ergriff ich eine leere Rheinflaſche, die in der Nähe des Haufens von Auſternſchalen, wie Artemiſia neben dem Mauſoleum trauerte, während der alte Herr ſo altklug wie die Vorſehung lächelte, die all dieſes Elend in ihrer unergründlichen Weisheit beſchloſſen hatte. Dieſe Witwe ergriff ich alſo und pfiff — einen langen rauhen, traurig brüllenden Pfiff — er verſtand mich.

So pfiffen ſie, als es zu Ende war? fragte er.

Nein, ſo pfiffen ſie nicht ſogleich, aber ſie zischten und dabei lachten ſie — aber ſie hätten ſo pfeiffen ſollen.

Unterdeſſen erfriſchte ich mich auf eine weniger delicate, aber unſtreitig geſündere Weiſe, als der Greis, der nach neuen Opfern ſeines Altars, des Magens ſchrie, ſo daß ich glaubte, er wolle, wie Macbeth ſagte, nachdem er König Duncan ermordet, nie mehr ſchlafen, und hatte, dem guten Macbeth wieder ganz unähnlich, nicht den Schlaf, ſondern die Auſter für „die beſte Speiſe an des Lebens Tiſch."

Erzählen Sie mir doch das Stück — ſprach er dann — und trinken wir mit einander ein Glas.

Diesmal fragte ich lakonisch: Was?

Wenn man trockene Stücke erzählen soll, ist es gut sie von Zeit zu Zeit flott zu machen.

Der alte Herr winkte, ein moderner Dschingiskhan, der gewohnt ist, daß man seinem Geldbeutel unbedingt gehorcht und es erschienen die Ingredienzien zu jenem Getränk, das den anspruchslosen Namen: „Rubrwasser" führt und ein wahrhaft constitutionelles Getränk ist, links mit dem feurigen Arrak, rechts mit dem Zucker, und im Centrum mit dem vermittelnden Rheinwein — aber Alles höllisch heiß.

Das Drama heißt also Dschingiskhan und ist von Karl Zwengsahn, den Professor Rötscher für Shakespeare den Zweiten erklärt hat. Sie kennen doch Professor Rötscher?

Der alte Herr schüttelte den Kopf mit einer Sicherheit, als hätte ich ihn nach einer Sache aus dem Jenseits gefragt.

Dieser Dschingiskhan, über den die Geschichtsbücher wenig mehr zu sagen wissen, als daß er in der Wiege von sanftem königlichen Gemüth, im reiferen Mannesalter Alles eroberte, was ihm vor die Nase kam und in Anfällen von Munterkeit die Köpfe seiner Gefangenen in Pyramiden aufbauen ließ, hat nun seinen Kopf zur eben gespielten Tragödie hergeben müssen. So sträft die Geschichte das Andenken an Tyrannen noch nach Jahrhunderten!

Der alte Herr nickte diesem tiefsinnigen Satz Beifall.

Wir werden alſo gleich am Anfange in des alten Eroberers tartariſchen Palaſt geführt, wo die Kronen dreier Könige auf rothen Kopfkiſſen präſentirt werden, zum mahnenden Symbol, in weſſen Antichambre wir uns befinden. Octai aber, der Kronprinz, eine wilde Natur, belehrt uns, daß Dſchingiskhan nicht mehr der Alte ſei, er habe ſich einer pietiſtiſchen Richtung ergeben, ein Derwiſch, der auf den Namen Bedmur hörte, habe ſich angefunden und durch ſeinen neutartariſchen Einfluß Dſchingiskhan milder geſtimmt. Octai droht, daß er, der bei ſeinem Vater in Ungnade ſei, auf eigene Fauſt zum Heere reden werde. Dazwiſchen aber überfällt ihn wieder ächt tartariſche Sentimentalität und er wirft ſich weinend in Haybis, eines grimmen Feldherrn Arme und ſeufzt: — ich habe keinen Vater mehr! wie Sie bemerken werden, ein zarter Zug des Dichters, der keineswegs lächerliche Inconſequenz, ſondern der Beweis der alten Wahrheit iſt, daß auch in der Bruſt der Söhne, die eben für Mord und Hochverrath gegen ihre Väter geſchwärmt haben, zarte Gefühle im Hintergrunde lauſchen. Er faßt ſich indeſſen und geht wieder mit gereimten Drohungen ab. Timur, Statthalter, ein Jugendfreund Dſchingiskhan's, der ihn nie verlaſſen hat und doch merkwürdiger Weiſe „Statthalter" iſt, und jener Haybis folgen ihm kopfſchüttelnd, als wollten ſie ſagen, eine Komödie, die ſo angefangen hat, kann nicht gut enden! Jetzt tritt auf der anderen Seite Dſchingiskhan mit Bedmur ein, der ihm Gellert'ſche und Pfeffel'ſche Fabel-

weisheit vorträgt, während welcher Zeit Dſchingiskhan ab und zu die Arme über der Bruſt kreuzt und die Augen verdreht. Dſchingiskhan verſpricht, ſich zu beſſern, kaum iſt aber der Derwiſch heraus, als er einen wütenden Rückfall bekommt, vom Gewiſſen gebiſſen wird und ein Herz — nur ein Herz verlangt! Da ſieht man, was von dem Köpfeabſchneiden heraus kommt. Dſchingiskhan iſt ſo ſentimental, als ob er ſeiner Zeit an dem pommerſchen Muſenalmanach mitgearbeitet hätte! Sie ſollen übrigens mit mir nicht dem Stücke Scene für Scene folgen, denn ich merke, es langweilt Sie ſchon, aber ich konnte Sie nur ſo mit der Phyſiognomie der handelnden Perſonen am beſten bekannt machen. Alſo weiter. Dieſer Dſchingiskhan hat trotz ſeiner Sentimentalität einen heftigen Abſcheu gegen ſeine Söhne, wie man ja auch von den wilden Ebern und Katern bedauert und ſtatt deſſen einen Neveu, Selim, der ihm Alles iſt. Auch liebt Dſchingiskhan und zwar Daira, eine gefangene Königstochter, deren Anverwandte er ſämmtlich eines Theiles beraubt hat, den er ſelbſt und der Verfaſſer nie beſeſſen haben — des Kopfes. Nichts deſto weniger hat ſie ihm Liebe geſtanden und Dſchingiskhan glaubt ihr, ohne Arges zu merken. Aber auch Selim liebt Daira, denn es iſt billig, daß in Tragödien über Kreuz geliebt wird.

Wir erfahren auch gleich ein Mehreres. Octai hat die Feldherren gewonnen, ihm zu folgen, man erfährt jedoch noch nicht wohin und Daira kommt gleich darauf

in dieſe Wildniß, wo ſie mit Selim und dem Derwiſch zuſammentrifft. Hier entdeckt ſich, daß auch ſie Selim liebt und daß der Derwiſch ihr Bruder iſt, der ſich nur mit den nöthigen theatraliſchen Schimmelſchwänzen an Kopf und Kinn vor der Zeit alt gemacht hat. Er reißt dieſe ab und Daira holt zum Ueberfluß aus einem hohlen Baum einen Säbel heraus, räthſelhaft wie Alles. Der Derwiſch, von dem wir jetzt anfangen zu merken, daß er es mit Dſchingiskhan nicht ganz redlich meint, ſchlägt als genauer Kenner der Dummheit Dſchingiskhan's vor, er wolle ihm einreden, „Einer wolle Daira ihm rauben" — er werde ſo eiferſüchtig werden." Man bildet darauf ein Tableau und auch dieſer Akt ſchließt.

Das iſt ja aber Alles wie in den Puppenkomödien — unwahrſcheinlich — grob zugehauen — warum hat der Derwiſch, der doch mit Dſchingiskhan, ebenſo wie Daira, viel allein verkehrt, ihm nicht längſt in einer Sieſta den Hals ſehr zweckmäßig abgeſchnitten und ſich in der Stille davon gemacht? fragte der Alte.

Das verſtehen Sie nicht, erwiederte ich, die Perſonen in Tragödien dürfen nicht ſo praktiſch handeln, wie im bürgerlichen Leben und dann haben ſie auch an ihm eine raffinirtere Rache nehmen wollen: eine ächt tragiſche Perſon muß mehr an ihrer Seele, als an ihrem irdiſchen Leibe beſtraft werden! Er nickte und ich fuhr fort.

Zur Rechtfertigung der Eigenthümlichkeiten dieſes Dichters, mein alter Freund, wird es nöthig ſein, daß ich Ihnen ſchildere, wie er arbeitet, ehe ich fortfahre.

Kennen Sie ihn denn?

Nein. Aber ſeine Vergangenheit und ſeine Gegenwart ſind zwei Zahlen, die ich multiplicire und dieſe Dramen erhalte. Er war früher Improviſator, der, wie Improviſatoren pflegen, eine Menge ausgearbeiteter Gemeinplätze in petto hatte und damit das gemiſchte Publikum, das ſich bei allen Produktionen von equilibriſtiſcher Schwierigkeit einzufinden pflegt, überraſchte. Seine Fertigkeit zu reimen, war eben ſo groß, als die Dreiſtigkeit, mit der er die ſchwierigſten Stoffe behandelte. Nicht zu verwundern, daß er ſich die Fähigkeit zutraute, für die Bühne zu ſchreiben, wie er früher für ein Concertpublikum, denn ſeine Gattin ſang im erſten Theile, zu ſchreien pflegte. So entſtanden Lixhonia (durch den bekannten Puff eingeführt), Peter im Frack, Glück und Talent, Dſchingiskhan, Alles mit Gewalt und ein neues Drama: Thomas Morus. Der Verfaſſer ſetzt ſich hin, er hat die Einleitung ungefähr im Kopfe, er ſchreibt ohne beſondere Auswahl mit der Leichtigkeit, wie er früher ſprach, eine Menge unbedeutender Jamben hin, die er als wohlklingend aus langjähriger Erfahrung bereits kennt. Im Verlaufe der Arbeit aber, geht ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf, und er biegt den angefangenen Stoff nach dem neuen Plane, er mag nun nachgeben oder brechen. Vielleicht pfropft er ſpäter noch etwas Neues darauf und da von großen Geiſtern keine Zeile verloren gehen darf, ſo bleibt das frühere ſtehen, ein Hohn gegen Menſchheit und Kunſt.

Um mir recht zu geben, müſſen Sie weiter hören.

Dſchingisthan ſteht, wie Sie wiſſen, am Rande eines Abgrundes; ſein Sohn Octai hat das Heer wider ihn gewonnen, ſein Neffe, ſeine Geliebte Daira, der Freund, der ſich ſein Vertrauen zu erſtehlen gewußt hat, verrathen ihn, was halten Sie davon?

Ich ſollte glauben, das ſeien genug Umſtände, um die Tragödie im nächſten Akte zu Ende zu bringen und die beſte Conſtitution zu ruiniren!

Sie irren ſich. Octai, ſtatt darauf loszuſchlagen, geht zu ſeinem würdigen Vater, und ſpricht mit ihm wie Don Carlos zu Philipp den Zweiten, da er ihn um die Verleihung der flandriſchen Provinzen bittet.

Der Derwiſch Bedmur, eine Art Großinquiſitor oder auch nur ein Domingo billigt die Pläne, die Dſchingisthan gegen ſeinen lieben Sohn hat mit einer Dialektik, die an Feinheit nur mit dem Ankertau eines Dreideckers zu vergleichen iſt. —

Aber mein Gott, rief der alte Herr aus, derſelbe Derwiſch hat ja, wie Sie mir erzählten, den Eroberer anfangs zu einem frommen, friedlichen Mann machen wollen, wie kommt er denn jetzt dazu, Mord und Blutvergießen zu billigen?

Es iſt das der neue Plan! mein Freund, der Derwiſch hatte vermuthlich anfangs eine andere Miſſion, aber Zwengjahn hat ſich beſonnen, und wenn er vielleicht zuerſt Daira's Vater aus ihm machen wollte, beſtimmten ihn andere Motive, das weiße Pferdehaar auf ſeinem

Kopfe nur nachgemacht ſein zu laſſen und ihn als Bruder einzuführen. Dſchingiskhan geht vollkommen beruhigt, läßt Daira kommen, die mit merkwürdiger Verſtellungskunſt (die gute und feinfühlende Thomas ſchien hier von einem nervöſen Schauder ergriffen zu ſein) ihm Liebe heuchelt, und da der tartariſche Eroberer von ihr wiſſen will, ob „Einer“ ſie ihm rauben wolle, bekennt ſie, daß allerdings „Einer“ da ſei, der dieſe boshafte Abſicht habe. Damit begnügt ſich Dſchingiskhan und der Akt iſt zu Ende.

Zu Ende — ſagen Sie, rief der Alte.

Ganz gewiß.

Warum fragt denn aber Dſchingiskhan ſeine Geliebte nicht, wie jeder Menſch, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat, thun würde, wer denn dieſer „Eine“ eigentlich ſei?

Das iſt die hohere Logik gewiſſer Dramatiker, daß ſie ſtatt ihres Drama's, lieber unſeren Verſtand ſtille ſtehen laſſen.

Was ſoll das aber Alles?

Daira, alter Herr, glaubt, daß Dſchingiskhan Octai für dieſen „Einen“ halte! Der gute Tartar aber hält ſeinen geliebten Neffen Selim dafür, weil er einen Blick in ſeine Seele gethan zu haben glaubt.

Nun begreife ich — ſagte der Alte — es geht jetzt wieder über Kreuz! —

Ich freute mich, daß der Alte von dem Aeußern ſo in den Geiſt des Dichters einzudringen begann und erfreut fuhr ich fort:

Recht ſo. Zwengjahn iſt der Dichter des komiſchen

und tragiſchen Peterthums. Dſchingisthan iſt „Peter in der Tartarei.“

Es wird nun für uns Beide keines weiteren Scharfſinnes bedürfen, um das weitere Gewebe dieſer durchgelaufenen dramatiſchen Socken, denn von Kotzbura iſt hier keine Rede, vorher zu merken. Im vierten Akt ſteht Octai gegen ſeinen Vater im Felde und wird denn auch richtig von Dſchingisthan, der falſche „Eine,“ der gute Selim erſtochen. Natürlich kommt Daira dazu? fragte der Alte.

Feiner Dramatiker! rief ich.

Sie ſieht die Leiche, ſie zieht jenen räthſelhaften Säbel aus dem hohlen Baume hervor, denn dazu war er doch nur im zweiten Akte hineingeſteckt, ſie ſpaltet Dſchingisthan den Kopf, der Derwiſch erſticht ſich ſelbſt, Octai ſchlägt Zwengfahn nieder — ſchrie der Alte kampfesmuthig, denn das Getränk wirkte.

Mit nichten, ſagte ich, nur kaltblütig! es iſt noch ein Akt übrig! Dſchingisthan hat ſeinen Mantel über den todten Selim gedeckt, und Daira hält die Leiche für die des Octai!

Wie, ſchrie mein Zuhörer wieder, ſagten ſie nicht eben, Octai ſtehe im Felde gegen ſeinen Vater? hat denn Daira, ein Frauenzimmer, das viel bei Nacht und Tag in Wildniſſen umherſchwärmt und krumme Säbel in hohle Bäume verſteckt, wie eine andere Liebesbriefe, nichts von einer ſo ungeheuren Bewegung gemerkt, wie das am

Ende Empörung und Krieg eines Thronerben gegen seinen Vater ist?

Ich konnte nur mit einem Achselzucken antworten. Mein alter Gönner setzte sich mit einer verächtlichen Miene nieder.

Wie in Calderons „Leben ein Traum" das Heer des alten Königs, wird Dschingiskhan's besiegt und bei dem Ausruf der fliehenden Krieger: Octai siegt! sinkt Taira über Selims Leiche hin und der Vorhang fällt.

Und der Säbel?

Was weiß ich, wir haben jetzt nichts mehr mit dem Säbel, sondern mit dem fünften Akt zu thun. In diesem sehen wir Dschingiskhan, gefangen in Ketten anlangen, Octai der Sieger läßt sie ihm abnehmen, worauf Dschingiskhan, der bis dahin noch eine ganz erkleckliche Munterkeit gezeigt hat, zusammensinkt und auf die roibe Sänfte gelegt wird, die im Winter das Sterbebett unserer in der Schlacht gebliebenen Theaterhelden, im Sommer das Wochenbett der Theatermäuse zu sein pflegt. Sie tragen ihn fort.

Endlich!

Frohlocken Sie nicht zu frühe, unterbrach ich ihn, sie bringen ihn wieder auf die Bühne: so leicht darf ein Tyrann nicht sterben.

Was fehlt ihm denn aber eigentlich?

Allgemeine dramatische Entkräftung — Verderbniß der Säfte und Gedanken mit im fünften Akte aussetzenden Pulsschlage — Hornvieh- oder Müllnerseuche — so etwas.

Schlaganfall? fragte der alte Herr theilnehmend, denn auch er war apoplektisch.

Nicht doch, Freund, unterbrechen Sie mich nicht, denn eben kommt Ophelia — ich wollte sagen Taira, wahnsinnig mit dem nöthigen grünen Viehfutter um den Kopf und in den Händen —

Den Säbel?

Nein, ohne den Säbel auf die Bühne und verzögert den Aktschluß um 10 Minuten.

Und Dschingiskhan?

Man schleppt ihn hinzu, man führt den Derwisch herein, dieser reißt sich wieder die Perrücke ab, giebt sich Dschingiskhan zu erkennen, und ersticht Taira, die den Seufzer: „mein Selim!“ unter dem fallenden Vorhang hervorhaucht.

Auch noch! — aber hat denn Niemand bei der Lectüre allen diesen Unsinn und Diebstahl aus anderen Tragödien durchschaut. Wer entscheidet denn darüber, ob so etwas aufgeführt wird?

Das Lese-Comité! sagte ich, indem ich meinen Mantel umhing, den Hut über die Augen drückte und hinausging.

Tom Pouce.

Der Sanitätsrath und Stadtphyſikus von Kos, der bekannte Dr. Hippokrates, hat nicht ohne einige Einſicht in das Weſen der Dinge irgendwo bemerkt, daß die Natur ſtets das Beſtreben habe, wo in ihr etwas ſchlecht gemacht ſei durch menſchliche Verſchuldung, es wieder gut zu machen durch ihre wunderbare Kraft. Man ſieht, daß Hippokrates vor Erfindung des Pulvers und vor den glorreichen Märztagen gelebt hat; die abgeſchoſſenen Arme und Beine unſerer modernen Civiliſation, welche die Natur beim beſten Willen nicht wieder wachſen laſſen kann, hätten ſeinen Köhlerglauben an die Natur erſchüttert, ohne ihm eine beſſere Meinung von den Menſchen beizubringen. Ich weiß nicht, in wie fern die Menſchheit an der Geſtalt und dem Format des Tom Pouce etwas verſchuldet hat; ſo viel iſt gewiß, daß der intereſſante Mann zu jenen Ausgaben der menſchlichen Sammlung gehört, die man Zwerge nennt, und daß offenbar die erſte Anlage zu

ſeiner Individualität auf eine unverantwortliche Weiſe verpfuſcht iſt. Hippokrates behält jedoch in ſo fern Recht, als die Natur dem Kleinen zur Entſchädigung für ſeine Verkürzung eine ſtärkere Doſis von Selbſtvertrauen gegeben hat, als gewöhnlichen Menſchen innewohnt. Dieſes Selbſtvertrauen bethätigt ſich in dem Glauben an ſein Talent zur Schauſpielkunſt, einem Glauben, der nur der Größe unſerer ausgewachſenen Mimen entſpricht, im eigentlichen Sinne des Wortes unſerem Kleinen über den Kopf gewachſen iſt, und ihn, ſtatt unter das Mikroskop eines Infuſorienjägers wie Ehrenberg, vor die Doppelperſpektive der europäiſchen Proſcenien geworfen hat.

Dürfen wir nur entſprechend zwergenhaft von der künſtleriſchen Anlage unſeres heutigen Schutzlings ſprechen, ſo erfüllen uns deſto weitergreifende Gedanken, wenn wir den kleinen Pausback und alten Burſchen als Menſchen betrachten. Wohl ihm, daß ein gutmüthiger Zufall ihn jetzt und nicht unter der Regierung des Commodus geboren werden ließ; er wäre ſofort um die Attribute gekommen, durch welche er noch immer nicht zu den weiblichen Ausnahmen der zweiten lateiniſchen Declination gehört. Wohl ihm, daß er nicht unter Peter dem Großen lebte, man hätte ihn in eine Paſtete gebacken und zwiſchen dem Deſſert auf dem Tiſche umherſpazieren laſſen, dirigirt von der Reitpeitſche ſeines Gebieters; ihm leuchtet unſer mildes Jahrhundert. Wenn es die Polizei erlaubt und warum ſoll denn die Polizei ſo etwas verbieten? darf er ſich für Geld zeigen, er genießt ſo viel Freiheit, als er

abreichen kann und den Troſt gab ihm die gute Natur, ja wir zweifeln nicht daran, daß er ihn ſich ſelbſt in Stunden des Nachdenkens geſagt hat, daß wenn größere Männer als er, plötzlich auch körperlich nach dem Verhältniß ihrer moraliſchen Qualität, quantitiv einſchrumpfen würden, er Tom Pouce beide Taſchen mit Miniſtern und General-Lieutenants vollpropfen könnte. Sein Leben verſtreicht unter geringeren Sorgen, als unſer fünf Fuß neun Zoll langes Daſein. Was uns zur Weſte, wird ihm zum Rock; die Schuhe, die wir unſern Kindern kaufen, trägt er ſelbſt; ein Puppenbettſtell iſt ſein Lager; er braucht nie Eß-, ſondern nur Theelöffel, eine Bleifeder iſt ſein Spazierſtock, und da es unwahrſcheinlich iſt, daß ſich ein noch kleineres Weſen zu ſeiner ſchöneren Hälfte finden, wird er nie vom Fluche einer Xantippe zu leiden haben.

So lebt er Angeſichts der Unſterblichkeit, denn wenn er auch nicht in Marmor ausgehauen wird, ſo iſt er doch ſicher, ausgeſtopft oder in Spiritus geſetzt, einem anatomiſchen Muſeum einverleibt zu werden.

Iſt dann auch ſein Loos nicht dem jener Großen zu vergleichen, welche in die Univerſalgeſchichte kommen, ſo wird ſich doch Jemand, wenigſtens in Deutſchland finden, der Flögel's Geſchichte der Narren und Zwerge für die neuere Zeit fortſetzt, wenn ſie nicht zu compendiös werden ſollte. Und wenn Tom Pouce dann auch nur als eine Curioſität, eine Mißgeburt, als eine ſich ſelbſt proſtituirende Spielart von Menſch, auf dem feinem Glaſe an-

geklebten Zettel bezeichnet sein wird, so hat er doch auch nicht zu fürchten, daß die Beschreibung jedes seiner Lebenstage zugleich ein Schandblatt in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes sein wird. Ihm werden täglich die schönsten Empfindungen geweiht und mit einem frommen Gefühl, gemischt aus Grauen und Mitleiden, faßt der Berliner Philister, der einen halben Thaler für sich und seinen Jungen, an Tom Pouce gewendet hat, sein dickköpfiges Scheusal bei den Ohren und zieht ihn, den gräßlich Quarrenden, etwas in die Höhe, um sein Wachsthum zu fördern; jenes Kind reicher Eltern will, daß sein Vater ihm den kleinen Admiral kauft; und die junge Frau dort bittet ihren Mann, sie augenblicklich forzuführen, was er, ihr Mitschuldiger, auch sofort thut.

Ja nicht allein die Menschen zollen ihm den Tribut der Verwunderung; er genießt in anderen vielleicht schätzenswertheren Kreisen, Vertrauen und Brüderlichkeit. Die Nußknacker und Hampelmänner halten ihn für ihres Gleichen, sie werden um Weihnachten stolz darauf sein, wenn Tom Pouce in Teig abgedruckt und angemalt unter ihnen paradiren darf und wenn nicht den wirklichen Tom Pouce, so doch den Nachgebackenen wird jedes Kind erhalten können.

Die Malerei sieht in ihm das große Problem gelöst, wie Jemand, obgleich in ganzer Figur abgemalt, doch stets Kniestück bleibt. Wäre Tom Pouce nur zwei Zoll kleiner, er könnte für das Normalmaß eines doppelten Rheinischen Fußes gelten. Was sollen wir alle Vorzüge

ſeines Daſeins aufzählen, unter denen eine lebenslängliche Kindheit nicht das geringſte iſt.

Lebewohl, Tom Pouce! und wenn du einſt alt und lebensſatt dich nach einer Ruheſtelle ſehnſt, ſo ſei gewiß, daß unſer gaſtfreundliches Berlin für dich im weſtlichen Flügel der Univerſität noch immer ein weißes Glas, zwei Quart rectificirten Spiritus und einen gedruckten Zettel als Epitaphium vorrätig haben wird!

Ludwig Mieroslawski.

Ein Rückblick.

Es giebt langlebige Gedanken in der Geſchichte, Gedanken, die wie Abaſver durch die Jahrhunderte wandern und nicht ſterben können, Gedanken, auf denen der Fluch der Gottheit ruht, weil ſie ſelbſt eine Sünde ſind gegen Menſchenrecht und philoſophiſche Wahrheit. Einer dieſer Gedanken iſt der Kampf der polniſchen Ariſtokratie um ihre ſtaatliche Exiſtenz, die ſie unter der menſchenfreundlich lächelnden Maske der modernen Demokratie, in der veralteten abgenutzten Form wieder herzuſtellen trachtet. „Die Erde wirft Blaſen wie das Waſſer," ſagt Macbeth von den Dämonen und auch jene abſterbenden Gedanken laſſen aus ihrer gährenden Tiefe, ſchillernde Blaſen aufſteigen, in denen ſich für eine Weile der dunkle Schimmer der Revolution abſpiegelt, bis ſie von dem Windhauch der Geſchichte für immer verweht werden.

So werden moderne Perſönlichkeiten in die Höhe

geworfen und ihre einzige historische Berechtigung liegt darin, daß sie berufen sind, als Träger ihrer Idee, dieselbe immer mehr zu zersetzen und zur Umwandlung in Neues vorzubereiten. Nur unter diesem Gesichtspunkt läßt sich Ludwig Mieroslawski ein Interesse abgewinnen, denn die Flachheit seines Geistes, die bestehende Schminke der polnischen Romantik, die maßlose Eitelkeit des großsprecherischen Aventuriers konnten nur so lange anziehen, als die dunkeln Mauern des pennsylvanischen Kerkers ihnen einen malerisch vortheilhaften Hintergrund gewährten. Mieroslawski ist der Zögling der polnischen Emigration in Frankreich und zwar derjenigen Partei, welche, als die Propaganda der Demokratie, die Wiederherstellung ihres Vaterlandes mit den Hebeln dieser Doctrinen zu bewirken strebt. Seiner Abstammung nach gehört er zwei Nationalitäten, der polnischen und französischen an, jedoch brachte er seine Kindheit nur bis zum neunten Jahre in Frankreich zu und kam damals auf das Gymnasium zu Lomza in Polen. Der polnische Aufstand in den Jahren 1830—31 erfüllte auch ihn mit nationaler Begeisterung und kaum sechzehn Jahre alt, machte er den Feldzug als Lieutenant mit. Nach dem unglücklichen Ausgange desselben, trat er in dem Corps des General Rozycki nach Oesterreich über und gelangte nach Frankreich. In Paris erwarb er sich durch Unterricht in mathematischer Wissenschaft und ihren kriegswissenschaftlichen Zweigen seinen Unterhalt und gab mehrere Bücher ähnlichen Inhaltes heraus.

Seine früheren Erfahrungen und nationalen Neigungen drängten ihn indeſſen zu politiſcher Thätigkeit. Er fand dieſe in dem demokratiſchen Verein der polniſchen Emigration, in welchem er ſich durch ſeinen Eifer und ſeine Ueberlegenheit in dem Grade auszeichnete, daß er in Kurzem einer der Vorſteher und zuletzt, ſeinen eigenen Worten nach in ſeiner Vertheidigung, der Repräſentant deſſelben vor dem Richterſtuhle in Berlin und dadurch Europa zum erſten Male bekannt wurde.

In der That hätten die Unternehmer des polniſchen Aufſtandes von 1846, als ſie ihm die Leitung deſſelben übertrugen, keine beſſere Wahl treffen können.

In der Blüthe des Mannesalters, ausgeſtattet mit perſönlichen Vorzügen, welche Demagogen bei der blinden Menge unwiderſtehlich zu machen pflegen, umhüllt von dem Nimbus eines Abgeſandten einer geheimen Geſellſchaft, die aus weiter Ferne die Fäden einer langjährigen Verſchwörung in den Händen hatte, gegenüber einem Volksſtamme, der momentanen, lebhaften Eindrücken ergeben, durch ein in unſerer Zeit merkwürdig abgeſchloſſenes Landleben noch für chimäriſche Ideen in hohem Grade empfänglich iſt; war er durchaus geeignet, alle mißvergnügten Elemente Polens um ſich zu verſammeln. Zugleich muß man bedenken, daß in Polen die Frauen durch eine wunderbare Eigenthümlichkeit der Nationalität von entſcheidendem Einfluſſe auf den Lauf der Geſchichte ſind, und daß Mieroslawski's jugendlich anmuthige Perſönlichkeit gerade dieſen Theil ſeiner Partei

für immer gefesselt hatte. So geschah es, daß in ihm sich jene Verschwörung concentrirte, die unter den Kanonen der Citadelle von Posen und den sandigen Fichtenwäldern Polens angezettelt, in den Zellengefängnissen zu Berlin enden sollte. Damals warfen sich alle Krankheitsstoffe, die durch den Druck des preußischen Absolutismus jahrelang unterdrückt worden waren, in den Polenprozeß. Die bewilligte Oeffentlichkeit des Verfahrens gestattete zum ersten Male der Presse, die Geheimnisse des peinlichen Verfahrens in aller Breite durch die deutschen Organe zu veröffentlichen: die tief im Volke liegende Opposition, die bei der beschränkten Meinungsäußerung im Unklaren war über Personen und Zustände entzündete sich da, wo ein Geschwür in dem verrotteten Organismus aufbrach und es darf keinen Kenner der Menschen und ihrer Geschichte wundern, wenn man allgemein vergaß, daß man Theil nahm an einem Erbfeinde deutschen Lebens, daß man einem Verschwörer zujubelte, dessen Haupt nach den Landesgesetzen dem Beile verfallen war: man konnte einem alten Ingrimm Luft machen und das war viel in schwarzbewölkter Zeit.

Unter solchen ihm und seinen politisch Mitangeklagten günstigen Conjuncturen trat Mieroslawski vor den preußischen Gerichtshof. Man sagt, er hätte entwischen können, wenn er gewollt, aber es sei seine Absicht gewesen, als Opfer der Nationalidee zu fallen. Damals erwischte man ihn im Bade; in Baden wird er vorsichtiger sein.

Wer damals den Polenprozeß verfolgte, Zeuge und Zuhörer war der wunderlichen Situationen, in denen der antik absolute Staat gegenüber dem Katechismus der Demokratie auf ariſtokratiſcher Grundlage ſich befand, dem mußte ſchon damals dunkel eine Ahnung aufſteigen, die jetzt für unſere Partei im Kampf der äußerſten Gewalten eine traurige Wahrheit geworden iſt.

Mieroslawski an der Spitze, bekundeten dieſe Angeklagten eine ſolche Fülle von Kraft und Geſundheit, daß die jahrelange Kerkerluft keine Spuren auf ihren Geſichtern zurückgelaſſen hatte. Ihnen gegenüber waren die Geſtalten des Gerichtshofes, ſo ſehr ſie auch durch ihr ehrfurchtgebietendes Schweigen gehoben wurden, doch ſehr im Nachtheil. Sie hatten es mit einer fremden Nationalität zu thun, deren Weſen und Kern man aus einer Anklage und deren Beilagen, ſo voluminös ſie auch ſein mochten, nicht kennen lernt, um ſo weniger, wenn dies in möglichſt kurzer Zeit geſchehen ſoll. — Sie befanden ſich auch in juridiſcher Beziehung in einer eigenthümlichen Lage. Denn obwohl das ihnen vorliegende Attentat durch einen königlichen Ausſpruch als ein Verbrechen der Polen an ihrer eigenen Nationalität bezeichnet worden, waren die Richter dennoch vom Geſetz verlaſſen, das auf ſolchen Fall und ſolche Zeit nicht paßte, und ſtanden endlich unter dem Reflex der Mißgriffe ihrer Amtsgenoſſen in der Voruntersuchung. —

Wir ſagen Reflex der Voruntersuchung, denn in der That gewann dieſelbe durch den ſpäteren Widerruf,

der ſo ſchmerzlich in die romantiſch geſtimmten Gemüther der deutſchen Sympathiſirenden ſchnitt, eine große Bedeutung. In dem Gefängniſſe vor dem neuen Thore genoſſen die Gefangenen alle Bequemlichkeiten, die ein Kerkeraufenthalt überhaupt geſtattet. Man gewährte ihren Familienmitgliedern Zutritt, einige Patienten hatten Morgens unter militairiſcher Begleitung ihre Brunnenſpaziergänge bei Moabit machen dürfen, man erlaubte Lectüre und literariſche Beſchäftigung; die Beköſtigung, wie wir ſelbſt uns zu wiederholten Malen überzeugten, war wohlſchmeckend, ſogar delikat. Zwei Schüſſeln für die zweite, minder begüterte Klaſſe, drei nebſt Deſſert für die Ariſtokratie.

Mit dieſer Humanität kontraſtirte nun grauſam die Voruntersuchung in den neuen Feſtungswerken von Poſen. Hier hatten ſich die alten Polizeiprincipien mit einem Selbſtvertrauen und einem Gefühl unſträflicher Zuverſicht in einer Weiſe praktiſch geltend gemacht, die nur bei dem gänzlichen Mangel einer freien Preſſe und bei Abweſenheit jeder Verantwortlichkeit vorkommen kann. Alles das kam nun durch die Oeffentlichkeit höchſt naiv zur Beſprechung, und machte die Haare der Zuhörer ſich emporſträuben. Da traten ſchwarzgekleidete Damen weinend vor die Barre, da waren aus weiter Ferne einzelne Zeugen, graubärtig und in ihrer Nationaltracht verſchrieben, da wurden Eide geſchworen, daß man wähnte, der Erdboden müßte ſich ſpalten und den Schwörenden

verſchlingen. Der Kundige wird uns verſtehen; es waren Reminiscenzen der Voruntersuchung.

Alle dieſe Züge wurden Radien eines Heiligenſcheines um das Haupt Mirosławski's. Wenn ſich in den Phraſen der Religionsbildung, im Prozeß der Mythe alle nachfolgenden Ereigniſſe auf die Perſon des Stifters beziehen, und mit ihr identificiren, ſo ſehen wir eine ähnliche, politiſch-poetiſche Canoniſation vor unſern Augen entſtehen. Als man ihm das Wort geſtattete, wies er die Anmuthung, ſich zu vertheidigen, zurück, und beſchränkte ſich darauf, die demokratiſche Geſellſchaft der Anklageakte gegenüber in Schutz zu nehmen. Der Vorſitzende mußte ihn zu wiederholten Malen zu nicht geringem Aerger der neugierigen Hauptſtädter, die ſich darüber „ſuperb amüſirten," daran erinnern, daß er bei ſeiner eigenen Angelegenheit bleiben ſolle. „Er möge ſeinen Athem ſparen," um mit dem Königl. General in Scott's Old Mortality zu reden, „ſeine eigene Suppe kalt zu blaſen!"

Der Vortrag ſeiner Rede, unter dem Beifall und den Thränen ſeiner Landsleute mit einer bis dahin unerhörten Leidenſchaft gehalten, war ſo überraſchend, daß er der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit in der Hauptſtadt wurde, die nun mit um ſo größerem Intereſſe die Verhandlungen des Prozeſſes in den Blättern verfolgte. Man lernte alsbald ſeine Thätigkeit bei der Vorbereitung des Aufſtandes kennen; wie er zu wiederholten Malen, unter fremdem Namen mit falſchen Päſſen verſehen, von Paris aus, die polniſchen Landestheile von Preußen be-

ſucht, wie er ſich ſogar längere Zeit in Poſen aufgehalten, und dort ſowohl, als in den verſchiedenſten Richtungen des Großherzogthums, alle Anſtalten zu dem Aufſtande durch Ertheilung von Inſtructionen, Anordnung der Aufſtellung und Führung der Streitkräfte, ſo wie durch Ausſchreibung der nöthigen Geldmittel getroffen ... und was noch mehr. Alles das war geſchehen, trotz der vielbeſprochenen Einrichtungen des Polizeiſtaates vor dem März 1848!

So viel iſt gewiß, man gönnte der Polizei und ihren Beamten alles, was nach und nach zur Sprache kam; Jeder fühlte eine Genugthuung für jahrelang ſtill genährtes Mißbehagen über die unerträglich väterliche Bevormundung. Aber die Polizei ſollte eine Art von Satisfaction bekommen, denn in Folge von allerlei Durchſtechereien, fingen die Angeklagten jenes Syſtem von Widerruf und Läugnen der abgelehnten Geſtändniſſe an, an deſſen Spitze wieder Mieroslawski ſtand. Der Enthuſiasmus erkaltete; für den Märtyrer hatte man geſchwärmt, als er aber auf gut polniſch und juriſtiſch eine Schwenkung machte und das wiſſenſchaftliche quod fecisti, nega! exercirte, wollte das empfindſame Berlin aus der Haut fahren.

Das heilſame Verfahren war indeſſen von den Angeklagten zu ſpät angewandt; die Verurtheilungen erfolgten. Mieroslawski ward zum Tode verurtheilt — er machte von dem ihm zuſtehenden Rechtsmittel keinen Gebrauch, er proteſtirte gegen die Verwendungen ſeines Vertheidigers, es war ſein Wille, enthauptet zu werden. So

ſollte die Welt glauben: aber er konnte wiſſen, daß er vor dieſem Schickſal vollkommen ſicher war. Sein letztes Läugnen hatte einen tiefen Blick in ſeinen Charakter thun laſſen. Er war kein Schwärmer, nur ein guter Schauſpieler in dieſem Fache. Mieroslawski berechnete und verſtand es, Gefühlsmenſchen zu imponiren.

So ſchwebte die zweite Inſtanz, als ſich die Schatten der Nacht des 18—19 März über Berlin lagerten. Das Vorſpiel war zu Ende; die Tragödie begann. Die Gefangenen in ihren Zellen mochten in den Zeitungen von dem Siege ihres Princips, in Italien und Frankreich geleſen haben: Berlin dachte nicht mehr an ſie. Als das Gewitter ſelbſt über den Häuptern ſtand, vergaß man das erſte Wetterleuchten. Und doch hatte der Polenproceß an der tiefen Verſtimmung ſelbſt der conſervativen Klaſſen mitgearbeitet. Daß die Regierung durch die eigene Geſetzgebung gezwungen wurde, den Prozeß gegen Polen nach der Hauptſtadt zu verlegen, daß ſie dadurch ſelbſt den Zündſtoff an das angehäufte Brennmaterial brachte; ſind wunderbare Thatſachen. Die Verhandlungen deckten manche Schäden ſogar da auf, wo man Garantien der Zukunft geſehen hatte; man ſah den gepanzerten Abſolutismus zaghaft werden und man glaubte an ſeine Sterblichkeit.

Mieroslawski wurde befreit, im Triumph durch die Stadt gezogen und vor dem Schloſſe einige Worte der Verſöhnung zwiſchen ihm und dem Grafen Schwerin gewechſelt. Eine Idylle mitten unter Schlachtgeſängen.

Hier hören die authentiſchen Nachrichten über ihn auf. Sein Zug nach Poſen, ſein Kampf, ſeine Gefangenſchaft, ſeine Freilaſſung, ſind mit jenem räthſelhaften Dunkel bedeckt, das der Fluch unſerer neueſten Geſchichte iſt.

Mieroslawski ging in den Wirbeln des Zeitgeiſtes unter. Der deſignirte König einer polniſchen demokratiſchen Monarchie kämpfte in Sicilien, in der Pfalz, als Condottiere der demokratiſchen Republik!! So lange ihm die Unbedeutenheit ſeiner Umgebung Bedeutung gab, ſchien er groß; ſeit er ebenbürtige Schauſpieler gefunden hat, ſpielt er nicht mehr die erſte Rolle allein.

Eine Reiſenovellette.

Schon am Sonnabend Abend verkündeten alle atmoſphäriſchen Merkmale, einem Kenner der Witterung und Schüler des trefflichen Dove, daß ein entſcheidender Umſchlag in der Politik der Winde eintreten müſſe. Neben der Poſtſtraße ſtand ein furchtbares Gewitter, das ſich gegen 7 Uhr Abends auf's Heftigſte über der Nikolaikirche in einem Orgelconcert des Herrn Carl Kloß entlud. Sechsmal ſchlug der Concertgeber ein und noch ſpät Abends, als das Publikum ſchon entſetzt und betäubt von dem Donner der Pedale und der Sündfluth der Regiſter nach Hauſe geeilt war, vernahmen Nachtwächter, welche ein gebieteriſcher Beruf an die Gegend feſſelte, fugirtes Wetterleuchten und fernes Grollen einer patriotiſchen Orgelphantaſie. Es mußte in den Feiertagen ſchönes Wetter werden. Und es ward ſchönes Wetter. Der erſte Feiertag ging in ſonniger Ruhe bis Mittag vorüber; da Nachmittags, um die Zeit, wo alle Gaſtwirthe die Suppe

zu verdünnen anfangen, wo die Privatköchinnen der Bourgeoisie mit Abwaschen fertig sind und das Billardspiel in den mittleren Etablissements am ärgsten zu toben beginnt, arrangirte der Himmel ein Orgelconcert. Donnernd rollte es durch die Wolken, die Köchinnen selber wurden abgewaschen und alles Filet, das vor den Thoren spazierte, sah sich eingeweicht, als ob die Berliner Einwohnerschaft zu Tafelbouillon vorbereitet werden sollte. Der zweite Feiertag begann desto schöner, der unterzeichnete Tourist eilte nach Potsdam, denn es giebt um die Zeit der Pfingsten nichts Schöneres, als Potsdam. Zug auf Zug schleppten die eisernen Ungethüme nach der Havelstadt, und ich war so glücklich, mit einer zweiten Serie, etwa um halb zehn Uhr frühe, mitbefördert zu werden. Vorbei an Schöneberg, an Steglitz, dramatischen, und an Zehlendorf, politischen Angedenkens, vorbei an Kohlhasenbrück, wo noch immer der Schatz des Kohlhaas vergraben liegt, an Novawes, wo die Locomotive noch einmal so schnell läuft, weil selbst ihr metall'nes Eingeweide sich beim Anblick dieser Armuth umkehren müßte — neben Potsdam vorbei, dessen lachende Ufer und ragende Thürme in hellem Sonnenschein da liegen. Ueber eine Menge kleiner Brücken schleppt uns der Zug und wir halten am Wildpark in einer reizenden idyllischen Gegend. Aber: „Was ist der Mensch? halb Gott halb Magen!“ sagte ein deutscher Dichter und nachdem der Gott in mir durch Frühlingsduft, Maiengrün und anderes lyrisches Frühstück zufriedengestellt worden war, galt es, dem

Magen einen soliderern Tribut darzubringen. Aber es sollte über diesem Tage ein Unstern walten und der Leser soll erfahren, was mir geschah, wie den Tag über der Gott in mir seine Satisfaction fand, und wie ich meinen Magen wieder nach Berlin brachte, ungefüllt — ungestillt — zerrissen von männerfällendem Hunger. Schon der Wirth des Wildparks hatte eine unglückweissagende Physiognomie. Auf meine bescheidene Frage, ob ein Frühstück in dem Rayon des in diesen Gefilden Erfüllbaren liege? gab er keine Antwort, sondern lächelte nur, wie die Seligen dort lächeln, wo nicht mehr sein wird: „Essen und Trinken, sondern nur Schauen von Angesicht zu Angesicht." Ein Kellner, an den ich mich wandte, ein großer schöner Kellner, dem aus der Tasche eine mächtige weiße Serviette hing, zum Zeichen, daß er der große schöne Kellner war, zuckte die Achseln, als ich um Gnade und Frühstück für mich bat, wie Napoleon wenn er sagte: C'est la guerre. Der schöne große Kellner wollte wohl damit sagen: es ist der zweite Pfingstfeiertag, hier hört Bedienung und Alles auf, mit Berliner Appetit kämpfen Potsdamer Kellner stets vergebens! Es war da freilich noch etwas hin und her raschelndes Dienstbares aus der Klasse der Bireden, was plötzlich wie aus der Erde bald mit einem Butterbrode, bald mit einer Stange Bier auftauchte; aber es hatte für mich zu viel Unzuverlässiges, Meteorartiges, um die soliden Forderungen meiner selbst ihm anzuvertrauen. Dagegen sah ich, daß kühne Gäste diverse Razzia's in die Küche gemacht hatten und hervorkamen,

beladen mit Braten und Butterbrod, ja ich ſah einen Mann, der mit einem erbeuteten Cotelett, wie Bugeaud lachte, da er bei Isly die ganze Smala erwiſcht hatte. Auch meine Razzia war von Erfolg gekrönt, denn es gelang mir, ein leidliches Interim zwiſchen Gott und Magen herzuſtellen, und meine Fußwanderung begann.

Was war es ſchön und ſtill um das neue Palais, das in egyptiſcher Ruhe dalag. Ich ſah durch das Fenſter, wo noch der alte ſilberne Schreibtiſch ſtand, an dem Er gearbeitet hatte, der leider — für conſervative Gemüther — Literat und Franzoſe war. Von Berlin fuhren ſo eben die Unionsfürſten ab, aber ſein Schreibtiſch war leer, auf dem verblichenen ſeidenen Sopha ſpielten einige Streiflichter goldig durch das grüne Laub, und auf einem kleinen Regale im dunkeln Hintergrund, ſah man kein Schwert, nur ein Paar Dutzend Bücher. Der Herr war nicht zu Hauſe; wer ihm die Viſite machen will, muß ſich an den Küſter des Gewölbes der Garniſonkirche in Potsdam wenden. Ich ging vorbei an den Büſten der römiſchen Kaiſer und an Hunderten von quäckenden jungen und alten Fröſchen, die heute keine Zeitung oder Seſſion hatten und munter in den Gängen umherhüpften, nach dem heitern Charlottenhof. Hier wohnt die neue Zeit, die ſich eingerichtet hat, nicht für zu lang, aber für den Vollgenuß des Augenblicks, für die Behaglichkeit aller Sinne. Wahrlich die Zopfmenſchen mit ihren langen Weſten und Reiterſtiefeln waren doch ein anderer Schlag. Welche Unterſchiede des Mobiliars! denn das Mobiliar

bildet die charakteriſtiſchen Grundſätze eines Zeitalters. Drüben in dem Stuhl, in welchem ein Zopfkönig ſterben mußte, würde ein moderner Fürſt nicht einmal ein flüchtiges Dejeuner einnehmen. Und dieſe Sopha's des großen Friedrich! es war Alles ſchmal bei dieſem Herrn, von ſeinen Sitzen und Sätteln an, bis auf die Klinge, mit der er unterweilen der breitmäuligen Diplomatie nachhalf, wenn es ihm ſo gut ſchien. Und ſeine Parkanlagen waren weitreichend, wie ſeine Gedanken und hielten nur da ſtill, wo die Gerechtigkeit bei der berühmten Mühle ſaß und ihm das alte Axiom in die Ohren klapperte, daß hier das Mehl gemahlen wird, ſo König und Bauer nährt. Aber er hörte doch auf das Klappern der Mühle und iſt darum der „unnahbare König" in der Geſchichte geworden.

Ihr begegnet ihm in den Parks, wo ihr auch den Fuß hinſetzt. Sieht nicht jener alte Baum mit der abſterbenden Spitze aus, als müßte der König mit dem Krückſtock an ihn geklopft und nachdenklich eine Priſe genommen haben? Durch jenen Gang ging er gewiß mit Caſanova und ſagte zu ihm: „Alſo er iſt der Kerl, der allen Weibsleuten die Köpfe verdreht hat!" Dort am Graben iſt gewiß die Stelle, wo der Grenadier auf Wache ſich gerade badete, als der König vorbei ging und der Unglückliche triefend aus dem Waſſer ſprang und das Gewehr ergriff und präſentirte. „Wo iſt ſeine Uniform?" „Maj. dies iſt die Uniform, die ich von Gott habe." Der Kerl war von Stund' an Unterofficier bei der Garde.

Die moderne Zeit hat das Verdienſt, das heiter gelaunte ſpringende Waſſer nach Sansſouci gebracht zu haben. Die Fontainen beſiegten die Erinnerungen an das achtzehnte Jahrhundert. Unterhalb der Terraſſen erinnern nur noch einige franzöſiſche Bildwerke an den alten Herrn: hier häuft ſich das lechzende Berlinerthum an, hier ſpazieren die Söhne des Mars mit den Köchinnen, hier ſchillern tauſend Nuancen in fallenden Waſſertropfen, ſo wie die Sonne ſcheint: ein Symbol der neuen Politik.

Vor den weiten offenen Pforten des Gartens hält jetzt ein Omnibus, der eben eine Fuhre Berliner Jünglinge für ſechs Dreier vom Bahnhofe hertranspertirt hatte. Er ſchüttelte ſeine intereſſante Fracht ab und kehrte um, nimmermüde wie ſein College Charon, der erſte Omnibus, die Oboli zu verdienen.

Für mich ſollte jetzt die Zeit der ungeſtörten Erinnerung vorüber ſein: die Wirklichkeit drang zunächſt in der Perſon der Droſchenkutſcher auf mich ein. Es galt, mit Hülfe dieſes Inſtitutes nach Glienicke zu gelangen, wo ich im Freien zu ſpeiſen gedachte. Einen halben Thaler forderte der Automedon dieſer edlen Roſſe, die leider nicht wie die des Achilles die Gabe der Weiſſagung beſaßen, da ſie mir ſonſt noch vieles erſpart hätten. Da ich indeſſen auch kein Achilles bin, ſo beſchied ich mich, bezahlte den halben Thaler, obſchon die im Wagen angeheftete Taxe des Potsdamer Polizeipräſidiums nur einen Viertel-Thaler für dieſe Tour beſtimmte und eilte von dannen.

Gerade über der Villa des Prinzen Karl, vor der zwei goldstrahlende Löwen Waſſer ſpeien, d. h. wenn die Dampfmaſchine unten an der Havel geheizt iſt, liegt Harrach's Haus, das mich gaſtlich aufnehmen ſollte, mich den müden hungrigen Pilgrim. Aber was ſah ich, was fand ich? Schon meine erſte Niederlaſſung belehrte mich, daß hier die Hoffnung auf Speiſung eben ſo eitel ſei, als die auf Herſtellung der deutſchen Einheit. Ein Herr, der in Berlin durch den frevelen Kalisch nur zu bekannt geworden iſt, ſaß mit ſeiner Familie auf Eſſen wartend, um einen großen runden Tiſch. „Nein das iſt zu arg, was gab mir, einem alten Hörrn, dieſer junge Mönſch für Antwort? „„Wenn Sü bis fünf Uhr warten wollen, werden Sü vielleicht kalten Fiſch mit Romeadenſoße bekommen.““ Mär, der ich nü Vegetabilien eſſe! Schweigen Sü Köllner, ich wörde nach das Platoh fahren, um dort mit meinen Tochtern, Couvert ſechzöhn Groſchen zu ſroiſen!“

Was ſollte ich Einzelner machen, wenn ein Zwickauer nichts erhielt? Ich durchſtreifte den Garten und begegnete hungrigen Geſichtern, ich flieg in das Haus, in die obere Etage und ſah Menſchen, die geſpeiſt hatten, aber nicht ſatt waren, fragende Phyſiognomien, die ſich an Butterbrod und Käſe ſättigten. Doch hatte mein Anblick ein weibliches Individuum gerührt. Dank meinem Bart (keine Errungenſchaft, denn er beſteht ſechsmal länger als die preußiſche Conſtitution) erhielt ich ein frugales Mittagseſſen, warmen Spargel und „kalten Fiſch,“ dieſe

Vegetabilie, die Zwickauer verſchmäht hatte. Doch erheiterte mich die prächtige Situation, die originelle Bedienung, von dem hotelfähigen Garçon an, durch den Naturburſchen und die Landmagd, bis auf den Knaben Gebaß, der Wochentags einer Töchterſchule der Gänſe vorſteht. Aber hier half nichts, nur wenn ein Wunder geſchah, konnten Alle geſpeiſt werden und es regnete nicht Manna und Wachteln, ſondern ſehr gemeine Regentropfen. Alſo fort! Vor der Thür balgten ſich einige Lazzaroni im Staube; es waren Roſſebändiger aus Potsdam. „Nach dem Brauhausberge!“ — „Es koſtet einen Thaler!“ Dabei lachten die Lazzaroni grimmig. „So fahren Sie mich nach dem Bahnhof!“ Er liegt neben dem Brauhausberge und die Taxe belehrte mich, daß für einen Viertelthaler gefahren werden müſſe. Der Jüngling, ſeine Nummer war 4, weigerte ſich jedoch, unter zehn Silbergroſchen nach dem Bahnhof zu fahren; um fort zu kommen, gehorchte ich, und kam an den Ort meiner Sehnſucht.

Geſegnet ſeiſt du Kaſt, trefflicher Mann, der du in deinem Saale wie Lukullus den Gaſt empfängſt. Da ſaß Zwickauer, „geſpoiſt“, die Töchter „branken Kaffoh“. Dort ſaß Garde; Garde ſitzt nie, wo Speiſ' und Trank ſchlecht iſt. Aber ich mußte nach Hauſe, und zog es vor, in dem Schatten eines Waggon die Cigarre des Nachmittags zu rauchen. Die Locomotiven rannten wie Harrachs Kellner haſtig und verzweifelt hin und her; achttauſend fünfhundert Berliner waren in Potsdam, ich

wollte alſo lieber um ſechs Uhr mit den Fünfhundert, als zwei Stunden ſpäter mit den Achttauſend fahren. Es ging denn auch wie auf Fauſt's Zaubermantel in die Heimath. In Zehlendorf hielten wir an, um einen gigantiſchen Briefſack — was kann Zehlendorf nach Berlin ſchreiben, wenn es nicht die Zehlendorfer lithographirte Correſpondenz war? — mitzunehmen, und ſchon um ſieben Uhr ſtrömte man mit der zahlloſen Menge, ein bedeutungsloſer Tropfen, durch das Potsdamer Thor in das Meer Berlin, auf dem eine ſo ſchwüle Windſtille lagert.

Das Diner der fliegenden Buchhändler.

Der Deutsche ſchreibt für ſein Leben gern die Geſchichte einer Sache. Ebenſo intereſſent als ſchwer dürfte es ſein die Geſchichte des fliegenden Buchhandels zu ſchreiben.

Wenn ſich die Hiſtorie der meiſten Wiſſenſchaften und Künſte an große Erfindungen, erhabene Gedanken und tiefſinnige Männer zu lehnen pflegt, könnte der Geſchichtsſchreiber des fliegenden Buchhandels höchſtens von großen Mäulern, erhabener Unverſchämtheit und leichtſinnigen Jungen reden. Der fliegende Buchhandel gehört nicht in die Kindheit der Geſchichte, aber die Kindheit gehört in ſeine Geſchichte. Seit dem bethlemitiſchen Kindermord, wobei freilich die Jugend eine durchaus paſſive Rolle ſpielte, durch den Kreuzzug der Kinder und die Huſſiten vor Naumburg haben die Jungen keine Rolle von ſolcher Bedeutung in der Geſchichte geſpielt als im fliegenden Buchhandel. Aber auch Ehre dem, der ihn mit fliegender Hand zu Grabe trug, Ehre dem holden

Wrangel' Mummius zerſtörte Korinth und ſeinen Handel, Tilly ruinirte Magdeburg, Wrangel vernichtete den fliegenden Buchhandel. Einſt wenn die leichtſinnige Geſchichte alle Thaten dieſes Helden vergeſſen haben ſollte, wird ſie ihn doch noch als den Herkules nennen, der die hundertköpfige lernäiſche Schlange der fliegenden Literatur zerſchmetterte und den Stein des Belagerungszuſtandes über ſie wälzte.

Der fliegende Buchhandel iſt das Kind der freien Preſſe; er iſt mit ihr geſtorben. Wenn die Blumen verwelken, verſchwinden auch die Schmetterlinge, die von ihrem Dufte gelebt haben.

Man könnte ſehr ſentimental werden, wenn es nicht die höchſte Lächerlichkeit wäre vom fliegenden Buchhandel mit Sentimentalität zu reden.

Ich will nicht ſeine Geſchichte ſchreiben, denn ich kann es nicht, aber ich will einige Züge ſammeln, einige große dumme Jungen ſchildern und ſo wenigſtens einen Beitrag zur Memoirenliteratur unſerer Zeit geliefert haben.

Betrachtet man eine hiſtoriſche Epoche in ihrem Verfall, ſo bemerkt man leicht den elegiſchen Schimmer, der verfallende Staaten und Pfandzettel ſo eigenthümlich umgiebt. In einen ähnlichen Moment fallen meine Beobachtungen des fliegenden Buchhandels. Ich habe ihn nicht mehr als ſiegreiches Geſchäft gekannt, aber ich habe ihn in ſeiner Unterdrückung beweint.

Bald nachdem er durch einen Rechtsſpruch des Diktators von Berlin aufgehört hatte, ſaß ich an einem

Abende in einem Weinhauſe und las die Abendzeitungen. Mit mir befanden ſich in dem Zimmer einige ältere luſtige Herren, die ſchon mancher Flaſche den Hals gebrochen hatten und ſchon ſo weit waren, daß ſie beim Heimgehen ſelber den Hals brechen konnten. Die Unterhaltung war lärmend, da Niemand zuhörte, ſondern Alle zugleich redeten. Von Zeit zu Zeit öffnete ſich die Thür und Jungen traten herein, die bald wohlriechende Seifen, bald Blumen, welche aus Mohrrüben und ähnlichen farbigen Vegetabilien geſchnitzt waren, feilboten; dieſe Jungen waren die verfolgten Anhänger des fliegenden Buchhandels, die Apoſtel des Kladderadatſch. In ihren Körben trugen ſie die ebengenannten Gegenſtände, in ihren Stiefeln oder in den Mützen verborgen, das Objekt, weshalb man auf ſie fahndete.

Ich kann nicht ſagen, daß es mir gefiel, wie die alten Herren mit ihnen umgingen. Wenn der Wein die innere Wahrheit der Menſchen ausſpricht, waren dieſe alten Herren, harte fühlloſe Subjekte. Ein guter Menſch quält nie ein Kind. Obgleich es draußen regnete und die armen Jungen von Waſſer trieften, fiel es keinem der alten Burſchen ein, den Kindern die zahlreichen Reſte von Eßwaaren, die auf dem Tiſche ſtanden, anzubieten, vielmehr wurden die heilloſen Hunde, die unter den Stühlen und Tiſchen lagen und von Zeit zu Zeit nach einander ſchnappten, reichlich damit bedacht. Dieſe alten Junggeſellen hielten kein Maaß in den zärtlichen väterlichen Empfindungen gegen ihre Herren Söhne unter den

Tischen: für die armen menschlichen Wesen hatten sie kein Herz.

Ich konnte es nicht länger mit ansehen. Es trat nämlich ein kleiner Junge ins Zimmer, von dessen Mütze und Rock das Wasser in Strömen lief und bat die Herren ihm etwas abzukaufen. Das Kind war etwa sechs Jahr alt, aber so klein, als ob es höchstens vier Jahre zählte. Dabei waren Hände und Füße so zart, und durchsichtig, daß man sie hätte schön finden müssen, wenn nicht zugleich aus der blassen Gesichtsfarbe und der Magerkeit des armen Kindes hervorgegangen wäre, daß ideale Jugend und Schönheit hier mit Armuth, Krankheit, vielleicht mit Verderbniß kämpfen mußten.

Der arme Junge trug ein dünnes graues Sommerröckchen, das an seinem Leibe klebte und klapperte vor Kälte. Bei seinem Anblick erhoben die Herren und Hunde ein lautes Gebell; die Gelegenheit für Witze mit Zunge und Zähnen schien für Beide gekommen zu sein; das Kind blieb zitternd an der Thür stehen. Ich rief es zu mir, nachdem ich durch eine demonstrative Bewegung mit meinem Rohrstock wenigstens die Herren Söhne zur Ruhe ermahnt hatte.

„Kannst du denn nicht wenigstens bei diesem Wetter zu Hause bleiben?“ fragte ich den Kleinen.

„Lieber Herr! kaufen Sie mir etwas ab!“ sagte der Junge, ohne auf meine Frage zu antworten, sondern nur die eingelernte Phrase ableiernd. Dabei warf er — einen

höchſt ſehnſüchtigen Blick auf die Bratenreſte und das Brod vor mir. Ich bot ſie ihm an.

Das Kind ſetzte ſein triefendes Körbchen beſcheiden unter den Stuhl, deckte ein altes zerriſſenes blaugewürfeltes Taſchentuch darüber und begann ſtehend mit ſoviel Geſchicklichkeit und Schnelligkeit zu eſſen, daß ich wohl ſah, es ſei mehr an ſolche Gefälligkeiten des Mitleids gewöhnt, wie ich ſie ihm ſo eben erwieſen, als an die Hunde der alten Herren.

„Gehſt du denn Abends ſo allein durch die Straßen?“ fragte ich, nachdem der Kleine beinahe ſeine Mahlzeit beendet hatte.

„Nein, mein Bruder wartet draußen und ich gehe in die Stuben.“

„Dein Bruder? laß ihn hereinkommen.“

Der Kleine klopfte an die Glasthür und der ältere Bruder trat ein. Dieſen kannte ich. Er war einer der Hauptanführer und Großmäuler nach den Märztagen geweſen. An allen Ecken, in allen Straßen der Stadt fand man ihn, bald trieb er ſich auf den Märkten, bald vor der Nationalverſammlung umher; nur mit den verwegenſten radikalen Plakaten und Broſchüren gab er ſich ab; dabei lag eine einzige Heiterkeit auf ſeinem Geſichte; er ſah aus wie der Großkaufmann, wenn ſeine Geſchäfte am beſten gehen.

„Ich habe dich ja ſo lange nicht geſehen?“ ſagte ich, ohne ein Lachen verbeißen zu können.

„Lieber Herr! kaufen Sie mir etwas ab!“ Dieſe Ge-

schäftssprache war auch bei meinem zehnjährigen Veteranen und Aeltesten der fliegenden Buchhändlercorporation das erste Wort. Ich gab ihm einen Groschen, ohne ihn seiner literarischen Schätze zu berauben.

„Also, wo bist du so lange gewesen."

„Ich habe zweimal gesessen wegen Plakate."

„Wo denn?"

„Na wo denn — in der Stadtwoigtei."

„Was waren das für Plakate?"

„Einmal wegen „der größte Schweinhund" und denn wegen de deutsche „Reichsverfassung" — vierzehn Tage, auf Stroh die Nacht und Sonntags Kaldaunen."

„Man wird dir nächstens auf der Polizei zwölf aufzählen, wenn du noch einmal mit Plakaten gegriffen wirst."

Der Junge zuckte mit den Achseln und sah mich verächtlich an.

„Wie heißt — aufzählen — das dürfen sie nicht — geschlagen darf nicht mehr werden, damit ist Heidi — das fehlt auch noch, schlagen."

Damit wollte er abgehen und faßte den Kleinen bei der Hand.

„Geht ihr denn nicht zur Schule?" fragte ich noch, indem mir die intelligenten Gesichter ein schmerzliches Bedauern einflößten, vielleicht treffliche Geistesgaben so verschleudern zu sehen.

„Gewiß gehen wir zur Schule!" fiel der Kleine sichtlich mit Interesse ein, während sein Herr Bruder bei

dem Wort Schule ein Geſicht zog, das ebenſoviel Gleichgültigkeit gegen ihre Inſtitutionen, wie gegen die des Staates verrieth.

„Täglich?“ fragte ich weiter.

„Ja, im Winter aber immer nur Vormittags.“

„Und Nachmittags?“

„Dann geben wir mit Schriften herum.“

„Habt ihr denn keinen freien Nachmittag, wo ihr mit anderen Kindern ſpielen könnt? lauft ihr denn immer und immer ſo einſam auf den Straßen umher?“

Hier nahm der Größere das Wort, während auf ſeinem Geſichte ein Gefühl hoher Befriedigung zu leſen war.

„Am Sonnabend eſſen wir alle zuſammen.“

„Was iſt das — wir alle?“

„Wir fliegenden Buchhändler,“ ſagte der Junge mit einem gewiſſen Selbſtgefühl.

„Wo ißt ihr denn?“

Der Junge nannte mir die Straße und den darinliegenden Speiſekeller. Er befand ſich in der Nähe der Druckerei, aus der regelmäßig am Sonnabend, der Berliner Kladderadatſch, das in vielen tauſend Exemplaren verbreitete humoriſtiſch-ſatyriſche Wochenblatt ausgegeben wird.

„Weil wir nicht recht wiſſen können, wenn er fertig wird, halten wir uns immer in der Nähe auf, damit wir die Erſten ſind, die ihn in der Stadt umhertragen.“

Mein Entſchluß ſtand feſt, dieſem Diner am nächſten Sonnabend beizuwohnen. Ich machte mich in den Nachmittagsſtunden auf und begab mich mit den nothwendigen Attributen eines abgetragenen Hutes und Rockes in den bezeichneten Keller.

Etwa ſechs bis acht ausgetretene Stufen führten hinab. Unten mußte man durch eine Glasthür, an der wie gewöhnlich eine Klingel befeſtigt war um den Eintritt von Perſonen zu ſignaliſiren. Die quäſtionirte Klingel glich aber hier mehr einer Sturmglocke, als einem beſcheidenen Ankündigungsinſtrument und ließ auf den Charakter, der hier verkehrenden Stammgäſte einen ſehr ſchlimmen Schluß ziehen. Ich dachte mir, der Wirth müſſe triftige Gründe und bittere Erfahrungen hinter ſich haben.

Hatte man die Pforte überſchritten, ſo ſtand man unmittelbar vor einem mit Wurſt, gekochtem Schinken, Eiern, Käſe und Butter bedeckten Tiſche. Auf einem zinnernen viereckigen Präſentirteller ſtanden Flaſchen voll Branntwein und zinnere kleine Maße. Auf zwei Schemeln befanden ſich Körbe mit Weißbierkrucken und eine Gasflamme erhellte das Alles auf ziemlich freundliche Weiſe. Der Wirth, eine confiscirte Phyſiognomie ſtand hinter dem Tiſche und betrachtete mich mit argwöhniſchem Auge. Ich beſtellte Bier und begab mich in den anſtoßenden Raum.

Er ſtellte das Billardzimmer vor.

Zwei Jungen machten ſo eben mit einander ihre Partie. Der Kleinere von Beiden konnte kaum an die Bande reichen und war gezwungen, alle Stöße „au pistolet“ auszuführen.

Auf den braungebeizten Bänken, die rings an den Wänden umliefen, lungerten etwa drei bis vier andere Jungen und gaben verſchiedene Laute, bald des Wohlgefallens, bald der Mißbilligung von ſich. Zufrieden ſchienen ſie nur mit dem Pygmäen zu ſein, der ſeine einhändigen Kunſtſtücke ausübte.

„Los Marqueur! immer tapfer, nur zu, der Moſtrich iſt gemacht.“

So ſagte ein ſchwarzbrauner Junge in grüner Blouſe, der neben dem Tiſchchen, an dem ich Platz genommen, ſich auf der Bank wälzte und eine Havannacigarre rauchte, von denen das Mille wenigſtens 40 Thaler koſten mußte. Der Pygmäe hatte eben ein vortreffliches Doublée ausgeführt.

„Nun kommt Moſtrich,“ höhnten die Zuſchauer.

Der Junge, welcher dieſen pikanten Namen führte und mit rieſenhaften rothgefrorenen Händen auf dem grünen Billardtuch agirte, vollführte ſeine Stöße mit ſichtbarer Befangenheit. Er fehlte den Ball, der Pygmäe kam wieder heran, er hebt ſich auf die Zehen, er hält ſich mit der Linken an der Bande des Billards feſt, er ſtößt — die Partie iſt für ihn entſchieden

„Hurrah — der Marqueur hat gewonnen —

Mostrich muß fünf Silbergroſchen bezahlen," hieß es ringsum.

Der Pygmäe war wirklich der Marqueur des herrlichen unterirdiſchen Etabliſſements und nebenbei der Sohn des Beſitzers. Er gehörte zu den jugendlichen Billardſpielern, die ihre Laufbahn in tiefer Verborgenheit anfangen und plötzlich, wenn ſie ein wenig herangewachſen ſind, in den erſten Hôtels unter den Linden, als Billardkellner, die Bewunderung aller Fremden und einheimiſchen Gäſte auf ſich ziehen. Unſer Marqueur ſchien bereits jetzt einen hohen Grad von Virtuoſität errungen zu haben.

„Krieg' ich denn nicht bald meinen Gänſebraten?" rief der ſchwarzbraune freche Junge.

„Gleich, beſter Herr!" ſchrie der Wirth.

Ich bemerkte jetzt, daß neben dem Billardzimmer noch ein gleichfalls mit Gas erleuchtetes Gemach war, in dem geſpeiſt wurde; natürlich begab ich mich hinein. An einem Tiſche, der ungefähr für 12 Perſonen Platz hatte, ſaßen etwa acht Jungen, denn es ſchien eigentlich noch nicht die Zeit zu ſein, wo dieſes Lokal am zahlreichſten frequentirt wurde und ſpeiſten. Es läßt ſich grade nicht behaupten, daß das Tiſchtuch ſich einer beſonderen Reinlichkeit erfreute, man entdeckte vielmehr ohne Brille furchtbare braungelbe Streifen und Flecken, welche die menſchliche Phantaſie auf gefahrvolle Abwege führen konnten, wenn nicht die hart daneben ſtehenden Senf-

fäßchen ihr die richtige Anweiſung gegeben hätten. Die Streifen und Flecken rührten nur vom Senf her.

Meſſer und Gabeln waren nicht an den Tiſch gekettet, wie die lächerliche Volksvorſtellung von manchen Kneipen behauptet; aber es herrſchte an dieſer Artustafel eine andere, vielleicht noch mehr und zwar perſönlich beleidigende Sitte, daß der Wirth nämlich jeden, für den zinnernen Löffel, das Meſſer und die Gabel verantwortlich machte, wie eben geſchah, als ich eintrat. Es ſchien ſich an dieſem Gebrauch jedoch niemand zu ſtoßen, ein Beweis, daß unſere Vorſtellungen von menſchlichen Sitten durchaus relativer Art ſind. Wer ſich an dieſe Table d'hote ſetzte, erhielt einen Löffel und ein auf das Stück Schwarzbrod geſpießtes Beſteck und haftete für dieſe Objekte.

Die jugendliche Geſellſchaft war aufs angelegentlichſte mit Eſſen beſchäftigt; man ſah, daß ihre Theilnehmer ſich für einen anſtrengenden Feldzug in Wind und Wetter verproviantirten. Außer dem Glaſe Bier, das vor jedem ſtand und das ich ihnen gern verzieh, bemerkte ich aber leider bei den meiſten noch ein Glas Branntwein — und das betrübte mich.

Ein ganz kleiner Junge, eben nur Haut und Knochen, ſaß obenan und machte ſo zu ſagen die Honneur's, wenn man dieſe ritterliche Bezeichnung auf eine Reihe von Schamloſigkeiten und Zoten anwenden darf, womit dieſer Schlingel fortwährend um ſich biß und eine gewiſſe Superiorität über ſeine Standesgenoſſen erworben zu haben

ſchien. Dieſer ehrenwerthe Buchhändler wurde Wrangel genannt, wie denn überhaupt ſämmtliche Buben, eigenthümliche Spitznamen hatten, die ſich theils auf beſondere Fährniſſe, die ſie überſtanden, theils auf körperliche Gebrechen oder wenigſtens Merkmale zu beziehen ſchienen. So nannten ſie unter andern einen: Malmène, einen andern, der einen ſehr dicken Kopf und ſchlicht geſcheitelte dunkelbraune Haare trug: Krummacher, nach dem Paſtor der Dreifaltigkeitskirche.

Es wäre mir nicht möglich geweſen, dieſe ſeinen Sprößlinge der modernen Cultur in ſolcher Bequemlichkeit zu beobachten, wenn nicht noch ein Erwachſener und zwar ein Droſchkenkutſcher ſich in dem Zimmer befunden hätte. Zu dieſem hatte ich mich unter das nach der Straße emporgehende Fenſter geſetzt und überſah den Tiſch nebſt ſeinen Inſaſſen.

Die Mahlzeit beſtand in einem ſehr gut ausſehenden und ebenſo duftenden Gänſebraten, dem die Jungen mit trefflichem Appetit zuſprachen. Nach Tiſch zündeten ſie ihre Cigarren an und entwickelten ein Geſpräch, deſſen Unſittlichkeit ſich hier nicht gut näher beſchreiben läßt. Wie zu erwarten ſtand, behielt das jugendliche Feuer und das Berliner Gaſſenkind ſein Recht; die Geſellſchaft vergaß die Regeln eines guten Geſellſchaftstones, wie er ſelbſt unter fliegenden Buchhändlern geziemend iſt und entflammte ſich ſchleunigſt zu einer Prügelei.

Krummacher hatte nämlich etwas geſagt, was weder mit der geiſtlichen Würde des Namens, den er zu re-

präſentiren die Ehre hatte, noch mit der kriegeriſchen Reputation Wrangels, an den dieſes Bonmot gerichtet war, recht vereinbar ſchien. Mr. Wrangel, diesmal nicht geneigt, von ſeiner Fertigkeit in Wortwitzen Gebrauch zu machen, beeilte ſich Sr. Ehrwürden eine trübe Neige Weißbier ſofort in die kirchliche Phyſiognomie zu gießen und Moſtrich, ein anſcheinend vertrauter Freund Wrangels ſchlug dem unglücklichen Geiſtlichen von hinten aufs Maul, während Malmène und noch ein Junge, der ſchlechtweg nur der „Hemdenſchnorrer" genannt wurde, gegen den Vorſitzenden Wrangel losfuhren.

Wer kann ſagen, welch' ein Ende die Balgerei genommen hätte, die ſofort unter den Tiſch verpflanzt wurde, wenn nicht der Wirth auf der Stelle eingeſchritten und ohne eine Silbe zu ſagen, auf Krummacher, gegen den er beſonders ungünſtig geſtimmt ſchien, losgefahren wäre. Ihn beim Kragen packen und zur Thür hinausſchleppen, war Eins.

Man mußte den Feldherrnblick dieſes Kellergebieters bewundern, mit der er ſofort den Schuldigen im Getümmel der Schlacht erkannt, ergriffen und beſtraft hatte.

Seltſam war es anzuſehen, wie er den armen Krummacher die Treppe hinauf und auf die Straße ſchleuderte.

Ich hatte geſehen, daß man Leute Treppen hinunter und zum Hauſe hinaus geworfen hatte; Jemand in die Höhe werfen, hatte ich noch nie geſehen. Zu gleicher Zeit

hatte Moſtrich dienſtbefliſſen die Mütze des Inculpaten nachgeſchleudert. Es war eine taktiſche Großthat.

Wirth und Gäſte hatten aber keinen Augenblick Muße, die Früchte dieſes Sieges zu genießen, denn ein kleiner Junge erſchien am Eingange und ſchrie hinunter: Kladderadatſch iſt fertig! worauf die ganze Kleriſei wie vor einem Zauberwort von dannen ſtob.

Vom Waſſer.

Es giebt eine Zeit in Berlin, wo die Polizei ein ganz beſonderes Augenmerk auf die Hunde richtet, ſcharfſinnige Schlüſſe aus ihren herabhängenden Ohren zieht, Verdacht wittert aus der Art, wie ſie den Schwanz zur Erde geſenkt tragen, und ſchließlich mit Hülfe ihrer Executivbeamten, Individuen, die ſich der Waſſerſcheu verdächtig machen, vom Brode bringt.

In dieſer Zeit entwickelt der Berliner eine ungeheure Leidenſchaft für das Waſſer. Von dem kleinen Knaben an, der ſeine Schularbeiten über der Arbeit in der Schwimmklaſſe vernachläſſigt, bis zu dem Particulier, auf dem der wahrhaft ſchwarze Verdacht laſtet, daß er nur an den chriſtlichen Feiertagen in jenes freundliche, von Nixen bewohnte Element taucht, durchſchauert Alle eine wonnige Sehnſucht nach der Spree.

Der Berliner nimmt alsdann etwas von der Natur der Bachſtelze, der Ente, des Storches und der Rohr-

bommel an, je nachdem ſein körperliches Format ihn dieſem oder jenem der genannten Vögel näher rückt. Er geht in eine Baumwollenwaarenhandlung und ſetzt die Verkaufsmamſell in eine ſchreckliche Verlegenheit, indem er ein Paar rothe Schwimmhoſen verlangt — „auf Augenmaaß" — „nicht zu eng". Er mißt ſeiner Glatze eine Badekappe an und macht ſich den Hauswirth zum Feinde, der parterre neben der Treppe ſchläft; weil er ſich vom Wächter um fünf Uhr ermuntern läßt, um Punkt ſechs Uhr zu Pfuel oder zu Maaß zu fahren.

Man wird dieſer Einleitung angemerkt haben, daß von der Badeſaiſon die Rede iſt.

In der That hegt man in der Reſidenz die entſchiedene Abſicht, ſich mit dem Waſſer, wie der Doge zu Venedig, zu vermählen. Aber wie die Menſchen unter einander, ſo ſind auch die Arten verſchieden, unter denen ſich der Berliner dem balkenloſen Element anvertraut.

Der alte Hageſtolz in der Leipzigerſtraße ſteht um die gewöhnliche Zeit auf und ſtellt allgemeine Betrachtungen an, über das Waſſer überhaupt und ſeinen Einfluß auf den menſchlichen Körper. Er hat eine Bibliothek von Waſſerſchriften, die er alle mit frommem Schauder geleſen, aber bis jetzt noch nicht befolgt hat, und er vergleicht die goldnen Lehren und Verſprechungen — Waſſerſchriften ſind bekanntlich am freigebigſten hierin — mit den gräulichen Erfahrungen, die er in ſeiner Bekanntſchaft ſelbſt gemacht hat. Erfahrungen, die von ſchändlich erkälteten Menſchen erzählen, welchen in Folge plötzlicher

Benetzung es mit einem Mal irgendwo ungeheuer weh gethan hat, die ſpäter wie ſchlecht gezimmerte Bretter ſich warfen, ſchief und krumm wurden, zuletzt aber, wenn ſie nicht grade platzten, doch die Unannehmlichkeit eines ſiechen Alters hatten und ſelbſt von großen Aerzten nie wieder ganz nach der Richtſchnur der gewöhnlichen Kreaturen hergeſtellt werden konnten. Freilich erzählt ein Waſſerbuch dagegen von einem bejahrten und begüterten Junggeſellen, der, wenn gleich unanſtändig mager, durch den Genuß von täglichen vier und zwanzig Quart Waſſer und durch Bäder ſo zunahm, daß er ſogar den Muth gewann, auf Freiersfüßen zu gehen und Vater eines jungen Sohnes wurde, der aus Erkenntlichkeit den Vornamen des jungen Waſſerarztes erhielt, dem die Wunderkur gelungen war. — Die letztere Ausſicht hat etwas zu Verlockendes, und nachdem er ſich mit einem Schwamm, dem Bademantel und der unvermeidlichen Aquavitflaſche die etwas „gegenhalten" ſoll, bewaffnet hat, verfügt er ſich in die Niederwall- oder Zimmerſtraße, um ein Wannenbad für fünf Silbergroſchen zu genießen.

Der junge Commis, frei, obgleich nicht auf Bergen geboren, frei, weil der Sonntag nicht mit der Elle gemeſſen wird, verſammelt ſich mit ſeinen Genoſſen auf dem Spittelmarkt und fährt vor die Stadt an den Oberbaum. Der junge Commis ſchwimmt, er erzählt, wie er beinahe einmal in Hamburg eine Wette gewonen habe, mit Kleidern über das Alſterbaſſin zu ſchwimmen, wenn nur ſein Gegner die fünfhundert Mark hätte daran ſetzen

wollen: dieſe Geſchichte erzählt der junge Commis von Zeit zu Zeit, doch immer ſo laut, daß die Damen in der Nähe ſie hören können.

Wie ein ſchwimmendes Kaſtell liegt in der Oberſpree die Badeanſtalt von Maaß, das Ziel unſerer Commis und Aller derer, die für den Unterſchied zwiſchen reinem und ſchmutzigem Waſſer noch nicht ganz abgeſtumpft ſind. Ein charakteriſtiſches Kennzeichen dieſer Gegend iſt das Dampfboot, dieſe ewige Erheiterung der Kahnſchiffer, die bange Beſorgniß der Berliner Mütter, die ihm ihre Söhne anvertrauen, und der Gegenſtand der bitterſten Feindſchaft für die Fuhrleute, denen es ihren Erwerb ſchmälert. Aber mehr als alle dieſe, haſſen die poetiſchen Spaziergänger am Stralauer Ufer das Dampfſchiff, denn dauerhafter wie ſeine hektiſche Maſchine und ſein knochenbrüchiger Kiel iſt eine unermüdliche Klingel die mit den Sonntagsglocken um die Wette läutet. Sie mahnt den corpulenten Vater, der eben ſein mageres Söhnchen der Spree anvertraut hat, zur Rückkehr, ſie zeigt aber auch die Ankunft neuer Gäſte an; nicht einmal, ſondern dreimal, außerdem klingelt ſie zu ihrem eigenen Vergnügen, aus reiner Freude am Klingeln, ein ſelbſtfrohes Weſen, das alle Fiſche vertreibt. In dieſer Gegend herrſcht die Eleganz des Badens im Freien.

Nach der andern Seite der Stadt, nach dem Unterbaum, zu den näheren und billigeren Bädern geht, wenn möglich vor ſechs Uhr — wir reden noch immer von dem Sonntage — Alles, deſſen Geſchäft eine Radicalreinigung

nothwendig macht. Wer durch seine nahe Wohnung gezwungen ist, sich hierher zu wenden, thut wohl daran, seine goldene Uhr zu Hause zu lassen, den schlechtesten Hut aufzusetzen, und nur so viel Geld zu sich zu stecken, als Ueberfetzen über den Fluß und Bad eben kosten. Beispiele, daß Hüte sich entfernten und an ihrer Stelle eine ganz alte abgetragene Mütze hinterließen, daß Uhren fort waren, ohne ihres gleichen an ihre Stelle zu setzen, sind hier nicht selten.

Diese Gesellschaft sucht bis sechs Uhr Morgens den Reinigungsprozeß vollendet zu haben. Es wird nämlich um sechs Uhr Morgens der Unterbaum geöffnet und Allem die Passage erlaubt, was durch das Prohibitiv-System dieses Balkens bis dahin innerhalb der Stadt festgehalten worden ist. Eine lange und gründliche Erfahrung hat die Badenden gelehrt, daß was Nachts in die Spree geworfen und Morgens durch Oeffnung des Unterbaumes freigelassen wird, nicht dazu geeignet ist, den eigentlichen Zweck der Bäder zu erhöhen.

Um diese Stunde vereinsamt die Gegend, und nur die Schwäne versammeln sich gern und setzen ihren Ruf als Vögel des Apollo und Begünstigte der Romantik durch ihre leichtsinnigen Mühlereien in Berliner schönen Resten muthwillig aufs Spiel.

Die Damenwelt begiebt sich zum Theil in die Pochhammerschen Bäder, zum Theil fährt sie nach Moabit. Durch die Bretter, die hier Luft und Licht absperren,

bringt aber kein erſchaffenes Auge, geſchweige denn die Feder des Genreſchriftſtellers.

Deſto öffentlicher giebt ſich an anderen Badeſtellen eine andere Fraktion der männlichen Einwohner dem Anblick Preis. Der einſichtige Spaziergänger könnte, dieſen unbekleideten Soldaten oder Lehrjungen gegenüber, auf den Wunſch kommen, Pouſſin lebte zu unſerer Zeit und bevölkerte ſeine traulichen Waldeinſamkeiten ſtatt mit nackten Nymphen mit badender Soldateska. Die obrigkeitliche Vorſehung hat dieſe öffentlichen Badeſtellen in die Nähe der Orte verlegt, wo Rettungsapparate aufbewahrt werden, nichts deſto weniger geht die Jugend mit ihrem Leben hier um, als hätte Jeder zu Hauſe noch ein zweites, wie einen Feiertagsrock im Schrank. Das Floßholz ſcheint auf dieſen Theil der männlichen Jugend einen dämoniſchen Einfluß auszuüben und man muß den Liebhabern von dergleichen einräumen, daß ſich vom Floßholz aus, mit großer Sicherheit ertrinken läßt, verſteht ſich den Vortheil, bald möglichſt mit den Köpfen unter die Balken zu kommen, mit eingerechnet.

Dieſe Badeſtellen liefern dem Intelligenzblatt und zwar dem von Conſtablern redigirten Lokalbericht reichhaltige literariſche Beiträge, indem ihre Beſucher häufig dafür ſorgen, daß wöchentlich darin Nachrichten zu finden ſind, bald von einem Musketier, bald von einem Handwerksburſchen, der beim Baden ertrunken iſt.

Noch bleibt für den Menſchenfreund die erfreuliche Beobachtung niederzuſchreiben, daß kleine Knaben in

Berlin, laut der beſten ſtatiſtiſchen Nachrichten, nur in ungewöhnlichen Fällen ertrinken. Die kleinen Knaben ſcheinen wirklich durch eine beſondere Verfügung Gottes den Schutz zu genießen, den ihr unbeſonnener Lebenswandel, nach den Anſichten der größten Autoren über kleine Knaben, ſo nöthig macht. Das Verhältniß des Ertrinkens ſtellt ſich ſo günſtig, daß immer auf drei Soldaten ein kleiner Knabe kommt, was nur als höchſt günſtig für dieſe ehrbare Klaſſe der Einwohnerſchaft bezeichnet werden kann.

Kirchhofsgedanken auf dem Friedrichshain.

(Am 18. März 1850.)

Zehn Uhr Abends war es gestern faſt, als ich von einem Spaziergange heimkehrend, den Kirchhof der Märzkämpfer neben dem Friedrichshain betrat.

Es war ſtill um mich her. Schon leuchtete der Mond hell, während der lange Junitag im Weſten noch ſein kryſtallenes Scepter, wie zum Schwur, hoch in die Nacht emporhob; die Beleuchtung der Welt hatte etwas von der Stimmung jener menſchlichen Jahre, wo nahe hinter uns noch die goldene Glorie der Jugend, vor uns dunkle aber friedliche Gedanken an Ruhe und Schweigen auftauchen.

Der kleine Kirchhof jener armen Gemeinde, lag da, ſo einſam, als ob nie ein ſtolzes Heer dieſe Särge hinausgetragen, als ob nie tauſend Häupter ſich vor ihnen entblößt und gebeugt hätten!

Man konnte bei dem magiſch-phosphoreſcirenden

Lichte aus Weſten, die Inſchriften leſen und die Namen erkennen. Es iſt etwas unendlich Rührendes um dieſe Schaar, die nach Art blinder und ſtummer Armen, mit geſchriebenem Wort lautlos gen Himmel bettelt. In der Mitte erhebt ſich ein Baum, von den Arbeitern ihren gefallenen Brüdern im Jahre 1849 zum Andenken gepflanzt, aber er ſieht kummervoll aus: der rauhe Wind, der über dieſe kahlen Höhen weht, hat ſein Gedeihen gehemmt, nur ſpärliches Laub flattert um ſeine dünnen Zweige. Zwei kleine Vierecke enthalten die Gräber; ein dürftiger hölzerner Zaun faßt ſie ein.

Warum ſtarben dieſe? fragte ich mich, indem ich mich nach einem lapidariſchen Wort der Anerkennung umſah. Warum ſtarben dieſe? fragte ich noch einmal, nichts findend als die kurzen, oft naiv falſchen Inſchriften auf Kreuzen und kleinen Grabſteinen.

Für Freiheit und Recht! war auf den Meiſten zu leſen und ich ſah im Geiſte rückwärts in begeiſterte Tage.

Auf einem Marktplatz von Säulen und Thürmen überragt, ſah ich einen Katafalk, darauf mehr als zweihundert Särge, bekränzt mit jungem Grün; in weitem Kreiſe ſtanden, Waffen tragend, wehende Banner und Trauerflöre, Tauſende von Bewaffneten.

Und es dauerte von Mittag bis nach Sonnenuntergang, ehe die Schaaren mit ihren traurigen Bürden bis zu den offenen Gräbern gelangt waren.

Aber es war ein Jahr darauf, als ich auf der Höhe den Friedhof von Bewaffneten beſetzt ſah, geharniſchte

Reiter zogen die Stadtmauer entlang, auf den Wegen ſtanden Vedetten, als erwarteten ſie einen Angriff; ſchwarzgekleidete Frauen und Kinder zogen die Anhöhe hinab. Sie trugen ihre Kränze wieder heim; innerhalb der Stadt hörte man unſeliges verwirrtes Geſchrei. Ueber den Hügel aber ſchnob zornig der zertrümmernde Nordwind und drehte raſend die Flügel der holländiſchen Mühle, die neben dem Friedhof ſteht, wie jene Andere neben dem Sommerhaus Friedrichs des Einzigen.

Warum ſtarben dieſe? ſie ſtarben für Freiheit und Recht! auf den Inſchriften ſteht es und weithin über alle deutſchen Lande hinaus in furchtſam ſchlagenden Herzen, wie in kühnen unerſchrockenen Gemüthern, ſteht es geſchrieben: für Freiheit und Recht!

Ob die Kugel ſie im Kampf ereilte, oder im ſtillen Gemach, ob ſie Schwert gegen Schwert männlich ſtarben, oder wehrlos des Grimmes Opfer, Frauen und Kinder; ſie endeten, als zwei Gedanken, wie unerwartete Kometen am Horizont jenes Tages heraufgeſtiegen waren: Freiheit und Recht!

Es war ein Tag der Geſchichte, der Blut forderte, denn wenn nach Heſiod's Worten, die Gottheit vor den Ruhm, den Schweiß geſetzt, ſo ſteht vor der Wohlfahrt der Menſchheit, das koſtbarere Blut. Darum aber iſt dieſer Platz, ein Platz der Geſchichte.

Wenn ein Neues geboren werden ſoll, muß ein Altes ſterben: der irdiſche Geiſt giebt nichts umſonſt. Und nicht an ihren Perſönlichkeiten haftet die Bedeutung des

Ereigniſſes, ſondern daß ſie ſtarben an einem Tage, begraben wurden an einem Tage, beiſammen liegen wie ſchweigende Buchſtaben, die leer für ſich, mit einander einen bedeutſamen unumſtößlichen Spruch ausdrücken.

Faſſen Einige aber die Begriffe: Freiheit und Recht, wie Schwertergriffe; an dem weiten Grabe ſind ſie dem contemplativen Geiſte nur Oelzweige: einem großen Reiche neubegründetes Gedeihen, Frieden — Rechtsbewußtſein zu verleihen.

Keine Freiheit ohne Frieden: kein Frieden ohne Recht!

Hier liegen ihre Gebeine wie der Grundſtein eines Denkmales, das ſich in Millionen Geiſtern in eine freudige Zukunft erheben ſoll und wie ſie beſtattet wurden in einer feierlichen reinen Stunde der Verſöhnung, ſo ſoll auch ihr Angedenken feierlich rein erhalten werden, um des kommenden Geſchlechtes willen und die vergifteten Pfeile der Verläumdung ſollen ohnmächtig abprallen von den chriſtlichen Emblemen und Grabſteinen ihrer Schlummerſtätten.

Die aber hinausgehen mit Grimm und Rache in der Seele, oder die aus der Ferne nagende Gedanken zu der Schädelſtätte ſenden, ſie begreifen nicht, daß dieſer Acker des Vaterlandes iſt und ein Altar, worauf die Sühnopfer fielen für alte Irrthümer, die mit ihnen begraben ſein ſollten.

Weil ſie aber zu einem Fraß für Würmer wurden, ſo ſoll auch, was ſie von einem geheimnißvollen Zuge ergriffen, bekämpften, Wurmfraß werden, und wie ſie

mitten aus dem frohathmenden Leben gerissen wurden, so soll auch aus der Zeit gerissen werden, das wuchernde alte Unkraut verjährter Ideen und mit ihnen sollen verstummt sein: böse Satzungen.

Es stirbt Niemand, er hinterläßt denn einen tiefen Gedanken und hätte er auch ohne ihn unbekannt bedeutungslos gelebt; das Sterben dieser aber hinterließ der Nachwelt den Gedanken der neuen staatlichen Ordnung und des Vaterlandes Wiedergeburt.

Geht darum hinaus, ihr Alle, die ihr noch lernen konnt, und leset aus verwitterten Kränzen und grünen Hügeln der Todten, was den Verstorbenen ihren Frieden giebt und — den Lebendigen frommt.

Ein Magier aus Hannover.

Schon als ich ein ganz kleiner Junge war, hatte ich meine beſcheidenen Zweifel, wenn ich von Magie und Zauberei hörte, und ich will auch den Grund davon erzählen, denn er iſt lehrreich für Alle, die ſich mit dieſen freien Wiſſenſchaften beſchäftigen. Ich ſaß alſo auf der erſten Bank, als der große Bosco zauberte und riß mir beim Aufſtehen und Mitjubeln ein Loch in meine Sommerhoſchen. Da ich nun etwas plinzte und der Magus dies bemerkend, mich tröſtete, bat ich ihn, zur Verhütung noch größeren Unheils, als da waren „etwas häusliche Prügel", mir mit Hülfe ſeiner Zauberei das Loch zuzumachen. Was aber that Bosco? er lachte und ſagte: das könne er nicht!

Seitdem war es vorbei mit meinem Glauben. Das Loch in den Sommerhöſchen hat mir nicht weniger Veranlaſſung zu qualvollem Denken gegeben, als der große Riß, der durch die Welt geht. Ich habe Manches geleſen von Apollonius von Tyana an, durch die **ars magna**

von Raymundus Lullus und des Theophraſti Paracelſi Bombaſt, bis auf Profeſſor Kerndörffers Zwanziggroſchenzauberei, aber ewig ſah ich vor Augen, wie das Geiſterreich daſtand an meinen Sommerhöschen, rathlos — unfähig zu helfen und es war aus, rein aus; die Schuppen fielen von meinen Augen und ich ſah in Tauſend und eine Nacht nur noch menſchliche Dichtungen. Aladdin's Zauberlampe ſchien mir eine alte Charteke, der afrikaniſche Zauberer ein Betrüger, der Indier und ſein Wunderpferd faule Erfindungen eines müßigen Kopfes, und das Einzige, was ich ſchon damals begriff, war, daß ein Sultan nothwendiger Weiſe nicht die Wahrheit, ſondern nur Mährchen vertragen könne.

Als ich nun größer ward und über Tugend und Geld nachdachte, auch in Mußeſtunden Mancherlei aus der menſchlichen Betrügerei las, fand ich, daß alle Zauberer ſich durch eine außerordentliche Vorliebe für klingend Courant auszeichneten und auch nicht der elendſte Geiſt erſcheine, ohne ſein Honorar pränumerando empfangen zu haben. Wenn ich dann als fähiges Kind mir das Raiſonnement machte: warum ſchaffen ſich die Zauberer nicht lieber gleich Geld, ſtatt erſt den weiten Umweg durch den guten Willen der Menſchen zu machen? wird man begreifen, daß die Elemente des Wunderglaubens für immer aus meiner Seele geſchieden waren.

In den folgenden Jahren habe ich dann mehrere große Zauberer geſehen, von Habitt an, der mit all ſeiner ſchwarzen Magie doch den Leuten nicht die Mäuler

ſtopfen konnte, mit denen ſie ihn ausſtopfen, bis auf Becker, der nicht allein Uhren und Ringe, ſondern auch mir und mich höchſt geſchickt verwechſelte. Da aber alle dieſe Leute ganz beſtimmte Künſte machten, lernte ich allmälig einſehen, daß alle Magier arme Leute wären und daß ſie etwas Ungewöhnliches nicht verſtünden.

Mein Mißtrauen in dieſe überſinnliche Volksklaſſe wurde etwas irre, als ich in den Hamburger Blättern von einem Zauberer aus Hannover las. Er hieß Herrmann und hatte Hamburg in Erſtaunen verſetzt.

Dies brachte mich auf den Gedanken, daß der Mann mehr könne als ſeine Vorgänger. Ich kannte ja Hamburg als einen Ort, wo man wenig an Wunder glaubt, unter der weiſen Regierung, nicht des Marc Aurel, ſondern des Marc Banco; in dieſem Manne mußte alſo etwas ſein von „höherer Geiſteskraft" und ich ging geſtern hinaus, um zu verſuchen, ob mir nicht „manch Geheimniß würde kund?"

Schon beim Eintritt in das Parquet bekam ich vor dem Manne Reſpekt — — er hatte etwas bewirkt, was nicht mit natürlichen Dingen zugegangen ſein konnte, denn Geſchwindigkeit und Freibillets ſind keine Hexerei — das Königſtädtiſche Theater war gefüllt. Voll Staunen und Grauen ſetzte ich mich auf meinen Platz; ich bekenne aufrichtig, mir war nicht geheuer zu Muthe. Mein anteſommerböslicher Wunderglaube tauchte auf — wie leicht konnten alle dieſe Geſtalten nur Schemen ſein, die auf ein Wort des Zauberers zerſtieben und keinen

bleibenden Eindruck in die Kasse hinterlassen. Durch welche magischen Kräfte waren diese Menschen aus allen Gegenden der Stadt herbeigezogen? Zuerst befühlte ich meinen Nachbar vorsichtig; es war wirklicher Buckskin, dann hätte ich seine Ehehälfte auch gern berührt, nur um zu sehen, ob es wirklicher Sammet wäre, doch nein — eben bläst die Trompete vor mir so schneidend rauh, daß ich begreife, es sind alle die alten wirklichen Menschen!

Nun geht der Vorhang in die Höhe. Ein nach allen Seiten geschlossenes kleines Zimmer zeigt sich, von einem Apparat ist nichts zu sehen, nur in der Mitte steht ein schwarzer mit Gold verzierter Tisch ohne Decke und an den Coulissen finden sich zwei kleinere Tische mit kurzem schwarzem Sammetbehang. Hinten ein langer Tisch mit Lichtern. Der Magier erscheint in der gewöhnlichen Kleidung des Menschen in Frack und Pantalons, ein Mann mit dunkelem Teint und Schnurrbart; der Zauberstab in seiner Hand konnte eben so gut eine Ebenholzflöte mit Elfenbein vorstellen und er selber einen flötenden Concertgeber.

Jetzt tritt er vor und bittet um Entschuldigung für sein schlechtes Deutsch. Keine Entschuldigung, Master Herrmann, machen Sie uns gute Sachen in schlechtem Deutsch, so sind Sie uns lieber als gute Deutsche, die schlechte Sachen machen! Der Mann fängt darauf gleich damit an, womit andere aufhören: mit dem Bombardement. Er beschießt das Haus mit Spielkarten, die einzelnen Karten fliegen mit enormer Schnelligkeit und Kraft bis

in die letzten Winkel des Parterres und der Gallerie; es iſt ſtaunenswerth.

Dann läßt er ſich zwei Filze geben, einen Noack und einen Freyſtadt, er ſtellt ſie mit den Oeffnungen gegen einander und legt eine Citrone darauf, die er mit einer Tüte bedeckt — er winkt mit dem Zauberſtabe und ſtatt der Citrone ſteckt ein großer, ſchwerer Holzkegel in der Tüte, und die Citrone liegt zwölf Schritte davon in einem Kaſten, in dem vorher der Kegel lag.

Er erbittet ſich ein Taſchentuch und zieht nach und nach ein Dutzend prächtiger Federbüſche daraus hervor. Unterdeſſen habt ihr das hölzerne Käſtchen, das vor Aller Augen auf einem dreibeinigen unbedeckten Tiſchchen ſteht, außer Augen gelaſſen: es hat ſich bis an den Rand mit Bonbons gefüllt; ſie müſſen vertheilt werden. Aber das Käſtchen iſt ſchon wieder voll und zwar von Spielzeug für die „kleine Herre und Dame!“

Gleich darauf aber machte Herr Herrmann ein Kunſtſtück, das wir ſchon viel beſſer im allergrößten Maaßſtabe mit Millionen geſehen haben; er giebt einem Herrn eine Büchſe mit Thalern zu halten und auf einen Wink von ihm ſind ſie verſchwunden, und der Andere gegenüber hat die ganze Beſcheerung in ſeinem Seckel. Man komme uns doch damit nicht mehr, das gehört in die Finanzwiſſenſchaft, aber nicht in die Magie!

Was hilft mir noch, daß einer der Herren, den Herrmann an die Naſe faßt, ein ganzes Spiel Karten ausnieſt; ich bin verſtimmt, und es iſt recht gut, daß der

Vorhang fällt; die großen Künste ſollen jedoch, nach des Zauberers Verſprechen, jetzt erſt kommen.

Er hat Wort gehalten. Vor aller Leute Augen hält er eine Turteltaube; er zerreißt ſie und es ſind ihrer Zwei. Guter Herrmann, könnteſt du doch auch ſo manchen Turteltauben, die jetzt zu zwei ſind, wieder zu ihrer Einheit verhelfen!

Eine Uhr und eine leere Glasglocke werden frei aufgehängt und vor aller Augen beginnt die Uhr auf Kommando des Magiers zu gehen und ſtille zu ſtehen und die Glocke daneben ſchlägt die anbefohlene Stunde. Aber die Ueberraſchung ſoll noch höher ſteigen: Der Zauberer ſetzt ſein Kind auf einen Tiſch unter einen Korb, bedeckt ihn mit einem Tuche, winkt und ſiehe da, das Kind iſt verſchwunden und ſieht aus dem erſten Logenrange auf das Publikum herab. Jubel über Jubel! und der Mann, der heute oder morgen vor Gericht ſteht, wegen ſiebenfacher Alimente, nimmt ſich vor, Herrmann um ſeinen Korb zu bitten.

In der dritten Abtheilung iſt das Zimmer ganz aufgeräumt. Der Herenmeiſter tritt mit einer Flaſche vor; ſie erweckt in uns wohlthuende Portweingedanken. Er gießt ſie rein aus: es ſind gerade zwölf kleine Gläſer drin — eine ehrliche Flaſche — keine von denen Berlinern, die zwar einen niedrigen Hals aber dafür einen deſto höheren Boden haben. Sie iſt leer — glaubt ihr. — Meine Herren! ſagt Herrmann, was wünſchen Sie zu trinken? „Cognac!“ ruft ein Jüngling, der ſchon in der

Wiege verdorben iſt, und der Magier läßt einen Teller mit einem Schock Gläſer kommen und gießt ihm ein Glas Cognac ein. Man ſtaunt. „Aniſette!“ bittet ein feiner Herr, der vom Diner kommt und er erhält ſtaunend vom feinſten Aniſette. Jetzt brechen alle Schranken. „Kümmel Kümmel!“ ſchreien unſere Mitbürger im Parterre, „zum Teufel mit allen Mäßigkeits-Apoſteln, der Befreier der Deutſchen iſt erſchienen: Herrmann, Arminius mit der Zauberflaſche — Kümmel! Kümmel!“ Und er gießt ein, nicht zehn, zwanzig, nein an hundert Gläſer und darüber. Die Vorſtellung wird ausgeſetzt, die Muſik ſchweigt und Parquet und Parterre trinken rechts und links: Rum, Abſinth, Cognac, Magentropfen, Kümmel — ſchrecklich! dreimal ſchrecklich!!

Wer darf da noch wagen gegen den Magier aufzutreten, wenn er Berliner Nektar und Leibe in einer Flaſche hat. Er wird den fehlenden Geiſt der Bühne durch Sprit erſetzen: ſtatt Beckmanns Copie der Eckenſteher werden die Eckenſteher ſelber erſcheinen: iſt auch keine Prima Donna da, Herrmann bringt ja Maraſchino di Zara — was beginnſt du, verwegener Zauberer? Endlich ſetzt er die Flaſche hin, ſie iſt nicht leer, aber ſein Arm iſt müde, einzuſchenken, wenn ſchon nicht das Parterre müde, zu trinken.

Das Concert der Singvögel beginnt, d. h. der Magier macht die Stimmen unſerer deutſchen Vögel mit einer köſtlichen Virtuoſität nach. Ich erinnere mich nicht, je Nachtigall, Lerche, Wachtel, Kanarienvogel, Dompfaffe

u. ſ. w. mit dieſer Naturwahrheit imitirt gehört zu haben; doch Herrmann hat auch Humor. Er ſtellt die Jagd auf eine große blaue Schweißfliege dar, er fängt ſie endlich, ſie brummt in ſeiner Hand: wie er ſie in die Linke nehmen will, entwiſcht ſie, aber er fängt ſie wieder und tritt ſie todt. Dann ſägt er Holz und läßt die Kloben auf einen kleinen Hund fallen, der mit entſetzlichem Heulen davon rennt. Alles ohne Apparat, mit dem Munde.

Doch um aus der Sprache des blauen Dunſtes und Chloroforms auf ehrliches Zeitungsdeutſch zu kommen! Herrmann macht ſeine Sachen mit außerordentlicher Grazie und vielem Geſchmack. Er iſt kein Dutzendtaſchenſpieler. Wird er auch im Wechſel der Gegenſtände durch einen gewiſſen neulichen Notenwechſel verdunkelt, kann er auch das zerriſſene Deutſchland nicht ganz machen, wie ein Damentaſchentuch; ſo ſucht er doch im Gebiet der Privatzauberei ſeines Gleichen und verdient den außerordentlichen Beifall vollkommen.

In der Armenſchule.

Es iſt kein kleines Ereigniß für die Armenſchule, wenn ihrem Lehrer angezeigt worden iſt, daß der Deputirte für Schulweſen, Ocularinſpection halten werde. Die Weisheit der Erde, inſofern ſie ſich bis hart hinter die vier Species, bibliſche Geſchichte, geographiſche Elemente und Geſangbuchslieder erſtreckt, wird in ſolch' einer Schule, bis auf wenige nur durch weite Entfernung von allen andern Anſtalten abgeſperrte bezahlende Kinder, den übrigen wißbegierigen Jüngern umſonſt gegeben: der Deputirte hat die Pflicht nachzuſehen, ob dieſe Weisheit vorhanden iſt und wie ſie anſchlägt; ein Recht, das ihm hier Niemand beſtreitet, kann er ausüben, das: ſich wichtig zu machen.

Das Lehrzimmer iſt Parterre, weil es früher ein Stall war und Pferde es nicht lieben, Treppen zu ſteigen, aber man hat viel gethan, um es für Menſchen geeigneter zu machen. Die Raufen ſind weggeſchafft, man hat

neue Fenſter durchgebrochen, der Fußboden iſt beſſer gedielt worden; man hat nichts verſäumt, um jedem möglichen Irrthum vorzubeugen, daß Kinder ſchlechter behandelt würden als Pferde. Wer es aber beſſer hatte als ſein Nachfolger, das war der Erzieher der früheren Eleven und Bewohner, der Kutſcher; er ſtand ſich ohne Frage beſſer als der Lehrer der Kinder. Ueberhaupt lebt ein Doktorkutſcher angenehmer und reichlicher, als ſolch' ein Armenſchullehrer. Mit dem neuen Jahre ſammelt ſich jener die Trinkgelder in all den vornehmen Häuſern ein, dieſer ſammelt zum neuen Jahre neue Sorgen an und wer nach dem Monatsgehalte des Kutſchers fragt, erhält auch eine beſſere Antwort, als wenn er ſich nach dem Salair des armen Präceptors erkundigt.

Das Lehrzimmer iſt jetzt ſeit längerer Zeit nicht gereinigt worden. Zwar buſchte alle Sonnabend im Zwielicht ein Strauchbeſen über die Dielen, allein da er im Gefühle ſeiner Demuth den Fußboden nie verließ, ſind die Spinnen an der Decke und den Fenſtern ſicher geworden, vielleicht zu ſicher für ihre einſiedleriſche Philoſophie und ſchwebende Lebensſituation. Ihr tägliches Brod, das ſie den zahlreichen Fliegen verdanken, denn wo Pferde waren und Kinder ſind, werden immer Fliegen ſein, wird ihnen plötzlich mit ihrem Faden durchgeriſſen und jener ſonſt ſo ſanfte und anſpruchsloſe Beſen tobt plötzlich durch das Schulzimmer, als ob er toll geworden wäre. So wüthend fährt er auf und ab, daß nicht das alte Weib ihn, ſondern er das alte Weib herauf

und herunter zu reißen ſcheint, wie eine Hexe, gegen die ſich ihr beſter Freund aufgelehnt hat!

Der Erfolg iſt ungeheuer. Wie Pulverqualm in einer Völkerſchlacht, wirbelt Staub empor; ſämmtliches Geſpinne macht ſich auf die Beine und wandert aus, das Blei in den Fenſtern giebt nach und einige beſonders grün, roth und blau ſchillernde Scheiben, (wahrhafte Muſterſcheiben für einen die Polarisation des Lichtes ſtudirenden Profeſſor) fallen aus und auf das Steinpflaſter; das Schulzimmer iſt rein. Die abgewaſchene Wandtafel zeigt alle ihre von ſchwarzer Farbe entblößten Stellen, die alte Landkarte von Europa hat mit Hartnäckigkeit ihre Talgflecken geſchützt und beibehalten, und dem Ganzen geht es wie den Ruinen, bei denen man erſt durch Ausbeſſerungsverſuche entdeckt, wie elend und verfallen ſie eigentlich ſind.

Das alte Weib hat auch den Frack des Lehrers, Herrn Armmann ausgebürſtet, weil man richtiger ſo ſagen muß, als abgebürſtet, wie es von den Leibröcken zu heißen pflegt, die noch eine innere Selbſtändigkeit beſitzen. Herrn Armmann's Frack aber wird durch die Bürſte bis in ſein Allerheiligſtes verletzt, ſelbſt die zarteſten Saiten oder lieber Fäden ſeines Innern, werden durch die grauſamen Schweineborſten der Bürſte rauh berührt; noch hält er zuſammen wie ein vielgeprüftes Herz — noch ein Tag vielleicht und es geht auseinander — ach, dann für immer!

Ein andermal ſchreiben wir vielleicht die Mono-

graphie des Fracks, wie er zum erſten Male in der Familie geprangt, wo Armmann Gouverneur bei den Kindern auf einem Landgute war, wie er darin dem Fräulein ausnehmend gefiel und die Quadrille tanzte, wie er ſpäter, als das Fräulein längſt an den Herrn von der Ritterſchaft verheirathet worden, beim Examen die Aufmerkſamkeit des geſtrengen Herrn Schulraths erregt, der Viertbalertuch unpaſſend fand für einen Kandidaten, wie er dann Jahre lang antichambrirte bei den Herrn Räthen und ſeinen Beſitzer zu keiner Anſtellung brachte, der zu gleicher Zeit, wie der Frack ſeine Wolle — ſeine Lebensluſt verlor. Jetzt kam er nur noch, nämlich der Frack, an Prüfungstagen zum Vorſchein, am Charfreitag und — wenn der Oberreck beim Schneider war.

Nicht ſo viel Rückſicht haben die Jungen auf ihr Aeußeres genommen. Die grauſame Thatſache, nur eine Jacke und ein Paar Beinkleider zu beſitzen, zwingt ſie, ſich dieſer Kleidungsſtücke auch heute zu bedienen, obgleich eine ſcharfe Ocularinſpection, an Knieen und Ellenbogen und leider auch an einem Theile, der für Ocularinſpectionen nicht der geeignetſte iſt, leicht den Sieg der Natur über Civiliſation und Induſtrie entdecken konnte. Der Frohſinn der Jungen hat unter dieſen Wahrheiten nicht gelitten, ihr glückliches Alter kennt noch nicht die ſelbſtmörderiſche Reflexion des Elendes, die wüſten Gedanken, die ſich toll um ſich ſelber drehen und nach der hintenhängenden Sorge ſchnappen; geharniſcht durch unverſchämte Ungezogenheit, abgehärtet durch häusliche Prügel

— wer kann ihnen was zu leide thun, meinen ſie, ihnen, die ſouverain ſind, weil ſie keine Furcht und keine Bedürfniſſe haben!

Mit dem Deputirten ſtellt ſich die Sache günſtiger. Er hat noch Gott ſei Dank Bedürfniſſe und ſie ſogar ſo eben befriedigt. Um den böſen Influenzen der Armenſchulluft entgegen zu wirken, hat er die Droſchke, welche ſeinen urbanen Leichnam nach der Anſtalt zu ſchleppen berufen war, bei Waga und Jürgenſen am ſogenannten Herkuleskeller halten laſſen und von dem guten Portwein der unterirdiſchen Räume genoſſen, auch dazu nicht wenige kleine Seekrebſe nebſt Beefſteak vertilgt. In dem frommen Gefühl, daß Gottes Gaben ihm dem Schwachen, Kraft verliehen haben an ſein ſchweres Tagewerk zu gehen, ſtochert er ſich in der Droſchke die Zähne und ſeufzt zuweilen, über das Bevorſtehende.

In der Armenſchule iſt bereits ſeit zwei Stunden gelehrt worden: ſelbſt die große Vormittagspause ging ſchon vorüber. Herr Ammann iſt mehr todt, als lebendig. Noch nie war die Schlägerei und das Balgen auf dem Schulhofe gewaltſamer geweſen, noch nie hatte er mehr die Gefahr gefürchtet, daß durch ſo heftige körperliche Anſtrengungen die wenigen geiſtigen Vorräthe zerſtreut werden könnten.

Endlich mitten im Aufſagen der Geſangbuchverſe, nachdem ſo eben ein Vergeßſamer an die Wand geſtellt worden iſt, kommt der lang erwartete Deputirte.

Aufſtand — Senſation — Ruhig — Sitzenbleiben!

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören!“ ſagt handwinkend und hulbreich Sr. Excellenz der ſtädtiſche Deputirte, nach der Uhr ſehend und bei ſich denkend, wie Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige und auch er recht pünktlich geweſen ſei.

„Fahren Sie nur ruhig fort, wo Sie ſtehen geblieben ſind, ich werde zuhören.“ Zugleich ſtochert er ſich wieder die Zähne, um einige Krebsüberreſte zu beſeitigen. Einige kleine Jungen, die noch nie geſehen haben, wie ſich Jemand die Zähne ſtochert, da ſie und ihre Eltern bis jetzt nur Kartoffeln gegeſſen und dieſe keine Muße haben, zwiſchen den Zähnen ſitzen zu bleiben, ſtehen auf, um beſſer ſehen zu können.

„Sagen Sie einmal, lieber Armmann, warum ſtehen dieſe kleinen Jungen auf?“

„Jungens, ſitzen bleiben — wollt ihr wohl!“

„Iſt es ſo Sitte in Ihrer Anſtalt, lieber Armmann, daß kleine Jungen aufſtehen, wenn Jemand hineinkommt? Sie müſſen künftig Disciplin halten lieber Armmann! Ich habe gar nichts dawider, daß die Kinder aufſtehen, wenn ich hereinkomme, wie ſie auch gethan haben, aber wenn ſie einmal ſitzen, ſollen ſie auch ſitzen bleiben. Laſſen Sie ſie die Liederverſe nur weiter aufſagen.“

Die Kinder plappern die Lieder aus dem Geſangbuche wieder gedankenlos weiter.

„Warum lieber Herr Armmann ſtottert der dort — wie heißt er doch gleich — Junge, wie heißt du?“

„Me — Me — Me — Meſſerſchmidt!“ voltert der Junge heraus.“

„Ja, Herr Armmann, warum ſtottert Meſſerſchmidt? ſo viel ich weiß giebt es mehrere Methoden, den Kindern das Stottern abzugewöhnen, die beſte dürfte wohl die ſein, ſie immer ſcharf anzuſehen und zugleich laut anzuſchreien, wenn ſie das Wort nicht finden können.“

Der arme Schullehrer weiß, daß dieſe Methode die ſchlechteſte bei Kindern iſt, daß man vielmehr den Stotternden gar nicht anſehen müſſe, um ihn nicht durch das peinliche Gefühl der Beobachtung ſeines Ringens mit den widerſpenſtigen Muskeln, ganz außer Faſſung zu bringen und noch viel weniger anſchreien, weil ein furchtſames Kind dadurch momentan ſprachlos gemacht werden kann. Herr Armmann wagt es nur nicht ſeine Meinung zu ſagen, da der Deputirte ein wichtiger aber empfindlicher Mann iſt, der über Leben, Tod und Gehaltszulagen mit zu reden hat.

„Sehen Sie einmal, lieber Armmann“, fährt der durch des Lehrers Schweigen und Verneigungen lebhaft geſchmeichelte Zahnſtocherer fort: „ich will Ihnen einmal meine pädagogiſche Methode vormachen; ich hatte einen Hausknecht, dem ich beinahe das Stottern ganz abgewöhnt hatte, als er in einem Anfalle von Maulſperre oder Kinnbackenkrampf ſtarb — ich will es mit dem Jungen auch ſo machen, wie mit meinem Johann —“

„Um Gottes Willen, Herr . . . .“

„Sie ſollen ſehen, wie es anſchlägt — „Meſſerſchmidt, komm einmal her — ich will den Jungen examiniren.“

Es entſteht in der Schule eine Senſation, bei der Meſſerſchmidt vor Schreck bald das Schickſal des maulſperrigen Hausknechtes erleidet.

„Wie heißt die Hauptſtadt der Türkei, Meſſerſchmidt?“

Ich w — w — w — we — we — we . .

„Stottere nicht Junge! hörſt du, nimm dich in Acht, heilloſer Armenbengel, Konſtant . . . .“

„Ich w — w . . .“

„Er weiß den Namen wohl nicht, Herr Stadtrath“, hilft der verlegene Armmann aus.

„Er kennt die Hauptſtadt der Türkei nicht? Hören Sie einmal, die wußte ich in meinem fünften Jahre ſchon; das finde ich ſehr ſeltſam. Glauben Sie, daß die Stadt Berlin jährlich eine ſo bedeutende Summe für das ſtädtiſche Schulweſen verausgabt, damit die kleinen Jungen ſtottern und die Stadt Konſtantinopel, die Perle des Phosphorus, wo die Janitſcharen wohnen, nicht kennen? Glauben Sie mir, Herr Armmann, es wird uns ſauer — ſehr ſauer, das Geld aufzubringen, bei Gott, es wird der Stadt ſehr ſauer und ſo — nicht einmal Konſtantinopel kennt der Junge.“

Jetzt ſieht ſich der Deputirte im Zimmer um.

„Da ſind ja einige Scheiben mit Papier zugeklebt, das macht ja einen ganz abſcheulichen Effekt, warum ſind ſie noch nicht gemacht?“

„Sie wurden geſtern eingeworfen — in der Eile

konnten wir noch keinen Glaſer vor der heutigen Schulſtunde auftreiben laſſen.“

„Eingeworfen? wer warf Scheiben ein, ſtädtiſche Scheiben und wir erliegen faſt den Steuern. Alle Welt murrt über Abgaben und hier wirft man Scheiben ein?!“

„Sie ſind beim Reinmachen von ſelber herausgefallen.“

„Wer redet da ungefragt — von ſelber? — naſeweiſer Junge, du haſt die Scheiben eingeworfen!“

„Ach nein, lieber Herr Geheimerath, die alte Riecke iſt geſtern mit dem Beſen herangekommen, da fielen ſie heraus, ich ſtand nur vor dem Fenſter, draußen auf der Straße.“

„Dein Glück Junge, daß du nicht der Thäter warſt, geben wir zur Geſchichte über!“

„Wo belieben Sie?“

„Wo? — Preußiſche Geſchichte, immer nur preußiſche Geſchichte, Johann Cicero, Vater des großen Kurfürſten — Fragen Sie die Kinder einmal über die Raubritter in der Mark, ich höre gar zu gern von Itzenplitzen, Wurſtritzen, Gänſekleinen und wie die Geſchlechter alle heißen mögen.“

„Das haben wir in unſerm Lectionskatalog noch nicht gehabt, wir haben uns nur auf die Geſchichte der Könige ausgedehnt.“

„Sehr gut, ich habe nichts dawider, aber Sie werden mir doch zugeben“, ſagt der Deputirte mit wichtiger Miene, „daß den Königen, die Kurfürſten und Markgrafen vorangingen und daß es in hohem Grade unwiſſenſchaftlich iſt“ —

„Ich habe den Auftrag vom Superintendenten erhalten.“

„So, ſo“, murmelt der Deputirte überraſcht und verlegen, daß der Superintendent ſich auch um die Schule bekümmert.

„Haben Sie viele Demokratenkinder in der Anſtalt?“

„So junge Kinder wiſſen wohl noch nicht“ — ſtottert der Lehrer.

„Deſto beſſer, wirken Sie, wirken Sie, in edlem Sinne, Herr Armmann, der gemeine Mann iſt dazu da zu gehorchen, es kommt von der Vielregiererei nichts heraus, conſervativ conſtitutionell — erziehen Sie die Kinder in dieſem Glauben, ſo wird es gut um Berlin ſtehen. Uebrigens freut es mich die Anſtalt in ſo vorzüglichem Flor gefunden zu haben. Sie können verſichert ſein, daß ich in meinem Bericht über die Ocularinſpection Ihrer auf's vortheilhafteſte erwähnen werde.“

In dieſem Augenblicke ſchlägt es auf dem nahen Kirchthurme zwölf, ein Junge geht hinaus läuten und der Deputirte empfiehlt ſich, nachdem ihm der wieder zu Gnaden angenommene Meſſerſchmidt eine Droſchke geholt hat.

Ein Maskenball bei Kroll.

Der Berliner maskirt ſich auf öffentlichen Bällen nicht, um ſeinen Witz deſto heller leuchten zu laſſen, ſondern um ſeinen Hang zur Unanſtändigkeit hinter ſchwarzer Seide, Wachstuch und Flor zu verbergen. Seine groteske ſchwarze Larve iſt nicht der humoriſtiſche Kopftitel eines geiſtreichen Journales pour rire, ſondern die herabgelaſſene Jalouſie eines verbotenen Hauſes. Darum werden unſere öffentlichen Maskenbälle nicht von der eleganten Welt beſucht. Man findet dort nicht die Dame von Ton, ſondern nur die Dame von Fach. Herren jeden Alters iſt es geſtattet, überall zu erzählen: ſie ſeien dort geweſen. Der alte Knabe wird dort geſunden, wenn er auf ſeinem moriſchen Pedal ſcherzhaft einherhüpft und wieder der Lehrling der Liebe, der mit ſeinen ſechszehn Jahren nur eine Halbmaske trägt, um den gewichſten Schnurrbart als das neueſte Meiſterſtück der Malerei in

das hellste Licht zu legen; zwischen ihnen alle Schattirungen von dem, was sich noch jung zu sein einbildet.

Von einer Loge aus beobachtet man mit einem guten Opernglase zuerst am besten das Getümmel und Gewimmel der Masken. Später mischt man sich unter das Gewühl — wird um zwölf Uhr demaskirt, so entfernt man sich mit allen großen Unbekannten. Wir haben als Beobachter ohne Leidenschaften keinen Grund nicht sofort in dem Menschenmeer mitzuschwimmen; nur ziehen wir uns den Domino etwas fester zu, drücken den Hut tiefer über die Halbmaske und rücken die Brille zurecht.

„Nur anständigen Masken ist der Eintritt gestattet.“ Sehr gut, sehr löblich — aber die Begriffe von Anstand sind bei den Südseeinsulanern und den Berlinern verschieden. Ein Koch, der vorbeistreift, scheint offenbar mehr der tropischen Aesthetik und Modelitteratur anzuhängen, als nordischen Principien. Seine Maske besteht eben in nichts weiter, als, daß er seine Oberkleider ausgezogen hat und sich in den sehr nothwendigen unveräußerlichen Unterkleidern mit Nachtmütze, Schürze und Pantoffeln ausgestattet zeigt. Ein raxiertes Tranchirmesser im Gürtel und ein blanker Kochlöffel in seiner Hand machen ihn nicht furchtbar, desto mehr wird seine Nähe aus einem instinctiven Verdacht gegen seine redlichen Absichten jeder Art gemieden.

Eine spanische Maske mit Spinnenbeinchen in Tricot hantiert mit einem großen Bauer in steirischer Nationaltracht umher. Sie ist ein Symbol der spanischen Zahlungs-

fähigkeit, wie der Bauer, der öſterreichiſchen Finanznoth, zerriſſen und ſchmutzig. Der ſchwarze Domino dort bedeckt ſeine Blöße nur kümmerlich, denn dieſe ſchwarze Schürze will nur knapp um beide Schultern reichen. Der Repräſentant des Schneider Kakadu hat ſich die Sache ſehr leicht gemacht. In ſeiner Garderobe fand ſich ein außer Cours geſetzter Frack nebſt ausgewachſenen Beinkleidern, eine alte Larve verhüllt ſein Geſicht, aber an den langen mageren Fingern und an ſeiner treuen Anhänglichkeit, mit der er wohlgekleidete Masken begleitet, erkennt man ohne Mühe den routinirten Taſchendieb und Beſitzer fremder Portefeuille's. Aber ſchon hat ein maskirter Polizeibeamter dieſelbe Beobachtung wie wir gemacht und der Schneider Kakadu wird ſeinem improviſirten Gewerbe noch vor Mitternacht entriſſen ſein.

Eine große, weit verbreitete Klaſſe der Bevölkerung des Saales bilden die Türken, die in ihrem deſolaten Ausſehen ein treues Bild des verfallenden einſt ſo ſtolzen Stammes der Ottomanen repräſentiren. Ehemals der Schrecken des Occidents bilden ſie jetzt nur Gegenſtände des Mitleidens oder gar des Spottes, denn ihre Anzüge und ſie ſelber taumeln am Abgrunde des äußerſten Schmutzes und der Zerlumptheit. Die vielen öffentlichen Frauenzimmer gewöhnlicher Art, welche die überwiegende Mehrzahl des weiblichen Publikums ausmachen, ſind entweder von einem ſchäbig herausgeputzten alten Weibe, einer ſogenannten Mutter, mit einer Florbrille, oder von einer männlichen Türkenmaske begleitet, welche hier nichts von

der Eiferſucht verräth, die ſonſt die Männer des Orients charakteriſirt. Die Türken bei Kroll ſind im Gegentheil die nichtsnutzigſten Gelegenheitsmacher. Was von junger Welt eleganteren Standes ſich hier einfindet, wählt meiſtens den dunkeln Domino mit rundem Hut und ſchwarzer Halbmaske. Commis von einigen Mitteln erſcheinen gern als Poſa's, deren es oft ein Dutzend giebt, die in unverkümmerter Gedankenfreiheit ihre Maltheſerkreuze zur Schau tragen und die Schwenzelpfennige des Ladens todtſchlagen. Wo ſich zwei Freunde zuſammen verabredet haben, ſieht man ſie oft als Fauſt und Mephiſtopheles auftreten, wobei derjenige, welcher ſich beſonders dünner Beine ſchuldbewußt iſt, gern die Rolle des Teufel's zueignet, während ſie meiſt ein Gretchen mitbringen oder auffinden, das ſtreng nach dem Wort des Dichters, „weder Fräulein, weder ſchön“ in aller Welt Augen iſt.

Hie und da ſieht man aus Shakſpeare einige Geſtalten. Othello wird nicht oft gewählt, da ſich dies Publikum nur ſeltener eines, wenn auch noch ſo ſehr nachgeahmten Caſhmirſhawls rühmen kann, aber einige Romeo's und Julien findet man und vor allen Dingen den Shylock, eine ſehr billige Maske, da außer einem grauen langen Haarbuſch von Bart nur eine alte Mütze und ein penſionirter warſchauer Schlafrock dazugehört.

Schon mehr Sorgfalt verwendet das weibliche Perſonal auf die Ausſchmückung ſeiner Reize, da dieſelbe als Erwerbsmittel betrachtet, im Intereſſe ihrer Beſitzerinnen nicht vortheilhaft genug decorirt werden können. Unter

den Anhängerinnen der leichtſinnigſten Lebensauffaſſung findet man hier oft die größten Schönheiten in den eleganteſten Toiletten, begleitet von jungen Wüſtlingen, bisweilen der höchſten Stände, welche hier unter dem Schutze eines weitreichenden Incognito ihren Lüſten den Zügel ſchießen laſſen. Aber auch der Auswurf der Stadt erſcheint hier in erborgtem Flitterſtaat und mit ſcharfem Auge von der allgegenwärtigen Polizei beobachtet, die oft wie der Tod mitten aus Gebet und Luſt ihr Opfer herausgreift und unter Claufur bringt. Zwiſchen beiden Klaſſen der unterhaltenen Lorette, wenn man die Exiſtenz dieſer Klaſſe in Berlin ſtatuiren will und dem Kehricht der großen Stadt, ſind nun zugleich alle Nuancen vertreten, mit deren Detaillirung verſchont zu werden, der gebildete Leſer die gerechteſten Anſprüche hat.

Das öffentliche Leben in großen Städten wird leider weſentlich durch dieſe proſtituirte Klaſſe verdrängt, welche das Erſcheinen geſitteter Frauen bei Luſtbarkeiten dieſer Art ſo gut als ausſchließt und die Beſitzer großer und koſtbar eingerichteter Lokale, zu einer Speculation auf den traurigſten Hang und die Entartung der modernen menſchlichen Geſellſchaft, zwingt. Kein großer Vergnügungsort hat bisher dem Einfluß dieſer Sirenen zu widerſtehen vermocht. Nicht hohe Preiſe, nicht excluſive Bedingungen hielten ein Etabliſſement für gute Geſellſchaft auf ſeiner Höhe; die Familie von Ton zog ſich zurück, die Proſtitution behauptete das Schlachtfeld und ihre Stellung.

Es iſt traurig aber wahr, daß man aus den Beluſtigungen der Geſellſchaft am beſten ihre Leiden und Schmerzen heraus erkennen kann.

Was einſt im allergrößten Maßſtabe zu Rom geſchah, das wiederholt ſich — freilich ſo zu ſagen nur innerhalb eines Zollſtockes — noch heute in jeder Hauptſtadt und wäre ſie auch nur eine von denen, welche wie Hühneraugen irgend ein armes deutſches Ländchen drücken; geſchweige denn Berlin.

Die Hauptſtadt verthut die Erwerb- und Erſparniſſe der Provinz. Sehen wir zu, wie es in dieſem Augenblicke, wo wir unſere Gloſſen anſtellen, zum Demaskiren, alſo auch zum Eſſen geht. Es kommt manches an's Licht, über das viele ältere ſehr betheiligte Perſonen ſich wundern und ärgern würden, könnten ſie zugegen ſein. Was zuerſt auffällt iſt eine ungemeine Anzahl junger bartloſer Geſichter vom allergewöhnlichſten Schnitt. Sie gehören zu jungen Studenten, Handelsbefliſſenen, Apothekern, Baueleven, Fähnrichen u. a. m. die überwiegend aus den Provinzialen rekrutirt werden und in dieſem Lokal bei ähnlichen vorkommenden Feſtivitäten den Triumph ihres Einzuges in Berlin zu feiern pflegen. Mit vollkommenem Rechte kann man ſagen „Triumph“, denn Alle haben ſie einen glänzenden Sieg erfochten, über die Ermahnungen ihrer Väter und Onkel, welche nach Art der Philiſter, vor nichts mehr warnen, als was ihnen einſt ſelbſt das größte Vergnügen gemacht hat.

Alle dieſe Jünglinge, denn wohl nur ein Minimum

iſt ſo ſituirt, daß es ein ſolches Vergnügen ſich ohne Opfer erlauben darf, legen die wenigen Mutterpfennige als Tribut an den Altar der paphiſchen Göttin und des Bachus nieder. Alle haben ſie eine ephemere Hälfte ihres Daſeins theils gefunden, theils hat dieſelbe ſie aufgeſucht. Alle zeigen ſie eine ungemeine Vorliebe für franzöſiſche Champagner, ohne die Gefahren der Nachahmung dieſer Sorten zu ahnen.

In Zeit von einer Viertelſtunde haben ſich alle die zahlreichen Tiſche mit munteren Paaren gefüllt, die Kellner, wie die Droſchkenkutſcher mit Nummern verſehen, entwickeln eine ungeheure Thätigkeit, gleich den nächtlichen Raubthieren, die je ſpäter es wird, deſto wilder umherlaufen und die Küche des Souterrain's ſchleudert wie ein Vulkan, ihre bis dahin aufgeſparten Machwerke in die Nebengemächer und Logen des Königsſaales herauf. In letztere ziehen ſich die geheimen Orgien zurück, die von reicheren Individuen gefeiert werden, oder, wenn ſchon ſelten, größere Zirkel aus der guten Geſellſchaft, die einmal das bunte leichtfertige Element der Reſidenz aus eigener Anſchauung haben kennen lernen wollen. Wer nach dem in Strömen fließenden Champagner den Wohlſtand der unten Zechenden beurtheilen wollte, würde zu fabelhaften Reſultaten gelangen. Es iſt Alles Schein; die Ernüchterung des Morgens findet dieſe jungen Leute und Frauenzimmer, mit leerer Börſe und wüſtem Gehirn in Dachſtübchen, ärmlichen Zimmern in Hinterhäuſern, höchſtens in irgend einer beſcheidenen möblirt gemietheten

Studentenſtube wieder. Es ſind Brandſchatzungen, welche die Reſidenz an der Dummheit oder Unerfahrenheit verübt.

Was darauf folgt, verfolgt die Feder nicht. Dem Zeichner menſchlicher Sitten iſt in der Breite eine ſehr beſtimmte Grenze gezeichnet. Wo der Genreſchriftſteller aufhört, beginnt aber der Arzt, und der Parent Duchatelet Berlin's wird die Maskeraden nicht übergehen dürfen.

Noch hat die komiſche Literatur dieſe Scenen nicht ausgebeutet, wenn ſchon der muntere Kaliſch in ſeiner Weiſe bereits Einzelnes benutzt hat. Noch bleibt ihm und ähnlichen Talenten die Vorführung beſtimmt umriſſener Charaktere, burlesker Intriguen und komiſcher Kontraſte, an denen dieſe Orte ſo reich ſind, als irgend Paris, denn ſo gut als dort, findet auch die nicht privilegirte Leichtfertigkeit ihre Aſyle.

Der Morgen graut und die Hähne auf den nahen Holzhöfen krähen ihn an. Schon längſt ſind die Plundermasken, die nur einen Mantel über ihr Elend werfen und nach Hauſe gehen müſſen, aufgebrochen; jetzt rüſten ſich auch die Uebrigen. Eine lange Reihe verdroſſener Kutſchenführer reibt ſich die Augen und in einer Viertelſtunde iſt das weite Lokal nur den Kellnern und Mägden überlaſſen, welche den Fußboden nach vergeſſenen Tüchern und verlorenem Werthvollen durchſuchen.

Der Doge von Venedig.

Brief über ein Trauerſpiel von Franz Kugler.

Lieber alter Freund! ſtatt eine mündliche Vereinbarung über unſere theatraliſchen Leiden und Freuden nach der Vorſtellung zu ſuchen, muß ich diesmal, da Sie, liebenswürdiger Sechswöchner durch ein niedliches junges Podagra ſchon ſo lange an das Bett gefeſſelt ſind, mich begnügen, mit meinen Erlebniſſen und Anſichten auf dem Wege des offenen Briefes zu Ihnen zu gelangen.

Die Zeitungen werden Ihnen wahrſcheinlich geſtern das neue Stück angezeigt haben und Sie wußten heute ſchon, daß ihr alter Tiſchgenoſſe wieder ſeine drei bis vier Stunden abgeſeſſen hatte. Freuen Sie ſich, unſer Dſchingiskhan, der ſich in Einſamkeit abhärmte, iſt nicht mehr allein, er hat an dem Dogen von Venedig einen Genoſſen erhalten, der mit ihm in den verlaſſenen Regalen der Bibliothek, da wo die Bücherlaus über melan-

cholischer Maculatur philosophirt, Arm in Arm die kommenden Jahrhunderte erwarten kann. Das neue Stück spielte in Venedig, einer Stadt, die durch Shakespeare im Othello so in die Mode gekommen ist, daß man Venedig seit ihm auf die Walze des dramatischen Leierkastens gesetzt und jeder neue Thespiskärrner sich irgend einmal auf dem Markusplatze, einer auf jedem erträglichen Theater vorräthigen Decoration, prostituirt hat. Glauben Sie mir, alter lieber Podagrist, dieser Shakespeare hat neben seinem unverkennbaren Nutzen, auch so manchen Schaden unter den deutschen Dichtern gestiftet, doch davon vielleicht später. Sehen Sie, mit diesem Venedig geht es auf dem Theater wirklich seltsam; es steht in dem Rufe, das zu sein, was der liebenswürdige Berliner „graulich“ nennt.

Diese „Graulichkeit“ wird durch die Seufzerbrücke, die Löwenrachen, die Inquisition, die Bleidächer, die maskirten Leute, die schwarzen Gondeln, die Spielhäuser u. s. w. hervorgerufen, und es giebt keinen Schauspieler von einiger Fertigkeit, der sich nicht schon einmal in diesem oder jenem Stück, in Venedig erstochen auf der Erde gewälzt hätte. Daraus geht hervor, daß ein furchtbarer Hintergrund schon fertig ist, noch ehe man angefangen hat zu schreiben, und daß Jeder, der die Menschheit für sechszehn Groschen in Jamben zu ängstigen gedenkt, sein Stück nur nach Venedig zu verlegen braucht, um ebenso fertige tragische Masken zu finden, wie in

Polichinell, Pantalon und Pierrot, fertige Luſtigmacher. Es wäre ungerecht, lieber Alter, in dieſe allgemeinen Betrachtungen, nicht die Erinnerung an einen deutſchen Klaſſiker aufzunehmen, ich meine jedoch nicht Schiller, in ſeinem venetianiſchen Geiſterfieber, ſondern Rellſtab, in dem Schauſpiel die Venetianer, das eine unverkennbare Verwandſchaft mit dem Dogen von Venedig an ſich traat und wenn es nicht todt wäre, verdient hätte, geſtern mit dem Dogen zu ſterben. Jener Klaſſiker dient mir in ſeinem klaren Bewußtſein deſſen, was er als brauchbar Graulicheo in Venedig erkannt hatte, zum lebendigen Beiſpiel für meine Behauptung. Ich ziehe ihn jedoch noch in ſo fern dem Verfaſſer des Dogen vor, als er erſtens von Schillers Fiesko den Mohren borgte und dadurch Eduard Devrient die Unbequemlichkeit verurſachte, nachdem er ſich wegen einigen ungewaſchenen Zeuges das Geſicht für vier Stunden ſchwarz beſchmiert hatte, eine halbe Stunde an eine große Wäſche nach der Vorſtellung zu verwenden und zweitens, dadurch die allzudurchbohrende Graulichkeit Venedigs ſein äſthetiſch milderte, daß die Heldin des Stückes, die um zu ſterben, Aqua Toffana genommen hatte, erfuhr, daß ſie kein tödlich Gift, ſondern nur etwas Opium oder weniges Ricinusöl genoſſen habe.

Der Verfaſſer des Dogen nimmt dieſe Rückſichten nicht, er läßt uns die tragiſche Medicin bis auf die Neige austrinken und „grault“ uns mit Allem,

was nur die venetianische Plunderkammer aufzutreiben vermag.

Da giebt es Glockengeläut, fernes und nahes, viel Blasen auf dem Horn, doch nicht Feuerlärm, sondern Wasserlärm, denn der Doge ist in Gefahr; geistliche Gesänge, Gloria und Requiem, eine Canzone unter dem Fenster, dicke und dünne Kerzen, alle Tagesbeleuchtungen bis in die Mitternacht des fünften Aktes hinein, stilles und tobendes Wasser, fernes Blitzen und Donnern, eine Amme wie in Romeo und Julia, lange weiße Ziegenbärte und kleine Fischerknaben mit Beinen wie Schwefelhölzer, einzelne große Schlüssel und ein ganzes Bund Schlüssel, mehrmaliges grauliches Zücken der Dolche und Erstechen, Fechten auf dem Theater und entferntes Schlagen der Bleche gegeneinander, (wie man bekanntlich Völkerschlachten darstellt, wo nur der Phantasie eine ungeheure Anregung gegeben werden soll), Ständchen und Volksauflauf, ausgestopfte Tricot's und Mützen mit Federn, Austrich's Zinkschmuck und Sammtmanchester — aber, — werden Sie mich fragen — Composition, Charaktere, Handlung, Poesie, Menschenkenntniß? — und ich antworte Ihnen — gar nicht, gar nicht, alter Bursche.

Sie kennen ja die bekannte Geschichte von Marino Faliero, dem Dogen von Venedig, die oft abgemalte, abgesungene Geschichte von dem tragischen Bartolo, dem alten Hahnrei, der ein junges Weib hatte und außer der Dogenmütze, dem sogenannten „Corno", noch jenes an-

dere Corno secondo tragen mußte, daß dem Horn mit Recht den Namen eines romantischen Instruments verschafft hat. Diese Geschichte, benebst dem traurigen Ende des Marino Faliero, der wegen seiner Verschwörung gegen den großen Rath, das Leben lassen mußte, bildet den Inhalt des Trauerspieles.

Nun könnten Sie mir erwiedern, denn Sie sind ein beleseuer Mann, E. T. A. Hoffmann schrieb ja schon eine Novelle: Doge und Dogaresse, und Lord Byron hat ja schon den Stoff bearbeitet und zudem liegt so verzweifelt wenig neues in dieser Situation und dem alternen Verschwörungswesen überhaupt, zumal wir leibliche Anflüge davon in letzten Jahren in der Wirklichkeit gehabt haben, daß es wahrlich nicht der Mühe verlohnt, noch einmal das Publikum mit Venedig zu bombardiren?

Und da muß ich Ihnen leider vollkommen Recht geben, besonders da sich in dem Drama nirgends eine ungewöhnliche Kraft verräth durch neue Auffassung das Abgedroschendste erträglich zu machen. Erfahren Sie, daß der Held des Stückes, der Doge Marino Faliero, das Haupt der Verschwörung, fünf Acte hindurch Nichts thut, als daß er sich von dem Vorsteher des Arsenales Bertuccio vorwärts drängen läßt und sich in seinen rothen Ueberwurf drapirt, so daß am Ende dieser Bertuccio mit Recht, aber freilich zur schrecklichen Verzweiflung des Dichters etwa sagt: „Ich war der Held, mein ist der Plan, die That, ich trage den Stolz mit in den

Tod hinüber, u. ſ. w.“ Daß unſer Publikum ſich wieder ſeiner unanſtändigen Gewohnheit hingab, in den Trauerſpielen der letzten Monate zu lachen, wird Sie nicht weiter wundern. Damit fällt denn nun das Intereſſe an einer Hauptperſon, Minute für Minute, Stück für Stück auseinander, nicht beſſer ſind indeſſen die andern hervortretenden Geſtalten.

Die Glyceria, die junge Gattin des Dogen, liebt hier nicht, wie in der Geſchichte, den Michele Steno, einen jungen Nobile, ſondern einen Bürger, den Baumeiſter Filippo Calendario, und es geht ſomit von Hauſe aus, ein Hauptmotiv der Verſchwörung: daß der Doge, ſich in ſeinem tiefſten Innern durch die ſtolze Kaſte gekränkt fühlend, die Verbindung der niedern Klaſſe zur Erreichung der Alleinherrſchaft ſucht, unbenutzt vorüber. Ueberhaupt kann ich Ihnen die Verſicherung geben, daß von einem innern Zuſammenhange, einer pſychologiſchen Entwickelung keine Rede iſt, daß ohne alle höheren Geſichtspunkte nur das herrliche Princip zu „grauſen“ vorherrſcht, daß dieſes aber ſelbſt im Ganzen auf ein zu einſichtiges Publikum ſtieß, um etwas anderes zu exaltiren, als jene Schaar, von der man mit Schiller ſagen kann:

> Wir hatten ſechzehn Fäßlein aufgebracht
> Gemeines Volk — zu jedem Stück zu klatſchen.

Denken Sie ſich, mein Alter, daß Frau Glyceria, nachdem ſie im erſten Akt ſchüchterne Taube iſt, ſich plötzlich im zweiten Akt dem Baumeiſter an den Kopf

wirft, ihrem Alten ausreißt und im fünften Akt im Balletkoſtüm und Knieböschen auftritt, nicht um unkenntlich zu ſein, ſondern um zum vierten Mal in möglichſt pikantem Coſtüm zu erſcheinen, daß der alte Doge, in dem Augenblick, wo ſeine Anhänger für die künftige Krone fechten, davon und der jungen Ungetreuen nachläuft, die er in des Baumeiſters Armen findet und nach altherkommlicher Sitte zur Selbſterdolchung zwingt, nachdem er ihren Geliebten erſtochen hat; und ſie haben die ganze Miſére mit einem Blicke überſehen. Die köſtlichſte Figur des Stückes iſt aber vielleicht dieſer Michele Steno, ein Menſch, der in furchtbarer Leidenſchaftlichkeit zu tollen Streichen aufbraust, dabei aber zugleich ſo viel Kaltblütigkeit beſitzt, das ganze Stück durch, hinter Bäumen, Säulen, Bänken und durch Mauerlöcher (zuletzt ſogar mit einem ſchwarzen Pflaſter über dem Auge), Alles zu beborchen, ſogar die Verſchwörung und Nichts zu verrathen, als nur dem Alten jenen Liebeshandel der jungen Frau.

Aber ich will Sie nicht länger von dieſen Zuſammenhangsloſigkeiten unterhalten, ſondern nur noch einige Gloſſen machen, über ſehr bekannte Theaterkniffe, die, wie andere Sachen aus der Requiſitenkammer, auch hier nicht fehlen.

Es wird Ihnen nämlich bekannt ſein, daß zuweilen eine heldenhafte Perſon auf dem Theater, ein großes Intereſſe hat, von einem anderen etwas ſehr Wichtiges zu erfahren. Sobald nun dieſer andere anfängt zu er-

ſteben und ſchon im beſten Zuge iſt, ſchreit die heldenhafte Perſon plötzlich: Schweig! Schweig! und ruft dabei die Natur, das Schickſal oder irgend eine andere glaubwürdige Perſon zu Zeugen an, daß ſie nicht im Stande ſei, ein ſo ſchändliches Bekenntniß auszuhören. Dergleichen fehlt nicht im Dogen von Venedig, ſo wenig als in irgend einer andern deutſchen Jambentragödie. Sie müſſen ferner wiſſen, daß Perſonen, die erſtochen oder vergiftet werden, immer noch Anreden halten, während die Erſchoſſenen meiſtens nicht mehr muckſen. Sobald nun eine Perſon am Boden liegt, pflegt ihr irgend eine Sentenz von unbeſtrittener Wahrheit einzufallen, meiſtens eine Variation über das Thema: Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt! und ſie bringt dieſe Sentenz als weiße Salbe noch an den Mann. Oder es befindet ſich eine andere Perſon in einer unangenehmen Lage, ſo pflegt ſie zu ſagen, wenn ſie Wolken, Flügel oder ein Roß hätte, würde ſie nicht da bleiben, ſondern ſich davon machen, was der Zuſchauer ihr gern glaubt, da er ſich in derſelben Lage befindet. Auch das kommt vor im Dogen von Venedig.

Ferner pflegen neuere Dichter ihre Helden ſagen zu laſſen, wenn die Liebhaber die Dame des Herzens erblicken, es möchte ihr belieben, ſie gefälligſt mit etwas wilden Thieren kämpfen zu laſſen, wozu man ſich gern der Menagerie Shakeſpeare's bedient, des hyrkaniſchen Bären, des afrikaniſchen Löwen u. a. m. Selbſt das fehlt nicht; ja es kommt ſogar ein humoriſtiſcher Haus-

knecht vor und dabei will ich denn auch aufhören, da der kleine Junge aus der Druckerei ſchon ſeit einer Viertelſtunde mit den Beinen nach Manuſcript baumelt und es unmöglich iſt, über ein ſolches Stück irgend etwas Ernſthaftes zu ſagen.

Ihr ganz ergebenſter

* * *

Von den Berliner Kellern.

Und wenn die Häuser anfangen sollten, mit ihren Dachziegeln nach uns zu werfen und die Keller selber uns an den Beinen ihre Treppe hinunterzögen: es muß heraus: die Berliner Keller sind nur selten tugendhaft! Ja es ist etwas Unsolides um die Berliner Keller. Nicht, daß sich gegen den Charakter aller Keller Bedenklichkeiten erheben ließen, es giebt im Gegentheil respektable, sehr ehrenwerthe Keller in der Welt, namentlich in alten Seestädten, aber leichtsinnige, ungewölbte Keller, wie sie die Spreestadt darbietet, erinnern zu sehr an die Hinfälligkeit, nicht der Häuser allein, sondern aller Dinge und betrüben das Gemüth Zartempfindender so sehr, daß sie zuweilen verzweifelt in einen jener Weinkeller hinabgleiten, vor denen der Pfad sehr abschüssig zu sein pflegt, und dort allgemeine, einsame Betrachtungen über die Keller und ihren Einfluß auf das neunzehnte Jahrhundert anstellen.

Der moderne Keller ist in nichts dem Keller des

Mittelalters ähnlich. So ein Mittelalterlicher diente höchſtens zur Aufbewahrung der Dinge, womit man den Menſchen vergnügen oder betrüben wollte: man zechte oder folterte darin; der moderne Keller iſt ein ganzes Stück Staat, ein Fragment des Jahrhunderts, und es taugt nie etwas, daß der Menſch im Keller wohnt und die Verhältniſſe und ſeine Mitbürger aus der Hunderperſpektive anſieht.

Als der Menſch der neueren Zeit nichts mehr im Keller aufzubewahren hatte, machte er Wohnungen daraus, wo der Arme in ſchöner Vertraulichkeit mit dem Grundwaſſer, gemüthlichen Kellerwürmern und Ratten, ſchon bei Lebzeiten ſo zu ſagen bis an die Knie im Grabe ſteht.

Ihr, die ihr oben bei hellen Wachskerzen ſo eben euren Robber gewonnen habt, oder behaglich an einem Roman arbeitet und eben vier Treppen hoch geſtiegen ſeid, um in einer Dachkammer das tugendhafte Elend zu beſuchen — in Romanen wohnt nämlich der ſociale Jammer immer unter dem Dache — ihr ahnt nichts von dem täglichen Kampf mit den Elementen, der nicht draußen auf hoher See oder an ſteilen Bergabhängen — der unter euch in den Kellern ſtattfindet.

Wer ſo bei hellem Tage mit dem Spazierſtock in der Hand durch Berlin geht, wenn der blaue Himmel ſeinen Zauberſchleier über die Dinge hängt und häßlich ſchön, traurig heiter erſcheinen läßt, der kommt auf den Gedanken, daß es eigentlich für manche Leute viel vernünftiger wäre, Fuchs oder Dachs zu werden, ſich nach

Belieben einen trockenen warmen Bau zu graben und nach vergnügtem Leben einen ſeligen Jagdtod bei Flintenknall und Hundebellen zu ſterben, als wie eine unfreiwillige Amphibie im Umgang mit Pilzen und zudringlichem Schimmel, alle acht Tage vom Rinnſtein **ohne** Zwang, zweimal im Vierteljahre aber **mit** Zwang vom Miethsabgaben-Einnehmer beſucht, ein Daſein zu führen, von dem ſich die Philoſophie gewiſſer Leute nichts träumen läßt.

Da iſt der Keller, in dem man nicht aufrecht ſtehen kann — Vater und Mutter wenigſtens nicht. Die unterirdiſche Architektur hat hier durch einen kategoriſchen Balken angedeutet, wie groß der Menſch nur werden dürfe, der hier im ewigen Zwielicht geboren wird. Vielleicht iſt es aber auch nicht nöthig hier jene freche Bewegung zu verſuchen, über die von Götzenprieſtern und Königen ſo viel Redens gemacht iſt: ſich ſtolz aufzurichten; vielleicht treibt dies Geſchlecht, über das für Generationen der Keller wie das antike Fatum entſcheidet, ein Gewerbe, gebückt, demüthig und geduldig wie die Grube ſelber. Nicht anders — hier poltert unausgeſetzt: die **Drehrolle**.

Dort iſt der Keller, in dem ein geheimnißvolles ſchreckliches Geſchäft getrieben wird. Durch einen mächtigen Zauber getrieben, finden ſich alle alten Stiefeln des Stadtviertels zuſammen, um hier in ihrem fleckenloſen Wandel neubefleckt auf die große Heerſtraße des Lebens hinausgeſtoßen zu werden. In dieſem Mordloche ſitzt der Zoroaſter oder Jakob Böhme, umgeben von ſeinen

Patienten, und wer die Sprache der alten Stiefel verſteht (die neuen können nur knarren), der hört ſie entrüſtet knurren und murren über die Wichſe, die ſie täglich empfangen haben und über ihr Loos, das ſie verdammt, mit Füßen getreten zu werden und im Schmutz ihr Leben zuzubringen; ein unzufriedenes, mißgünſtiges Geſchlecht. Da ſteht der Waſſerſtiefel, der jetzt auf's Trockene gekommen iſt und ausgebeſſert wird, um morgen am Beine eines Capulet zum erſtenmal die Bühne zu betreten. Zwei Paar Stiefeln, die dort ſtehen, geben viel zu denken auf. Bei dem einen ſind die Hacken, bei dem zweiten die Spitzen abſolut verſchwunden; ein großartiges Bild des Hegeliſchen Nichts. Sie gehören zwei kleinen Knaben, deren einer aus allen Steinen Feuer zu ſchlagen pflegt, während der andere allerlei Gegenſtände der Straße ſeinen Schulkameraden mit dem Fuß ins Geſicht zu ſchleudern pflegt. Ihr Vater hat ſich nach reiflicher Ueberlegung entſchloſſen, dieſe Stiefeln ausbeſſern zu laſſen, iſt jedoch noch unentſchloſſen, ob er Beide zwingen ſoll künftig auf den Händen zu gehen, oder ihnen nur ſeinen Vaterfluch geben. Jener Berg im Winkel beſteht aus einer Schaar heimathloſer und verbannter Stiefeln und Pantoffeln, wie ſie der Wanderer wohl zuweilen auf der Straße findet und Abends zwiſchen die Füße bekommt, vielleicht darüber niederfällt. Stiefeln, die man für kosmiſchen Urſprungs halten möchte, da es unbegreiflich bleibt, wie ſie ſo weit in die Natur an einen menſchlichen Fuße gelangen konnten. Sie bilden eine weſentliche Decoration

des Kellers, wie Trophäen und Bilder in Königsälen; ſie ſind die unblutigen Errungenſchaften der modernen Civiliſation.

Kleider ſinken nicht bis in Keller; es iſt ein trauriges Vorrecht alter Stiefeln und — Hüte, daß ſie in Souterrains wohnen. Kennt ihr jene Hüte, die in das letzte Stadium des Gellertſchen Dreimaſters aus der Fabel getreten ſind, die der gottloſe Erbe auf die Straße hinauswarf und die von den Freiſchülern, die grade nicht nachſitzen, um vier Uhr Straßenweit unter Hurrah ſpazieren geſtoßen werden, und zuletzt den realen Boden verlieren, nachdem ſie in glücklichen Tagen eine Krämpe zum Ideal ihrer Wünſche gemacht hatten? Wenn es nicht zu frech wäre, könnte man behaupten, dieſe Hüte wären die Rohſtoffe, aus denen man die edlen Filze verfertigt, die ſich an jenem Kellerfenſter proſtituiren. Alle Hüte, die ihren Inhabern über die Naſe heruntergeſchlagen werden, oder die im Theater unter den Stuhl geſtellt und den Abend über von dem dahinterſitzenden Greiſe als Fußſack benutzt wurden, alle Hüte, die der Platzregen aufgelöſt oder der Wind in die Spree geworfen hat, kommen auf dem mannigfaltigſten Wege hieher und erhalten durch unerklärliche Mittel einen trügeriſchen Anſchein ihrer früheren Charakterfeſtigkeit wieder. Auch einige grämliche alte weiße Hüte leben hier in freudenloſem Alter, und tröſten ſich unter einander ſo manchen lieben Monat lang, daß es draußen Leute giebt, die auch im Winter weiße Hüte tragen, die Stiefeln aber

phantaſiren von den Ländern, wo der Menſch barfuß geht und wo es freie unabhängige Stiefeln giebt, die nicht paarweiſe zuſammengekorpelt ſind, ſondern wie ihr Kollege Italien herrlich, aber ohne den König von Neapel, in Freuden leben.

So kann Niemand ohne Illuſion exiſtiren, wenn ihm nicht das Herz brechen ſoll.

Aber es giebt höhere Klaſſen von Kellern, denn von den Löchern, wo nur dumme Kohlen oder Bretter wohnen, reden wir nicht.

Der Victualienkeller giebt ſich ein vornehmeres Air: es ſind in ihm nicht mehr die Gegenſtände, welche auffallen, die Menſchen ſind es, die ihn beſitzen, der Verkehr, der ſich in ihm bildet, die elenden Bedürfniſſe, die er befriedigt. Der Victualienkeller iſt der Blutegel ſeiner Straße: er verzehrt tropfenweiſe den edlen Saft, den die Arbeit geſchaffen hat und den die Sorge und Noth hier gedrungen hingiebt. Homöopathiſch wird in ihm der Armuth das Bedürfniß des Lebens zugemeſſen, in vielſeitigen Verdünnungen, ſchauderhaften Deſtillationen, kühnen Metamorphoſen, trotz Ovid! Der Spreeflußgott umarmt hier die keuſche Milch, das Kartoffelmehl reizt die Butter zu unnatürlicher Härte gegen das verwandtſchaftliche Brod und das Bier iſt ein Getränk, dem König Gambrinus, an dem Gottlob nicht Hopfen und Malz verloren iſt, längſt ſeine Ungnade zu erkennen gegeben hat. Kein Ouragan der Antillen aber kann Holzſtämme ſo klein zerſplittern, als der Berliner Kellermenſch!

Dieſer thront über all den Wäſſrigkeiten, Säuerniſſen und Trockenheiten, als der Splitterrichter und Protector des Proletariats. Sein Budget wird durch die Sahne der Milch, die beſte Butter und das ſtarke Bier gebildet, es iſt die Summe, die herauskommt, wenn man die Arbeit von hundert Proletarierkräften mit einem faulen Kellermann multiplicirt. Es giebt ihrer darunter, die mit drei alten Semmeln und einem Käſe von zweifelhaftem Alter angefangen und mit fünfzehntauſend Thalern Vermögen aufgehört haben. Männer, die an einem ſchönen Morgen die Schürze abbanden, in den erſten Stock heraufſtiegen und den verſchuldeten Wirth auskauften. Doch davon in einem anderen Kapitel.

Ueber den Obſt- und Blumenkeller ſagt man nicht gern Etwas. Wer hier zuweilen ſchönen Frauen und Mägdelein zugeſchaut hat, vielleicht auch noch etwas mehr, der verräth ſeine Freunde nicht; aber der Barbierkeller verdient eine Erwähnung, ehe die Ariſtokraten unter den Kellern beſprochen werden.

Barbiere und Kammermitglieder haben das mit einander gemein, daß, wenn man ſie reden hört, man glaubt, die Beredſamkeit ſei ihr einziges Geſchäft, da ſie doch Beide noch einen andern ſoliden Beruf haben. Der Kellerbarbier macht hiervon eine Ausnahme, er iſt verdroſſen und mürriſch: „ein deutſcher Wein erquickt ihn nicht, ein deutſches Mädchen küßt ihn nicht;“ er geht nur aus, um auf einigen Kähnen abreiſende Schiffer zu barbieren, er iſt ein wenig conſervativ, denn er raſirt

die Unteroffiziere der nahen Kaserne, und wenn der Herr von Sternberg je in einen andern Keller als in einen Weinkeller hinabgestiegen wäre, hätte er seine Philippika gegen den Bart des neunzehnten Seculums nicht geschrieben. Der Kellerbarbier schröpft nicht, beschneidet nicht Hühneraugen, aber wenn es dunkel wird, kommen die Gläubigen zu ihm und er weissagt ihnen trotz des besten kleinen Propheten; er war es, der am 9. November 1848 scharfsichtig vorhergesagt hat, daß sich etwas ändern würde im Staate Preußen und er war es, der von den Januar-Botschaften, dem politischen Neujahrsgeschenk, sagte, daß nun eine solche Zeit der Bärte kommen würde, daß er sich die Haare ausrufen und den Keller schließen möchte!

Es ist gewiß eine Eigenthümlichkeit der freibeutelebenden Jugend, daß ihr nie wohler wird, als wenn sie in dunkeln Kellern zechen und schmausen kann; diese Laune darf sie in den sogenannten Frühstückskellern höherer Art befriedigen. Keller dieser Gattung tragen auch den Stempel ewiger Jugend, einer nie alternden griechischen Schönheit an sich. Immer erneuern sich diese Schinken, unaufhörlich strecken Ochsen ihre Zungen auf Porzellantellern heraus und opfern andere Theile unter der Firma der freien Reichsstadt Hamburg dem Gemeinwohl der jungen Berliner. Mag ein Pferd, nach vielem Drangsal und Kummer, noch so abgeritten und lebenssatt gewesen sein; die Eleganz der daraus verfertigten Würstchen ist wahrhaft großstädtisch. Wie im Thale von

Kaſchmir ewiger Frühling, ſo herrſcht hier ewiges Frühſtück. Der faule Mittag, der melancholiſch verdauende beſchauliche Nachmittag, der ein Räuſchchen anſtrebende Abend, endlich die trunkene Mitternacht müſſen ihre Phyſiognomieen nach dem immer lächelnden Angeſicht des Wirthes, eines Wurſthändigers erſter Klaſſe, verändern.

Aber unter einem verführeriſchen Aeußern verbergen ſie teufliſche Anziehungskräfte: ſie ſind es, die den Profeſſoren der Univerſität oft einen Theil ihrer Zuhörer in den Vormittagscollegien entziehen, denn ſie verleiten zum Schwänzen: ſo nennt es der Eingeweihte mit einem terminus technicus. Die Lehren der Staatsweisheit, die Glaubensſätze der Theologie, die Probleme der Philoſophie, die Axiome der Naturwiſſenſchaften, erzeugen nicht einen ſolchen Wiſſensdurſt bei ihren Jüngern, als ein friſch angeſtochenes Bierfaß; keinen ſolchen Heißhunger nach Belehrung, als der einladende Tiſch eines ſolchen Kellers.

Wenn all' unſer Wiſſen nur Stückwerk iſt, ſo ſoll es wenigſtens Frühſtückwerk ſein, ſagt eine Fraction ſtudirender Jugend, die ſich dort permanent erklärt hat.

Kennt ihr Riquet in der Jägerſtraße, den unterirdiſchen Nachbar der Bank? gehet dorthin und ſtudirt ſeinen Keller, durch den eine große Strömung der Stadt geht. Es iſt dieſer Keller eine Art Vulcan, der Würſte, Zungen und Schinken ſpeit und in den ſich ſchon mancher Philoſoph geſtürzt hat, wie jener Empedokles in den Veſuv, nur daß nicht die eiſernen Pantoffeln dieſer Phi-

losorben wieder ausgeworfen wurden, sondern erst ihre Hüte und dann sie selber. Hier wird, wie im Hause des Odysseus zur Zeit der Einquartierung der Freier, täglich frische Wurst gemacht: sie ist schon auf Erden eine Vorhalle des seligen Schlaraffenlandes!

Aber wir müssen weiter: die letzte, vielleicht die schlimmste Sorte der Keller wartet noch unser: die Weinkeller. Wenn alle anderen Keller schon längst in voller Arbeit sind, steht der Weinkeller erst auf, blinzelt mit seinen geschlitzten schmalen Fensteraugen, macht sein großes grünes Maul auf und läßt einen Mann heraus, der den Mund ausspült, d. h. den Mund vieler Flaschen, was er alle Morgen thut, denn er ist ein ordentlicher Mann und reinigt seine Flaschen mit Schrot so gut wie andere ordentliche Leute ihre Länder mit Kanonenkugeln reinigen. Während dessen zeigt sich für Augenblicke das Angesicht des Wirthes am Fenster, als wenn der Vollmond in einer Herbstnacht gelegentlich zwischen den Katzbalgereien des Sturmes mit den Wolken nach der Erde herunter sieht, ob sie noch da ist. Zuweilen treten beide auch in vollem Glanze hervor und erleuchten für einige Augenblicke die Straße. Jetzt eilt der Mann mit den Flaschen wieder hinab und eine Stunde lang geschieht gar nichts. Nun schlägt es zehn Uhr, da kommt der erste Gast des Kellers und der Mann von den Flaschen eilt ihm entgegen und hilft ihm die Kellerstufen hinab, denn diese Stufen haben die böse Eigenthümlichkeit, daß sie den Leuten, die sie oft heraufsteigen, die Köpfe, denen aber

die ſie oft hinabſteigen, die Füße ſchwer machen: ganz abſcheuliche apoplektiſch-podagriſtiſche Stufen, auf die von der ſtädtiſchen Baubehörde noch gar nicht genug Obacht gegeben wird.

Nicht du, o Muſe, die du mit einer Bratſche oder Clarinette bewaffnet, ſeit Taſſo bis auf v. Merkel von allen Poeten um Subſidien angebettelt biſt, ſondern du, holder Couſin der Muſen, Gott des Chateau Margaux, Bacchus, ſelber hilf mir den Mann beſchreiben, der wie der ſchützende Hausgeiſt eines reactionairen Weinkellers eben in ihn verſinkt! Sieht er nicht aus, als beneidete er die Schnecke, die ihren Keller auf dem Rücken trägt und ſcheint er nicht zu wünſchen auch er hätte einen Weinkeller auf dem Rücken angewachſen, verſteht ſich ebenſo unentgeldlich, als die Schnecke den ihrigen beſitzt? Hat er nicht eben ſo wenig Beine wie ein Orbofi, eben ſo viel Holz im Kopf wie eine gutgepfropfte Flaſche und iſt er nicht ebenſo rothgeſiegelt an ſeiner Naſe? Wie viel Jahre lang mußte der Saft auf und ab in der Rebe ſteigen, wie viel Sonnenſtrahlen in den reifen Trauben Nachmittagsſchlaf halten, wie viel Winzer ſich krumm und lahm im Weinberg hacken, bis dieſer Eine krumm und lahm in ewigem Duſel kaum mehr die Kellertreppe auf und ab ſteigen kann?

Wie den König der ſchwarzen Inſeln in Tauſend und eine Nacht hat auch ihn ſeine geliebte Gemahlin, die Flaſche, von den Hüften an in todten Marmor verwandelt. Ein Hut, der oben vielfältig von der Treppen-

decke eingedrückt iſt, denn dieſe muthwillige Decke läßt ihn nie aus dem Keller kommen, ohne daß ſie ihm einen Puff auf den Hut giebt, ziert ſein edles Haupt: eine preußiſche Kokarde von der Größe eines Zweithalerſtückes, ziert wieder den Hut. Es iſt dieſe Kokarde das Einzige, was ihm von ſeinem Vaterlande gehört. Kaum ſitzt er feſt, ſo kommen die anderen Mitglieder dieſes Frühſtücksclubs, meiſtens conſervative alte Herren, die ſich lieber vor ihren Haushälterinnen retten, Männer, die zu Hauſe nicht muckſen dürfen, aber hier ein großes Maul haben.

Denn das Eine ſpricht ſich hier beſtimmt aus: wir haben ein Lager des rothen Weines und der rothen Reaction vor uns. Der Erſtgekommene iſt der Vorſitzende, er leitet die Debatte, wenn da eine Debatte nöthig iſt, wo Alle übereinſtimmen, wie die zwei Zinken einer Stimmgabel. Auch hat er ein beſonderes Anrecht an die Kreuzzeitung und an die große Schnupftabacksdoſe, die ſtets friſch für die Gäſte vom Wirthe gefüllt wird und mit den Geſtalten zweier alten Herren bemalt iſt, die auf ein im Graſe ſchlummerndes junges Frauenzimmer unritterliche Abſichten verrathen. Dieſe Doſe macht die Runde und iſt eine ſtets ſich verjüngende Quelle obſcöner Witze und gelogener Anecdoten, welche die alten Herren im vorigen Jahre, als ſie noch junge Leute waren, erlebt haben wollen.

Hier wird von Jedem an einem Vormittage ſo viel vertrunken, daß eine arme Familie von ſechs Perſonen damit den ganzen Tag glänzend leben könnte und zuletzt

beklagen ſich noch Alle, daß ihr Arrest von Tag zu Tage ſchlechter werde, woran ohne Zweifel die verwünſchten Demokraten mit ihren Wühlereien und ihr ewiger Aerger darüber Schuld iſt.

Gehen wir in den Weinkeller der Revolution. Hier zieht euch gleich der Geſtank eines Krautes entgegen, das unter einer Breite mit dem Wein wächſt und doch das Unverträglichſte mit ihm iſt. Es riecht nach Tabak. Man iſt alſo nicht Feinſchmecker und hat ein philoſophiſches Bewußtſein, daß die hier verſpritzten Sorten durch narkotiſche Dünſte nicht verdorben, ſondern vielleicht gar verſchönert werden können. In der That braucht man nicht Chemiker zu ſein, um zu ſchmecken, daß die gerühmten Rothweine, den hier tabagirenden Literaten zu Ehre, auf dem graden Wege zur rothen Tinte begriffen ſind, daß ihre weniger ſchuldigen Complicen unter dem prahleriſchen Namen Medoc, der wie das Wort Fräulein, Vieles bezeichnen ſoll, was nichts weniger als Medoc und Fräulein iſt, nur harmloſe Erpreſſungen von Brombeerſträuchen und Berberitzen ſcheinen, daß der Rheinſaft aber der ächteſte iſt, den es geben kann, weil er unmittelbar aus dem edlen deutſchen Fluße ſelber geſchöpft worden iſt.

Bei Tabaksqualm und Eſſigſäure herrſcht hier viel politiſches harmloſes Vergnügen. Die Converſation dreht ſich wie im Keller der Reaction um Erſchießen, ſo hier um Hängen und Köpfen. Man iſt hier indeſſen gemüthlicher, man ärgert ſich weniger, denn man iſt jünger

und hat noch nicht den ſich in Alles miſchenden Zuſchauer in den Beinen, der allabendlich ſchelmiſch nach dem Kreuz auf dem Haupttblatt emporblickt und von Gicht, nebſt den Mitarbeitern Podagra, Gonagra und Chiragra redigirt wird. Ein ſiebentes Capitel der Unterhaltung iſt die Guillotine: es wird von ihr nicht mehr Weſens gemacht, als von einer Häckſellade, einer Tabacksſchneidemaſchine oder irgend einem anderen unentbehrlichen Wirthſchaftsgeräth: die Laternenpfähle ſcheinen hier nur durch ein unbegreifliches Mißverſtändniß, durch die unerklärliche Hartnäckigkeit der Behörden nichts als Laternen zu tragen und täglich wird die Anſicht laut, daß man ſie zum Frühjahr nach bekannter Weiſe oculiren müſſe. Jede Gabel iſt hier eine junge Picke, deren Zinken, wenn ſie groß geworden ſind, an einem Morgen pflichtſchuldigſt auseinander gehen und ſich jede einen Kopf, wie einen Leckerbiſſen, aufſpießen werden. Jedes Meſſer iſt ein künftiges talentvolles Schwert in der Hand der Vaterlandsrächer; wer aber daraus einen Rückſchluß auf die blutdürſtige Geſinnung der lieben Jungen machen wollte, verdiente von Bileam beſtiegen zu werden.

Ganz liebenswürdige kluge junge Leute ſitzen dort, friedfertig wie Kirchhöfe, die höchſtens auf der Menſur oder der Anatomie Blut vergoſſen haben, junge Leute die nur blutig ſchreiben und Philiſter in Todesängſte jagen: es iſt ja daſſelbe Tintenfaß, in das wir auch tauchen, dieſelbe Sorte Papier, wir kennen ſie und zittern nicht; wem viel gedroht wird, der lebt lange! Aber einen

Feind haben ſie, ſchlimmer als die Reaction, ſchlimmer als die Indifferenz der Maſſen, ja ſchlimmer als die „nichtswürdigen jämmerlichen Conſtitutionellen,“ die, wie ſie ſagen, alle Schuld tragen. Dieſer Feind, den ſie mitten im Heerlager unter ſich ſehen müſſen, der eine geheime Liſte über einen Jeden führt, dieſer Feind iſt der Wirth. Mag er noch ſo viel in ſeinem Keller pumpen; ihnen pumpt er nicht.

Bezahlen wir aber haar und ſteigen wir aus dem Keller herauf.

BAYER. STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von J. Draeger in Berlin, Zolleritraße 9.

Pariser Stereoskopen.

Pariſer Stereoskopen.

Von

E. Koſſak.

Les choses ont diverses qualités, et l'âme diverses inclinations; car rien n'est simple de ce qui s'offre à l'âme, et l'âme ne s'offre jamais simple à aucun sujet. De là vient qu'on pleure et qu'on rit quelquefois d'une même chose.

Pensées de Pascal.

Berlin.
Verlag von Franz Stage.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Freunde

Dr. Eduard Fürſt.

Sollten Sie die einzelnen Blätter in dem folgenden Bilderbüchlein mit den vielſeitigen und beſtimmten Erinnerungen, die Sie von einem wohlbenutzten längeren Aufenthalte in Paris bewahren, nicht in Uebereinſtimmung bringen können, ſollten Sie deshalb gar an dem gewählten Titel Anſtoß nehmen und zuviel Subjectivität finden, wo Ihnen ausdrücklich Objectivität verſprochen worden war; ſo bitte ich Sie, erwägen zu wollen, daß ſelbſt bei dem chemiſchen Proceſſe, dem wir die Fixirung der Gegenſtände verdanken, nicht weniger auf die Gunſt der Beleuchtung, als auf die Beſchaffenheit der empfangenden Platte ankommt. Sie werden dann von ſelbſt zu größerer Nachſicht geſtimmt werden und die Schuld

so mancher Meinungsverschiedenheit, so mancher abweichenden Auffassung, der wechselnden Witterung im Menschen, die wir leider nicht besser in unserer Gewalt haben, als den weiten Dunstkreis der Erde, zur Last legen, ohne die Bezeichnung der „Stereotypen" ganz zu verwerfen. Was wir sehen und aufzeichnen, hat am Ende nur für uns allein Wahrheit, aber bei dem eifrigen Streben nach aufrichtiger Beobachtung können wir doch so viel erreichen, daß dieser oder jener Zug von Anderen als getroffen lebhafter anerkannt wird und das ganze Bild allmählich in ihren Augen eine gewisse Realität annimmt.

Wenn die folgenden anspruchslosen Fragmente aus dem Skizzenbuche eines wandernden Journalisten so glücklich sind, in Ihren Augen und denen gleich Wohlgesinnter, diesen Grad der Anerkennung sich zu erwerben, so haben die wenigen Wochen, die ihrer Einsammlung nur gewidmet werden konnten, reichliche Früchte getragen.

Berlin, 1. September 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Pariser Häuslichkeit	1
Omnibusstudien	12
Der Jardin des Plantes	23
Das Palais Royal	38
Chateau des Fleurs	47
Der Keller der Unsterblichkeit	58
Eine Revue auf dem Marsfelde	67
Der Hundemarkt	79
Père Lachaise	90
Der Hausschließer	104
Schwindel	115
Die Oper.	
1. Eine Vorstellung der Hugenotten in der großen Oper	132
2. Die komische Oper	141
Ein Sonntag in Versailles	149
Toilettenindustrie	158
Der Temple	178
Ein Diner im Café de Paris	186

Seite

Ein italiänisches Trauerspiel 198
Die öffentlichen Schreiber 205
Der Friseur und die Lorette 213
Speise und Trank 226
Notre Dame 238
Die Morgue 247
Die Mouffetardstraße und der Patriarchenmarkt . . 255

Pariser Häuslichkeit.

Unter der kleinen Anzahl Freunde, die das Schicksal jedem Sterblichen hienieden vergönnt, besitze ich auch einen wohlhabenden Geschäftsmann, der die Eigenthümlichkeit hat, in jedem Jahre vier Wochen in Paris zuzubringen, und uns später an den langen Abenden, bei einer Bowle Cognacpunsch, in deren Anfertigung er eine vollendete Virtuosität entwickelt, von seinen Abentheuern und Beobachtungen zu benachrichtigen. Da er dieses aus Punsch und Erzählungen zusammengesetzte Gewerbe nun schon länger als zehn Jahre betreibt, hat er seine Ansichten von Paris nach und nach in ein System gebracht, in dem sich alle Einzelheiten um gewisse Lehrsätze gruppiren. Er ist in diesem Punkte nicht dem Fluche aller Philosophen entgangen, wenn sie eine Menge wahrer und guter Dinge dazu mißbrauchen, um die von ihnen ausgedachten Marotten der Welt durch Beispiele deutlich zu machen. Ich würde mich des Verrathes an der Freundschaft schuldig machen, wollte ich aus der Schule plaudern und alle die großen Gedanken verrathen, die

vielleicht noch dereinst in einem Memoirenwerk über Paris der erstaunten Welt ganz neue Gesichtspunkte aufstecken werden; ich begnüge mich mit der Angabe des Hauptsatzes, der für alle Besucher von Paris eine besondere Wichtigkeit hat. Mein gelehrter und gesprächiger Freund behauptet nämlich, daß der Unterschied zwischen dem Deutschen und Franzosen hauptsächlich und vornehmlich darin bestehe, daß jener seine Wohnung dazu miethe, um so viel als möglich darin zu bleiben, dieser hingegen, um so viel als möglich daraus fortzulaufen. Der Deutsche gleiche darin einem vernünftigen Säbel und verlasse nie ohne Noth die Scheide; der Franzose ziehe am liebsten von Leder, und lasse die Klinge gern in der Sonne blitzen. Es würde mich zu weit führen, alle die einzelnen Belege, welche mein Freund für seine Behauptung vorbrachte, ihm nachzuerzählen: es wird hinreichen, wenn ich sage, daß er mich vollkommen mit seiner verderblichen Meinung angesteckt hatte, und ich Paris in der Erwartung betrat, nichts dort zu finden, als ein wunderbares architektonisches Gemisch von Prachtbauten, Geschäftslokalen, Café's und — Schlafstellen. Da ich aber gesonnen war, nicht allein zu Hause dem Schlummer, sondern auch der Arbeit obzuliegen, so war mein erstes Geschäft, mich zu überzeugen, ob die Philosophie meines Freundes keinen Riß habe und es ungeachtet seiner derben Bemerkungen nicht möglich sei, mitten in Paris eine Art von Häuslichkeit zu etabliren, und die einem an Ruhe

gewöhnten Schriftſteller nöthige Bequemlichkeit und Stille zu finden.

Wenn ein fremder Eroberer das Land ſeines künftigen Ehrgeizes betritt, ſo pflegt er zuerſt die Eingeborenen vor ſich erſcheinen zu laſſen, und ſich bei ihnen nach den Hülfsmitteln des Landes und ſeinen Eigenthümlichkeiten zu erkundigen. Dieſem oft bewährten Beiſpiele folgte auch ich und wandte mich an mehrere vollkommen franzöſirte Deutſche, die in Paris, wie in ihrer Briefſtaſche Beſcheid wußten. Ausführlich ſetzte ich ihnen auseinander, was ich wollte und nicht wollte; aber lange Geſichter, länger als die Rivoliſtraße, wenn ſie dereinſt fertig ſein wird, waren die Antworten. Man rieth mir entweder auf das Land zu ziehen, oder in einer ganz abgelegenen Gegend zu wohnen, wenn ich Ruhe verlangte, was aber meine Wünſche nach Häuslichkeit beträfe, ſo wären dieſe nur Träume eines Philiſters und ich würde gut thun, den deutſchen Idealismus von großen Gemächern, freundlichen Corridoren und hohen Fenſtern auf vier Wochen bei Seite zu ſetzen, wenn ich nicht etwa eine Summe beſäße, welche ich ſelber aus angeborener Beſcheidenheit meiner Raſſe hier nicht näher angeben darf. Indeſſen wolle man ſehen, was man für mich thun könne. Es gäbe hie und da Surrogate für deutſche Häuslichkeit und in ein ſolches ſtilles franzöſiſches Haus wolle man mich führen. Entzückt über ſo viele Ausſichten auf Glück, ſchnallte ich meinen Koffer zu, der,

Dank sei es dem Manne, der den Zoll an den Grenzen erfunden hat, eigentlich noch nicht des Genusses seiner Lederriemen und Schlösser froh geworden war, und folgte meinen Führern so vergnügt, wie ein Delinquent den Leuten des Scharfrichters.

Nach einigen Kreuz- und Querzügen blieben die guten Deutschen vor einem Hause ganz in der Nähe der Boulevards stehen und schauten mit prüfenden Blicken vom Trottoir zum Himmel empor, denn in der Nähe desselben mündete das Dach des besagten Hauses aus. Dann erklarten sie mir, daß ich unter diesem Dache finden würde, was ich suche, da alle Eigenschaften, welche in Paris ein Haus lärmend und unangenehm machen, hier nicht vorhanden seien. Zugleich deuteten sie auf einen Miethszettel, der ein möblirtes Zimmer im dritten Stock ankündigte. Wir stiegen Einer hinter dem Andern die Treppen hinan; nicht ohne daß meine Freunde diese höchlich belobten. Oben standen alle Thüren offen und gewährten die malerische Aussicht auf einen übenden Cellisten, einen Schüler des Conservatoriums, dem auf Grund seines unaufhörlich tönenden Instrumentes und der Industrieausstellung, von der Wirthin gekündigt worden war. Das erste Motiv nahm mich sofort für die alte Dame und ihre Wohnung ein; wenn irgendwo, so mußte hier ein Tempel der stillen Gemüthlichkeit sein.

Da der Cellist noch bis vier Uhr Nachmittags, d. h. bis zum Beginn der ersten Vormittagsstunde von Paris,

eine Galgenfriſt genoß, ſo mußten wir unſere diplomatiſchen Unterhandlungen in einem Zimmer abmachen, welches das Schlafgemach der ganzen Familie darſtellte. Wir wurden bald einig und ließen den Celliſten von dem vollſtändigen Erfolg der gepflogenen Conferenzen in Kenntniß ſetzen. Er ſchien mit Faſſung ſein Schickſal zu ertragen und rächte ſich an uns nur durch mehrere rumpelnde Paſſagen. Eine Stunde darauf war ich der Herr meiner Pariſer Häuslichkeit und durchmaaß mit ſtolzen Schritten das Gemach deutſcher Wahl. Zwar gelangte ich mit vieren dieſer Schritte vom Fenſter bis zur Thür, allein ich fühlte mich erhoben von der Bemerkung der alten Wirthin, daß in ruhigeren Zeitläuften hier der Salon der Familie ſei, und ſchwelgte in dem Gefühle, im beſten Zimmer des Hauſes zu wohnen. Bei näherer Prüfung kamen indeſſen einige Zweifel daran in mir zum Vorſchein, ob ich hier das erſehnte Glück antreffen werde. Die ganze Einrichtung contraſtirte grauſam mit dem, was ein Deutſcher verlangt, um ſich an einem Orte anſäßig zu fühlen. Statt der Fenſter fand ich zwei Glasthüren, die mir alle Hoffnung benahmen, je das vaterländiſche Vergnügen zu genießen, mit brennender Cigarre auf die Brüſtung gelehnt, nichts zu denken. Dafür beſaß ich freilich einen Balkon, auf dem, wenn auch nicht Menſchen, ſo doch Blumentöpfe ſtehen konnten, und über jedem Fenſter eine ſogenannte Perſienne, die gerade ſchwer genug waren, um zwei kräf-

tigen Männern beim Aufziehen, vollauf zu thun zu geben. Beide Fenſter waren, wie zwei ſcharfmarkirte Augenbraunen in manchen Geſichtern, ſo enge zuſammengewachſen, daß mein kleiner Schreibtiſch ſich nicht einmal vollſtändig mit dem Rücken an die Wand lehnen konnte, ſondern rechts und links hervorragte. Mein Beiſpiel mußte ihn tröſten; wie ihm mit der Wand, ſo ging es mir mit ihm; wenn ich ihn zum Schreiben mißbrauchen wollte, ſtarrten meine beiden Ellenbogen in die Leere hinaus und fanden keine Ruhepunkte. Das erſte Geſchäft in meiner Häuslichkeit mußte alſo ſein, auf die Erfindung einer neuen Pariſer Schreibmethode zu ſinnen. Indem ich mir die Art vergegenwärtigte, wie man bei Berliner Zweckeſſen von einem acht Zoll breiten Platze aus, die Speiſen zum Munde führen muß, gelang es mir nach kurzer Uebung, auch die Feder auf dem Papiere zu führen, ohne die Arme auf den Tiſch zu legen; ich hatte, ohne es zu wiſſen, die Luftſchreibemethode erfunden, von der aus es nur noch ein Schritt iſt, zum gänzlichen Aufhören aller Schreiberei. Weit ſchwerer ward es mir, mein Tintenfaß in meiner gemüthlichen Häuslichkeit aufzuſtellen. Schon dachte ich daran, es nach Sitte der Muſelmänner an meinem Gürtel zu befeſtigen, den ich mir in der Paſſage des Panoramas kaufen wollte, als ich einen Haken in der Wand entdeckte, der den Gürtel erſetzen konnte. Wenn ſo die engere Sphäre der ſchriftſtelleriſchen Angelegenheiten geord-

net, und der Arbeit ihr Recht widerfahren war, ließ das Capitel der Bequemlichkeit in den Stunden der Muße noch ſehr viel zu wünſchen übrig. Zwar beſaß ich ein Sopha, allein es eignete ſich gar nicht zum Liegen und höchſtens halb zum Sitzen; es war nur ein Schauſopha, trügeriſch mit rothwollenem Stoffe überzogen, eine Wonne für die Augen, eine Marter für die Glieder. Betraf ich mich auf einem illoyalen Gedanken, ſo ſtreckte ich mich zur Strafe darauf aus, und befand mich in Cayenne.

Die Noth war von jeher die Mutter der Erfindungen, und ſo gebar meine gequälte Phantaſie denn das künſtliche Sopha, eine Schöpfung aus dreierlei Stühlen, die zu Häupten mit einem Fauteuil anhub und unten in einen ſchnöden Rohrſtuhl endete. Die einzige Schwierigkeit beſtand in der Aufſtellung dieſes improviſirten Möbels, aber die gute preußiſche Gymnaſialbildung rettete mich im Lande der Franken. Eingedenk, daß in einem Viereck die Diagonale die weiteſte gerade Strecke ſei, baute ich in ihrer Richtung mein Schein- oder Feldſopha auf und befand mich wohl dabei. Wie aber hienieden keinem menſchlichen Glück der Schatten erſpart wird, ſo beſaß ich in dieſer meiner allerliebſten Häuslichkeit einen wahren Todfeind, mit dem ich meinen ganzen Pariſer Aufenthalt hindurch täglich erbitterte Kämpfe beſtanden habe. Er nannte ſich Kommode und leiſtete das Aeußerſte von paſſivem Widerſtande, was mir je vorge-

kommen ist. Wie Cerberus erfreute sich dieses tückische und gigantische Möbel aus finstrem Holze, dreier Rachen oder Schiebladen, aber statt sie wie der Höllenhund fortwährend aufzureißen, suchte es seine Stärke darin, sie fest zuzuhalten. Nach vierjährigen Studien war ich erst so weit gelangt und hatte meine Muskelkraft hinlänglich geübt, um die obere Schieblade durch einen feinen Kunstgriff aufschließen und sie dann mit einer gewaltigen Forceteur aufreißen zu können. Mit ihrer unteren Nachbarin gelang mir Aehnliches erst am Tage meiner Abreise von Paris, den ich durch eine unvergängliche Heldenthat für immer bezeichnen wollte; das Innere der Schieblade im Parterregeschoß habe ich nie geschaut; ich glaube, es wäre mir ergangen, wie dem verwitzigen Jünglinge von Sais in Schillers Gedicht, oder dem Milon von Kretona, dessen lehrreiches Ende eine Statue im Louvre vergegenwärtigt, wo der erwähnte Athlet vergeblich seine in einen Baumstamm geklemmten Hände zu befreien sucht. Wenn ich den mehrmaligen täglichen Kampf mit besagter Kommode als eine Art schwedischer Heilgymnastik für meine Arme betrachten durfte, so fehlte es doch auch meinen Beinen nicht an hinlänglicher stärkender Uebung. Von meilenlangen Spaziergängen durch das Innere der Stadt zurückgekehrt, befand ich mich stets in der Lage einer zugekorkten Flasche ohne Propfenzieher — meine stille Häuslichkeit bot mir keinen Stiefelknecht. Den Angriff auf diese starke Lederposition, allabend-

lich mit zehn Minuten veranschlagt, giebt nicht weniger als fünf Stunden, welche ich in Paris dem Stiefelausziehen gewidmet habe, ohne dafür irgend wie entschädigt worden zu sein, was unfehlbar in hohem Grade der Fall gewesen wäre, wenn ich als Straßenkomiker mit hoher Bewilligung der Polizeipräfectur meine belustigenden Stiefelvorstellungen auf den Boulevards hätte veranstalten können. Alle Bemühungen, den Wirthsleuten die Anschaffung eines Stiefelknechtes abzunöthigen, waren vergebens gewesen. Da der Hausvater und die Seinigen nur Schuhe trugen, wollten sie zuerst gar nicht die Nothwendigkeit des verlangten Möbels einsehen, dann aber, als ich ihnen durch Experimente meine Leiden veranschaulicht hatte, versprachen sie mir zwar die schleunige Erwerbung, ließen mich aber so lange darauf warten, wie manche Propheten die Gläubigen auf den versprochenen Weltuntergang. Der unausgesetzte Frohsinn mit dem sich die liebenswürdige Familie, welche nur durch eine dünne Tapetenwand von meinem Salon getrennt war, von Morgens an bis Mitternacht laut unterhielt, mußte mich für die kleinen Mängel meiner Häuslichkeit entschädigen. Zuweilen fuhr ich sogar aus dem ersten Schlafe empor und hielt mich in der Traumverwirrung für einen gewarnten Römer, dessen Capitol von den Galliern bedroht war. Indessen gewöhnte ich mich leichter an diese ausdauernde französische Conversation, als an den brenzlichten Geruch, der sich um die Zeit des Gabelfrühstücks in der

angrenzenden Familienkuche erhob und in mein Gemach drang. Doch hatte auch er das Gute, daß er mir, wenn ich meine Uhr zu stellen vergessen hatte, gleich wie die von der Sonne abgefeuerte kleine Kanone im Palais Royal, genau die zwölfte Stunde anzeigte. Selbst den Wanzen, die in warmen Nächten größere Reunionen auf meinem Lager veranstalteten und auf meine Kosten das Souper arrangirten, zurnte ich nicht; als geborne Pariser hatten sie an meine Häuslichkeit ältere Rechte, und besaßen die Zartheit, sich während ihrer geselligen Vergnügungen still zu verhalten. Ein wenig persisches Insektenpulver vertagte sehr bald ihren Club.

Am meisten litt mein Hausfrieden durch die hohe Entwicklung des Pariser Straßenlebens. Die ersten Laute, die Morgens zu meinen Ohren drangen und stark genug waren, um wie Brutus bei Shakespeare sagt, des Schlummers „bleierne Keule" von mir armem Knaben zu wälzen, waren die Fanfaren der Leute, welche Krähne an Filtrirmaschinen ausbessern oder verkaufen, und auf diesen Krähnen derartig blasen, daß sie zuletzt auf der Sekunde der Tonart eine wehmüthige Fermate anbringen, eine Wendung, die auch einen millionenmal kleineren Musiker als J. Seb. Bach bis zum Wahnsinn bringen kann. Ihnen schlossen sich die Apfelsinenverkäuferinnen an, die das Lob ihrer Früchte in J-dur sangen, einer noch unbenutzten Pariser Tonart, die den Herren Halévy und Berlioz bestens empfohlen sein mag.

Der rückſichtsloſe Gebrauch, den die demnächſt vorbeiziehende Nationalgarde von ihrer Trommel machte, war dagegen wieder eine wahre muſikaliſche Erquickung, eine Idylle von Mozart, eine beſänftigende einlullende Melodie. Sehr durchgreifend kam mir ſpäter die Harmonie der auf Wagen gefahrenen Drehorgeln vor, einer Sorte ausgewachſener Inſtrumente, die wir in Deutſchland, wo die Leierkaſten nur wie kleine Kinder auf den Armen getragen werden, noch gar nicht kennen. Dazu geſellten ſich mehrere Sorten merkantiliſcher Geſchreie, aus denen ich wohl die Betheiligung aller Lebensalter, nicht aber die Gegenſtände der Anpreiſung herausbörte; den akuſtiſchen Hintergrund bildete der rollende Wagendonner des nahen Boulevarts. Nachdem ich mich längere Zeit des Genuſſes meiner ſtillen Häuslichkeit erfreut hatte, kam ich zu dem Reſultate, daß der Pariſer ſich in vollkommenem Rechte befindet, wenn er die Straße dem Hauſe vorzieht und ſeine geiſtigen Arbeiten in einem Leſekabinette, oder einem Kafferhauſe anfertigt. Ja ich glaubte wahrzunehmen, daß der kosmopolitiſche Charakter der franzöſiſchen Literaturprodukte, namentlich der dramatiſchen, davon herrühre, daß ſie auf der Straße entſtanden, zum Theil wohl auch im Freien geſchrieben worden ſeien. So beruhigte ich mich denn allmählich, ſchlief nur, ſo viel es anging, zu Hauſe, und arbeitete auf meinen Promenaden, indem ich vollſtändig Verzicht leiſtete auf jede Pariſer Häuslichkeit.

Omnibusstudien.

In keinem anderen Punkte kündigt sich die Verschiedenheit des deutschen und französischen Nationalcharakters bestimmter an, als in der Beschaffenheit der beiderseitigen Omnibus, denn was Allen gewidmet ist, was von Allen gebraucht wird, dem drücken auch Alle den Stempel ihrer Gesammtheit auf. Was der deutsche Omnibus ist, weiß Jeder, mag er nun seine jährliche Erholungsreise, oder nur seine tägliche Tour von der Sommerwohnung in die Stadt machen; der deutsche Omnibus ist immer derselbe, ob er vom Stephansplatze in Wien, oder von der Schloßfreiheit zu Berlin abfährt, ob er am Bahnhofe in München oder zu Baden-Baden hält. Begreifen wir seinen Charakter recht, so ist er ein stiller, beschaulicher Geselle von phlegmatischem Temperament, langsamem Gange und gemüthlichem Wesen. Er betreibt sein Geschäft wie ein kleiner Rentier, der von seinen wenigen Zinsen lebt, gewissermaßen durch's Leben spazieren geht, und jede Uebereilung als gesundheitsfeindlich, wie die Sünde haßt. Da der deutsche

Omnibus Jemanden beleidigen will, ſo hütet er ſich, kräftigen Fußwanderern zuvorzueilen, und ſchaut frauenzimmerlichen Abſchiedsſcenen mit tiefer Rührung zu; außerdem iſt er noch mehr als Wilmſen, ein ächter Kinderfreund.

Betrachten wir dagegen den franzöſiſchen Omnibus, ſo finden wir in ihm einen höchſt thätigen Geſchäftsmann, dem jede Secunde koſtbar iſt, der ſich nicht die geringſte Ruhe gönnt, bis ſein Tagewerk vollbracht iſt. Er ſtopft ſeine Paſſagiere in den inneren Raum, wie der Tapezier die Füllung in die Matratze, und jagt mit Eiſenbahnſchnelle von dannen. Von gefühlvollen Abſchieden weiß er nichts, die Jugend hält er für ebenſo zahlungsfähig als das Alter, und ſeine Pferde vereinigen die Schnelligkeit der Renner mit der Kraft und Ausdauer der Karrengäule. Der deutſche Omnibus iſt im Ganzen nur eine billige Gelegenheit, um behaglich ſpazieren zu fahren; der franzöſiſche ein wohlfeiles Beſchleunigungsmittel des großſtädtiſchen Verkehrs. Wie es aber keine Regel ohne Ausnahme giebt, ſo ſind auch deutſche Omnibus vorhanden, die in franzöſiſche haſtige Geſchäftsmäßigkeit ausarten, und Pariſer Omnibus, die Deutſchland Ehre machen würden.

Ihrem Ausſehen nach zerfallen alle Omnibus zu Paris in zwei Klaſſen. Die auf den ebenen Chauſſeen der Boulevarts und Umgegend fahrenden, haben zwei Reihen „Banquette“ genannter Deckplätze; die im Innern

der Stadt courirenden, sind länger gebaut und nehmen, der Gefahr des Umwerfens auf dem Pflaster wegen, keine Deckpassagiere auf. Die Deckplätze kosten stets nur die Hälfte der Innenplätze; wo jene nicht vorhanden sind, besteht nur ein Preis. Fast auf allen Linien kann man, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, ohne einen Heller mehr zu bezahlen, in eine andere Linie übergehen, wenn man beim Einsteigen dem Conducteur seine Absicht durch die Worte „mit Correspondenz" anzeigt. Man erhält dann einen Zettel, den man beim Einsteigen in den Omnibus der zweiten gewählten Tour nur abzugeben nöthig hat. Mit Hülfe eines guten Planes und Wegweisers, nebst einem genauen Inhaltsverzeichnisse der Omnibus von Paris, kann man bei tüchtigem Gedächtniß und fleißigen Studien in den Morgenstunden, bald so weit kommen, um mit Vortheil das Pflaster von Paris zu befahren, ohne den Fiakern in die Hände zu fallen. Vortrefflich geübte und sichere Omnibusfahrer sind indessen selbst in Paris ebenso selten, als die geprüften Schiffscapitaine, welche in allen Meeren zu steuern verstehen. Wie Dampfschiffe, haben die Omnibus aber nicht nur Häfen, von denen sie abgehen und wo sie anlangen, sondern auch Stationen zum Absetzen und Aufnehmen von Passagieren. Hier versammelt man sich und erhält Nummern, welche die Reihenfolge des Einsteigens bestimmen. Reichen die vorhandenen Plätze nicht aus, so muß man auf den nächsten Wagen warten, der indessen bei dem

raſchen Verkehr nie länger als einige Minuten auszubleiben pflegt. Die Conducteure rufen dieſe Stationen nebſt ihren Verbindungslinien ſtets laut aus; das Pariſer Omnibusweſen iſt mit einem Worte ein großes geordnetes Ganzes und rückſichtsvoller gegen das Publicum eingerichtet, als ſämmtliche Eiſenbahnverbände.

Die erſte Klaſſe der Omnibus mit Deckplätzen iſt, wie es ſchon in der Beſchaffenheit der von ihr benutzten beſſeren Fahrwege liegt, auch die eiligere; ſie iſt die Schnellpoſt dieſes Genre's von Wagen. Oben mit rauchenden Blouſenmännern, kleinen Geſchäftsleuten, Soldaten und Knaben, zuweilen auch mit unternehmenden Frauenzimmern bedeckt, inwendig vollgepropft, eilen ſie in ſtarkem Trabe vorüber und ſind nur in ſeltenen Fällen im Stande unterweges Paſſagiere aufzunehmen. Der Conducteur ſchließt die hintere Oeffnung durch eine eiſerne Stange, die zugleich ein Täfelchen mit der Inſchrift „complet" losſchnallt, und die wilde Jagd braust vorüber. Nur an den Ausgangspunkten kann man in den Stunden von 12 bis 6 Uhr mit Sicherheit auf einen Platz rechnen, da hier ſtets mehrere Wagen derſelben Linie in kurzen Friſten anlangen; auf den Stationen iſt daher der Jammer der zurückbleibenden Frauenzimmer und Kinder oft herzbrechend. Theils iſt die Zeit der Fahrt zu kurz, theils ſind die Störungen des Geld einkaſſirenden, und ſelbſt große Summen wechſelnden Conducteurs zu groß, als daß man in dieſer Klaſſe ruhigere Beob-

achtungen anſtellen konnte. Die Fahrgäſte ſpringen in Eile hinaus, die neue Fracht klettert in Todesangſt hinein und hilft ſich unnachſichtlich an den Knieen der Sitzenden weiter, jeder legt bei alten oder ſchwachen Leuten mit Hand an, jeder nimmt Partei für den Conducteur, wenn ein betrügeriſcher Kunde behaupten will, ſchon bezahlt zu haben; die guten Seiten der menſchlichen Natur treten hier auf das Erfreulichſte hervor.

Die zweite Klaſſe trägt eine ganz abweichende Phyſiognomie; ſie ſchließt nicht mehr den kosmopolitiſchen Omnibus, ſondern den ſtädtiſchen Pariſer Omnibus mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten in ſich. Wer genug Laune beſitzt, um ſich an dem Volkstreiben in ſeiner Charakteriſtik zu ergötzen, und allerlei wunderliche und lächerliche Leute kennen zu lernen, der befleißige ſich dieſer Fahrzeuge, die nur die Boulevards zu berühren pflegen, und meiſtens die engen inneren Straßen der Stadt durcharbeiten. Ihr Inneres enthält auf jeder Seite acht Plätze und der Thür gegenüber einen Rückſitz in einer Art knapper Niſche, der mit einem Präſidententhron eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Das Schickſal gefällt ſich wie in unerwarteten großen Schlägen, ſo auch in kleinen muthwilligen Streichen, und auf dieſen Rückſitz pflegt es ganz beſonders ſeinen Witz gemünzt zu haben. Nur ſelten geräth eine andere Perſon dorthin, als ein ganz ausgeſprochener Komiker, welcher die übrige, aus ſechszehn Perſonen beſtehende Geſellſchaft

die Fahrt über auf das kurzweiligste, durch sein Gespräch oder sein Aeußeres unterhält. Nehmen wir an, daß ein verspäteter Mann mit einem großen Packet diesen engen Thron einnimmt, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß nach zwei Minuten zwischen ihm und dem Packet Feindseligkeiten ausbrechen, und dasselbe in Grenzstreitigkeiten mit seiner Persönlichkeit geräth; schläft er gar ein und läßt sein Packet den Nachbarn auf die Hühneraugen fallen, die einzige Sorte von Augen, über deren mangelhafte Beschaffenheit weder die Gelehrten noch die Ungelehrten unseres Zeitalters sich zu beklagen haben, so ist die komische Situation fertig. Oder wir nehmen an, daß ein ergrauter Junggeselle, an denen Paris Ueberfluß leidet, seinen Bedarf auf dem Fischmarkte selber besorgt hat, und mit einer etwas ältlichen Seezunge oder einem gleichaltrigen Stück Lachs auf Nr. 17. Platz nimmt, so wird sehr bald eine strenge Fischkritik im Gange sein, und die Tabaksdose so schnell wie der flinkste Planet unseres Sonnensystems rotiren. Zuweilen kommt es dann wieder vor, daß ein einsteigender Vater seinen kleinen Sohn, weder sicher, noch warm auf dem Schooße halten kann, und die Nebensitzenden ihm, wie Erlkönig, gern ein Leids anthun möchten, weil er seine schmutzigen Schuhsohlen an ihren Beinkleidern zu reinigen sich abmüht. Von Nr. 17 pflegt, wie zur Römerzeit von Afrika, immer etwas Neues zu kommen, sei es das unwillige Geschnatter einer Frau, die sich mit dem Stocke an

dem mitgenommenen Rosenbäumchen die krumme Warzennase gestoßen hat, oder das Fragespiel eines neugierigen Greises, der mit Jedem zu Conversationszwecken anbindet. Selbst der Conducteur steht mit Nr. 17. stets in einem magischen Rapport und betrachtet die dort sitzenden Touristen, als die auserwählten Werkzeuge des Schicksals, um die Einförmigkeit seines mühevollen Daseins zu erheitern. Die Wege eines solchen siebenzehnsitzigen Omnibus sind für den menschlichen Geist eines Fremden nie anders, als dunkel und unerforschlich; nur die Vorsehung der dazu gehörigen Compagnie kann darüber Kunde ertheilen, denn Conducteur und Kutscher sind lediglich ihre blinden und stummen Werkzeuge. Das sind die ächten Geheimnisse von Paris, die düsteren Beweggründe des kleinen, nach Käse und gebratenen Kartoffeln duftenden Spießbürgerlebens, welche den Lauf dieser Omnibus reguliren. Ihre Ausgangs- und Endpunkte scheinen leere Vorwände oder höchstens logische Nothwendigkeiten zu sein, da einmal jedes Ding einen Anfang und ein Ende haben muß; die Hauptsache geht in den verborgenen Stadtgedärmen vor sich, von deren Windungen das ganze Getriebe des Unternehmens lebt. Wenn Lokomotiven, Postwagen und gewöhnliche Omnibus einen unwiderstehlichen Hang zur geraden Linie haben, so verabscheuen unsere vierräderigen Sonderlinge nichts mehr, als den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten. Hundert Schritte in den Straßen St. Martin oder

Ei. Denis gelten ihnen für eine unerträgliche Qual, ſie biegen ſofort in eine angſtvolle Quergaſſe und ſchwelgen in der Seligkeit, mit einem Kohlenkarren zuſammenzufahren, oder ſo nahe an den Häuſern vorbeizuſtreichen, daß ſie den Rauchern in den Thüren die kurzen Thonpfeifen vor dem Munde zerbrechen. Kommen ſie nach einer halben Stunde wieder an die Luft, ſo fühlen ſie ſich befangen, wie ausgegrabene Maulwürfe, und ruhen nicht eher, als bis ſie wieder bis über das Verdeck in modernde Wände, lärmende Handwerksſtätten, kleine Speiſehäuſer, Büreaus für militäriſche Erſatzmänner, Vogelhandlungen und Bierkneipen begraben ſind. Vielleicht gelingt es, aus dem viel wechſelnden Publikum eine Erklärung dieſes ſonderbaren Phänomens herzuſtellen. Da Paris zwar nicht nach dem Calcül ſeiner Behörden und Schriftſteller, aber nach der Beobachtung eines raſtloſen Fußwanderers und Omnibusfahrers, in vier, theils ganz getrennte, theils ineinander gemiſchte Stadtviertel zerfällt, je nachdem das Leben darin in Schwelgerei genoſſen, oder mit der blanken Waffe beherrſcht, je nachdem es bei Entbehrung und wenig Schlaf durchſtudirt, oder mit harter Faust durcharbeitet wird, ſo müſſen wir unſere Omnibusſorte wohl hauptſächlich im Bereich dieſer beiden letzten ideellen Arrondiſſements ſuchen. Durch das lateiniſche Viertel hinauf zu jenem Paris der Armuth, und durch die fleißige dunkle Binnenſtadt an den oberen Ufern der

Seine, rollen sie hin und befördern die wunderlichsten Exemplare der bunten Bevölkerung. Welche Gegensätze bergen diese siebenzehn Sitze! Neben einer alten Frau in Trauer, die mit ihrem Gebetbuche zu einer entlegenen Kirche fährt, um ein Gelübde zu erfüllen, sitzt ein fettglotzender Fünfziger und fährt Rendezvous mit der zwei Centner schweren Ehehälfte eines Andern. Neben der niedlichen Schneidermamsell und ihrem Carton, den sie häufig lüftet, um sich zu überzeugen, ob das Gebilde ihrer kleinen Hände nicht fortgeflogen, ehe es seinen eleganten Bestimmungsort erreicht hat, sitzt ein wachsgelber Weltgeistlicher und putzt seine hornene Nase mit einem blaugewürfelten Taschentuche. Der ihm gegenübersitzende Bourgeois kehrt wie der Mann der Kirche die Augen zu Boden, aber nicht mit der andächtigen Ruhe eines auf die Freuden der Welt verzichtenden Gemüthes, sondern in einer seltsamen geschäftlichen Hast. Er sieht den Menschen nicht in die Augen, sondern auf die Füße; sollte er gar ein Ballenarzt sein, und wären diese kleinen Päckchen, die er so zärtlich auf seinem Schooße hält, Pflaster? Sein Nachbar kann nur als Kaninchenhändiger wirken; das dritte Wort aus seinem Munde lautet „lapin.“ Die wißbegierige alte Dame zur Linken lauscht auf seine Auseinandersetzungen mit wahrer Verehrung, sie begleitet das Kaninchen von der Wiege im Kellerloch an, durch ein salatvolles Leben, bis zu dem Engroshändler in Kaninchen hinter der

Kirche St. Euſtache, wo ihm das Genick abgeſtoßen und ſeine Leiche als Fricaſſeecandidat auf Katafalkbrettern im Schaufenſter ausgeſtellt wird. Zwei Soldaten von der Linie beſprechen ſich über Kaſernenangelegenheiten und eſſen dazu Galette, jenen unausgebackenen Kuchen, deſſen Anblick jedem Fremden Magenſchmerzen verurſacht, den aber der gemeine Mann fortwährend zu eſſen aushält. Außerdem liebäugeln ſie mit einer pflichtvergeſſenen Amme, die, ſtatt ihren anvertrauten Säugling im Tuileriengarten zu lüften, einen heimlichen Abſtecher zu den Fahnen gemacht hat, denen ſie ihren gegenwärtigen Poſten verdankt.

Wir ſind an einer Station angelangt und die ganze Geſellſchaft ſtürzt ſich aus dem Wagen, um auf andere Linien überzugehen; eine vollkommen neue Beſatzung bemächtigt ſich des Wagens. Zuerſt ſteigt ein Vater ein, der für ſeinen Sohn eine Sonntagsmütze für alt gekauft hat, und dieſes Kleinod zu hoch ſchätzt, um es ſchlechtweg zu Fuß nach Hauſe zu bringen; dann ein Schiffscapitain mit permanenten Handſchuhen aus Theer, die vor Jahren rabenſchwarz waren und allmälig bis zum Mulattenteint heruntergewaſchen ſind. Da er ſchwere ſpaniſche Weine geladen hat, ſo ſchieben ſeine beiden Söhne, die er wahrſcheinlich in ihrer Penſion beſucht, ihn vorwärts und machen dabei verſtohlene Bemerkungen über dieſen biedern Alten. Noch mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt ihm eine leichtfüßige Schöne, an deren weichen

Fingerſpitzen man erkennt, daß ſie ihren Unterhalt nicht mit der Nähnadel verdient. Nun ſetzt ſich der Omnibus in Bewegung und verſchwindet in einer halbdunklen Gaſſe, um gleich wieder anzuhalten, ohne daß doch ein Paſſagier einſteigt. Der Omnibus hat eine ſeiner beliebteſten Unterhaltungen gefunden und iſt in eine Heerde von Eſelinnen gerathen, wie ſie durch Paris getrieben und vor den Häuſern gemolken werden. Die armen verhungerten Thiere eilen ihrem Führer voraus nach Hauſe und können jetzt nicht weiter. Nach und nach werden ſie einzeln zwiſchen den Ratern und Häuſern auf beiden Seiten durchgetrieben, während die ſchmutzige Bevölkerung unter die Hausthüren tritt und die unerwartete Zerſtreuung lebhaft begrüßt. Raum ſind wir frei geworden, ſo gerathen wir auch ſchon bei der Wendung um eine Ecke in einen Train von ſchwerbeladenen Baukarren, beſpannt mit dickköpfigen zottigen Schimmelhengſten aus der Normandie. Die Buben des Schiffscapitains freuen ſich über die Pferde, der Schiffskapitain über ſeine Buben, die Schöne über den Alten, der Vater über die Sonntagsmütze ſeines Buben, der Conducteur des Wagens über die ganze Scene; nur Einer wird ungeduldig und ſpringt aus dem Omnibus, um ſeinen Weg raſcher zu Fuß fortzuſetzen.

Der Jardin des Plantes.

Wenn man die lange zuſammenhängende Reihe der Boulevarts von der Kirche Madeleine an bis zur Juli-Säule durchwandert, gelangt man endlich in eine Gegend, wo die dichten Maſſen der Häuſergebirge ſich lichten und die liebliche Luft der Anhöhen die unaufhörlichen Arbeiten und Leiden dieſer übereinandergehäuften Menſchenklumpen anfächeln und ein wenig lindern kann. Ueberſchreitet man hier die Brücke von Auſterlitz, deren geſchmacklos roth angeſtrichenes Geländer wunderlich von ihrem ſtolzen Bau abſticht, ſo ſieht man vor dem berühmten Pflanzen- und Thiergarten, in dem ſich Einheimiſche und Fremde, Gelehrte und Laien, Greiſe wie Kinder ergötzen und unterrichten. Die Pforten des Jardin des Plantes ſtehen von früh bis ſpät gaſtlich offen; im Angeſichte der Schätze und Wunder der Natur herrſcht eine vollkommene Gleichberechtigung aller Stände, und kein Eintrittsgeld verbannt den Aermeren, um den Wohlhabenden die lächerlichen Empfindungen der Excluſivität zu gönnen. Sehen wir zunächſt von den zahlreichen naturhiſtoriſchen

Sammlungen ab, die sämmtliche Anlagen architektonisch einfassen, so zerfällt der Jardin des Plantes in zwei gleich große, lange, nebeneinanderlaufende Vierecke, deren links gelegenes der Pflanzenwelt gewidmet ist, während sich rechts vom Eingange die zahlreichen Wohnungen der lebendigen Thiere befinden. Je nach Alter und Neigungen wenden sich die Besucher einer dieser Abtheilungen zu. Die Liebhaber und Kenner der Botanik, die beschaulich gemüthlichen Spaziergänger, die vom Toben des Pariser Straßenlärms betäubten Gäste aus der Fremde, suchen in der herrlichen schattigen Allee, die geraden Weges zu dem stattlichen Hauptgebäude des Institutes führt, einen Zufluchtsort, und laben sich an den süßen Düften der unzähligen Beete, auf denen die Blumen aller Zonen blühen. Die Menge des Volkes, die Jugend, die Freunde mannigfaltiger Gestaltungen des zierlichen oder großartigen Thierlebens eilen in die andere Abtheilung, und zerstreuen sich vor den Käfichen und Spielplätzen der vier- und zweifüßigen Bewohner des Erdballs. Hieher spazieren zunächst auch die schreibenden Touristen und machen die Bekanntschaft der populärsten Größe von Paris, die sich niemals durch einen barschen Portier vor der Neugier des Auslandes absperrt, sich niemals verläugnen läßt, sondern für den geringsten Bissen Brot seine besten Complimente macht, — die Bekanntschaft des wohlerzogenen braunen Bären Martin. Wir bleiben vorläufig im Bezirk der stillen

Pflanzen und erfreuen uns der verständigen und liebenswürdigen Einrichtungen der Verwaltung des Instituts. Das Terrain neben der Allee ist in zierlich eingehegte regelmäßige Beete eingetheilt, zu denen der Eintritt Jedermann offen steht. Nur wo in gewissen Abschnitten die emsige Pflege und Arbeit der angestellten Gärtner gestört werden würde, bleibt so lange die Passage gesperrt, doch verhindern die niedrigen, kaum drei Fuß hohen Zäunchen nicht den Anblick der Pflanzen und Blumen. Höchst nachahmungswürdig ist die Anordnung. Indem nicht allein die gelehrten Tendenzen, sondern vor Allem die Zwecke einer populären Bildung berücksichtigt werden, hat man sich beeifert, der Wißbegierde des Laien freundlich entgegenzukommen. Die kleinen Beete sind überall wieder in etwa zwei Quadratfuß große Flächen abgetheilt, deren jede einer bestimmten Pflanze angewiesen ist. Alles, was zur Ernährung des Menschen dient, die üblichsten Gewächse der Heilkunde, die Gift- und Zierpflanzen, erblickt man hier sauber cultivirt, jedes Exemplar mit lateinischem und französischem Namen bezeichnet. Wenn eines dieser Gewächse, wie z. B. der Reis, zu seinem Bestehen sumpfigen Erdboden braucht, so gewährt die über ganz Paris netzartig verbreitete Wasserleitung den Vortheil, das Erdreich fortdauernd durch einen tröpfelnden, sorgfältig geregelten Zufluß, in einem bestimmten Grade von Feuchtigkeit zu erhalten. In einem solchen Falle steht die Pflanze in einem be-

sonderen Steinbassin, dessen Wände die weniger durstigen Nachbarn vor dem Ueberfluß schützen. An manchen Stellen wohnen ganze Familien von Sumpfpflanzen in größeren kreisrunden künstlichen Teichen beisammen und ihre Blüthen werden oft durch den Sprudregen kleiner künstlicher Springbrunnen erfrischt. Hie und da erblickt man die Mündungen größerer Rohren, zu deren Oeffnung ein besonderes, im Besitz des Gärtnerpersonals befindliches, einem Schraubenzieher nicht unähnliches eisernes Werkzeug dient, mittelst dessen in Zeiten der Dürre schnell und sicher ein Siechthum der Vegetation verhindert werden kann.

Somit ist die Möglichkeit einer Verbreitung der botanischen Kenntnisse, welche zur allgemeinen Bildung gehören und das menschliche Leben theils ergötzen, theils vor vielfachem Schaden bewahren, dem gesammten Publikum gewährt. Der Gelehrte von Fach mag noch so verächtlich auf diese Schuleinrichtungen herabblicken; jeder Unbefangene dagegen wird freudig die Gelegenheit benutzen, so manche oft nicht durch seine Schuld in der Jugend versäumte Belehrung nachzuholen und unter den Augen der sichtenden Wissenschaft hier lebendig zu beobachten, was er bis dahin oft nur in Herbarien erblickt hatte. Wenn Väter oder Lehrer den Sommer hindurch den Jardin des Plantes in regelmäßigen Terminen besuchen, so können sie ihren Kindern ein anschauliches Bild des Keimens, Wachsthumes, der Blüthe und Frucht

aller der Pflanzen verſchaffen, welche in irgend einer Beziehung zu den gegenwärtigen Bedürfniſſen und Gewohnheiten der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen. Die Sucht der Franzoſen, alle ihre Thätigkeit, vielleicht nur die Politik unter dem gegenwärtigen Gouvernement ausgenommen, an die Oeffentlichkeit herauszukehren und damit einiges theatraliſche Schaugepränge zu treiben, erzielt in dem vorliegenden Falle die ſegensreichſten Erfolge. Wir wohnten ſelber einer anmuthigen Situation bei, in welcher ein junger Botaniker ſeine älteren Verwandten aus der Stadt unter den Gräſern umherführte und ſie die verſchiedenen Getreidearten unterſcheiden lehrte, wobei es unter ſeinen Schülern nicht an ebenſo komiſchen Verwechſelungen fehlte, wie wir ſie erleben, wenn der Städter unter die Oekonomen geräth, und ſich ihre Verachtung durch ſeine bodenloſe Unwiſſenheit zuzieht. Unſere Franzoſen, ehrſame graukörnige Arbeiter in blauen Blouſen, nahmen jedoch die Scherze ihres Cicerone mit großer Toleranz auf und bewunderten mit vieler Hochachtung vorzüglich die herrlichen Weizenhalme, denen ſie das köſtliche Weißbrot verdanken, das nun einmal zur Exiſtenz auch des ärmſten Mannes in Frankreich gehört, wie die Kartoffel zum Leben des Proletariers im nördlichen Deutſchland.

Dem Nützlichen, Heilſamen oder Schädlichen wird aber nicht allein Beachtung geſchenkt; die Wiſſenſchaft in ihren volksthümlichen Richtungen bemüht ſich auch, das

Schöne und Anmuthige in möglichst vollkommenen Exemplaren zu erziehen. So weit das Klima von Paris es gestattet, werden die wichtigsten Gattungen der Ziergewächse im Freien erzogen und können die ganze Saison hindurch beobachtet werden. Laternenartige, gläserne Behälter, die oft kolossale Dimensionen annehmen, schützen diejenigen Blüthen und Knospen, welche nur während weniger heißen Mittagsstunden in freier Luft aushalten können. Andere Gewächse, die gern ihr Terrain überschreiten, müssen sich einer strengen Disciplin unterwerfen und sitzen unter großen Drathglocken eingesperrt, durch deren Maschen oft ihre niedlichen Blüthen zu entschlüpfen suchen. Der tropischen Vegetation sind besondere Gewächs- und Palmenhäuser gewidmet, welche dem Laien zwar Erstaunen verursachen, im Ganzen aber doch nur den Männern der Wissenschaft verständlich sind. Das wißbegierige Volk von Paris wendet in seinem richtigen Takt daher auch die ungetheilte Aufmerksamkeit nur der freigelegenen Abtheilung des Gartens zu und bereichert seine Phantasie an der europäischen Vegetation. Wir glauben keinen falschen Schluß zu thun, wenn wir die unnachahmliche Fertigkeit der Pariser Arbeiter in der Fabrikation künstlicher Blumen, einmal ihrer natürlichen Beobachtungsgabe, dann aber vorzüglich der Gelegenheit zuschreiben, im Jardin des Plantes zu jeder Zeit, die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten der Gewächse, ihre Dimensionen und malerischen Bildungen, ja ihre Fehler

und Krankheiten kennen zu lernen. Man kann ſich auf der oberen Galerie der Induſtrie-Ausſtellung von dieſer Virtuoſität überzeugen. Nicht nur die reizendſten Phantaſie-Blüthen und Blätter, hervorgegangen aus den Händen armer Ouvriers, finden wir hier, Kunſtwerke, welche nach einer durchtobten Ballnacht vielleicht von einer gedankenloſen Courtiſane verächtlich bei Seite geworfen werden; ſondern auch die treueſten peinlichſten Nachbildungen der Natur. Die vollendete Kunſt der älteren und neueren Blumenmaler muß beſchämt vor dieſen Meiſterwerken zurücktreten. Selbſt im Stadium ihres Verfalles verſteht man die Natur nachzuahmen und durch feine Gruppirung ihr eine künſtleriſche Wirkung abzugewinnen. So haben wir einen verwelkenden Veilchenſtrauß geſehen, von deſſen Künſtlichkeit uns keine Betheuerung des Verfertigers, ſondern erſt die eigene Berührung überzeugen konnte.

Die Gewandtheit der Pariſer Blumenbändlerinnen geſchmackvolle Bouquets zu verfertigen, hängt damit enge zuſammen. Der Jardin des Plantes mit ſeinen ſinnigen Zuſammenſtellungen iſt die Hochſchule für die Frauen und Mädchen, die neben der Kirche Madeleine dem eleganten Paris ihre köſtlichen und dabei billigen Blumen anbieten.

Der eigentliche Pflanzengarten, der übrigens ſonſt ſtrenge von ſeinem geräuſchvolleren Nachbarn geſchieden iſt, wird nur durch den Weg mit ihm verbunden, wel-

cher zu der Anhöhe führt, an deren Abhang die berühmte Ceder, eine Urenkelin ihrer Ahnen vom Libanon, prangt. Obgleich sie zu den Jüngsten ihres Geschlechtes gehört, da der bekannte Botaniker Jussieu sie erst im Jahre 1735 gepflanzt hat, so imponirt sie doch durch ihren Umfang und die edle Erhabenheit ihrer trauernden Physiognomie. Vom Gipfel der Anhöhe, aus dem kleinen Belvedere betrachtet, gleicht sie einem Gebilde von schwarzgrünen Mooswolken, die sich in der blauen Luft schwebend um dunkelbraune knorrige Aeste gelagert haben. Eine lichte Vegetation nordischer Baumstämme rauscht um das schweigsame Kind des Orients und kniet vor seinen feierlichen Wipfeln. Die Zerstörungssucht zahlreicher Revolutionen hat diese Ceder nicht berührt, und unantastbar, wie die biblische Sage, wächst sie in die ungewisse Zukunft hinaus, und wird noch viele Geschlechter der Menschen und Pflanzen überleben.

Unfern von ihr bietet jenes Belvedere eine unvergleichliche Aussicht auf Paris dar. Ein graues aus Schieferdächern erstarrtes Meer wird durch Kuppeln und stolze Gipfel von Palästen unterbrochen; in einen trüben Dunst gesponnen, droht der ferne Montmartre, und die Paris umarmenden schönen Anhöhen neigen sich sanft gegen Napoleons Triumphbogen, der aus dieser Entfernung gesehen mehr dem Spielzeug eines Kindes gleicht, als dem ägyptisch grandiosen Denkmal eines todten Heroen und seiner Feldherren und Armeen. So verschwinden

auch, vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus erwogen, die Thaten und Siegen der Einzelnen und es bleiben nur die Gattungen übrig, die ſich vergeblich in thörichter Wuth unter einander befehden, während über ſie alle das weiſe, unerſchütterliche Naturgeſetz herrſcht und immer neue Kämpfer aus den Gräbern der Gebliebenen auferſtehen heißt.

Die zoologiſche Abtheilung des Jardin des Plantes iſt natürlich vermöge ihres Inhaltes die volksthümlichere. Wenn das Behagen an der Pflanzenwelt eine edlere Wißbegierde vorausſetzt, ſo wird hier die Neugier vollauf befriedigt. Soldaten und Arbeiter, Frauen und Kinder pilgern in dichten Schwärmen hieher, und ſchnell einander folgende Omnibus befördern aus entfernteren Stadtheilen fortwährend Fuhren von Schauluſtigen nach dem Jardin des Plantes.

Die Käfige und freien Spielplätze der Thiere ſind auf einen unverhältnißmäßig geringen Raum zuſammengedrängt, und bei dem raſchen Anwachſen der Sammlung dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern ſein, in dem der eigentliche Pflanzengarten einen Theil ſeines Terrains an den eigentlichen Thiergarten abtreten muß. Schon jetzt bereitet die Menge der Raubthiere der Verwaltung Verlegenheiten und auch ſo manche andere friedlichere Thierarten müſſen ſich in einem gemeinſamen Gehege vertragen, ein Umſtand, der natürlich den meiſten Laien ihr Erkennen erſchwert, da namentlich bei den ſel-

teneren Antilopengattungen die an den Gittern aufgehängten Blechtäfelchen oft auf die unrechten Exemplare bezogen werden. So hält sich z. B. der ganze Chorus der amerikanischen Süßwasser-Schildkröten in einer einzigen gemeinschaftlichen Bütte mit dazugehörigem Wasser-Reservoir auf, und man muß schon ein gründlicher Schildkrötenkenner sein, um in dieser phlegmatischen Gesellschaft, die auf dem steinernen Rande des Bassins in der warmen Morgensonne einen komischen Gänsemarsch einübt, aus dem ungeschickte Theilnehmer öfter in das Wasser zurückplumpen, die einzelnen Familien herauszufinden. Der größte Zudrang bildet sich, wie überall in öffentlichen Menagerien, vor dem Affenhause. Das geheime Bewußtsein der Familienähnlichkeit versammelt die Menschen vor der Wohnung ihrer nach dem Geburtsregister der Natur nächstältesten Geschwister. Die Behörde des Jardin des Plantes hat jedoch nicht für gut befunden, den Parisern das Vergnügen zu machen, sämmtliche Repräsentanten des Affenthums zugleich, wie es zu Berlin geschieht, im Affenhause vorzuführen. Es liegen zu traurige Resultate von der Unvereinbarkeit der äffischen Nationalitäten vor, als daß man fernere Versuche einer möglichen Allianzen-Bildung unter den behaarten Baumbewohnern und Waldmenschen versuchen sollte. Deshalb hat, wie in Gefängnissen, jede Sippschaft, die sich einigermaßen untereinander verträgt, ihre Freistunde, zu der sie aus den Einzelzellen in den großen allgemeinen, mit

Draht überzogenen Conversations- und Spielsaal gelassen, und nach Ablauf derselben unnachsichtlich wieder eingepfercht wird, um einer andern Section Platz zu machen. Man wäre aber noch ein schlechter Menschen- also auch Affenbeobachter, meinte man, daß die Familien ein patriarchalisches Naturleben führten. Auch hier sind die Zwistigkeiten unter Anverwandten oft erbitterter, als die Feindseligkeiten unter verschiedenen Geschlechtern, und es fehlt selbst nicht an Beispielen kindlichen Undanks, der dem alten Vater das von barmherzigen Händen zugeworfene Stück Brot vom Munde wegreißt, und damit auf den dünnsten und höchsten Zweig flüchtet, um es ungestört mit höhnendem Zähnefletschen zu verzehren. Obgleich diese Affen nie auf die Boulevards hinauskommen, so kopiren sie in dem Punkte der Habsucht und Erbarmungslosigkeit ihre Vorbilder doch so treu, daß man sich in die eleganteste Gesellschaft versetzt glaubt. Nur ein ehrwürdiges Mitglied dieses großen und achtungswerthen Geschlechtes führt ein einsames Garçonleben: es ist der große Schimpanse. Sowohl seine Statur und Körperkraft, als auch sein aristokratisches Selbstgefühl sind von der Art, daß der Vorstand des Gartens ihn nie mit seinen von der Natur minder begünstigten Verwandten zusammenbringt, sondern seine Spielstunde im Salon eine Zeit ungestörter Betrachtung und ungehinderten Verzehrens der reichlich zugeworfenen Bissen sein läßt. Viele kleine Knaben, deren Format mit dem seinigen harme-

nirt, pflegen ihn um seine gänzliche Freisprechung von Seife, Kamm und Bürste zu beneiden und sich ein ähnliches wohlgenährtes Leben zu wünschen. Wenn ihm Jemand den Rang streitig machen kann, so ist es nur der Elephant, eines der schönsten größten Exemplare, die es in der Welt giebt. Was jene wilde, drei Fuß hohe Affenbestie durch ihre Bosartigkeit und ungebändigte Wildheit ertrotzt, das gewinnt der Elephant durch den Zauber seiner Liebenswürdigkeit und Urbanität. Wer der aueksilbernen Natur der Franzosen müde ist, wessen Ohren von ihrem unaufhörlichen Geschnatter betäubt sind, wer ihre Parforcejagd nach Gewinn nicht länger mit ansehen kann, der fahre schleunig nach dem Jardin des Plantes und versuche die drei- und vierfache Menschenmauer zu durchbrechen, welche stets das haushohe, mit Eisen beschlagene Gehege des Elephanten umgiebt. In seiner Mitte steht der vornehmste Mann der Tropenzone und schwingt anmuthig zwischen den rauhen Stoßzähnen seinen mächtigen Rüssel. Ein wohlwollendes Lächeln scheint um sein schwärzliches Antlitz zu wehen, und selbst sein Ohrenspiel, das dem Fächeln von zwei großen Segeln gleicht, verräth sanfte Gemüthsbewegungen. Wie ein indischer Ascet verharrt er ruhig in derselben Stellung und nimmt mit dankbarem Blick die mannigfaltigen Bissen in Empfang, die ihm von allen Seiten zufließen. Einst der König der Wälder, findet er sich jetzt vortrefflich in die Rolle des demüthigsten Bettlers der Natur.

Weder Oedipus noch Belisar haben ihren Glückswechsel so philosophisch ertragen. Er nimmt und verzehrt Alles, Brot, Pfefferkuchen und Confect; er bückt sich selbst nach der kleinsten Erdbeere und weiß sie sehr geschickt in sein ungeheures Maul zu bringen. Nie wird er ungeduldig, wenn muthwillige Buben ihn mit scheinbarem Wurfe äffen; er kennt die Täuschungen des Lebens, sinkt aber als ächter Weise, um der Niederträchtigkeit der Einzelnen willen, nie zu einem Feinde und Verächter der ganzen Menschheit herab. Er hat das Brot aller Parteien gegessen, den Sturz von Königen und Republiken gesehen, ohne daß es ihm je an etwas gefehlt; er wird noch so Manches erleben und sich vielleicht nur an dem Tage des heißesten Kampfes darüber wundern, warum die Zahl der Hofleute bei seinem Lever heute so gering sei. Wie anders sein stupider und ungeschlachter Anwohner, das vom Vicekönig von Aegypten geschenkte Nilpferd. Hätte die Behörde des Gartens, eingedenk, daß in Paris Jedermann, also auch ein Nilpferd, an die Oeffentlichkeit hinaus und einige Parade machen muß, ihm nicht das Gehege mit dem ungeheuren eingemauerten Steinnapf voll Wasser, vor der Nase zugeschlossen, und es gezwungen, einige Stunden nebenbei im Sprachzimmer zuzubringen, es wälzte sich unaufhörlich in der Tiefe umher und zeigte den Parisern nur seine Rückenwölbung. An seiner Erziehung muß man verzweifeln und die Nähe des asiatischen Denkers übt keinen Einfluß auf seinen versumpften

Charakter aus. Die Anwesenheit der Menschen nicht beachtend, wälzt es sich selber auf und ab, und weidet, mit kleinen Schweinsaugen zur Erde stierend, das zarte Gras ab, das den Boden seines Boudoirs bedeckt. Es ist das lebhaftige Ebenbild gewisser alter Engländer in Paris.

Zur Rechten des Elevdanten spazieren, sobald die hohe Mittagssonne es gestattet, und kein rauher Wind ihre zarte Constitution gefährdet, die beiden phantastischen Rinder der Wüste, die Giraffen umher, und rupfen mit langen, schlangenartigen Zungen das junge Laub in einer Höhe von den Bäumen, die dem ersten Stockwerk eines Hauses gleichkommt. Die Natur mag bei der Schöpfung dieses wunderlichen Wesens auf eine Leiter gestiegen sein und selbige unter den Füßen wie ein Bajazzo balancirend, die Giraffe erfunden haben, so etwas Unsicheres, Schwankendes und doch Hochfliegendes liegt in dem Thiere. Wenn aber Freiligrath in seinem bekannten Gedichte einen Löwen auf den Rücken der Giraffe meilenweit reiten läßt, so beweist er damit nur, nie eine Giraffe gesehen zu haben, und die Gefahr einer Poesie, welche ihre Werke nicht dem nährenden Boden der Anschauung, sondern phantastischen Grillen entnimmt. Die Kraft der Giraffe reicht eben nur hin, sie selber zu tragen. Was sollen wir noch von den Büffeln, Hirschen, Gazellen, Eseln, Schafen, Ziegen aller Länder, den langen Reihen der Käfige voll Raubthieren, den häßlichen Reptilien, der beliebten Bärengrube sagen? Sie bilden

vereint ein großes aufgeſchlagenes Naturgeſchichtsbuch der Wirklichkeit, das hier im Schatten herrlicher alter Bäume für alle Welt geöffnet und Jedem verſtändlich daliegt.

Das Palais Royal.

Kein Pariſer iſt durch irgend eine Laune des Zufalls nach Venedig geführt worden, der nicht bei ſeiner Rückkehr die Irrlehre predigte, daß das Palais Royal der Markusplatz von Paris ſei. Es wird damit beiden Plätzen das größte Unrecht angethan. Das Palais Royal wird ebenſo wenig die geweihte Poeſie des Markusplatzes erreichen, als dieſer die elegante Unruhe des permanenten Induſtrie-Palaſtes von Paris. Der Markusplatz gehört ganz der Vergangenheit an, die Läden unter ſeinen Colonnaden ſind nur Schwalbenneſter, die der Handel an die ergrauten Mauern geklebt hat; das Palais Royal ſteht im Dienſte der Gegenwart und an jedem Tage müſſen ſich ſeine Hallen den Bedürfniſſen der Lebenden bequemen. Den Markusplatz hat ein Hauſe prinzlicher Kaufleute gebaut; das Palais Royal wird noch heute von Leuten dieſer Gattung bewohnt. Jenes iſt ein vornehmes Converſationshaus, ein Ballſaal ohne Dach; dieſes iſt eine Markthalle, ein Rendezvousplatz für die Müßiggänger von ganz Europa.

Es gab in Paris Zeiten, in denen das Palais Royal der Mittelpunkt aller Herrlichkeiten der Reſidenz war, und alle excentriſchen Streiche des reichen Uebermuthes aus ſeinen Sälen, wie Radien eines Kreiſes hervorgingen; dieſe Zeiten ſind nicht mehr — das Palais Royal hat ſeinen Ruhm überlebt und exiſtirt von ſeinen alten Lorbeeren, wie ein penſionirter Dichter. Wenn man alten erfahrenen Franzoſen glauben will, und dieſer Menſchenſchlag pflegt in dergleichen Dingen competent zu ſein, ſo datirt der Verfall des Palais Royal von jener tugendhaften Aufwallung her, welche die Schließung der Spielſäle zur Folge hatte. Wie ein Teufel, dem man die Krallen verſchnitten, den Schwanz engliſirt, und lederne Kugeln auf die Hörner geſteckt hat, war es ein harmloſes Ding geworden, ohne Macht zu ſchaden, aber auch ohne Fähigkeiten, den Menſchen zu imponiren. Sonſt hatte in ihm, wie in einem Höllenbilde von Rubens, wo alle Schätze der Welt und die Wunder der weiblichen Schönheit im Schimmer eines infernaliſchen Feuers leuchten, ein ergreifender Dämonismus gelodert; nach den ſittſamen Retouchen der Regierung, war das eigenthümliche Colorit zu Grunde gerichtet, und nur ein ſchwacher Umriß als Reſt geblieben. Noch immer iſt es ein großartiges Inſtitut, aber die höhere Weihe der Nichtsnutzigkeit, der concentrirten Frivolität, iſt für immer verloren gegangen, dem Fremden gilt das Palais Royal für ein Stück Paris und nichts weiter. Der üppige

Pflanzer, der den Ertrag des Bodens von Louisiana und des Schweißes seiner Neger nach Paris bringt, der Bojar von hunderttausend Seelen, der Krämerlord aus London und der österreichische Magnat, sie sind sämmtlich nicht mehr ausschließlich auf das Palais Royal, als die allein zu Grunde richtende Quelle des Lebensgenusses angewiesen; die Nägel zu ihren Särgen werden auf den Boulevards ebenso spitzig und dauerhaft geschmiedet, und sie betrachten das Palais Royal in seinem gegenwärtigen Zustande nur wie fromme Söhne, welche die Schlachtfelder besuchen, wo ihre Vorfahren ums Leben gekommen sind.

Wenn man sich dem Straßengewirre hingiebt, das zwischen dem Halbmonde der Boulevards und dem Louvre die Geduld und Stiefeln eines spazierenden Touristen auf eine so harte Probe stellt, kann es nicht fehlen, daß man in kürzerer oder längerer Zeit auf eine lange, zwei Stockwerke hohe Häuserfront stößt. Ihre Fenster sind nichts weniger als rein, und plaudern mancherlei wirthschaftliche Geheimnisse aus, welche ein Haus von Ehre gewöhnlich nur seiner Hofseite anzuvertrauen pflegt. Haufen von Leuchtern mit heruntergebrannten Lichtern, Stöße ungewaschener Teller, Handtücher, Kopfkissen, liegen theils auf den Fensterbrüstungen, theils gucken sie zu den geöffneten Flügeln neugierig auf die reine Welt herab, die unbekümmert um diese Unsauberkeit, ihres Weges vorübereilt. Im Erdgeschoß zeigen sich kleine

ſchmale Thüren, die zu irgend einem heimtückiſchen Abzugskanal, oder einem tiefen modrigen Graben zu führen ſcheinen, wo der Lebensüberdruß aus leerem Geldbeutel ein bequemes und verſchwiegenes Ende findet. Die Farbe dieſer Wände iſt eine verräucherte Schieferfarbe, und hat den Pinſel oder das Schabeiſen des Maurers augenſcheinlich ſeit zwei oder drei Regierungen nicht mehr geſehen, ein Beweis, daß es Niemandem eingefallen iſt, eine Inſchrift auf ihnen anzubringen. Wie Schaalthiere und Polypen an Felswänden haben ſich allerlei kleine Gewerbe in dieſen Mauern eingeniſtet, Gewerbe, deren Tendenz ſtets mit der Außenſeite des Gebäudes harmonirt. Dieſes mehr als unſcheinbare, aber umfangreiche Steinviereck mit ſeinen zahlloſen Schornſteinen iſt das Palais Royal. Wie ein türkiſcher Harem oder die Wohnung eines reichen Juden im Mittelalter, kehrt es nach Außen ſeinen Schmutz und ſeine Häßlichkeit, und zeigt erſt im inneren Hofe und den angrenzenden Gemächern die verheimlichte Pracht. Die Wirthſchaftsſeite des Palais Royal liegt nach den anſtoßenden Straßen hinaus, da wo aber in den Häuſern der gewöhnlichen Art die Nachtſeite der irdiſchen Angelegenheiten beſorgt wird, liegen die Schönheiten dieſes merkwürdigen Gebäudes.

Entweder durch den Haupteingang an der Rue Vivienne, oder durch eine der erwähnten ſchmalen Hinterthüren tretend, gelangt man in den inneren Garten oder Hof des Palais Royal, deſſen Bäume ſich in dieſer in-

duſtriellen und Gewinnſucht athmenden Luft, nicht ſonderlich glücklich zu fühlen ſcheinen. Der Boden iſt mit einem groben, überſchwänglich mit ſcharfen kleinen Steinen vermiſchten Sande bedeckt, und zwei von Geländern und Gaslaternen eingefaßte Blumen- und Raſenbeete, die mit großer Emſigkeit bewäſſert werden, gleichen Billards, zwiſchen denen eine [illegible]ne büſchelartige Fontaine ſprudelt. Am Ende des ſüdlicher gelegenen Beetes ſteht jene kleine Kanone, deren Ladung mittelſt eines Brennglaſes durch die Sonne genau in dem Moment entzündet wird, in dem ihr Strahl den Meridian der Stadt durchſchreitet. Aus den deutſchen Volkskalendern kennt jeder Reiſende dieſes aſtronomiſche Geſchütz, und Dank ihrer Uebertreibung verläßt er es nie ohne Enttäuſchung, denn ſeiner Natur nach erhebt es ſich nicht über das demüthige Kaliber einer Schlüſſelbüchſe.

Dieſer Hof oder Garten, er hat ſo viel Anrecht auf den einen, wie auf den anderen Namen, gehört zunächſt der weiblichen und kleinſtädtiſchen Bevölkerung aller nahegelegenen Straßen. Von zwölf Uhr Mittags an, bis um fünf Uhr Nachmittags, der kleinbürgerlichen Eſſtunde, entfalten ſich hier das Gouvernanten- und Bonnenthum, das Ammenweſen, das Inſtitut der alten Jungfern, inſoweit überhaupt von einem ſolchen in Paris die Rede ſein kann, und die heil- und ziergymnaſtiſchen Uebungen der weiblichen und männlichen Jugend unter zehn Jahren. Während dieſer Zeit ſind alle die kleinen ſchmutzigen

Rohrſtühle beſetzt, deren jeder ſeinem Vermiether zwei baare Sous eindringt, und ſehr viele Anweſende zarteren Alters verſchmähen es ſelbſt nicht, auf der bloßen Erde Platz zu nehmen und zu erproben, ob das ſteinige Erdreich oder ihre Kehrſeite von härterem Stoffe geſchaffen iſt. Die Damen leſen tugendhafte Romane und ſtricken dazu große wollene Decken, Leibbinden und Socken, oder ſticken Kragen und Unterziehärmel. Die Gouvernanten und Bonnen geben auf die vorübergehenden jungen Leute, jedoch keineswegs auf die anvertrauten Kleinen Acht, die Ammen erfüllen ihre vicemütterlichen Pflichten und die kleinſten Kinder thun das, was ihnen das Angenehmſte auf Erden zu ſein ſcheint: ſie laufen den Erwachſenen zwiſchen die Beine und laſſen ſich jammervoll mit Füßen treten. Wohin man ſieht, wimmelt es von kleinen Mädchen, die durch geſchwungene Räder ſpringen, Reifen vor ſich her treiben, Ball ſpielen, oder mit hölzernen großen Löffeln den unterhöhlten Boden von Paris noch unſicherer machen.

Die männliche Bevölkerung achtet dieſes Familientreiben en gros zu ſehr, um es durch ihre Niederlaſſung zu ſtören, und da die hier thronenden Damen ihnen durch Schonheit dieſe Verzichtleiſtung nicht erſchweren, ſo ſuchen die Herren mit großer Genugthuung das ſchattige Zelt des Café de la Rotonde auf, des einzigen, das auf Grund einer hohen Pacht das Privilegium beſitzt, ſein Geſchäft im Garten des Palais Royal zu treiben.

Um aber das wahre Wesen dieser Räume kennen zu lernen, muß man unter den Colonaden bleiben, die das Erdgeschoß und die Vorhallen von zahlreichen Läden bilden. Mag das Wetter gut, oder schlecht sein, nie fehlt es an Neugierigen und Kauflustigen. Wie aus einer Blumenlese zur Noth einen Schriftsteller, kann man aus dem Ladeninbegriff des Palais Royal allenfalls die Industrie von Paris kennen lernen. Es wird nicht leicht eine Gattung von Waaren, einen Handels- und Gastwirthschaftsbetrieb, eine Sorte von öffentlichen Lokalen geben, die nicht durch irgend ein Musterinstitut vertreten wäre. Wen es gelüstet, für zwei Napoleonsd'or zu speisen, der hat die Wahl zwischen Véry, Véfour und den „Trois Frères Provençaux," wer aber nur zwei Francs ausgeben kann, der findet fast Wand an Wand mit Véry, den Schmutzkoch Tisset, den Vater aller armen Teufchen, die sich über die Mittagszeit hinaus im Palais Royal verspätet haben. Will ein zärtlicher Reisender etwas daran wenden, so entblöde er sich nicht, für die Erwählte seines Herzens ein Halsband oder eine Armspange für 15 bis 20,000 Francs zu kaufen. Sollte der Zustand seiner Reisecasse solche kleinen Ueberraschungen jedoch nicht gestatten, so wende er sich an einen anderen Juwelenhändler, der ihm dieselbe Waare für 10 Francs ablassen wird, wobei er die große Beruhigung hat, daß nur die scharf prüfende Wissenschaft mit Feile und Probierstein, nicht aber das unschuldige mensch-

liche Auge den Unterſchied zwiſchen Brillanten und Faſſung wahrnehmen kann. Mit den ächten und falſchen Edelſteinen wetteifern an Menge die wirklichen und trügeriſchen Uhren und die Geldwechsler. Da im Palais Royal an den Schaufenſtern Alles ausgeſtellt wird, was man für Geld haben kann, ſo iſt es nur billig, daß auch dieſes, als der Hauptnerv im Organismus der Welt, von den Anatomen, die ſich auf ſeine Präparirung verſtehen, bloß gelegt wird. Die ganze Dynaſtie der goldenen Napoleoniden, die wahrſcheinlich ihre lebendigen Vorbilder lange überleben dürfte, von dem medaillenartigen Hundertfrankenſtück an, bis hinunter zu den goldpfenniggleichen Fünffrankenmünzchen, erblickt man in großen und kleinen Schaalen. Silberne Thalerſäulen, Albums mit Banknoten aller europäiſchen Länder, garniren geſchmackvoll dieſe piquanten Schüſſeln, und draußen vor den drathvergitterten Fenſtern ſteht die Armuth und ſtarrt hungrig das Metall an, das ſeine Beſitzer mit ebenſo bleichen und abgezehrten Geſichtern wie Midas bewachen.

Schlafröcke aus Indien und Polen, Lachs und Forellen, Cigarren und Granatäpfel, illuſtrirte Zeitungen und Erdbeertörtchen, lackirte Stiefeln und Kaffeemaſchinen, Reitwettſchen und Hieronymus, den ehemaligen König von Weſtphalen; man findet Alles im Palais Royal. Letzterer bewohnt als der Genius des Ortes, zu dem ſein vergangenes Leben, wie die Reiſebeſchreibung

zu einer Landkarte paßt, die nach dem Louvre hinausliegende Fronte des Palais Royal, und iſt der Letzte der Mohikaner, die in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts die Milch der früheren Liederlichkeit an den Brüſten der Göttin dieſes Tempels geſogen haben.

Es dunkelt im Garten, glänzende Gaskronleuchter ſchimmern im erſten Stockwerk des Palaſtes, die koſtbaren Waaren unter den Kolonaden erſcheinen noch verlockender bei Lichte, das Theater thut ſeine Pforten nicht weit, ſondern nur ſo enge auf, daß immer Einer durchgehen kann, die muſicirenden Militairchöre packen ihre Noten zuſammen und entfernen ſich; eine ganz neue Geſellſchaft macht das Palais Royal zum Tummelplatz ihrer Spiele. Wir werden wohl thun, uns zu entfernen, oder wenigſtens die Feder niederzulegen. Dieſer oder jener Telemach könnte unſere Zeilen in die Hände bekommen und was ſich hier nach acht Uhr Abends zuträgt, eignet ſich höchſtens für die ſtrafenden Blicke eines über alle Verſuchung erhabenen Mentors, nicht aber für die frühreife Jugend unſerer Tage.

Chateau des Fleurs.

Das magiſche grünliche Zwielicht eines langen nordiſchen Sommertages hob die Umriſſe des großen Triumphbogens am Ende der elyſäiſchen Felder ſchärfer hervor, wie tauſend Leuchtkäfer ſchwirrten auf der Chauſſee die Laternen der heimkehrenden Wagen durcheinander, und der Abendſtern ſtieg ſo eben mit rubigem Licht über die langhingeſtreckte weſtliche Wolkenbank in den dunkelnden Himmel, als eine in mehrfarbigen Lampen prangende Inſchrift unſere langſamen Schritte feſſelte. Kein Lüftchen regte ſich und auf hoch über dem Wege ſchwebendem Drathgewebe laſen wir die flammende Inſchrift: Chateau des Fleurs; wir befanden uns in der Nähe der jüngeren Schweſter des Gartens Mabile, vor dem anmuthigen „Blumenſchloß.“ Der weiſe und gerechte Mabile, erwägend, daß ſeine erſte Schöpfung ſich rentire, und daß es unmenſchlich wäre, der Jugend von Paris und Europa eine abermalige Gelegenheit vorzuenthalten, ihre Napoleonsd'or den Weg alles Fleiſches wandern zu laſſen, ſchuf das Blumenſchloß. Er öffnete es an dreien

Tagen in der Woche, an den vier übrigen erſchloß er nach wie vor ſeinen Garten Mabile. Niemand ſieht es Mr. Mabile an, daß er in der Gegenwart in ſeinem Fache eine gleiche klaſſiſche Perſönlichkeit iſt, als Onkel Pandarus in Shakespeare's Troilus und Creſſida; er trägt ſich gemeſſen und einfach wie der ächte Pariſer, und der Orden der Ehrenlegion iſt ihm ebenſo gewiß, als dereinſt eine Rente von fünfzig tauſend Francs.

Das Blumenſchloß, ein ſonſt einfaches Gebäude, erhält ſeinen Namen von den zahlreichen duftenden Beeten, die zauberhaft von unzähligen hervorgenen Gasflämmchen matt erleuchtet und erfriſcht von ſilbern ſchimmernden Waſſerſtrahlen, mit rhodoriſchem Lichte glänzen, und den ſanften Abhang zwiſchen der Höhe des Hauſes und dem Tanzplatz und Orcheſter füllen. Ein ſanfter deutſcher Almanachspoet, der im Schlummer hierher verſetzt würde, könnte erwacht wähnen, ſich im Elyſium zu befinden und Verſe zum Empfange des Schattens Hölty's vorbereiten, wenn ihn nicht alsbald die eindringende Geſellſchaft aus ſeinen lyriſchen ſieben Himmeln ſtürzte. Die glattgekämmte, auf der Stirn geſcheitelte Poeſie iſt hier nicht zu Hauſe; dieſer melancholiſche holde Nachtgedanke der blühenden Vegetation iſt nur ein keuſcher Schleier für das liederliche Paris, und ſelbſt der aufſteigende, noch durch ein dichtes Laubgitter blickende Mond, fürchtet die ſpätere Stunde, die ihn zwingt, ſeinen reinen Glanz in dieſen Pfuhl zu gießen.

Noch iſt der Garten des Blumenſchloſſes nur ſpärlich beſucht. Die Mannen Pilodo's ſtreichen und blaſen allerlei Ouvertüren und Potpourri's in die Nacht hinaus, und auf den Stühlen vor der erleuchteten Halle des Reſtaurants lungern einige Engländer und lindern die Wirkungen des frappirten Champagners, den ſie bei Bery genoſſen, durch Sodawaſſer. Nur neugierige Fremde, ältere Damen unter ſtarker Herrenbedeckung, pilgern in Häuflein durch den reizenden Garten und ſaugen die noch ungetrübte Poeſie auf. Aber ſchon verändert ſich die Scene. Das Orcheſter ſtimmt die ſchauerliche Kloſterſcene aus dem dritten Akte des Robert an, und in allen Gebüſchen rauſcht es von Gewändern; die abtrünnigen Töchter der heiligen Roſalie, wie der Text Scribe's ſo ſchön ſagt, erſcheinen, jedoch nicht mit Leichentüchern, ſondern mit indiſchen Shawls, Brüſſeler Spitzengeweben und Lyoner Seide verhüllt, oder nicht verhüllt. Der Beſitzer des Blumenſchloſſes fordert von ihnen kein Eintrittsgeld; ſie ſind für ihn gute Feen und ziehen die irrenden Ritter in Schaaren herbei. Nun füllt ſich nach und nach der Raum um den tagesbell erleuchteten Tanzplatz, ein feſtgeſtampftes ſaubres Eirich, mit allerlei Cavalieren der modernen Ritter- und Glücksritterſchaft. Der deutſche Gutsbeſitzer, der die Hälfte ſeiner ſtattlichen Einkünfte für eine Saiſon in Paris geſpart hat, der franzöſiſche Provinziale, der unter Angabe von Ausſtellungsgründen ſeiner Gemahlin entwiſcht iſt, der Pa-

riſer Employé, oder „Commis" nach unſerem Lexikon, der Zeitungscorreſpondent mit ſchmutzigem Calabreſer, Maſter Roſtbeaf oder Buckskin mit ſtarr aufgeriſſenen Augen und offenen Mäulern, der matte gleichgültige Dandy aus dem Banquierviertel an der Straße Laffitte, der wildblickende Zuavenofficier und der zahme Berliner Ausſtellungsreiſende, drängen ſich durch die Schaaren der Loretten, die leiſe mit bunten Fittichen, gleich Nachtſchmetterlingen hinſchwebend, auf Beute ausgehen. Die Muſik ſchweigt und wartet die Gruppenbildung ab; da erſchallen mitten in dem murmelnden Haufen plötzlich gellende Stimmen. Zwei höchſt elegante Damen, deren ſchönere von einem Herrn geführt wird, ſind einander begegnet, und die augenſcheinlich verlaſſene Elvira hat mit Taſchenſpielergeſchwindigkeit ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin einen heimlichen Fußtritt verſetzt. Damit nicht zufrieden, ſtürzt ſie wie eine Tigerkatze auf den wachehaltenden Polizeiſergeanten los, und verlangt die ſchleunige Entfernung ihrer Feindinn. Sie ſchnattert eine lange Anklage herunter, und daß dieſe ſehr ernſter Art ſein müſſe, erräth man aus dem Rückzuge der Gemißhandelten in das nahe Dickicht. Aber der Polizeimann iſt ein Philoſoph, er weiß, daß er in einem Haine der Duldung den Cherub ſpielt, und er ſtößt die angeklagte Eva mit ihrem Adam nicht aus dem Paradieſe, ſondern beruhigt obenein die kleine falſche Schlange.

Ein mit Blech beſchlagener Walzer eröffnet den Ball,

ohne ſonderliche Theilnahme zu finden; nur einige ſpindelbeinige Knaben zerren alte Schachteln über das Eſtrich. Der Franzoſe liebt nicht den Walzer; er fühlt ſich nur groß in der Polka oder Quadrille, und das Orcheſter kommt bald ſeinen dringenden Bedürfniſſen entgegen; es ſtimmt eine über Motive aus dem Freiſchütz zuſammengeſchuſterte Quadrille an. Das Lied vom Jungfernkranz und Marens Arie vergalopwalzert, Caspars Trinklied mit dem Jägerchor zuſammengekoppelt, der Sang des Eremiten und Aennchens Schelmereien, werden von den rohen Inſtrumenten aus dem Kupferbergwerk des Herrn Sax, orcheſtermörderiſchen Andenkens, heruntergebellt, wie die wilde Jagd in der Wolfsſchlucht; nun fühlt ſich das junge Frankreich in ſeinem Element. Schnell haben ſich Quadrillen von vier, zuweilen auch nur von zwei Paaren gebildet, die Zuſchauer umdämmen in weitem Kreiſe die Tanzenden, und man iſt im Stande dieſe tugendhaften Tänzer und ihre Damen zu beobachten. Vergebens ſucht man auf den Geſichtern des männlichen Geſchlechtes eine Spur wahren Frohſinns; dieſe Sippſchaft iſt ausgebrannt, nicht wie ein Vulkan, ſondern wie ein Haufen Schwefelhölzer, den ein übermüthiger Bube angezündet. Die Hüte weit in den Nacken gerückt, die Halstücher nachläſſig umgeſchlungen, ohne Handſchuhe, in gewöhnlicher Stadttoilette, verziehen ſie während des Tanzes keine Miene ihrer müden, abgelebten Geſichter; nur in ihren ſpinnenartig dünnen Beinen

herrscht noch ein schauerlich phantastisches Leben. Indem sie wie Bäume langsam von oben absterben, verstehen sie sich gleich diesen auf die abenteuerlichsten Wurzelverschlingungen. Ein kleiner Bursch, unverkennbar einem Badergesellen ähnlich, weiß mit seinen Beinen auf dem Eisrich wahrhaft deutsche bureaukratisch unverständliche Unterschriften zu kriseln; sein Gegentänzer, ein langer pierrotmäßiger Mensch wirft fast verächtlich seine Beine weit von sich und scheint sie blitzgeschwind an unsichtbaren Fäden wieder an sich zu reißen. Jetzt läßt er wie ein Kranich das rechte Bein ganz unter dem Oberrock verschwinden, dann schnellt er es plötzlich hervor, prallt in die Höhe, und das linke Bein schlenkert scheinbar zehnmal geknickt, gleich einem Wetterstrahl auf einem schlechten Bilde, zwischen den Tänzerinnen umher. Die allgemeine Aufmerksamkeit zieht aber ein lieber Alter auf sich; er ist der Alterspräsident unter den Herren. Ein munterer Cellist im Orchester, der ihn schon vorher vielfach geneckt, hat ihn den Regenerator des Tanzes genannt und aufgefordert, in seinem Journal einen Artikel über seine Art, die Quadrille zu tanzen, zu veröffentlichen. Also ein Schriftsteller, ein alter College von seltenem Lebensmuthe, ohne Zähne, mit schneeweißen Bartstoppeln, engbrüstigem Hute, ausrangirtem Frack, weißen Strümpfen und Schuhen, mit schon bemoosten Händen und so schwachen Kinnladen, daß sie im Tanze nicht immer die Zunge in ihrem eigenen Hause zurückhalten

können, ſondern zuweilen in ihrer ganzen Länge erſcheinen laſſen.

In keinem anderen Lande der Welt würde eine ſolche Menſchenruine ſich auf den öffentlichen Tanzplatz wagen; es iſt das Privilegium des franzöſiſchen Greiſes, den Affen zu ſpielen und darauf ſtolz zu ſein. Der liebe Alte ſchwebt in der Quadrille unter den jüngſten Frauenzimmern und Burſchen, ja die pikanteſten Loretten nehmen ſeine Aufforderung zum Tanze mit Vergnügen an, denn ſie wiſſen, daß ein Kometenſchweif von Bewunderern des In- und Auslandes ſeinen Sprüngen folgt, und auch ihre Künſte einen größeren Zuſchauerkreis finden. Außer bockſteifen Entrechats beſteht ſein Haupteffekt in einem Umtrippeln ſeiner Tänzerin mit ſanft gebogenem, graziös erhobenem Arme, ein Effekt, der nie ohne allgemeines Bravo bleibt.

Die Verwegenheit der Tänzerinnen iſt ungleich größer. So abgetrauert und vernutzt ihre Cavaliere ausſehen, ſo nebenſächlich ſie den Tanz treiben, ſo geſchäftsmäßig geben ſich ihm die Damen hin. Ihre weiten, reichgeſtickten und koſtbaren Kleider ſind nur Parlamentairflaggen, die ſie mit beiden Händen ergriffen haben, und nach allen Weltgegenden flattern laſſen, als wollten ſie die anweſenden Vertreter ſämmtlicher Nationen einladen, ein Bündniß mit ihnen einzugehen. Sie ſind fortwährend bemüht, die Touren des Tanzes auszubeuten, um dem Zuſchauer die reellen Vortheile des künftigen internationalen Han-

dels in ein richtiges Licht zu ſtellen. Kein Kaufmann auf den Boulevards kann ſeine Waaren koketter arrangiren, als dieſe beweglichen Schaufenſter die ihrigen. Da iſt eine kleine Tänzerin von der Oper, in der Gaunerſprache von Mabile „Rigolette“ genannt, die den Apfel vor allen ihren Nebenbuhlerinnen abſchießt. Ihr Geſicht iſt nichts weniger als ſchön, und ihre katzenartig tückiſchen Augen harmoniren mit einem widerlich thieriſchen Zuge um den Mund, aber ſie iſt eine Meiſterin der Quadrille. Als Spielbälle benutzt ſie ihre Mittänzer und als Fächer ihre ſeidene Robe; niemals avancirt ſie gegen ihre Mittänzerin, ohne ihr einen ſcharfen kränkenden Witz in's Geſicht zu ſchleudern. Einige alte Engländerinnen, welche der Ruf des Ortes angelockt hat, ſtehen wie ein Lot'ſcher Salzſäulengang neben den Manieren dieſes Geſchöpfes und fangen augenſcheinlich an, vor Entſetzen zu verwittern. Die etwas vornehmere Kaſte der Loretten meidet den Tanz; ſie wollen entweder die koſtbare Toilette nicht durch Staub und Schweiß verderben, oder ſie befinden ſich hier auf einem Stelldichein. Im Schatten eines Fliedergebüſches ſitzt in der reichen ſchwarzen Tracht der Spanierinnen eine vollendet ſchöne, junoniſch hohe Geſtalt und drappirt ſich mit ihrem Schleier, indem ſie ruhig in einen jungen eleganten Mann hineinſpricht, der ihre Rede mit umwölkter Stirn anhört. Weiterhin ſchlendert, umgeben von verwildert blickenden Roués, eine Mohrin, durch deren widerſpenſtiges Wollenhaar ſich

reiche Perlenſchnüre ziehen; ihren neidiſchen Shawl ſchleift ſie wie ein Tigerfell nachläſſig hinter ſich her. Auf einer Raſenbank am Wege lagern zwei graue Sünder, nach engliſcher Sitte vom Hut an bis auf die Kamaſchen in denſelben ſchottiſch gemuſterten Stoff gekleidet, und lachen laut über die wahrſcheinlich mehr als dreideutigen Witze, mit denen eine reizende, ganz in ächten Spitzen ſchwebende junge Dame ihre Verdauung würzt. Zahlreiche Lorettenpärchen ohne ritterliche Begleitung irren unruhig umher und ſuchen nach Männchen. Mit ihren dreiſten Augen, deren Glanz ſie nach orientaliſcher Sitte durch einen feinen ſchwarzen Strich über den Wimpern erhöht haben, fragen ſie überall an, und kehren ihre geſchminkten Wangen gegen die hellen Streiflichter, die vom Tanzplatz her in die dunkeln Schattenpartien des Gartens fallen. Dort unter jener blühenden Linde zeigt ſich ein ſonderbares Schauſpiel. Vor einem dichten niedrigen Bosquet von Lebensbäumen ſtehen zwei Damen und unterhalten ſich mit einem Weſen, das nicht unähnlich dem Samiel im Freiſchütz, zwiſchen dieſen dunklen traurigen Pflanzen aus der Hölle aufgeſtiegen zu ſein ſcheint. Es iſt ein elegant gekleideter ſchwarzer Mann, der ſein Geſicht feuerroth geſchminkt hat und eine dicke rabenſchwarze Perrücke nebſt gleich falſchem Schnurr- und Knebelbart trägt. Seine großen ſtarren Augen blicken wie aus einer Steinbüſte und unſer deutſcher Begleiter ruft faſt entſetzt: „Sehen Sie dieſen ſchauerlichen geſchminkten Menſchen!“

Ueber die Möglichkeit entsetzt, daß dieses Phantom deutsch verstehe, entfernen wir uns rasch und verlassen bald darauf den unteren Theil des Gartens, um von der verlassenen Höhe des Blumenschlosses noch einen innigen letzten Blick auf die lieblichste Park- und Mondscheinscene zu werfen, die so viel sociale Schmach und Prosa mit Naturpoesie verschleiert.

Es war am Abende darauf, als wir zum Diner bei einer liebenswürdigen Pariser Familie geladen, auf einer demnächst folgenden köstlichen Spazierfahrt im Zwielicht nach dem Bois de Boulogne, die Erlebnisse von gestern erzählten, und vor Allem die muntere und geistreiche Frau vom Hause damit belustigten. Mit etwas kleinstädtischer Neugier äußerten wir den Wunsch, den Namen und Stand des feuerroth geschminkten Perrückenmannes zwischen den Lebensbäumen zu erfahren. Man rieth hin und her, man lachte und kam darin überein, daß der schwarzrothe Unbekannte kein Pariser sein könne.

In diesem Augenblicke entstand eine kleine Wagenstauung, die mächtigen normännischen Grauschimmel unserer Berline prallten scharf gegen einen eleganten Tilbury vor uns, der hinten aufsitzende kleine Tiger desselben quiekte laut auf und der Wagenlenker sah sich unwillig um.

„Mein Mann aus den Lebensbäumen!“ rief ich freudig überrascht und gab der Dame einen raschen Wink.

„Ein Landsmann von ihnen und zwar eine hiſtoriſche Größe!“ ſagte ſie nicht ohne Ironie lächelnd.

„Wer? ich bitte Sie, ſprechen Sie —“

„Kein Anderer, als der Grazioſo unſeres Hofes und das unverwüſtliche Vergnügen der vornehmen Clubs, — der vertriebene Herzog von Braunſchweig!“

Der Keller der Unsterblichkeit.

Die heilige Genovefa hat in ihrem Leben, wie nach ihrem Tode stets mit Unglück zu kämpfen gehabt. Nachdem der schändliche Golo durch seine Bosheit Jahre hindurch sie von ihrer rechtmäßigen Behausung fern gehalten, und zu dem uncomfortabelsten toilettelosesten Leben in der Wildniß gezwungen, sollte sie nur kurze Zeit die irdischen Früchte ihrer Tugend genießen. Sie starb, um von Tieck und Hebbel gedichtet, von Robert Schumann komponirt, von einer Brigade von Malern gekreidet, geölt und gekalkt zu werden. Der weltliche Unsegen, der auf der armen Genovefa Zeitlebens geruht, ging aber auf die künstlerischen Gebilde über, die ihrem Andenken gewidmet worden waren. Sie genossen auf dieser undankbaren Erde keine Freude, führten in einsamer Wildniß, fern von dem Geschmack der Menschen, ein spärlich von Maculatur bedecktes Leben und fristeten ihr Dasein nur kümmerlich mit Kritik. Dieses Mißgeschick dehnt sich nicht allein bis auf die Kirchen und Kapellen aus, welche eine naiv gläubige Zeit der Mär-

tyrerin ehelicher Treue und mütterlicher Zärtlichkeit gewidmet, ſondern auch auf den geſchäftlichen Beruf, den ihr ſchöner Genius in der Phantaſie der Menſchen noch heute zu erfüllen hat. Die Sittigſte der Frauen muß dem ſchweren Amte obliegen, mit ihrem Namen die Schutzpatronin von Paris zu repräſentiren und geduldig auszuhalten, wenn ſie von den heutigen Genovefen angebetet wird, die eines Golo Charakter nur dann für ſchändlich erklären, wenn er von Geld entblößt auftritt. Und ſelbſt dieſe ſehr zweifelhafte Anbetung darf die arme Genovefa nicht einmal in ihrem eigenen Hauſe empfangen. Als ihre alte Kirche in Trümmer gefallen und eben ein prachtvoller Neubau fertig geworden war, wehte in der Welt ein den edlen Frauen weniger günſtiger Wind. Die conſtituirende Verſammlung ſuchte ein Logis für große Männer und aus der Kirche der heiligen Genovefa wurde ein Pantheon.

Seit dieſer Zeit halten ſich ihre Gebeine wieder außerhalb des rechtmäßigen Hauſes, ganz wie bei ihren Lebzeiten, in einer verborgen gelegenen Höhle auf, und ein Schwärmer für Genovefa muß an dem ſtolzen Pantheon vorbeigehen, und ſeine Schritte nach dem alten gothiſchen Bauwerk Saint Etienne du Mont richten, wo in einer düſtren Seitenkapelle, links vom Hochaltar, trübſelig umſponnen von einem maſſiven Eiſengitter, vor einem kleinen unſauberen Altar, ihre vielbeſungenen und bemalten Ueberreſte ruhen. Deshalb meiden die

jüngeren und liebenswürdigeren Schützlinge der Genovefa, die Griſetten von Paris, auch dieſen unfreundlichen Ort, und verrichten lieber vor der anmuthigen Bildſäule ihrer Herrin im benachbarten Garten des Palais von Luxemburg im Freien ihre Andacht, wo ſie den Vortheil genießen, von den Studenten, den Bewohnern des Quartier latin, treulich unterſtützt zu werden. Hart neben dem Sarkophage der armen Genovefa ſteht aber ein Triangel, der mit allen den brennenden Kerzen beſtanzt wird, welche die naive Andacht der berühmten Dulderin widmet. Wohl eine halbe Stunde lang ſaß ich unweit davon in einem geſchnitzten Chorſtuhle und zählte die Jahre der alten Weiber zuſammen, die hier heuchleriſch dem Andenken der reinen Geſinnung erſt dann Kerzen anzündeten, nachdem ihre eigenen unſauberen Flammen längſt verloſchen waren. Als ich etwa auf zweitauſend gekommen war und noch immer kein Weſen erſchien, um deren Liebe willen ein Golo ſeine Seele mit einem Verbrechen belaſtet hätte, jammerte mich in tiefſter Seele Genovefa's. Ich ſtand auf, zog meinen halben Frank aus der Taſche und bat die dienende Schweſter eine Kerze auf den Triangel zu ſtecken und anzuzünden. Es war das theuerſte Licht, das ich in meinem Leben bezahlt habe. Dünn wie eine Reitpeitſche, aus dem ſchmierigſten ungebleichten Wachſe gezogen, mit einem Dochte von Bindfaden, war es ein Licht, wie man es in Paris höchſtens den Heiligen, aber

nicht den lebendigen Menſchen anzuzünden wagt. Da jedoch der Glaube allein die Wirkung hervorbringt, ſo ſah ich mit großer Beruhigung auf mein brennendes Licht und ſpürte mit jedem glimmenden Räuber, der ſich am Dochte bildete, einen der Gewiſſensbiſſe ſchwinden, welche ich an dieſer romantiſchen Stelle über die kritiſche Verunglimpfung der Bearbeiter der Genovefaſage empfand. Als mein Licht in unverhältnißmäßig kurzer Zeit herabgebrannt war, fühlte ich mich ſo erleichtert und mein inneres Verhältniß zu der holden poetiſchen Erſcheinung ſo geregelt, daß ich mit Ruhe ihre Schlafſtelle verlaſſen und mich zu dem nahen Pantheon der Expoſition der großen Männer begeben konnte.

Die ſäulengetragene ſtolze Kuppel glänzte im Sonnenſchein, eine mächtige Treppe führte zu den Hallen der Unſterblichkeit, aber als ich wie Ibikus in Poſeidons Fichtenhain, mit ehrfurchtsvollem Schauder eingetreten war, entdeckte ich ſogleich zu meinem Erſtaunen die bekannten Embleme des katholiſchen Gottesdienſtes, den Keſſel mit Weihwaſſer und unſern davon den Pinſel, an deſſen Borſten die eintretenden Andächtigen ihre Finger befeuchten. In der Zerſtreuung, die der raſende Lärm von Paris mit ſich bringt, hatte ich vergeſſen, daß im Jahre 1851 abermals eine Ermiſſion der Unſterblichen aus den oberen Räumen des Pantheon ſtattgefunden, und der gegenwärtige fromme und zartfühlende Beherrſcher von Frankreich gleich nach dem 2. December die

Kirche wieder in ihre urſprünglichen Rechte eingeſetzt habe. Mir fiel ein, daß die ſterblichen Reſte des Stolzes von Frankreich, inſoweit dieſe liebenswürdigſte der Nationen in einer ihrer zahlreichen revolutionären Anwandlungen ſie nicht aus den Särgen geriſſen, und in die Goſſe geworfen hat, in den unterirdiſchen Gewölben gegenwärtig aufbewahrt wurden.

Zwei Männer in ſchäbigen blauen Uniformen mit militairiſchen Epauletten und fettig blinkenden Dreimaſtern, promenirten in der Kapelle zur Linken auf einer Strohmatte und warfen den Eintretenden halb fragende, halb unverſchämte Blicke zu. Nichts an ihnen erinnerte an das ſalbungsvolle tröſtliche Weſen, das den deutſchen Küſter zieret, ſie ſprachen nicht mit wehmüthiger Stimme, ſondern mit mächtigen, in Rothwein und Cognac geſtählten Organen, ſie falteten nicht die Hände, ſondern ſchwangen mit kriegeriſchen Gebehrden große Stäbe und ſtießen ſie heftig auf den Steinboden, wenn etwas ihren Unwillen erregte. Bei alledem waren ſie dennoch nach deutſchen Begriffen Küſter, und zwar Pantheonsküſter. Sie hielten die Ordnung im Innern des Gebäudes aufrecht, nur unterſchieden ſie ſich erſtens durch einen größeren Ingrimm von ihren zahmen Collegen in anderen Pariſer Kirchen, zweitens durch ihre Geldgier. Der Eine bewachte den Eingang zum Kuppelaufgange, der Andere die Gräber der Unſterblichen. Da ich bei dem heftig wehenden Winde mich nicht zur Beſteigung der Kuppel

entſchließen konnte, wandte ich mich an den Grabeswächter und erſuchte ihn, mir den Eingang zu den Grüften aufzuſchließen.

„Nur, wenn mehrere Perſonen beiſammen ſind!“ lautete die barſche Antwort. Vor der Hand waren nur ein junger Prieſter, ſein Bruder, ein Landmann und ich von dem Wunſche beſeelt, hinabzuſteigen; ſehr viele Perſonen dagegen verſammelten ſich vor der Thür zum Kuppelaufgange und wurden nicht eher von dem erſten der Pantheonsküſter eingelaſſen, als bis ſie ſeine Hand, die er ihnen unter die Naſe hielt, mit einigen Sousſtücken gefüllt hatten. Dieſe beiden alten Herren ſchienen, wie die Kellner in den Kaffeehäuſern, ohne Beſoldung zu dienen, und nur auf die Trinkgelder der Gäſte angewieſen zu ſein. Der große Dicke lebte vielleicht von der Kuppel, der unterſetzte Knorrige von den Gräbern. Wir mußten eine geraume Zeit warten, ehe ſich ſo viele Neugierige eingefunden hatten, daß die zu erwartenden Trinkgelder den Knorrigen zufrieden ſtellten, und benutzten die Friſt jeder in ſeiner Weiſe. Der Landmann ſetzte ſich in einen Rohrſtuhl und ſchnarchte, der Geiſtliche machte die Runde vor allen Altären, um überall ein Paternoſter zu beten, und ich betrachtete mit Verwunderung, wie oberflächlich nur alle Inſignien des Cultus im Innern des Gebäudes angebracht ſeien und wie leicht die großen Männer wieder einmal Terrain gewinnen und Fuß faſſen könnten. Da ſchreckte uns alle Drei der ſchauer-

liche Ruf des Knorrigen auf: „Die Gräber! die Gräber!“ Der edle Pantheonsküster erwartete eine genügende Erndte und machte sich mit feierlicher Würde auf die Beine, ohne von dem Schweiß, der sich an seine Füße heftete, irgend wie Notiz zu nehmen. Hinter einer Thür hervor zog er eine große Stallaterne und auf dieses Signal lief der ganze Haufe hinter ihm drein die Doppeltreppe hinab, die zur Gräberpforte führt. Der Knorrige schloß auf und zündete langsam sein Talglicht an. Endlich ging es vorwärts, aber nie in meinem Leben wurden meine Erwartungen ärger getäuscht. Die Berühmtheiten Frankreichs ruhen hier bei Weitem nicht so freundlich und anständig, als z. B. die Weine, sei es in Fässern oder auf Flaschen, in den großartigen Berliner Kellereien, die wir theils über der Erde, theils in unterirdischen Gewölben besitzen. Wenn man z. B. Rousseau's Sarkophag betrachtet, der in einer Art Kartoffelkeller steht, dem dazu nichts fehlt, nicht das kleine Fenster, nicht das Estrich, nicht die sich erst einen Fuß hoch über dem Boden öffnende Thür, nicht der Verschlag, nicht die kahlen Wände, so möchte man meinen, die Unsterblichkeit lagere hier vorläufig nur auf dem Fasse, um später auf Flaschen abgezogen zu werden. Nicht würdiger ist die Zelle des großen Voltaire. Neben dem Sarkophage steht seine Statue und blickt mit dem bekannten wohlgetroffenen sarkastischen Ausdruck — zu dem kleinen Kellerfenster empor. Diese berühmten Dichter erfreuen

sich aber noch eines relativ gewählten Aufenthaltes. Eine Anzahl von Militair- und Civilberühmtheiten steckt über einandergeschichtet in grob zugehauenen Sarkophagen aus ordinärem Sandstein, und nur Marschall Lannes, Herzog von Montebello, erfreut sich gleichfalls eines separaten Raumes und eines geziemenden Monumentes, dessen er aber hier um so eher entrathen könnte, als er im Gewölbe des Invalidenhauses unter dem Dome noch einmal begraben liegt.

Nachdem der Knorrige uns zuerst Rousseau und Voltaire vorgestellt, und mit seiner Lokomotivstimme das Nöthige dazu lapidarisch von sich gegeben hatte, führte er uns zu einem steinernen Modell des Pantheons und schnaufte einen langen Commentar. Noch ganz erfüllt von diesem künstlerischen Genuß, glaubte ich auf seinem Gesichte, so weit der trübe Schimmer des Talglichtes eine solche Beobachtung zuließ, das erste Zeichen von Heiterkeit und innerem Glück wahrzunehmen; er ging uns voraus, nicht wie ein nächtlicher Gule oder Vampyr, sondern wie ein gemüthlicher Greis, der seine Kleinen angenehm zu überraschen gedenkt. Wir gelangten in einen schmalen, wie ein S gebogenen Raum. Hier mußten wir uns militairisch in Reih' und Glied vor der Wand aufstellen, und nun zog dieser Unhold von Pantheonsküster etwas hervor, wie einen aufgeblasenen Schlauch oder eine Handpauke, und begann darauf wüthend mit den Fäusten zu arbeiten, bis von allen Seiten ein scheußliches

Echo antwortete und das Pantheon über uns zusammenzubrechen schien. Mit diesem akustischen Effekt, der so herrlich mit dem Geiste eines angeblich der Meditation und stillen Verehrung gewidmeten Ortes harmonirte, waren zum Glück aber auch die Künste des Knorrigen erschöpft; er zog schweigend weiter, zeigte noch einige Löcher voll berühmter Männer und manoverirte sachte wieder bis zur Treppe und Kellerthür. Zwischen Unwillen und Heiterkeit schwankend, waren wir wohl sämmtlich froh, an das Tageslicht zu kommen, als der hartnäckige Knorrige sich auf die unterste Stufe des Kellers der Unsterblichkeit so stellte, daß Niemand vorbeipassiren konnte, und mit seiner Mordstimme noch einmal in genauen Zahlen die Höhe, Tiefe und Breite des Pantheons angab, woran er unmittelbar die Worte reihte: „Jede Person zahlt nach Discretion; es darf jedoch nicht unter vier Sous sein.“ Es versteht sich von selbst, daß ich der Erste war, der sich mit einigen schweren Kupferklumpen loskaufte und die Treppe hinauf an die Oberfläche von Paris sprang, aber noch mehr als hundert Schritte weit, drang aus der Tiefe das wilde Gezänk der geizigen französischen Gesellschaft hinter mir drein, die einen Gang durch den Keller der Unsterblichkeit mit vier Sous nicht ganz ohne Grund für viel zu theuer bezahlt hielt.

Eine Revue auf dem Marsfelde.

Seit der erſten franzöſiſchen Revolution hat das ungeheure längliche Viereck, welches von zwei Reihen Bäumen, der Militairſchule und der Seine begrenzt wird, bei allen Feſten eine Hauptrolle geſpielt. Auf dieſem gelblichen, feſten Kalkſteinboden iſt das höchſte Weſen von den Männern der Schreckenszeit anerkannt worden, und hier drang ſich noch einmal Napoleon in den hundert Tagen der ermüdeten und decimirten Nation als höchſtes Weſen auf; wenn die Gebieter von Frankreich Paris ihre Macht zeigen wollen, muß ihnen das Marsfeld ſeine unermeßliche Bühne leihen.

Schon von 11 Uhr Vormittags an ſtrömten Schaaren von Fremden, Arbeitern, Frauen und Kindern, längs der Seine den herrlichen Quai d'Orçay hinab, und hielten ſich an dem Gitter des Invalidenhauſes nur ſo lange auf, um einen verwunderten Blick auf dieſe verſtümmelten Krieger jedes Alters zu werfen, die vor ihrer prächtigen Wohnung an der Baluſtrade ſitzend, friedlich ihre Pfeifen rauchten und mit philoſophiſcher Ruhe den Vor-

bereitungen zu dem großartigen friedlich militairischen Schauspiele zusahen. Neben dem linken Flügel des Invalidenhauses vorbei führt der Weg zum Marsfelde. In den Weinhandlungen und Estaminets untersten Klasse, auf beiden Seiten der mit Bäumen bepflanzten Straße, wurden bereits alle Vorkehrungen zur späteren Bewirthung so vieler Gäste getroffen. Die Kellner wischten mit athemloser Geschäftigkeit Gläser und Tassen aus, die Wirthe rannten wie Wahnsinnige zwecklos hin und her, ihre Frauen schüttelten die Körbe und große Gläser mit eingemachten Oliven, und die Kinder, um sich doch einigermaßen nützlich zu machen, zerrten die Haushunde bei den Schwänzen. Hie und da legten jedoch wirklich schon einige junge Blousenmänner ein solides Fundament für die drohenden Anstrengungen des Tages; sie frühstückten Hammel-Coteletts, die in so sprechender Aehnlichkeit mit verkohlten Scheuerlappen nur in und um Paris angefertigt werden können.

Auf dem Marsfelde zeigten sich erst geringe Spuren der bevorstehenden Revue. Nur unmittelbar vor der Militairschule tummelten sich Schaaren von Stadtsergeanten, die heute mit schwarzen Pantalons bekleidet, ein so höchst festliches Ansehen gewährten, daß es schien, als ob sie selbst die Luft durch ihre Athemzüge für die Ankunft des Kaisers von aufrührerischen Atomen reinigen wollten. Auf der unübersehbaren Fläche wimmelte es von Neugierigen, und an der Südseite des Marsfeldes

war man beſchäftigt, die letzte Hand an die Vollendung der Zuſchauertribünen zu legen. Ein Platz auf denſelben koſtete 3 Francs, allein binnen einer Stunde waren ſie dicht mit Zuſchauern bedeckt, die einen ſicheren Sitz und die unbeſchränkte Ausſicht auf das ganze Marsfeld mit 3 Francs nicht für zu theuer bezahlt hielten. Um den geſammten Prunk und Theatereffekt einer ſolchen Revue, wie ihn ihre Veranſtalter beabſichtigten, zu genießen, braucht man wirklich einen Platz auf der oberſten Bank der Tribüne in der unmittelbaren Nähe der Militairſchule. Von einer Höhe von fünf und zwanzig Fuß aus, ſchweift das durch nichts gehinderte Auge über den ganzen Platz bis zu den Koloſſalſtatüen auf der Brücke von Jena. Die Dimenſionen des Marsfeldes aber werden einigermaßen dem Leſer deutlich werden, wenn wir ihm ſagen, daß ein neben jener Brücke aufgeſtelltes Bataillon, nicht höher und länger als ein ſchwarzer Dominoſtein zu ſein ſchien. Auf der Tribüne fand ſich ſehr bald eine höchſt liebenswürdige Geſellſchaft zuſammen und einige alte Herren, die graciös wie Dandy's ihre Augenkneifer handhabten, und mit geſtickten Taſchentüchern kokettirend das nelkenrothe Band der Ehrenlegion alle zehn Minuten abſtäubten, gaben unverdroſſen ſtets dreimal ſo viel Auskunft, als man von ihnen verlangte. Je älter, deſto redſeliger wird der Pariſer, und ein ſchneeweißer Greis, in deſſen Augenbraunen wirklich ſchon einiges Moos wuchs, konnte gar nicht mehr zu Ende kommen,

als er zufällig des Festes der Foderirten erwähnte, von dem er auf dieser Stelle als Knabe Zeuge gewesen zu sein behauptete. Immer dichter häuften sich jetzt die Zuschauer; auf den Haufen unbehauener Steine, die augenblicklich an den beiden langen Seiten des Marsfeldes lagen, sammelten sich Tausende von Blousenmännern mit Weib und Kind, und dicht dahinter etablirten sich unzählige Vermiethungsbüreau's von Stuhlbesitzern, denen sich alle Diejenigen anvertrauten, welche 3 Francs nicht erschwingen konnten, und sich mit einer „Loge zu zwei Sous," wie der Pariser sagt, begnügten.

Allmählig rückten einzelne Truppentheile heran, und von allen Seiten hörte man den eigenthümlich tiefen Klang der französischen Trommeln. Das sehr einfach uniformirte Bataillon der Militairschule von St. Cyr marschirte vor der Halle des Gebäudes auf und erwartete den Moment, um das kaiserliche Paar zu empfangen; unmittelbar vor unserer Tribüne entfaltete sich jetzt der glänzendste Prospekt. Die Elite der Garden zu Fuß, in einer Stärke von fünf Bataillonen, die in ebenso vielen Linien zwei Mann hoch hinter einander standen, nahmen hier ihre Position ein. Die kaiserliche Gensd'armerie, die ausgezeichnetste Truppe Frankreichs, lauter gebräunte bärtige Gesichter, beschattet von Bärenmützen in hellblauen Uniformen mit gelbem Riemenzeug, das Geniecorps, hellblau mit rothen Aufschlägen, die Chasseurs von Vincennes, endlich die vielbesprochenen Zua-

ven von der Garde, bildeten fünf, in allen Farben des Regenbogens ſtrahlende Spaliere. In der Richtung der Brücke von Jena hin, ſchloſſen ſich ihnen die zahlreichen Bataillone der Linien-Infanterie und Chaſſeurs an. Gegenüber auf der Nordſeite des Marsfeldes ſchob ſich eine Eskadron nach der andern hervor und bald war auch dieſer Theil von einer Menge Reiterei bedeckt, deren Einzelheiten das Auge aber bei der bedeutenden Entfernung nicht mehr unterſcheiden konnte. In der Mitte zwiſchen beiden Truppenmaſſen blieb nun ein freier Raum von der Breite des Mittelgebäudes der Militairſchule übrig. Nachdem die ungemein vorwitzigen Zuſchauer von der Polizei auf die liebenswürdigſte Weiſe aus dieſer breiten, von Bajonetten und Säbeln gebildeten Heerſtraße fortcomplimentirt worden waren, ſah man ungehindert bis zu dem Aufgange der Brücke von Jena, und die goldgeſtickten Generäle, die auf herrlichen Schimmeln vor der Brücke courbettirten und ihren Gebieter erwarteten, machten von unſeren Tribünen aus keinen großartigeren Effekt als weiße Flöhe.

Die Zuſchauer beluſtigten ſich bis zum eigentlichen Anfange der Revue mit allerlei geiſtigen und leiblichen Kleinigkeiten. Sie machten Witze über die alten Butterkuchen und Waffeln, die aus der Stadt auf das Marsfeld geſchickt waren, um hier an den Mann gebracht zu werden, warfen ſie den Händlern an die Köpfe, und tranken, um den kratzigen Nachgeſchmack los zu werden,

das gelbe Getränk „Coco" hinterdrein, was so viel heißt, als die Hölle mit dem Teufel kuriren wollen. Die Soldaten kamen hinter die Front und ließen sich von ihren in den Farben der Regimenter uniformirten und bei der Revue hinter der Musik marschirenden Marketenderinnen ein Gläschen einschenken, wobei eine verwegene Alte mit einem kleinen gedeckten Tische, auf dem von einer Serviette verhüllte Weißbrode und Saucischen, einträchtig die versöhnte Parteien, ruhten, die hernach ein Mächtigerer als Beide verzehren soll, sich bis zwischen die Zuaven und Chasseurs einzudrängen wußte. Es gehört wirklich die ritterliche Gutmüthigkeit der französischen Militairs und der Mangel aller Kamaschenknechtschaft dazu, daß man dieses arme Weib bis zu dem letzten Augenblicke in den Reihen der Garden duldete. Erst als zu den Gewehren kommandirt wurde, bugsirte ein würdiger Gardist die Alte mit sehr geschmälerten Parteimitgliedern bei Seite.

Nachdem das kaiserliche Paar das versammelte Auditorium von 55 Eskadrons und 37 Bataillonen, die unbewaffneten Galerien nicht mitgerechnet, länger als eine Stunde lang hatte warten lassen, flimmerte etwas an der Brücke von Jena, die Schimmel der Generäle sprangen noch wilder umher und 30,000 Mann Infanterie zu unseren Füßen traten mit dumpfem Geklirr unter die Waffen. Zugleich begannen ihre 600 Tambours in einem feierlichen Rhythmus zu schlagen, der in diesem Ensem-

die eine wahrhaft erhabene Wirkung hervorbrachte. An den Trommelſchlägern der Gardegenesd'armerie und übrigen vier Bataillone vor unſerer Tribüne konnte man dieſen Rhythmus am Beſten erkennen. Er beſtand in zwei Vierteln, zwei Achteln und wieder einem Viertel in ziemlich langſamem Viervierteltakt, etwa im Tempo des Andante der Don Juan-Ouvertüre. Da dieſes Zeitmaaß faſt ganz den gemeſſenen Charakter eines Trauermarſches hat, ſo beherrſchten die näheren Trommelaccente der Garde nicht ſo vollkommen das Ohr, daß es nicht in den Pauſen zwiſchen den Vierteln, den entfernten vereinten Hauptchor zu hören vermochte, und die Laute von 500 Trommeln der Linieninfanterie drangen jedesmal ſtoßweiſe wie das Stöhnen irgend eines märchenhaften Ungeheuers herüber. Bei der nun herrſchenden Ordnung und dem endlichen Durchbruch der Sonne nach ſechs und dreißig Stunden ſtarken Regens und einer trüben Atmoſphäre, ließ ſich jetzt die ganze Größe des militäriſchen Panorama's ins Auge faſſen. Zwar gewährten die Garden einen impoſanten Anblick, aber er ſtand außer allem Verhältniß mit dieſen unüberſehbaren tiefen Kolonnen der Linieninfanterie, deren Mannſchaften in blauen Waffenröcken und rothen Beinkleidern fünf von Stahl blitzende breite, dunkelfarbige Mauern bildeten. So ſtrahlend ſich die Sonne gegenüber in den Harniſchen und Helmen der Cavallerie auch ſpiegelte, immer kehrte der Blick wieder zu dieſen gewaltigen aneinandergekeilten Schaaren des

Fußvolks zurück. Zwischen beiden lebendigen Mauern hindurch fuhr jetzt zuerst die Kaiserin, begrüßt von Trommeln und Trompeten, im sechsspännigen Wagen, langsamen Schrittes von der Brücke von Jena aus, nach der Pforte der Militairschule, wo das jugendliche Bataillon von St. Cyr ein Spalier gebildet hatte. Der kleine, aus einem Detachement Gardecuirassiere und einem zweiten Gallawagen mit Damengefolge bestehende Zug, sah in seiner Einsamkeit auf der so langen und breiten Bahn fast winzig aus, aber die weißseidene Mantille und der helle Sonnenschirm der schönen Kaiserin leuchteten weithin. Zwei Minuten darauf erschien der Kaiser, gleichfalls nur mit einem geringen Gefolge. Der Retter Europa's — so nannte ihn unser Nachbar, der überhaupt seines Lobes gar nicht müde werden konnte — ritt einen köstlichen Schimmel und hielt sich vortrefflich zu Pferde; der König von Portugal, an Gestalt und Jahren fast noch ein Knabe, verschwand wie ein kleiner Planet in seinem Schatten. Nach kurzem Aufenthalte, während dessen die Kaiserin auf dem mit goldgestickten purpurnen Sammtdecken behangenen Balkon der Militairschule Platz genommen, machte der Kaiser die Runde, zuerst bei der Infanterie, dann bei der Kavallerie; endlich nahm er seine Aufstellung unter dem Balkon der Kaiserin.

Wie sollen wir die jetzt unter den Truppen ausbrechende Rührigkeit schildern? Das französische Exercitium meistert den einzelnen Soldaten nicht so weit, daß er mit

seinen Kameraden wie eine ſtählerne Nadel neben ihres Gleichen, in einem Futterale ſteckte; er darf ſich vielmehr ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit überlaſſen, bis der feierliche Moment des Vorbeimarſches herannaht. Das Herz eines deutſchen Unterofficiers würde wahrſcheinlich durch das ſcheinbar liederliche Schwenken der Kolonnen, durch die nicht allzu gewiſſenhaft gebildeten Fronten und durch das ſchwatzhafte Commandiren ſchwer gekränkt worden ſein, allein Thatſache blieb, daß dieſe auf einem verhältnißmäßig engen Raum aneinandergekeilten 37 Bataillone in Zeit von einer Minute zum Vorbeimarſch fertig waren. Die Schüler von St. Cyr eröffneten denſelben, dann folgten die Zuaven in einem raviden Tempo, dem pas gymnastique, in dem das merkwürdige Bataillon mit ſeinen rothen türkiſchen Beinkleidern und weißen Turbanen, bewaffnet mit langen Minieflinten, unter rauhem Hörnerſchall, wie ein Sturmwind vorüberfegte.

In ſeinen Reihen erblickte man das luſtige, confiscirte Geſicht des tollen Pariſers, dem der Turban die letzte Zuflucht geworden, und neben ihm die ächt arabiſchen Phyſiognomieen und dünnen Kinnbärte der finſtern Muhamedaner von der Küſte und aus dem Innern Algiers; es iſt eine Infanterie, wie ſie an Beweglichkeit, Tollkühnheit und Ausdauer in Beſchwerden ſüdlicher Klimate nicht noch einmal exiſtirt. Nun rollten ſich die endloſen Kolonnen nach einander bis zur äußerſten Erſchöpfung der Nerven der Zuſchauer ab, und es trat erſt

wieder ein Moment der frischen Anregung ein, als die Infanterie ihren Vorbeimarsch beendet hatte, und Artillerie und Kavallerie sich näherten. Die dunkle Bronzefarbe der französischen Kanonen harmonirt mit ihrem graubräunlichen Anstrich und bildet wiederum einen angenehmen Contrast mit den lebhaften Farben der rothen und blauen Monteuren. Je sechs Geschütze, jedes begleitet von seinem sechsspännigen Munitionswagen, auf dessen Kasten die Mannschaften der Fußartillerie, gleichsam bereit, ins ernste Feuergefecht zu eilen, kerzengrade saßen, rollten zugleich vorüber, und die ganze Truppe bestand mit Ausschluß von ferneren zwölf Gardegeschützen aus 36 Kanonen. Der Umstand, daß Niemand von der Bedienung zu Fuß war, verlieh der Artillerie einen überraschend beweglichen und eleganten Anstrich, der seinen Gipfel erreichte, wenn die halben Batterien mit größter Präcision abschwenkten und im Galopp in der Tiefe des Marsfeldes verschwanden. Wenn die ganze französische Kavallerie den 6000 Mann ähnlich ist, welche am 4. Juni paradirten, so kann sie sich mit jeder Reiterei der Welt messen. Namentlich imponirten die Küraſſiere der kaiserlichen Garde durch ihre riesigen Pferde und die Wucht der Männer und ihrer Armatur. Die leichte Kavallerie dagegen erscheint bei aller Gewandtheit etwas schwächlich, und reitet einen Schlag Pferde von wenig Zutrauen erweckendem Aeußeren, auch merkt man leicht, daß der Reiter sein Pferd eher als ein unver-

meidliches Uebel, denn als ſeinen Lebens- und Leidensgefährten betrachtet.

Es war fünf Uhr Nachmittags geworden, als der Kaiſer ſich auf demſelben Wege, den er gekommen war, auch wieder entfernte, und man in dem unermeßlichen Getümmel, das glücklicher Weiſe nicht durch Staub verdunkelt wurde, erkennen konnte, daß ſich um die ſtolze Machtentfaltung des Napoleoniden, um alle dieſe Kanonen, Bajonette, Schwerter und Harniſche ein einfacher blauer Ring zog, die Blouſe auf den Schultern des Arbeiters von Paris. Nicht die frühlingsgrünen Bäume in der Umgebung des Marsfeldes bildeten eine ſo dichte Wand, als jene unſcheinbaren Leinwandkittel, von denen der Kaiſer durch ſeine ſtahlbedeckten und goldgleißenden Myrmidonen, getrennt war. Wie eine meilenlange Boa constrictor zog ſie ſich um das heimkehrende Heer, über die Plätze die Straßen hin, über die Quai's und die Boulevarts, ein herrlicher geſunder Menſchenſchlag mit ſtrahlenden Augen und nervigen Armen.

In dieſem toſenden Waffengeklirr, in dieſer lärmenden Volksmenge giebt es aber noch einen milden Akkord, die Kaiſerin. Als ſie ſich entfernte, drängte ſich eine neugierige Maſſe zu der Pforte der Militairſchule. Ruhig in der ſchwarzen Wolke unbedeckter Häupter hinſchwebend, näherte ſich ihr offener Wagen und mit wahrhaft kindlicher Lieblichkeit verneigte ſich das anmuthige Weſen nach allen Seiten. Sämmtliche Portraits geben

nur die regelmäßigen Formen der Gesichtsbildung wieder, den ganz besonderen raphaelisch madonnenhaften, zwischen Schmerz und Freude schwebenden Ausdruck hat keines festzuhalten vermocht. Es ist ein Gesicht, das viele Schmerzen der Zukunft prophezeit.

Der Hundemarkt.

Vor zwei und zwanzig Jahren beklagte ſich Jules Janin in einem ſeiner Artikel bitterlich über die Verwahrloſung des Hundegeſchlechtes von Paris. Er fand den dortigen Hund nicht würdig der Ele[illegible]der Weltſtadt, er bejammerte die Verderbniß der Race und drang auf die Einrichtung von Inſtituten, um der überhand nehmenden Verbreitung des „Röters“ zu ſteuern. Damals beſtand noch nicht der Hundemarkt in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt; es gab nur Privathändler und einen Markt im Faubourg St. Germain, den die Küſter der Kathedrale von Notre Dame mit den von ihnen heimlich aufgegriffenen Hunden reichlich beſchickten, und die Mediciner beſuchten, um ſich mit Exemplaren für ihre anatomiſchen Verſuche zu verſorgen; etwas Diſtinguirtes von Hunden erſchien nicht auf dem Markte.

Die Lecture dieſes Artikels brachte mich auf den Gedanken, einige Forſchungen anzuſtellen, über die Art und Weiſe, wie man im Jahre 1855 mit dem treuen Gefährten des Menſchen umgehe. Zwei und zwanzig Jahre in

einer so schnell sich fortbildenden Stadt, wie Paris, mochten auch auf diesen Handelszweig einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, und es bildete sich in mir förmlich die fixe Idee aus, daß die Menschen zu Paris, in den letzten Jahren wie Hunde tractirt, unfehlbar dahin gelangt sein mußten, ihre Hunde etwas menschlicher zu behandeln. Meine Bemühungen gingen nun zunächst dahin, zu erforschen, wo man den Hund in der Gesellschaft antreffen könne, mit einem Worte, ob und wo ein Hundemarkt abgehalten werde. Da mich meine Wanderungen und Beobachtungen gelehrt hatten, daß in Paris für Alles, sogar für den Umsatz in Menschen, öffentliche Märkte bestehen, zweifelte ich keinen Augenblick lang an der Existenz einer ähnlichen Einrichtung für das kultsamste Hausthier. Längere Zeit fragte ich vergeblich umher; meine Gönner und Freunde hatten entweder nie Hunde besessen, oder sie waren ihnen schon vor geraumer Zeit gestohlen worden. Ich sah ein, daß ich mehrere Stufen tiefer hinabsteigen müsse, und wandte mich an einen der Geschäftsleute, welche auf den Brücken und Quais neben kleinen Karren sitzen, auf denen schwarze Täfelchen mit der Anzeige stecken, daß hier Hunde entweder gekämmt oder geschoren werden. Es war zufällig ein Ehepaar, auf das ich zuerst stieß. Sein Bureau lag unfern der Morgue unter freiem Himmel auf einer Steinplatte, die eigentlich der Commune, und zum Trottoir gehörte. Augenblicklich ruhte darauf ein enge be-

maulkorbter, an allen Vieren gekrebelter Pudel und tremulirte einen leisen Wehgesang. Ohne sich an diese herzergreifende Melodie zu kehren, war das Ehepaar mit allen Vieren und zwei rostigen Scheeren eifrig beschäftigt, seine natürliche Winterbekleidung in eine leichte Frühlingstoilette zu verwandeln. So harmlos und nützlich an sich dieses Beginnen war, so schrecklich erschien es durch das teuflische Aussehen des Paares der Hundecoiffeure; der kühnste Newfoundländer müßte den Schwanz einkneifen, wenn er diese zottigen und geschwärzten Häupter erblickte. Ihre Tournüre war jedoch freundlicher als ihre Façade; auf meine artige Frage nach dem Hundemarkte erfuhr ich, daß derselbe an jedem Sonntage neben dem Boulevart de l'Hopital auf dem Platze des Pferdemarktes stattfinde. Jetzt wußte ich genug, belohnte das Ehepaar für seine Mittheilung und verzögerte nicht länger den Verschönerungsproceß des gekrebelten Pudels.

Am nächsten Sonntage bestieg ich um zehn Uhr einen Omnibus, dessen Fahrlinie den Boulevart de l'Hopital streifte und begann meine Expedition. Niemals vorher habe ich einen so eisenfünftigen und launischen Omnibus kennen gelernt; entweder seine Carrosserie gränzte an Verrücktheit, oder die Straßen seiner Tour waren über Nacht verrückt geworden. Vorwärts und wieder rückwärts, rechts und links, grade und krumm, ging es durch ein Gewirr von Straßen, bis wir endlich beim

Stadthause an das Tageslicht gelangten. Unterdessen war ich allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, daß der besagte Omnibus gute Gründe zu seinen Kreuz- und Querfahrten gehabt und ein solides Passagiergeschäft gemacht hatte, worüber wir früher bei Gelegenheit einer Charakteristik der Pariser Omnibus gesprochen haben. Genug, wir nahmen vor dem Stadthause eine ganz neue Ladung von Fahrgästen ein und kamen endlich an einen Punkt, wo ich abstieg. Nach zehn Minuten stand ich auf dem Pferdemarkte im Schatten der schönen Allee, die ihn von beiden Seiten einfaßt. Es waren dort Einrichtungen getroffen, um etwa fünfhundert Pferde zu stellen und an Ringe zu binden, frisches Wasser rieselte durch die Gosse und eine kräftige Roßatmosphäre belehrte mich, daß hier der Tummelplatz für die Pariser Centauren sei; von dem Hundemarkte aber sah ich keine Spur. Schon fürchtend, getäuscht worden zu sein, wanderte ich den Marktplatz bergab zwischen den beiden Reihen von Pferdeständen, als ich Spuren entdeckte, welche mein Herz mit frischer Hoffnung belebten. Eine breite Pforte begrenzte den unteren Abhang des Marktes und neben ihr saß ein ernster, fast strenge blickender Mann. Auf einem Gestelle neben ihm hingen etwa hundert höchst schmutzige verrostete Maulkörbe, in deren Schatten ein von Weidenruthen lose geflochtener Deckelkorb stand, aus dem zwei kleine Hunde mich mit einem gellenden Gebell empfingen. Der ernste Mann bekleidete das Amt des

Pförtners des Hundemarktes, stellte Forschungen über verloren gegangene Hunde an, nahm wiedergefundene in Kost und Pension, und vermiethete Maulkörbe für die Dauer des Marktes. Die Bewohner des Deckelkorbes konnten ihrer üblen Laune nach, nur Findlinge, oder von Hunderäubern Gefangene sein, die hier auf ihre Auslösung warteten. Für den eigentlichen Hundemarkt war es noch zu frühe; ich erfuhr, daß derselbe erst pünktlich um ein Uhr stattfinde und sah mich genöthigt wiederzukommen. Die Ankunft des ersten Hundeverkäufers verzögerte indessen meine Entfernung. Er war ein Mann in den auf der Schattenseite des Lebens laufenden Jahren, sein Hut hatte zehn Modegenerationen von Hüten an sich vorübergehen sehen, ohne einem anderen Wechsel, als dem seiner schwarzen Farbe zu unterliegen, der einst sommerlich grüne Frack schimmerte in herbstlichen braunen und röthlichen Tinten, und seine messingenen Knöpfe waren wie überreife Nüsse längst abgeplatzt. Weste und Beinkleider hingen gleich zerrissenen grauen Regenwolken um unfruchtbare Felsen, und die Stiefeln vermochten nach Art schlechter Regierungen nicht mehr die Freiheitsgelüste ihrer Unterthanen, der Zehen, einzuschränken; in der Linken trug dieser Mann einen abgeprügelten Rohrstock, in der Rechten hielt er eine Leine, an der sein Hund wandelte. Ich hätte nicht ein deutsches Herz unter meinem dunkelblauen Sommerpaletot tragen müssen, wenn ich nicht sofort an den Hund des Armen gedacht

hätte, an den einzigen vierfüßigen Freund, den er, nach dem der letzte Biſſen Brodes verzehrt worden, mit thränenden Augen auf den Markt führt, um ſich für wenige Silberſtücke auf immer von ihm zu trennen. Dieſes gefühlvolle Räſonnement wurde durch eine nähere Vergleichung zwiſchen dem Armen und ſeinem Begleiter an der Leine ſehr bald widerlegt. Es war zweifelhaft, ob zwiſchen Beiden ein länger dauerndes, inniges Verhältniß beſtand; denn der Hund, ein chokoladenfarbiges zierliches Windſpiel ſetzte ſeine zarten Füßchen nur ſcheu auf das rauhe Pflaſter und blickte nie vertraulich zu ſeinem Führer empor, ſondern guckte ſtets in auffallender Zerſtreutheit ſchüchtern um ſich. Der biedre Arme dagegen ſchien keine Thränen in den Augen, ſondern nur raſende Eile zu haben, ſeinen „einzigen Freund“ raſch los zu werden, vermuthlich weil er hoffte, mit der Drathſchlinge — wahrſcheinlich ſchwellte eine ſolche ſo auffallend die linke Fracktaſche — ſchnell einen neuen Freund zu erwerben. Auch mißfiel ihm die Anweſenheit des auf und ab ſpazierenden Polizeiſergeanten. Ich entfernte mich daher vorläufig, weil ich nicht Zeuge ſein wollte, wie vielleicht eine unzeitige Entredung den Armen in große Unannehmlichkeiten wegen unbeſonnener Anknüpfung von Freundſchaften mit fremden Hunden verwickelte.

Nach zwei Stunden befand ich mich wieder auf dem Wege zu dem angenehmen Orte. Jetzt bewies mir ſchon in einer Entfernung von einer Achtelmeile ein großarti-

ges Vocalconcert, daß der Hundemarkt auf ſeinem Culminationspunkte ſtehe. Obgleich ich viel über Geſang referirt habe, kommt es mir doch ſehr hart an, dieſen Chor würdig zu beſchreiben. Wie ſich ſpäter auswies, wurde er von mehr als zweihundert Mitgliedern gebildet, die nicht wie in menſchlichen Akademieen und Vereinen zur Hälfte ſchwiegen, ſondern ſämmtlich ihren Part laut und deutlich ausführten. Die Compoſition rührte von keinem beſtimmten Meiſter her; ſie beſtand lediglich aus lauter freien Phantaſieen über die beliebten Themen „Peitſche und Strick.“ Ihre gänzliche Pauſenloſigkeit unterſchied ſie von jeder menſchlichen Muſik. Lange ſtand ich da, gelehnt an einen blühenden Kaſtanienbaum und lauſchte dem Hymnus des Hundegeſchlechtes zur Verherrlichung des Sabbaths, ehe ich meine Vorurtheile über Melodie und Harmonie ſo weit bezwungen hatte, um mich unter die Sänger miſchen zu können.

Der Markt war ſtark beſchickt. Auf dem von der Gluth eines heißen Junitages brennenden Pflaſter wanderten die Hundeverkäufer auf und ab, und trugen ihre Thiere, oder ſtanden hinter den Abtheilungen, wo Hunde jeder Größe und Sorte an die für die Pferde beſtimmten Ringe gebunden waren. Mit Ausnahme einiger Newfoundländer ſah man keinen Hund edlerer Race; die ungeheure Majorität beſtand aus den allergewöhnlichſten Kötern und Kläffern. Ebenſo wenig ließen ſich Käufer blicken, und meine Ankunft erregte, da ich der einzige

Menſch war, der keinen Hund trug, oder an der Leine hielt, eine außerordentliche Senſation. Sofort wurde ich von einem halben Dutzend alter Weiber mit ſchmierigen Hauben umzingelt, die mir eine Menge junger Hunde nahe vor das Geſicht hielten, während ich große Mühe hatte, die würdigen Mütter dieſer Thierchen, die zwiſchen uns umherliefen, nicht mit Füßen zu treten. Kaum befreit von dieſen macbethiſchen Grazien, überfiel mich ein Kerl mit zerſchmetterter Naſe, der zwei zwiebelfarbige haarige Köter, am Rückenfell, wie zwei Eimer trug, und abwechſelnd bald den einen, bald den andern emporhob, um mir ihre unſchätzbaren Eigenſchaften anzupreiſen. Sie verſtanden ſich ſo todt zu ſtellen, daß ſie ſchon die größten Aerzte getäuſcht hatten, ſie ſprangen über Stöcke, ſie gingen in das Waſſer, ſie apportirten ſtachlichte Kaſtanien, ſie hatten die beſte Erziehung genoſſen, die man Hunden angedeihen läßt; nur widerſprachen leider ihre Phyſiognomien dem ihnen geſpendeten Ruhme. Unſern davon ließ dagegen ein Ouvrier in blauer Blouſe ſein ſtruppiges Hündchen alle die Kunſtſtücke wirklich ausführen, mit welchen die zerſchmetterte Naſe nur geprahlt hatte. Das Thierchen war wenigſtens wohldreſſirt, und den ſorgenvoll blickenden blaſſen Handwerksmann ſchien wirklich der Mangel zu zwingen, den luſtigen Spielkameraden ſeiner Kinder loszuſchlagen, um einen Eſſer mehr aus dem Hauſe zu ſchaffen. Der kleine Struppige war augenſcheinlich der gebildetſte Hund des Marktes; die

übrige Sippſchaft, wenn ſie nicht etwa im Karrendienſte ſteif geworden, verſtand ſich offenbar nur darauf, Bratwürſte zu ſtehlen, die Häuſer zu verunſäubern und nach den Beinen zu ſchnappen. Jeder großen Stadt in Deutſchland würde es ſchwer geworden ſein, eine ſo nichtsnutzige Hundegeſellſchaft zuſammenzubringen, wie ſie hier den Cynismus von Paris vertrat.

„Giebt es hier viele geſtohlene Hunde?“ fragte ich den beaufſichtigenden Polizeiſergeanten.

Der Mann machte ein nachdenkliches Geſicht und ſagte: „Monſieur, wahrſcheinlich ſind neun Zehntheile von denen, die Sie hier ſehen, geſtohlen.“

„Und die Polizei bekümmert ſich nicht darum?“ rief ich entrüſtet über dieſe Naivetät eines Mitgliedes der Exekutivbehörde.

„Wer ſollte wohl alle hieſigen Hunde controlliren?“ fragte dagegen der erfahrene Kenner der Menſchen und Köter, und entfernte ſich nach militäriſchem Gruß, um auf dem rechten Flügel Ruhe zu ſtiften, wo ein offenes Feldbeißen unter mehreren der Leine entwichten Kötern auszubrechen drohte. Das ohnehin ſchon betäubende Gekläff und Geknurr artete bei dem Klatſchen der unter die vierbeinigen Raufbolde freigebig ausgetheilten Fuchtel in allgemeine heulende Beileidsbezeugungen aus, und ſelbſt die an dergleichen Auftritte gewöhnten Bewohner der angrenzenden Pferdemarktſtraße ſteckten befremdet die Köpfe zu den Fenſtern heraus. Ich hatte vollkommen

genug und wollte mich in der ausbrechenden Verwirrung entfernen, als mir die erwähnten Weiber abermals den Paß verlegten; ich sollte durchaus einen Hund kaufen. Was war zu thun? Durchaus in der Minorität befindlich, machte ich gute Miene zum bösen Spiele und erklärte, daß ich allerdings die Absicht hege, einen Hund, und zwar einen Mops (Mopse) zu kaufen. Da ich mich überzeugt hatte, daß kein Mops zur Stelle sei, konnte ich ungestraft ein Verlangen nach ihm äußern. Das pfiffige Volk durchschaute aber die leere Ausrede, oder mochte an meiner Verlegenheit erkennen, daß ich mich gerne von ihnen los machen wollte; ein entschlossenes Weib hielt mir also ihren Hund hin und sagte: „Monsieur, hier ist ein Mops." Wäre ich mit der gemeinen Volkssprache von Paris vertrauter gewesen; ich hätte der Wahrscheinlichkeit nach, mich in eine Disputation eingelassen über die Unterschiede zwischen einem Mops und dem sonderbaren Bastard von Dachshund und Affenpinscher, der in den Armen der kühnen Naturforscherin ruhte; als reiner Anfänger in dieser, in ihren unübertrefflichen Abkürzungen so bewundernswürdigen Sprache, die Welten von Gedanken in ein Maulvoll bloßer Consonanten zusammenzukeilen versteht, sprang ich aus der mich umgebenden Weiberrunde in den eben vorbeirasselnden Omnibus und warf den Hundeverkäuferinnen Kußhändchen auf Nimmerwiedersehen zu, indem ich aus tiefstem Herzensgrunde Jules Janin beipflichtete, wenn er den ganzen

französischen Sprachschatz durchwühlt, um die schäbigsten abgegriffensten Vocabeln zur Bezeichnung der erbärmlichsten Hunde von der Welt auszusuchen.

Schon waren wir eine beträchtliche Strecke von dem eigenthümlichen Markte entfernt, als noch immer das vielstimmige Gebell der zottigen Sklaven uns nachschallte, und ich mußte obenein als Lohn für meine Wißbegierde mir gefallen lassen, daß die Passagiere des Omnibus meine Nähe mieden und entferntere Plätze suchten, eine Vorsicht, die keineswegs einem Besucher des Hundemarktes gegenüber überflüssig war, wie ich erst einsehen lernte, als später im Café der Kabylen mein Rock gleichfalls Ansiedler aufnahm, die nur das Mikroskop als nicht identisch, aber nahe verwandt, mit den hüpfenden Freischärlern des Hundemarktes erkennen würde.

Père Lachaise.

Von einem Spaziergange durch die engen und dunklen Gaſſen, welche vom Temple nach dem Boulevard führen, zurückkehrend und erwägend, daß auf dieſem ſchmutzigen Wege einſt Ludwig XVI. von ſeinen Henkern — zur Hinrichtung gefahren worden, fühlte ich meine Aufmerkſamkeit durch ein ſchlichtes, aber feierliches Schauſpiel gefeſſelt. Der Hausflur eines wackligen alten Gebäudes war mit ſchwarzen Tüchern behangen, von denen im Hintergrunde ein großes weißes Kreuz grell abſtach. In der Mitte dieſer künſtlich geſchaffenen Kapelle ſtand ein kleiner Katafalk mit einem Kinderſarge, umgeben von ſechs brennenden Wachskerzen, an dem die Vorübergehenden und die Nachbarſchaft eine kurze Andacht verrichteten, und dann mit gleichgültigen Mienen ihren Weg fortſetzten. Während ich noch in der Nähe dieſes Schauſpieles verweilte, ſtieg der Geiſtliche in Begleitung ſeines Chorknaben die Treppe herab, ſprach die letzten Gebete und entfernte ſich dann, worauf die Eltern und einige Verwandte den Sarg ſeines kirchlichen Schmuckes ent-

kleideten, die Lichter auslöſchten, und dem ſchlichten offenen Leichenwagen folgten, auf welchen der Kutſcher und ein Kirchendiener die Ueberreſte des kleinen Knaben geſetzt hatten. Daß es aber ein ſolcher ſein müſſe, ging aus der Begleitung von Vieren ſeiner Spielkameraden hervor. Dieſe hatten die Schnüre des Leichenwagens ergriffen und ſchritten, wie Soldaten, welche die Zipfel des Leichenwagens eines Kriegsgefährten halten, auf beiden Seiten des kleinen Zuges einher. In munterem Schritte fuhr der Leichenwagen ab, die männlichen Verwandten folgten ihm paarweiſe zu Fuße, die Frauen warfen ihm ohne ſonderliche Rührung noch einige Blicke nach und der Staub eines Kindes, das vielleicht nie in dieſem Hauſe eines armen bedrängten Daſeins die goldenen Freuden der Jugend kennen gelernt hatte, wurde gleichgültig, wie es im Daſein empfangen ſein mochte, auch auf Nimmerwiederſehen von dannen geſchafft.

Seit meinen Kinderjahren bin ich ſtets gern den Leichenzügen gefolgt; zuerſt aus Neugier, dann aus Behagen am eigenen Daſein im Gegenſatze zu dem Todten, zuletzt wie ein Naturmenſch, der eine Muſikbande begleitet: aus Freude an der beſchwichtigenden Harmonie; ich ſchloß mich alſo dem kleinen Gefolge an. Aber ich bekenne, daß ich diesmal dazu noch einen anderen weniger philoſophiſchen Beweggrund hatte. Der Leichenzug bewegte ſich in der Richtung nach dem Kirchhofe Père Lachaiſe, und ich gedachte den Anblick eines klein-

bürgerlichen Leichenbegängnisses mit dem Besuch der weltberühmten Gräberstätte zu vereinigen.

Wir durchkreuzten den Boulevart Beaumarchais und geriethen in ein Gewirr armer Straßen, wo die uns Begegnenden vor dem Sarge die Hüte abzogen und selbst einige, vor einem Kaffehause sitzende Araber, Zeichen religioser Achtung machten; endlich nach einem langen Marsche wandten wir uns rechts, und kamen in die Straße La Roquette, der offenen Vorhalle zum Kirchhofe Père Lachaise. In dieser Straße hat die Industrie des Grabes ihre Werkstätte aufgeschlagen und fertigt die letzten irdischen Eitelkeiten an, die von dem Ruhme der Todten und der Liebe der Hinterbliebenen mit gleicher Beredtsamkeit sprechen sollen. Die Straße La Roquette ißt mit den Würmern an einem Tische. Die Steinmetzen, Gitterschmiede und Kreuzhändler sitzen an dem oberen Ende; die Würmer unten, wohin sie von Rechtswegen gehören. Lägen nicht mitten in der Straße die beiden großen Gefängnisse des Correctionshauses für die verwahrloste Jugend und das unverbesserliche Laster, welches von hier auf das Schaffot geführt wird, die Lebenden besäßen gar keine Anrechte an diesen melancholischen Eingang zu der Schlafstätte der Pariser.

Aufgerichtete Leichensteine jeder Größe und jedes Preises, einfache Gedenktafeln, theure und wohlfeile Gitter, eiserne und steinerne Urnen oder Kreuze, endlich schlichte hölzerne Marken für die Gräber der Armuth, kaum

dauerhaft genug, um die Witterungseinflüsse eines Winters zu überstehen, sind zum Verkauf ausgestellt oder werden von fleißigen Handwerkern angefertigt. Die Thonpfeifen qualmen, die Sägen schrillen, die Hämmer pochen und in das dumpfe Rollen des nie versiegenden Stromes der Leichenzüge mischen sich lustige Couplets von Liebe und Kriegsruhm, von Tanz und Wein. Der Todtengräber im Hamlet sang bei seiner Arbeit doch nur ein düsteres, auf den Tod bezügliches Lied, diese leben vom Grabe und besingen vom Morgen bis Abend das Leben; das geht selbst über die grundernsthafte Phantasie eines Shakespeare.

Die absonderlichste Fabrication ist die der Todtenkränze. Man legt den Verstorbenen in Paris keine Blumen auf das Grab; man kauft fertige wulstartige, über Stroh gearbeitete, weiße oder schwarze Kränze, auf denen mit unächtem Silberstoff eine Widmung „meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester u. a. m." angebracht ist, und hängt diese an den Monumenten auf. Ob die Gemüther zu weich sind, um von dem eigenhändigen Flechten eines frischen Blumenkranzes zu tief ergriffen zu werden, oder ob sie hart genug sind, um dem Andenken Verstorbener über ein Stück Geld, als eine kleine Mühe zu widmen? Es wäre interessant, dieser Sitte und ihrer Entstehung nachzuforschen. Auf den Hausfluren sitzen Frauen, Mädchen und Kinder, arbeiten an solchen Kränzen, verrichten daneben leichte wirth-

ſchaftliche Geſchäfte, reinigen Gemüſe, bereiten Salat, und preiſen den Vorübergehenden ihre Waaren an. Sogar die feierlichen Leichenbegängniſſe ſelber ſind vor den jugendlichen Tirailleuren dieſer Kranzfabrikation nicht ſicher, und wie die Buben ſonſt den Spazierenfahrenden Bouquets anbieten und den Wagen nachlaufen, ſo verſuchen ſie hier frecher Weiſe mit dem Kummer ein einträgliches Geſchäft zu machen.

Unſer Leichenzug legte ziemlich unangefochten ſeinen Weg zurück. Mit vielgeübtem Scharfblick mochten die kleinen Verkäufer bemerkt haben, daß der Schmerz der Leidtragenden nicht groß genug ſei, um ihnen einen Abſatz zu ſichern. Sie zogen ſich zurück und warteten den nächſten Todten ab, der ihnen mehr trauernde Freunde oder lachende Erben zuführen ſollte.

Jetzt lag die Straße der Möbelhändler des Todes hinter uns, und der Wagen fuhr zum Thor hinaus, quer über den Weg der Barrière Aunay in das weite Portal des Kirchhofes, deſſen gepflaſterte Hauptſtraße ſich ziemlich ſteil bergan bis zu der Kapelle erſtreckte. Unſer dürftiger Leichenzug vermaß ſich nicht dieſes Pfades der Reichen und ruhmvoll Unſterblichen; er wandte ſich gleich rechts um den Fuß des Berges und verfolgte eine lange mit kleineren Denkmälern eingefaßte Chauſſee, an deren Ende er hielt und ſeine geringe traurige Bürde von dem Wagen hob, worauf ſich dieſer mit der Eile eines ſchon beſtellten Fiakers im Trabe entfernte. Die

Familienangehörigen begleiteten den von zwei Todtengräbern getragenen, ſchlichten und unangeſtrichenen, einem Cellokaſten ſehr ähnlichen Sarg, zwiſchen verfallenen Denkmälern und Hügeln, den vom Nachtregen ſchlüpfrigen Thonboden des Bergabhanges hinab, bis zu einer flachen Gruft, entledigten ſich des Todten, warfen ihm einige feuchte Erdklumpen nach und kehrten plaudernd in die Stadt zurück.

Wenig erbaut von dieſer frivolen Handlung ſtieg ich durch Schutt und Todtengebeine wieder die Anhöhe hinauf und wanderte zu der eigentlichen glänzenden Gräberſtadt. Es war ein Morgen, um die menſchliche Einbildungskraft zu heiteren und liebenswürdigen Bildern und Gedanken anzuregen. Die uralten Bäume waren mit Blüthen behangen, die Regentropfen auf den Gräſern ſchimmerten wie Diamanten, und lachende Vogelſtimmen erſchallten in den Gebüſchen, um nur zu verſtummen, wenn die kleinen Sänger heranhüpften, um von dem in Spalten und Narben alter Grabſteine angeſammelten Waſſer zu trinken, oder darin zu baden. Die Sonne warf durch die hohen Laubgewölbe wunderbare Blicke auf die Marmorhäuſer der Todten, und über dem verſchleierten lebenden Paris wogten leiſe Nebel. An einem ſolchen Morgen mochten hier vor vierhundert Jahren, als der Ort dem reichen Bürger Regnaut gehörte, luſtige Paare gewandelt ſein und von anmuthigen leichtſinnigen Dingen geplaudert haben, viele Jahre ſpäter mochte

dann der Pater Lachaise, der Beichtvater Ludwigs XIV. hier auf einsamen Gängen, staatskluge Pläne ersonnen, und gute Methoden, sein Beichtkind zu beherrschen, erfunden haben; seit der Vertreibung des Jesuitenordens im Jahre 1763 gehört dieser steile und schöne Berg der Commune von Paris und ist aus einem Landsitz und einem Confessionshause ein Kirchhof geworden. Aber er ist kein Kirchhof im gewöhnlichen Sinne des Wortes; Père Lachaise ist das Persepolis, das Escurial, eines reichen Volkes, und auf seinen luftigen Höhen ruhen alle großen oder wilden Leidenschaften aus, die das Schicksal in Paris enden ließ. Hier oben, wo so viele eingefallene Augenhöhlen den Zauber der schönen Landschaft und fernen Architektur nicht mehr sehen können, versammeln sich die Todten zu einem aristokratischen Club. Wie es einst nach dem Witzwort der Alten nicht jedem freistand „nach Korinth" zu reisen, so hat nicht jeder das Recht oder den Anspruch auf die Höhe von Père Lachaise. Selbst der Ruhm und die hohe Geburt sind unter gewissen Bedingungen ausgeschlossen, denn auf Père Lachaise herrscht mit unumschränkter Macht die Aristokratie des Geldes. Man mag ein noch so schlimmes Andenken hinterlassen haben und es ist Geld dabei; man findet sein Paradebett auf dem Berge bestellt.

Der Kirchhof Père Lachaise oder das Paris der Todten läßt sich wie das Paris der Lebendigen in patricische und plebejische Viertel theilen. In jenen erfreuen

ſich die Schatten eines bleibenden Grundbeſitzes, der ihnen durch das Wort „à perpétuité.“ auf der Kehrſeite ihrer Monumente, und in den Liſten der Behörde verbürgt wird, ſie beſitzen ſtattliche Häuſer, gepflaſterte Straßen, ſchattige Alleen, ſchützende Gitter und kunſtvolle Bildſäulen; in dieſen, wo die Gebeine des armen Volkes gleich wenig Schutz vor den zerſtörenden Kräften der Natur, wie einſt vor denen der Geſellſchaft, finden, dürfen die Todten nur zur Miethe wohnen. Gleich ihren ſchlechten und feuchten Wohnungen im Leben, müſſen ſie, dicht übereinander gepackt in Särgen aus morſchem Holze, mit großen Familienhäuſern am Abhange des Berges fürlieb nehmen, und im bitter ironiſchen Sinne die Lehre von der Bruderlichkeit aller Menſchen bewahrheiten helfen. Dieſe Schädelſtatte, auf die man aus der fernen Höhe wie auf ein weites Aniebolzfeld von Kreuzen und Zeichen herabblickt, gewährt in der Nähe das abſcheuliche Schauſpiel einer verwahrloſten Wildniß. Schutt, Moder und Knochen entſtellen den Todtenacker, der ein Saatbeet fruchtbarer Empfindungen ſein ſollte. Wäre es möglich, daß die Armuth den Menſchen lieblos gegen die Todten machte und den Egoismus in ſeiner Bruſt erſtarkte? Daß der Reichthum auch das Vorrecht einer zarteren Auffaſſung des Daſeins und ſeiner Vergänglichkeit verliehe. Faſt ſcheint es ſo, wenn man den Blick von dem Abgrunde der gemeinſchaftlichen Todtengrube wendet und das vornehme Gräberviertel durchwandert.

Die üblichste Form der Todtenhäuser besteht in einer kleinen schrankenartigen Kapelle, welche durch eine verzierte Gitterthür verschlossen wird, zu der man auf einigen Stufen hinaufsteigt. Das Innere gewährt eben Raum genug für einen Miniaturaltar im Hintergrunde, auf dem neben einem Crucifixe Gefäße mit künstlichen Blumen stehen, und für zwei Betschemel oder Rohrstuhle. Zum Material dieser Kapellen hat Marmor oder Sandstein gedient, doch finden sich auch einige wenige, bei denen man Erz oder Eisenguß benutzt hat. Um zwei bis drei Fuß über der Fahrstraße erhobt, bilden sie lange hügelige Straßen, in denen noch ein schmaler Pfad vor ihren Façaden für den Fußgänger übrig bleibt. Alte hochragende Bäume überwölben sie, und zierliche Gebüsche, die der Zufall, nicht Menschenhand säete, verleihen dem Orte einen malerisch mildernden landschaftlichen Charakter. Die melancholische Betrachtung des Todes kann hier ihrem selbstquälerischen Geschäfte mit Bequemlichkeit nachgehen. Reinliche Stufen und sauber gehaltene Grabsteine laden zum Sitzen ein, und den Freund schöner Aussichten erheitert der Anblick eines unvergleichlichen Panorama's von Paris. Je aufmerksamer man aber die Namen der zur Ruhe gegangenen Einwohner, die statt der Hausnummern über ihren Häuserpforten stehen, durchmustert, desto mehr fühlt man sich durch die Stimme des Ruhmes in das Leben zurückgeführt, das denn doch, wir mögen blicken, nach welcher

Seite wir wollen, für den armen Sterblichen nichts iſt, als eine Vergangenheit, die den ungewiſſen Schatten der Zukunft hinter ſich wirft und uns höhniſch ein Ding, wie einen ſchwachen Strohhalm, die Gegenwart, hinhält.

Die franzöſiſche Centraliſation hat ſich auch hier im Gebiete des Nachruhmes bewährt; faſt alle berühmten Todten von Paris, es ſei denn, man hätte ſie der Ehre des Pantheons gewürdigt, oder beſondere Motive waren für ihre Beiſetzung in den Gewölben des Invalidendomes anzuführen geweſen, ſind hier in glänzender Geſellſchaft beiſammen. Ihre Zeitrechnung geht aber durchſchnittlich nur bis zur franzöſiſchen Revolution zurück, und es ſind allein die Lorbeeren der neueſten Geſchichte, die man hier in marmornen Annalen leſen mag.

Unſer Weg führt uns zunächſt an dem Monument von Caſimir Perrier vorbei, der auf hohem Steinbau, in ganzer Figur, einen weiten Platz beherrſcht. Die Seitenſtraßen zur Linken laufen auf einen poetiſch und heimlich gelegenen Winkel aus, um den ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr neue Gräber gebaut werden. Hier in unmittelbarſter Nachbarſchaft liegen die Männer, die unter der Führung des größten Eroberers aller Jahrhunderte, ſeine Adler durch ganz Europa getragen haben. An dem reichen Familienbegräbniß der Familie Kellermann vorüber, das einem weiten Altan ähnlich ſieht, kommen wir zu dem einfachen, aber erhabenen Denkmal von Maſſena, einem der älteſten Marſchälle des Kaiſers,

seinem Retter in der furchtbaren Schlacht bei Eßlingen, wo das Zünglein der napoleonischen Waage einen Augenblick lang schwankte und die Hand des Unglücks mahnend an seine Krone rührte. Die Marschälle Serrurier, Suchet und Lefebre ruhen in Maßena's Nachbarschaft. Eine unscheinbare Pyramide mit Napoleons eigenen Worten: „L'homme le plus vertueux, que j'aie connu." als Inschrift, schmückt die Asche Larrey's, des vortrefflichen Oberarztes der großen Armee. Unweit von diesen treuen Freunden des Kaisers hat der Zufall seinen schlimmsten Feind gebettet, den Corsikaner und russischen Diplomaten Pozzo di Borgo. Die scharfgeschnittenen geistreichen Züge seiner Büste blicken nicht auf Paris hinab, sondern hinauf zu der Ruhestätte der ergebenen Diener Napoleons, und selbst in dem kalten Marmor liegt noch etwas von der erbitterten Spannung, mit der Pozzo di Borgo die Laufbahn seines überlegenen Landsmannes sein Lebenlang verfolgte.

Auf diese kriegerischen und haßbeseelten Anklänge folgt ein sanftönender Laut der anopfernden Anhänglichkeit. Unmittelbar an der anderen Seite der Hauptallee, welche von dem schmaleren Laubgange, in dem wir uns befinden, durchschnitten wird, nennt ein bemooster Stein den Namen Deseze. Der Vertheidiger Ludwigs XVI. hat das Glück gehabt, in einer Zeit zu sterben, die seinem Andenken das gebührende Recht widerfahren lassen konnte. Sein Grabmal steht unverletzt und keine revolutionäre

Hand hat ſeine beſcheidenen Zierrathen in frevelhafter Parteienwuth beſchädigt, nur die Vegetation kriecht über den Stein und droht ihm mit allmähligem Verderben. Die gegenwärtige Generation in ihrem haſtigen Geldwucher hat keine Muße, um die Ruheſtätte eines treuen Dieners zu ſäubern, oder dieſe Tugend iſt überhaupt in das Fabelbuch geſchrieben, und findet keine würdigen Helden zu ihrer Ausübung mehr. Die Zeitgenoſſen, namentlich die jüngeren, wenden ſich mit Vorliebe zu einem Denkmal, das man in einer ſentimentalen Laune einer anderen Gattung von Treue errichtet hat.

Abälard und Heloiſe ſollen angeblich hier durch ihre überſiedelten Gebeine vertreten ſein, und die unglückliche Liebe von Paris flüchtet zu dieſer Stätte und hofft durch Opferſpenden an das Monument der am ärgſten mißhandelten Neigung, welche je die Welt geſehen, Abhülfe ihrer Leiden. Nirgends findet man ſo viel Votivkränze, als an dieſer Stätte und doch erblickt man nie Perſonen, welche dergleichen aufhängen. Wahrſcheinlich gilt nach der Logik der Pariſer eine unglückliche Liebe für eine ſo lächerliche Sache, daß die feiner organiſirten Seelen die Dunkelheit abwarten, um ihrem frommen Wahne genug zu thun. Das Grab Abälards und Heloiſens iſt vielleicht auch nur ein Wallfahrtsort der ſentimentalen Coquetterie, wie die Juli- und die Vendômeſäule für die politiſchen Schwärmer verſchiedener Farben.

An Börne's Grabe finden ſich nicht mehr ſo viele

Wallfahrer ein, als in früheren Jahren. Iſt man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Sache einer vernünftigen Freiheit mehr durch ſtrebſamen ſtrengen Bürgerſinn, als durch pathetiſche Declamationen leidenſchaftlicher Schriftſtücke genutzt werde: ſein Grabſtein auf der Höhe des Kirchhofes iſt von verwelkten Gräſern umgeben, und keine Station mehr für die deutſchen Reiſenden.

Eine ganz beſtimmte Kategorie, wenn wir bei der Unmöglichkeit, unter faſt vierzigtauſend Denkmälern, auch nur die hervorragendſten Namen in Literatur, Kunſt und Theater aufzuzählen, auf ein anderes Gebiet übergehen, bilden die Monumente der reichen Namenloſen. Sie ſcheinen einerſeits nach dem Syſtem der alten Pharaonen conſtruirt worden zu ſein. Da man nicht in der Lage war, ihnen durch Inſchriften eine höhere Bedeutſamkeit zu verleihen, ſo ſuchte man durch Anhäufung von Maſſen der Zeit Trotz zu bieten, und dem ächten Ruhm ein Bein zu ſtellen. Ausländer und Leute aus den Departements wetteifern miteinander um den Preis dieſes komiſchen und ſchlechten Geſchmackes; nur ausnahmsweiſe verirrt ſich ein Pariſer zu einer ſolchen Narrheit jenſeits der Grube. Wir nennen als den unbeſtrittenen Fürſten dieſer Klaſſe nur einen Namen, den des Herrn Felix de Beaujour, der aus Callas in der Provence gebürtig, eigends nach Paris gekommen ſein mag, um ſeinen verkannten Tugenden entſprechend, würdig begra-

ben zu werden. Auf dem letzten Gipfel des Kirchhofes ſteht die Pyramide dieſes unberühmten Unſterblichen, als ob ſie wie ein Kind noch auf ein Bänkchen ſteigen müßte, um größer zu erſcheinen.

In humoriſtiſchen Bemerkungen über dergleichen krankhafte Liebhabereien der Menſchen ſind wir nach und nach bis zu der hinteren Ringmauer des Kirchhofes vorgedrungen, und ſehen uns in der Mitte einer Menge von fleißigen Arbeitern, die rauchend und plaudernd neue Gräber aufrichten und die Todtenſtadt ſo eifrig vergrößern, als ihre Brüder das heutige Paris der Lebenden.

Wir entfernen uns daher mit der tröſtlichen Betrachtung, daß, ſo ungewiß auch die Vermiethung der neuen Stadtwohnungen ſein mag, die neuen Häuſer auf Père Lachaiſe gewiß und unter jeder Bedingung ſolide Bewohner bekommen werden.

Der Hausschließer.

Die Anlagen einer Nation für Polizeiwesen muß man, ohne einen Irrthum zu begehen, nie nach den öffentlichen Polizeianstalten beurtheilen. Die Italiäner, deren Polizei die gröbste und unleidlichste der Welt ist, deren Paß- und Thorschergen, wie Taschendiebe, Rock, Weste und Beinkleider der Reisenden durchsuchen, geriethen sonst unschuldig in den Verdacht, das polizeisüchtigste der Völker zu sein, während die Franzosen mit ihren höflichen Beamten, ihrer scheinbaren Unbekümmertheit um das Treiben der Einzelnen, und ihrer artigen Nachsicht, in den Geruch kommen könnten, in Polizeisachen kein Talent zu besitzen. Um die Anlagen einer Nation für Polizeiwesen zu ergründen, muß man in ihre Häuser treten, sie innerhalb ihrer Thurflügel beobachten, und man wird entdecken, daß der Italiäner, in dessen Landen es die schlechtesten Schlösser an Zimmern und Schränken giebt, dessen Häuser unbewacht offen stehen, dessen alte Paläste selber, Menschen, Vögeln und Winden als freie Straßen dienen, auf der untersten Stufe polizeilicher Begabung

ſteht, daß hingegen der Franzoſe der eigentliche Poliziſt und Spion der Menſchheit, und ſeine Fürſorge für alle „Unterdrückten und Leidenden“ nur die Theilnahme eines Reviercommiſſarius iſt, der ſich aus Wichtigthuerei und Eitelkeit gern rufen läßt, um die Zänkereien in ſeinem Bezirk durch perſönliches Anſehen zu ſchlichten.

Jedes Haus zu Paris iſt ein Paragraph in dem Syſtem der Polizeiwiſſenſchaft. Unbewachte Häuſer, in denen **man, wie in anderen frommeren Ländern und Städten, unangehalten bis auf den Boden gelangen kann, ſind** dort ein Unding; jedes Haus hat ſeinen Polizeipräfecten, den Hausſchließer (Portier oder Concierge). Eben die Exiſtenz dieſer Menſchenklaſſe beweiſt aber nach dem philoſophiſchen Satze, daß ſich in der höheren und organiſchen Welt die Glieder der Geſchöpfe, und die Kennzeichen der Gattungen, nach ihren Bedürfniſſen erzeugen und entwickeln, daß ein heißes Polizeiverlangen tief in der Nationalſeele liegt, und ein würdiges Seitenſtück zu dem ſogenannten ſechſten Sinn der Franzoſen bildet. Wie es ſich für hochbegabte Naturen ſchickt, ſehen wir deshalb die öffentliche franzöſiſche Polizei auf dem Culminationspunkte dieſer edlen Disciplin angelangt. Sie weiß Alles und beobachtet die leiſeſte Miene der Unwiſſenheit, ſie hat ihre Finger überall, und ſonnt doch die Hände ſorglos in den Hoſentaſchen zu tragen, ſie iſt ſtets **höflich, weil ſie als feiner Kopf weiß, daß es keine grenzenloſere Dummheit für Diplomaten giebt, als ihren**

Opfern den willkommenen Vorwand des Märtyrerthumes in die Hand zu ſpielen, ſie iſt gegen den Einzelnen uneigennützig, weil ſie ihr Geſchäft en gros betreibt, ſie gewährt Freiheit in grob ſinnlichen Dingen, um die erhabenen Neigungen der Menſchheit in prometheiſche Feſſeln zu ſchlagen, und ſich als gefräßiger Geier an den inneren edlen Theilen der ſittlichen Gemeinſchaft zu ſättigen. Das iſt die Meiſterſchaft in ihrer höchſten Entwicklung; die Hauspolizei iſt aber das Schuljungenthum, das A B C der Ueberwachung, das Fibelſtudium, das ſeine Stümperei auf der Stirn trägt, jedoch mit allen den ſcherzhaften Reizen ausgeſtattet iſt, welche der reflectirende Menſch an der unentwickelten Jugend ſo ſehr liebt.

Der Hausſchließer bewohnt immer einen Raum, von dem aus er alle Eintretenden ſehen und anhalten kann. Ein Haus mag noch ſo ſchmal und klein ſein; es muß ein Loch für den Hausſchließer haben, und wäre es auch nicht größer, als die Hütten, die man den vierbeinigen Hauswächtern anzubieten wagt. Das Amt eines ſolchen Hausſchließers beſchränkt ſich aber nicht darauf, kommende Perſonen mit Argusaugen zu prüfen und ihnen die nöthigen Anweiſungen zu geben; er lebt einem höheren Beruf. Er vermittelt die Beziehungen der Außenwelt zu den inneren Zuſtänden und hält die Ordnung im Intereſſe des Ganzen aufrecht. Seine Bedeutung wächſt daher oder nimmt ab mit der Bedeutung des Hauſes,

welchem vorzuſtehen er durch den Beſitzer für würdig gehalten worden iſt. Der Hausſchließer eines Geſandten wird ein Anderer ſein, als der eines Banquiers, der Hausſchließer eines Hôtels ein Anderer, als der in einem winzigen Privathauſe; einen Zug haben ſie ſämmtlich gemein, das Gattungsmerkmal einer kindiſchen Polizeineugier. Verdammen wir ihn indeſſen nicht, ohne ſeine Sache unterſucht zu haben; wir ſehen uns vielleicht durch mildernde Umſtände veranlaßt, Nachſicht zu üben.

Der Hausſchließer muß in einer Behauſung leben, die gleichſam nur ein ganz wohlfeiles Handwörterbuch der dem Menſchen nothwendigſten Bequemlichkeitsvocabeln vorſtellt. Zwiſchen dem Bette, worin die ganze Familie ſo lange ſchläft, bis die Jungen ſo groß ſind, um aus dem Neſte und ins Leben hinausgeworfen zu werden, dem Lehnſtuhl und dem Arbeits-, Eß-, Nacht-, Schreib- und Waſchtiſch, hat der Hausſchließer meiſtens nicht ſo viel Platz, um mit ſeiner Familie aufrecht ſtehen zu können, und doch darf er dieſen traurigen Käfich um ſeines Amtes willen, weder bei Tage noch bei Nacht verlaſſen. Wie verzeihlich erſcheint daher das Verlangen, auch ſeinen geringen Antheil von den Merkwürdigkeiten und Wechſelfällen der bewegten Stadt zu erhaſchen und, wo Alles nach Genuß jagt, die glücklicheren Jäger um einen kleinen Theil der Beute zu erleichtern. Der ſtrenge Wächter des Hauſes iſt der ſtrenge gehaltene Gefangene deſſelben, und nur ſeine Untergebenen ſind frei, wie der Zug-

wird, der an seiner niedrigen Thür vorbeiblaſt und seinen kühlen Athem für zu vornehm hält, um die dunſtige Grube des Elenden zu lüften. Welcher traurige Widerſpruch! Der Hausſchließer kann nicht, wie alle Creaturen des Erdballs, sein Leben in zwei beſtimmt abgegrenzte Hälften von Wachen und Schlaf theilen: ſelbſt die Hausdiebe und Nachtwächter ſind vortheilhafter als er beſtellt, da ſie wenigſtens unbehindert Tag und Nacht vertauſchen können; er muß wie ein treuloſer Frachtfuhrmann oder Flußſchiffer, Wein und Tabak, voll- und quartweiſe, ſo den Schlaf minutenweiſe ſtehlen. Mit der Zeit gewöhnt er ſich an jenen räthſelhaften Zuſtand von Schlafwachen, in dem er ohne ſeinen Schlummer zu unterbrechen, alle Dinge um ihn her genau wahrnimmt. Wenn alle Hausgenoſſen noch ſchlafen, bringt es ſeine Pflicht mit ſich, ſchon munter zu ſein, und die Zeitungen in Empfang zu nehmen, die er wie ein erſter Unterſuchungsrichter vorſichtig ihrer papiernen Hülſe entkleidet und bis auf den letzten Buchſtaben durchſucht, denn er iſt ein Mann, der Gedrucktes und Geſchriebenes gleich fertig leſen kann, und gern von ſich behauptet, er würde bei einer beſſeren Jugenderziehung es bis zur Anwartſchaft auf einen Lehnſtuhl in der Akademie gebracht haben. In Häuſern, mit deren Zeitungsabonnement es ſchlecht beſtellt iſt, und man mag ſagen, was man will, dieſe Häuſer ſind in Paris verhältnißmäßig häufiger, als in irgend einer größeren Stadt Deutſchlands, hat

der Hausſchließer nichts weiter zu thun, als ſich an ſeine Arbeit zu begeben, die entweder mittelſt des Pfriemens oder der Nadel verrichtet wird. Wenn er ein nach dem Hausflur gehendes Fenſter hat, ſo ſetzt er ſich auf den Tiſch und wartet nähend den ferneren Gang der Ereigniſſe ab, hat er nichts als eine Thür, ſo öffnet er dieſe und macht ſich ihrungefertig. Der erſte Menſch, auf deſſen Ankunft er mit Sicherheit rechnen kann, iſt der Briefträger, und die Hypotheſen des Hausſchließers, wer im Hauſe heute einen Brief erhalten, und ob dieſer ein Liebes-, Gelt- oder Mahnbrief ſein werde, verurſachen ihm ein ebenſo großes Vergnügen, als einem Naturforſcher irgend eine neue Vermuthung über die Beſchaffenheit des Lichtes, der Elektricität und des Magnetismus. Wie den Gelehrten nicht der geheimnißvolle hermetiſche Verſchluß der Welt vor verwegener Wißbegier, ſchreckt ihn das Siegel der Briefe niemals ab. Er lieſt ſie nicht gleich ſommambulen Perſonen mit der Herzgrube, er gießt das Siegel nicht vorher in Gyps ab, ſchmilzt den Lack nicht mit einem erhitzten Thonpfeifenkopf, wie manche Poſtbeborden zu thun pflegen; er beſitzt jene wunderbare Fähigkeit, welche Georges Sand in den Conſuelo dem Grafen Albert verlegt, ohne ſie zu motiviren und erklären; er ſieht durch Bretter, alſo auch durch Couverts, es ſteht feſt, daß er den Inhalt aller Briefe kennt, ſo gut als der Graf Albert Alles weiß, was in den nächſten Zimmern und meilenweit von ihm geſchieht. Spielt

das Od des Grafen Reichenbach eine Rolle dabei und sind alle Hausschließer sensible Naturen, die mehr schauen als gewöhnliche Menschen, oder verstehen sie sich auf besonders vortheilhafte Briefeöffnungsmethoden, gleichviel; ihre Allwissenheit in postalischen Angelegenheiten läßt sich nicht läugnen.

Zwischen acht und neun Uhr muß er diese wissenschaftlichen Untersuchungen und sich selber einstellen, um den Chambregarnisten oder nach französischer Redeweise, den Chambrelouisten (Chambre louée) die Stiefeln zu putzen. Sein Weib oder seine Tochter übernehmen unterdessen die Ueberwachung der Pforte und Treppe. Er selber steigt auf Strümpfen zu höheren Regionen des Hauses empor, und klopft mit zarter Hand die Schläfer aus ihren Betten. Zugleich sammelt er die ersten Beobachtungen des Tages ein. Solide Leute interessiren ihn nicht, aber es ist seine Wonne, einen räthselhaften Taugenichts zu ergründen, aus den Stiefeln herauszubekommen, wo er in der vorigen Nacht gewesen, aus den umherliegenden Kleidern zu errathen, wie es mit seinen Finanzen bestellt sei, und aus seinem Humor zu erhaschen, was er heute vorhabe. Gern nähme er außer den Stiefeln auch die Kleider in seine Spelunke hinunter und durchsuchte alle Taschen nach Rechnungen oder Additionen, allein es ist, vielleicht in weiser Voraussicht solcher Eventualitäten, ein unverbrüchliches Gesetz aller Junggesellen, ihre Kleider nicht dem Hausschließer anzuver-

trauen, ſondern ſie ſelber zu reinigen. Während er daher im Erdgeſchoß mit einer Leder und Hoſen freſſenden Glanzwichſe Stiefeln ruinirt, hört man in den oberen Stockwerken, Chanſons, gemiſcht mit leichten Stockſchlägen ertönen; in dieſer Stunde werden die Futterale aller Jünglinge bis zu fünfzig Jahren gereinigt.

Haben ſich die unruhigen Köpfe und Geſchäftsleute entfernt, ſo tauſchen die Zimmervermiether ihre Anſichten mit dem Hausſchließer aus, und holen ſeine amtlichen Gutachten über die verſchiedenen Perſönlichkeiten ein. Alle geben ſehr viel auf ſein Urtheil und behandeln ihn nicht allein als eine Autorität in Klatſchgeſchichten, ſondern auch als einen Mann, der die Schickſale Aller in Händen hält. Er allein vermag durch ſeine Abweiſungen vor zudringlichen Gläubigern zu ſchützen, durch Protection Liebeshändel geheim zu halten, und ſelbſt den Miethe fordernden Hauswirth eine Zeitlang zu bändigen und täuſchen, obgleich er wie Cerberus für ſeine eigene Perſon umſonſt wohnt.

Ueber dem erſten und zweiten Frühſtück des Hausſchließers ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel. Zwar ſieht man ſeine Frau Salat waſchen, ein balkenlanges Brot und eine Bouteille Wein holen; ihn während des Tages eſſen hat man ſo wenig, als die alten Männer gewiſſer Indianerſtämme ſterben, geſehen. Er ſcheint ſich zu dieſem niedrigen irdiſchen Geſchäfte in den verborgenſten Winkel ſeines Gebäudes zurückzuziehen und erſt

ſein Diner, die Hauptmahlzeit des Tages an der Oeffentlichkeit zu vollſtrecken. Er nimmt es, ſo ärmlich es ſein mag, vor aller Welt an ſeinem Schaufenſter ein; dieſes iſt die einzige Zeit, in welcher ſich einſchleichende Diebe, Hoffnung auf Erfolg hätten. Seine Hauptnahrung beſteht in Spinat, der in der Grünzeughandlung bereits fertig gekocht, auf einem kleinen eiſernen Ofen gewärmt, und mit etwas Butter oder Oel gewürzt wird, wenig Rothwein mit Waſſer und einer unglaublichen Maſſe Weizenbrot. An hohen Feſttagen fügt er eine Hammelcotelette oder ein Paar Saucieschen hinzu. Durch dieſe Mahlzeit geſtärkt, ſtopft er nach Tiſch ſeine kurze Pfeife mit ſchwarzem Kraustabak, durch deſſen Verkauf die Regierung des Landes ihren Unterthanen vergeblich das Rauchen abzugewöhnen ſucht, und begiebt ſich vor die Thür, um das zu treiben, was man ſeine „auswärtige Politik" nennen könnte. Vorausgeſetzt, daß er ſich auf der Höhe der Jahre befindet, verſammeln ſich jetzt mehrere junge Hausſchließer um ihn, und lauſchen den Mittheilungen aus ſeinem vielbewegten, aber wenig bewegten Leben, oder die Nachbarinnen benachrichtigen ihn von Intriguen und Fenſterattentaten ſeiner Einwohner, die er aus dem Dunkel der Höhle nicht beobachten kann, die ihm aber plötzlich helle Lichter auf manche bisher unerklärliche Umſtände zu werfen ſcheinen, oder er klagt den Zuhörerinnen ſein Leid über dieſen oder jenen an hartnäckiger Geldbeutelverſtopfung leidenden jungen

Miether, der das bei Obſtructionen ſonſt ſo bewährte Mittel ſtarker Bewegung in freier Luft vergeblich gegen ſeine Leiden anwendet; zuweilen giebt er auch dem Jahr aus Jahr ein an der Ecke poſtirten Polizeiſergeanten einige nützliche Winke, die dieſer mit großem Dank annimmt.

Mit Einbruch der Dunkelheit kehrt er auf ſeinen Poſten zurück und trifft die geeigneten Vorkehrungen für die Nacht. Aus den verſchiedenen Etagen holt er die Lichter der Spätlinge und die äußeren Schlüſſel der Quartiere herunter, und baut ſie vor ſeinem Schaufenſter auf, indem er auf jeden Leuchter vorſorglich einige Schwefelhölzer legt, und nur die Vorſicht braucht, Leuten, die ihn ſpärlich mit Trinkgeldern verſehen, Schwefelhölzer ohne Köpfe zu geben. Dann zündet er ſeine eigene Lampe an, deckt ein durchlöchertes Taſchentuch über den Käfich des Kanarienvogels und ſchlägt die Hausthür zu. Bei der Ausbeſſerung des Rockes eines der Miether oder bei Anfertigung einer Weſte für ein kleines Kleidermagazin, läßt er jetzt ſein ganzes Leben an ſeinem inneren Geſicht vorübergehen. Er erinnert ſich früherer glänzenderer Stellungen in adeligen Häuſern, wo er lange aus der herrſchaftlichen Küche gefüttert und reich beſchenkt, endlich vom Herrn fortgejagt wurde, weil er ein heimliches Verhältniß der Baroneſſe mit einem Neubegünſtigt hatte, er denkt an die ſtrahlende Epoche, als er dann Hülfsſchließer in einem Hôtel geworden war

und für jeden Koffer, den er abgeladen, einen halben Franken Trinkgeld erhielt, er träumt von allen den reizenden Damen, die ihn einst „mein Lieber“ genannt haben, und nickt endlich ein, um Erscheinungen von interessanten offenen Briefen, verfänglichen Visitenkarten, Boten des Schuldgefängnisses und zudringlichen Bettelmarschen zu haben. Da weckt ihn ein jäher Streich; man riß an der Klingel. Die Theater sind aus und der erste tugendhafte Herr aus Deutschland prallt mit großem Geräusch herein, um die Schritte seiner leichtfüßigen Begleiterin zu verbergen, und zündet mit Umständlichkeit sein Licht an, damit jene unterdessen die Treppe hinauf schlüpfen könne — als ob sie am Morgen nicht wieder an der Loge des Argus vorüber müßte!

So endet würdig der Tag eines Hausschließers um Mitternacht.

Schwindel.

Nicht nur hypochondriſche Stubenhocker, ſondern aufgeweckte Lebemänner und Weltleute haben die Ueberzeugung ausgeſprochen, daß unſere Zeit die eines Sinkens des menſchlichen Geſchlechtes ſei, und in Wirklichkeit ſcheinen ihnen die meiſten Wahrnehmungen Recht zu geben. Nun liegt es aber in der Natur der Menſchen, demüthigende Wahrheiten nicht ertragen zu können, und das modernſte Zeitalter ſah ſich gezwungen, um ſein Elend zu verbergen, die Tünche aller traurigen Dinge, den Schwindel zu erfinden. Die Eitelkeit hat einen gleich großen Antheil an ihn, als die Gewinnſucht. Der Schwindel wird daher unter der eitelſten und gewinnſüchtigſten Nation der Welt die höchſte Ausbildung erlangen müſſen. Dieſer theoretiſche Schluß findet in den praktiſchen Zuſtänden Frankreichs ſeine volle Beſtätigung, aber es liegt uns hier nicht daran, den Schwindel höheren Styles ins Auge zu faſſen, und ihn bis zu einer ſolchen Höhe zu verfolgen, wo ihn ſelber vor der Tiefe zu ſeinen Füßen ein Schwindel überfällt; unſerem Plane

getreu, mit dem Skizzenbuche unter dem Arme, die Straßen zu durchwandern, und Gruppen oder Portraits, Ansichten über Menschen und Dinge, auf das Papier zu werfen, überlassen wir den Staatsschwindel der richtenden Geschichte und belustigen uns mit dem heiteren Straßenschwindel, dessen kleine Täuschungen dem Betrogenen nur kurze und leichte Schmerzen verursachen, und den eitlen Betrügern einen höchstens leidlichen und zulässigen Gewinn abwerfen.

Man kennt Eau de Lavande, Eau de Cologne; von dem Eau de Malabar wird man wahrscheinlich noch nicht gehört haben, und doch sprudelt das Wasser von Malabar am Eingange zum Palais Royal, hart neben der Galerie d'Orleans, und wird durch viele Commanditenröhren in mehrere Arrondissements von Paris geleitet, um der leidenden Menschheit Hülfe zu gewähren. Unter den Gegenständen des Schwindels steht dieser Gesundbrunnen oben an, denn nicht allein sein Betrieb, sondern auch das, was er bezweckt, ist nichts als Schwindel. Das Eau de Malabar ist das einzige Heilmittel gegen alle Sorten Haare, die von Natur oder im Laufe der Zeit unangemessene Farbentöne besitzen oder angenommen haben. Wem das Schicksal Feuer über dem Kopfe angelegt, wer den Lohn eines mühseligen oder liederlichen Lebens vor dem gesetzlichen Termine zu frühe in Silber ausbezahlt erhalten hat, dem verspricht der Erfinder des Eau de Malabar eine sichere Abhülfe.

Durch geographiſche Studien von franzöſiſcher Gewiſſenhaftigkeit unterrichtet, daß die Küſte von Malabar der am ächteſten ſchwarzgefärbte Landſtrich des Erdballs ſei, fand ſich jener menſchenfreundliche und geiſtreiche Mann veranlaßt, ſein Heilwaſſer unter der Firma von Malabar fließen zu laſſen. Das Schild ſeiner Hauptniederlage lehrt uns die wunderſamen Wirkungen des Eau de Malabar kennen. Alle darauf befindlichen Perſonen, mit Ausnahme der Dienſtleiſtenden, ſind in dem Moment dargeſtellt, wo ſie die Wirkungen des Wunderquells an ſich ſelber erfahren. Sei es, daß ſie rothe oder weiße Haupthaare oder Bärte tragen; die eine Hälfte ſchimmert ſtets in ihrer natürlichen Farbe, während die Andere unter dem Einfluß der malabariſchen Tinte die drohende Schwärze der Nacht angenommen hat. Wir ſehen hier in einer Reihe von hiſtoriſchen Bildern die Uebergänge von den Schecken zu den Rappen, und da hienieden leider Alles erſt nach dem Begriff der Dauer gewürdigt zu werden pflegt, ſo verfehlt der Herr des Waſſers von Malabar nicht, ſeine Wirkungen ſowohl als äußere, wie als innere, den Organismus auch für die Zukunft berichtigende darzuſtellen.

Ein Feind dieſes Wohlthäters der Menſchheit mag auf den Gedanken gekommen ſein, daß die Exiſtenz von Haaren doch immer die ſtumme Vorausſetzung des malabariſchen Waſſers ſei, und daß, wo jene fehlen, auch dieſes ſeine Kraft nicht üben könne. In fernerer Erwä-

gung, daß gar keine Haare in unſerer Zeit häufiger ſeien, als graue oder rothe Haare, ſchlug er das philokomiſche oder haarfreundliche Waſſer aus dem Felſen, mit welchem verglichen ſelbſt das Eau de Lob nicht mehr bedeutet, als ein Glas Waſſer neben dem Sprudel von Karlsbad. Wie aber den Ungläubigen die handgreiflichſten Garantieen für die Gewalt des philokomiſchen Waſſers darbieten? Ein Jüngling mit einem monſtröſen Haarbuſch wurde aufgefunden und mit der öffentlichen Vertheilung der Adreſſen betraut. Wenn Jemand die Urſache in der Hand trägt, ſo wird Niemand an der Wirkung auf ſeinem Kopfe zweifeln, ſagte der ſinnige Philokomiſt, und veranlaßte den Träger ſeines Ruhmes, den ſchützenden Hut aufzugeben, und baarhaupt in eleganter Toilette die Boulevart's zu beſchreiten, und jeder Witterung Trotz zu bieten. So ſehen wir dieſen Jüngling denn nicht allein bei ſchönem Wetter zum Schrecken aller Männer, die Väter zu werden hoffen, umherirren, und den Kahlköpfen und Bartloſen ſein Waſſer unter die Naſe halten, ſondern er eilt auch ohne Hut und Regenſchirm durch Sturm und Regen, und lehrt die Müßiggänger in den Kaffeehäuſern die Vortheile eines undurchdringlichen ſechs Zoll hohen Haarbuſches ſchätzen, indem er vor ihren Augen wie ein gebadeter Pudel das Waſſer abſchüttelt.

Einen noch weit verwegeneren Schluß von der Urſache auf die Wirkung muthete ein Stahlfederfabrikant

dem Publikum zu, als er zur Empfehlung ſeiner elenden Waare einen Mann ohne Arme miethete, der neben der Juliſäule das Feld ſeiner Thätigkeit eröffnen mußte. Nicht an, ſondern auf einem Schreibtiſche, ſehen wir dieſen Unglückſeligen ſitzen und mit großer Geſchicklichkeit der Zehen, mit mehreren farbigen Tinten kunſtvolle Fracturbuchſtaben und Miniaturen zeichnen. Ein alter leinener Regenſchirm ſchützt ihn vor der Sonne, und ſein Gefährte, dem die Natur die Kraft der fehlenden Hände des armen Fußſchreibers auf die Zunge legte, ſetzt dem nie fehlenden Zuhörerkreiſe die Eigenſchaften dieſer Federn auseinander, ohne welche man mit den Zehen allein nie ſo viel leiſten könnte; was müſſe man daher erſt mit geſchickten Fingern ausrichten. Das Dutzend koſtet nur vier Sous und wird dem Käufer, eingewickelt in eine Zeichnung des Fußſchreibers, überreicht, ohne daß er ſich ſpäter darüber wundern darf, wenn er nur ein halbes Dutzend findet, da der Schreiber ja auch nur die Hälfte ſeiner Glieder von der Natur erhalten hat.

In der Nähe verkauft ein Mann „ſchöne neue Lieder," aber was iſt die Schönheit und Neuheit eines Liedes, wenn es nicht geſungen wird? Aus dieſem Grunde verſammelt der Sänger des Ruhmes und der Liebe talentvolle Arbeiter um ſich, und übt ihnen mit lauter Stimme die Melodieen in der richtigen Berechnung ein, daß ſie im Beſitz der Tonweiſe nun auch den gedruckten Text nicht werden entbehren wollen. Er irrt ſich ſo ſel-

ten darin, daß sein Geschäft in ewiger Blüthe steht, und seine Stimme der häufigsten Unterstützung mit Absynth bedarf, um nicht Lehrer und Schüler im Stich zu lassen.

Wenn Jephta, Brutus und Virginius ihre Kinder opferten, so geschah es um großer tragischer Ideen willen; ein Pariser Vater und Tabaksgauner giebt seinen Sohn nur um des leidigen Schwindels willen zu einem Aergeren, als dem Tode, zur Narrheit her. Im dem Schaufenster eines Cigarettenfabrikanten zeigt sich eine kleine Prosceniumsloge, besetzt mit einem Tische, einem Schemel und verschiedenem Handwerkszeuge. Wenn die Bummelei Vormittags es am ärgsten treibt, muß der Junge in dem reichen Costüm eines spanischen Majo in dieser Loge Platz nehmen, und in blauseidener silbergestickter Affenschande, dem Publikum die Fabrikation der Cigarretten vormachen, und ihre Füllung mit ächtem spanischen Tabak darthun. Die reine süße Kindlichkeit ist in dem armen Knaben indessen nicht so weit erstickt, daß er nicht seinen Vortheil wahrnähme, wenn zufällig keine eleganten und möglicher Weise kauflustigen Leute, sondern nur Gesindel und Buben zugegen sind, und die Arbeit bei Seite legend, die Zunge herausstreckte und seinem wahrscheinlichen Unwillen über hartnäckige Schulversäumniß durch Schimpfen und Gassenwitze Luft machte. Mit diesem kleinen Schaustück verglichen, erfreuen sich die beiden Jungen des Hippodromebesitzers eines beneidenswerthen Looses. Sie brauchen nicht hinter Glas zu

ſitzen und in der Sonne zu braten, und wenn ſie auch im Jokeicoſtüm Zettel austragen müſſen, können ſie wenigſtens auf niedlichen Pony's traben und in den Straßen ſich mit Reiterkünſten beluſtigen. Der alte Reclamenaustheiler für die Pillen des Teufels im Theatre Imperial muß es ſich weit ſaurer werden laſſen, als die Jungen. Er ſpringt an der Ecke der Rue Royale und des Concordienplatzes, da wo der Zuſammenfluß der meiſten Fremden ſtattfindet, raſtlos wie ein Vogel im Käfich von Stange zu Stange, von rechts nach links, von links nach rechts, und drückt ſo vielen Perſonen als möglich den Zettel ſeines Brodherrn in die Hand. Dicke Schweißtropfen hängen an ſeiner Stirn und mit Taſchenſpielergeſchwindigkeit entwickelt er unaufhörlich neue Packete Zettel, nachdem die vorhandenen in unbegreiflicher Geſchwindigkeit unter ſeinen Händen zerſtäubt ſind.

Wie ruhig iſt dagegen das Leben eines Detailliſten in den großen Geſchäften, wo keine Waare mehr als einen halben Frank koſtet. Er ſteht den Tag über hinter ſeinem Ladentiſch und bedarf nur einer anempfehlenden Zunge und philoſophiſcher Gelaſſenheit, letzterer gewiß noch mehr, als erſterer. Er verkauft nämlich kein Stück, das er nicht nach vier und zwanzig Stunden zurückerhielte, jedoch nicht zurücknahme. Seine Waare iſt gebrechlicher als das Daſein überhaupt, heute roth, morgen todt, heute ganz, morgen entzwei; ihre Haltbarkeit iſt, wie die Exiſtenz des Fiſches an das Waſſer, nur

an den Laden gebunden. Einmal daraus entfernt, muß sie in den Händen des Käufers zerbrechen; das ist ihre Halbfrankennatur, die Idee ihres Schwindels. Pfropfenzieher, die im Kork stecken bleiben, während man den Griff in der Hand behält, Messer, deren Klinge sich wie ein Hemdkragen umlegt, während die Brodkruste unverletzt bleibt, Futterale mit Schlössern, die sich einmal auf- aber nie wieder zuschließen lassen, stählerne, wie Blei biegsame Ringe, alle diese Wunder einer sparsamen und billigen Industrie wachsen hier wild, und lassen ein zartes schwergekränktes Gemüth an der Aufrichtigkeit des Handels überhaupt verzweifeln.

Wenn ihrer Tendenz nach auf Dauer berechnete Waaren ein System des Schwindels erweisen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn nach derselben Theorie, Fabrikate, denen man schon eher einige Gebrechlichkeit verzeiht, im Lichte der Unverwüstlichkeit erscheinen müssen. Als der Verfechter dieser Richtung steht der Ritter Mengin da, der behelmte und geharnischte Bleifederhändler. „Ich kam als ein armer Junge mit drei Sous in der Tasche nach Paris und heute besitze ich 100,000 Franken, meine Herren; ich habe sie meinen Bleistiften zu verdanken!“ ruft Mengin von der Höhe seines Einspänners herab der Menge zu und läßt seinen Knappen auf der Drehorgel ein lustiges Stück spielen. „Sehen Sie hier, meine Herren, dies ist einer von den merkwürdigen Bleistiften!“ Nun zeichnet Mengin mit großer Geschicklichkeit,

ohne auf das Blatt Papier zu ſehen, indem er es den Zuſchauern zuwendet, eine Blume, einen Namenszug, in groben und feinen Zügen. „Meine Bleiſtifte ſind von köſtlicher Weichheit, wie Sie ſehen, aber ſie ſind zugleich hart wie Stahl, wollen Sie ſich davon überzeugen? Aber mein Herr dort hinten, Sie merken nicht auf, wenn ich ſpreche!“ Jetzt richten Alle die Köpfe nach dem unaufmerkſamen Herrn, und Mengin verwechſelt, ohne daß es Jemand bemerken kann, unterdeſſen à la Houdin, den mit einem Waſſerblei gefüllten Stift mit einem ähnlichen, offenbar mit feinem Stahl zugeſpitzten, ergreift ein anderthalb Zoll dickes Brett und ſchreit: „Sie ſollen einen Begriff von der Härte meiner Bleifedern bekommen, ſehen Sie dieſes Brett? geben Sie wohl Acht!“ Bei dieſen Worten kehrt er die Spitze des angeblichen Bleiſtiftes nach oben und ſchlägt mit dem Brette ſo gewaltig darauf los, daß die Spitze einen halben Zoll auf der anderen Seite herausdringt. Allgemeines Staunen. „Sie glauben am Ende gar, mein Bleiſtift ſei jetzt ſtumpf und nicht mehr zu brauchen — o Sie irren ſich, einen Augenblick Geduld.“ Mengin reißt nach wiederholten Anſtrengungen den Pſeudobleiſtift aus dem Holze und zeichnet mit dem inzwiſchen ausgewechſelten ächten, abermals eine ſaubere Inſchrift auf das Papier. „Meine Bleiſtifte ſind überdies billig, wer drei kauft, erhält eine Medaille als Prämie.“ Bei den Klängen der Drehorgel ergreift er dann eine kleine Geldſchwinge aus Korb und

wirft einen goldenen Regen in die Luft, die Bleistift-lustigen drängen sich heran und tauschen gegen ihre guten Sousstücke ordinäre Bleistifte und eine schlecht geprägte Münze mit dem Brustbilde des Mannes ein, der wenigstens keinen größeren Frevel an seinen Landsleuten verübt, als daß er sie in Blei betrügt und sich selber nur zum Ritter geschlagen hat.

Zu den fahrenden Rittern gehören auch die Zahnbrecher und Verkäufer von schmerzstillenden Essenzen. Das Verfahren jenes deutschen Dorfschmieds, der den kranken Zahn des Leidenden mit einer starken Schnur an dem Thürpfosten befestigte und dann plötzlich mit einem weißglühenden Eisen auf ihn einsprang, was die verzweifelte Flucht desselben und das gewaltsame Ausreißen des Zahnes zur Folge hatte, gehört für den Pariser Zahnschwindel zu den überwundenen Standpunkten. Nichtsdestoweniger sind seine Methoden von der Art, daß sie nur mit Vortheil außerhalb des Stadtkerns, in der Nähe der Barrieren verübt werden können. Auf dem Platz Valhubert, vor dem Eingange zum Jardin des Plantes, wird man Sonntags in den Vormittagsstunden mit Bestimmtheit einen oder den andern Gewaltthäter in Zähnen antreffen können. Aus guten Gründen müssen ihre Knappen statt der Drehorgel die Trommel führen. Die Einleitung wird durch die Erläuterung und Anempfehlung gebildet. „Meine Herren, ist einer unter Ihnen, der recht schmutzige Zähne hat, so habe er die Güte, zu

mir auf den Wagen zu steigen. Meine Herren, es ist keine Schande, schmutzige Zähne zu haben, wenn man noch nicht so glücklich war, die Hülfe der Wissenschaft kennen zu lernen; meine Herren, es ist aber eine Schande, sich ihrer nicht zu bedienen, wenn sie Hülfe bringt, — wer, meine Herren, hat recht schmutzige Zähne, er vertraue sie mir an, — niemand ist hier, der eine Indiscretion begeht, wer wäre hier einer Indiscretion fähig? keiner! keiner!" Unter lebhaftem, dieser Anrede gespendetem Beifallsklatschen steigt ein alter verwitterter Lumpensammler auf das Rad und zeigt zwei Reihen noch wohlerhaltener Zähne, die aber bisher die Bekanntschaft der Zahnbürste nicht gemacht haben. Der Ritter, dessen Augen mit einer großen blauen Brille verdeckt sind, als ob er eine Wiedererkennungsscene mit einem anderen entsprungenen Galeerensträflinge fürchtete, zieht den Lumpensammler an sein Gaukelbrett im vorderen Theile des Wagens, und fährt ihm mit der in die berühmte Tinctur getauchten Bürste in den Mund. Der Mensch schneidet ein scheußliches Gesicht und fährt mit den Händen nach den Armen des Charlatans, allein dieser läßt sich in seiner Arbeit nicht stören, sondern polirt, als ob das Gebiß aus Polysanderholz bestände, dessen Widerstandsfähigkeit gegen die Politur übel berüchtigt ist. Der Erfolg bleibt nicht aus, nach einer Minute muß der Lumpensammler den Mund mit Wasser ausspülen, einen Blick in den Handspiegel werfen, und siehe da! seine

Zähne gleichen dem Elfenbein. Jetzt untersucht niemand näher, ob nicht etwa die Glasur mit heruntergeputzt sei, die Tinctur wird wie warme Semmel gekauft und der Lumpensammler schleicht unbeachtet an die nächste Röhre der Wasserleitung, kniet nieder und kühlt sein verbranntes Maul. Sobald der Verkauf der Tinctur nachläßt, beginnt der zweite Akt. „Meine Herren, Sie haben die Leichtigkeit gesehen, mit der ich die schmutzigsten Gebisse reinige; ebenso leicht befreie ich Sie von hohlen Zähnen. Wer daran leidet, auch der vertraue sich mir an; den Ersten bediene ich unentgeltlich!“ Ermuntert durch das frühere Resultat kriecht ein armer Kerl mit einer geschwollenen Backe in den Wagen, der Zahnbrecher drückt ihn gegen den Rückſitz, fährt ihm ohne alle Voruntersuchung mit dem stählernen Schlüssel in den Mund, der Knappe schlägt einen Wirbel auf der Trommel, um das Geschrei zu betäuben und in einigen Sekunden erscheint der schuldige Zahn hoch in der Luft und mit ihm ein Stück Kinnlade nebst dem dazu gehörigen Fleisch. Die Trommel wirbelt immer fort, der Unglückliche steigt betäubt vom Wagen, der Charlatan stellt ihn und seine Standhaftigkeit als Muster auf, aber Niemand kann sich zur Nachfolge entschließen und das Schauspiel beginnt vor einem erneuerten Publikum abermals mit der Tinctur.

So lange schon Stiefeln blank geputzt werden, haben die Verfertiger der Wichse außerordentliche Anstrengungen gemacht, die Menschheit von ihren Verbesserungen

zu unterrichten. Je höher die Anzahl der erfinderischen Köpfe und der Wichsrecepte stieg, desto origineller wurden die Methoden der Anpreisung, desto eigenthümlichere Wege mußten eingeschlagen werden, damit noch Jemand den Herolden der neuesten Wichse sein Ohr leihe. Wir wissen nicht, ob es eine ältere oder jüngere Mischung der Stiefelschmiere ist, von der wir reden wollen; wir wissen nur so viel, daß sie sich mit einer Mißgeburt, und zwar mit einem zweiköpfigen Kinde in Spiritus verbunden hat. An den Abhängen des Montmartre, auf der Höhe des lateinischen Viertels, unweit der Weinhallen trieb sich ein Mann umher, der mit Löwenstimme zu der ganz unentgeldlichen Ansicht des Kindes mit zwei Köpfen einlud. In stillem Kummer über so manches ihrer eigenen Kinder, das nicht einmal einen Kopf besaß, fanden sich stets Neugierige in Menge ein, und bildeten um den Besitzer des hochbegabten Wesens einen schweigenden Kreis. Im Mittelpunkt stand ein Behälter, aus dem mit Tüchern umwickelt, das kostbare Glas hervorragte. Man erwartete die Vorstellung, aber man sollte erst eine Einleitung in den Kauf nehmen. „Wenn es allerdings eine außerordentliche Seltenheit ist, daß ein menschliches Wesen mit zwei Köpfen auf die Welt kommt, so erleben wir es doch alle Tage, wir können es sogar als eine Regel fast ohne Ausnahme betrachten, daß alle Menschen mit zwei Füßen geboren werden. Diese beiden Füße zu erhalten und zu verschönern muß die erste Pflicht

jedes denkenden Kopfes sein, und wie geschieht dies am Besten? meine Herren, Sie alle haben gewiß schon die Kunst des Schuhmachers bewundert, aber Sie werden nicht daran gedacht haben, daß dieselbe nichts werth ist, ohne die Wichse. Was ein Mensch ohne Füße, das ist der Stiefel ohne Wichse, ein armes, häßliches, ungeschicktes Ding — meine Herren — unterscheiden wir aber zwischen Wichse und Wichse? eine gute Wichse muß den Stiefel erhalten, wie die Nahrung den Menschen, sie muß ihn erhalten, indem sie ihn verschönert: es giebt nur eine Wichse, welche diese beiden Eigenschaften vereinigt. Sie erhalten sie durch mich, die Kruke zu 25 Centimes — ich bin weit entfernt, wie die Charlatane zu thun pflegen, ihnen mit meiner Wichse etwas vorzuputzen; es verlohnt nicht der Mühe. Sie ist so gering, daß man sagen könnte, diese Wichse putze Stiefel ohne menschliches Zuthun — betrachten Sie meine Stiefel — ich bin seit neun Uhr Morgens unterwegs!" Bei diesen Worten stäubt der arme Teufel mit einem zerrissenen Taschentuche seine Fußbekleidung ab und zeigt ein paar prächtig glänzende halbhohe Schuhe, welche seine Zuhörer das Kind mit zwei Köpfen vergessen machen und veranlassen, einige Töpfchen von der billigen Wichse zu kaufen.

Wie winzig ist dieser Schwindel gegen die Handlung „zum Propheten," dem größten Kleidermagazin. Dem Begründer dieser prahlerischen Firma ist allem Anscheine

nach nicht eingefallen, daß er bei der Wahl seines Schutzpatrones, des Johann von Leyden, einen unglücklichen Schneider zum Genius seines Modemagazines erkoren, denn seine Hausverzierungen lehnen sich nur an die Oper von Meyerbeer. Wäre ihm die wirkliche Geschichte Johanns bekannt gewesen; es ist fraglich, ob er nicht trotz seines Franzosenthums so viel Aberglauben besessen hätte, diese unglückbedeutende Wahl zu unterlassen. So schwebten ihm nur die Erfolge der Oper vor Augen und er schrieb mit flammenden Gasbuchstaben auf sein Dach „der Prophet," malte auf alle transparenten Rouleaux Personen und Scenen daraus, und illustrirte jedes Fleckchen seiner Wände mit prophetischen Beiügen; nur die Schaufenster des Erdgeschosses bleiben im Bereich der Wirklichkeit. Wenn eben Alles Dichtung scheint, so ruhen hier unten Frack, Westen, Paletots, Beinkleiderstoffe, Halstücher u. s. w., aber auch hinter diesen Gegenständen verbirgt sich ein poetischer Sinn, denn ihre Dauerhaftigkeit soll, wie Kenner berichten, nicht länger währen, als die ehemalige Herrschaft ihres Schutzpatrones.

Der Schwindel steckt aber nicht allein in den Kleidern; er steckt auch aus den Kaffeetassen, aus den Flaschen, aus den Tassen und Pfannen empor. Noch vor kurzer Zeit gab es ein großes Kaffeehaus, in dem jeder Gast, als Entgelt für die genossene Tasse, beim Scheiden ein Journal, eine Broschüre oder eine Marke erhielt. Von Letzteren konnte er eine beliebige Anzahl

sammeln und dann ein größeres Werk, etwa einen Roman oder eine Schauspielausgabe von guten Autoren dafür eintauschen. Diese Einrichtung ist erst aufgehoben worden, seit der Wirth die Erfahrung gemacht hat, daß die Zugabe von Journalen für seine Gäste eher eine Abschreckung, als eine Lockung geworden war. Seit dieser Zeit hat er der Literatur den Absagebrief geschrieben und es mit unentgeltlicher unaufhörlicher Musik versucht. Wäre die Sage von dem Teufel in der Flasche nicht so alt, man fühlte sich veranlaßt anzunehmen, die Pariser Weinfabrikanten hätten die erste Anregung dazu durch ihre widersinnigen kratzigen Mischungen aus Blaubeersaft, Aepfelwein und Fruchtessig gegeben. Doch verschreien sich nur diejenigen diesem Teufel, welche nicht mehr als einen Frank an ihr Getränk wenden wollen, denn dieser böse Weindämon ist ein armer Teufel und wagt sich nicht in eine distinguirte Flasche; dem Selterser und Sodawasserteufel kann dagegen Niemand entgehen. Eine ehrliebende Chemie ahmt mit Gewissenhaftigkeit, bis auf das letzte Atom einen Mineralbrunnen nach, und ihr künstliches Selterserwasser vermöchte wohl die Natur selber zu täuschen; das Eau de Seltz in Paris ist das Produkt einer gaunerischen Halbschwester der edlen Scheidekunst. Man hüte sich, es wie einen lauteren Quell der Natur oder der ehrlichen Wissenschaft, unvermischt mit Wein oder Obstsäften zu trinken, wenn man sich nicht über den abscheulichen Kalkbeigeschmack erschrecken will.

Ehe wir zu dem Schwindel in Töpfen und Pfannen kommen, müssen wir von den Katzen reden. Kaum wurde ihnen zu Bubastis in Aegypten eine größere Verehrung gezollt, als in dem modernen Paris. Ehemals der Göttin Pacht, der Schützerin der Geburt heilig, sind sie es jetzt allen alten Weibern, von denen der Staat keine Bereicherung an Soldaten zu erwarten hat. Wohin man tritt, begegnet man einem wohlgekämmten, saubergewaschenen fetten Ungeheuer mit langen seidenweichen Haaren, das sich auf Kissen, in Schaufenstern, auf dem Schooß seiner betagten Herrin wälzt, oder an der Thür steht und den Hunden auflauert, die durch Maulkörbe der Pariser Presse noch ähnlicher gemacht, als sie es ohnehin schon sind, in die Defensive geworfen, vor den angreifenden Katzen das Feld räumen müssen. Der Tag der Rache bleibt nie aus. An einem schönen Morgen erscheint die Herrin mit verweinten Augen vor der Thür, ihre Haare sind gesträubt, ihre flammenden Blicke späben nach allen Seiten; man hat ihr die theure Freundin, die süße fette Mies geraubt. Ein Verräther wußte die holden Laute des liebenden Katers allzutreu nachzuahmen, von Frühlingssehnsucht ergriffen, folgte Mies den lyrischen Klängen und — wir brauchen wohl nicht ausführlicher von dem Schwindel in Töpfen und Pfannen zu reden.

Die Oper.

1. Eine Vorstellung der Hugenotten in der großen Oper.

Die große Oper zu Paris in der Rue Lepelletier genießt im Auslande ein Ansehen, das sie den dienstwilligen Federn der Pariser Journalisten und ihren knechtischen deutschen Uebersetzern verdankt. Die neue Composition eines französischen Tonsetzers wird mit ebenso vielen Proben, als Abfütterungen der darüber zu schreiben Berufenen, begonnen, das Haus wird mit einer starken Claque besetzt, und die Freunde des Meisters halten, wie Reserven in den Laufgräben, hinter dem Orchester und in den Logen, um mit starker Hand sofort zu Hülfe zu kommen, wenn die stürmenden Klatschkolonnen einmal anfangen sollten zu wanken. Niemand mag das, wie man in Deutschland zu thun pflegt, für eine Corruption der Componisten halten; es ist die Art mit Pariser Presse und Publikum zu verfahren, und stände ein Meister auf, der diesem Volke eine zweite „weiße Dame" schriebe, und er componirte vor der Aufführung nicht

auch einen gleich vortrefflichen Speisezettel mit einigen zwanzig Eßnummern; er würde wahrlich nach der ersten Vorstellung nicht sein Haupt ruhig auf das Kissen legen und einschlafen können. Was wir eine Kritik nennen, existirt zu Paris nur zeitweilig in einzelnen Heften der revue de deux mondes und es ist höchst charakteristisch, daß selbst der Ausdruck: „une critique" gleich einen verwerfenden Urtheilsspruch bedeutet. Dergleichen Gedanken beschäftigten mich, als ich eine Stunde nach dem Mittagessen, kurz vor sieben Uhr Abends, vom Boulevart in die Passage de l'Opera einbog, um jene bekannte Oper zu hören, die auf unserem Repertoir noch immer für das beliebteste Werk Meyerbeers, in Paris schon für ein uraltes halbverschollenes Werk gilt, das nur noch den Fremden zu Ehren aufgeführt wird. Kein Claqueur war in der einst glänzenden, jetzt ziemlich ruppigen Passage zu sehen, kein Feuilletonist hielt es noch der Mühe für werth, Kaffeetasse und Cognac zu verlassen; heute mußten die Hugenotten sich auf ihre eigenen Füße stellen. Wenn man ohnehin zehn Franken (2 Thlr. 20 Sgr.) für einen Parquetplatz (Stalle d'Orchestre) bezahlt hat, pflegt man stets Philister genug zu sein, die Erwartungen nach dem Preise zu regulirten, und ich betrat nicht ohne einigen literarisch angehauchten Respekt, die Räume, welche die Wiege des Robert und der Stummen von Portici gewesen waren.

Die Erinnerung an Rogers Verbannung wegen Stimm-

losigkeit trug auch nicht dazu bei, meine Erwartungen herabzustimmen und das prächtige Haus, dessen Logenränge sich mit zierlichen Damen in reizenden Toiletten füllten, während die unteren Räume, vollgestopft mit dunkeln Männergestalten, sich wie ein imposantes Amphitheater bis zum ersten Range erhoben, bestärkten mich in meiner guten Laune. Auch begünstigte mich das Glück; mein Sitz war so gelegen, daß ich nicht fürchten durfte, im Verlauf der Vorstellung von Späterkommenden „überkrochen" zu werden, da bekanntlich in Paris wegen Raumersparniß von Seitengängen keine Rede ist, und Jeder zusehen mag, wie er über lebendige menschliche Gebeine auf seinen nummerirten Platz gelangt. Selbst für die Füße — ein wahres Wunder für Paris — war auf diesem merkwürdigen Sitze Spielraum genug, und es fehlten somit nicht die Hauptbedingungen zur materiellen Glückseligkeit eines Kritikers.

Das Orchester war etwas stärker als die Kapelle zu Berlin; die Differenz betrug einen Contrabaß, zwei Celli, und die verhältnißmäßige Mehrzahl von Violinen und Bratschen. Das Streichquartett bildete einen Halbkreis um den Dirigenten, so daß die vorhandenen acht Contrabässe gleichsam im Hintertreffen standen und mit ihren Stentorstimmen das ganze Heer zusammenhielten. Nach der Munterkeit zu urtheilen, mit der sich die Orchestermitglieder mündlich unterhielten, denn von der barbarischen musikalischen Belustigung des Stimmens,

welche in Berlin eine Haupterquickung der Kapelle ausmacht, war keine Rede, durfte ich auf eine ungemeine Energie der Spieler schließen, aber meine sanguinischen Hoffnungen gingen schon während der kurzen Einleitung nicht in Erfüllung. Nicht daß ich die Bläser irgendwie anklagen sollte, ihre Schuldigkeit unterlassen zu haben; diese Leute empfanden die natürliche Freude an dem Klange ihrer Instrumente, welche jegliches Blech unter allen Himmelsstrichen den Selbstbläsern und Selbstschlägern einzuflößen pflegt, sei es nun zu einem chinesischen Gong oder zu einer Sax'schen Baßtuba geformt; im Streichquartett steckten die eigentlichen Faulpelze oder Schwächlinge. Wenn hie und da der Irrthum nahe lag, daß sie entweder durch die starke Blechinstrumentation erdrückt wurden, oder sich aus Discretion gegen die Sänger mäßigten, so überzeugte ich mich sofort an allen Stellen, wo sie ihren Streicherchor allein geltend machen sollten, daß eine innere Kraftlosigkeit die Schuld ihres Mangels an sonorem Klangwesen und markiger Entschiedenheit trüge. Die ganze Oper hindurch brachten sie es zu keinem energischen Fortissimo; das Aeußerste, was sie leisteten, klang wie das verzweifelte Geschrei eines Asthmatikers.

Die Chöre der Männer und Frauen entsprachen gleichfalls nicht dem Rufe des Institutes; eine Menge alter und ordinairer Stimmen überschrie, was von jugendfrischen Organen darin enthalten sein mochte. Um

hinter dem löblichen Beispiel der Streichinstrumente nicht zurück zu bleiben, schonten sich die Choristen, als ob jeder Silberton ihrer Kehlen einen Napoleonsd'or werth wäre. In der Schwerterweihe herrschte sogar eine solche Einhelligkeit der Vorsicht und Ueberlassung des Ruhmes der Ausführung an die Genossen, daß man beinahe einer Hörtrompete bedurft hätte, um den Haupteffekt am Schlusse zu vernehmen. Das lustige Geplauder in den Logen übertönte nachgerade die fanatischen Gäste der Bluthochzeit. Von einem Eifer und Ehrgeiz, wie ihn der berliner Chor bei ernsten Aufgaben entwickelt, war keine Rede, und diese prosaische Gleichgultigkeit herrschte selbst unter den Solisten, sowohl im Orchester, als auf der Bühne. Man greife die erste beste berliner Wochenvorstellung der Hugenotten bei einheimischer Besetzung heraus, und man wird mehr Poesie, Feuer und Naturwahrheit finden, als in dieser Pariser Aufführung einer der besten Opern des dortigen Repertoire's. Mit welcher Innigkeit befleißen sich unsere Solobläser, einzelne romantische Situationen durch die schwermüthigen Klänge ihrer Instrumente einzuführen; keine Spur davon in der berühmten großen Oper; sie bliesen die Passagen mit vorschriftsmäßiger Präcision herunter, wie Eisenbahnconducteure die Namen der Stationen ausrufen. Die ergreifende Scene zwischen Valentine und Marcel, deren Stimmung durch eine dieser Instrumentaleinleitungen so poetisch angedeutet wird, ging durch die Schlaffheit des

Bläsers ganz zu Grunde, abgesehen davon, daß weder die Sängerin (Poinsot), noch der Bassist (Depassio) eine Idee von dem sittlichen Gehalt des Momentes zu haben schienen.

Der vielbeschrieene Gueymard mochte sich bereits ausgeschrieen haben, denn gleich die erste Romanze mit Begleitung der Viole d'amour verursachte ihm einen furchtbaren Anfall von Fistelkrampf, bei dem das Ohr eines deutschen Referenten mehr litt, als der wohlgenährte große Mann, der aus seinem Brustkasten etwas herauszupressen suchte, was schon lange nicht mehr darin zu finden war. Seine Stimme, ihrer Natur und Klangfarbe nach Roger's Organ sehr ähnlich, aber doch nur insoweit, als zwei Brüder von sehr ungleichen Geistesgaben, aber gleicher Gesichtsbildung, einander ähneln, mochte anfangs nicht ohne Reiz gewesen sein; nachdem der Jugendschmelz abgekreischt worden, war nichts mehr übrig geblieben, als ihre angeborene Dummheit und die Dreistigkeit ihres Besitzers, der das zusammenschmelzende Capital alten Ruhmes aufbrauchte. Nur im vierten Acte, wo Gueymard jene tief ergreifende Melodie singt, deren Innigkeit selbst Richard Wagner, Meyerbeer's Todfeind, nicht abzuläugnen wagt, rührte der Pariser Tenorist an die zartesten Saiten meines Herzens. Zuerst wurde mein Auge feucht, dann fiel eine Thräne auf das Journal „Entracte," das Theaterzettels Stelle an mir vertrat, endlich weinte ich, wie ein Mann nur weinen kann, der

in die Küche tritt, wenn Zwiebeln gerieben werden. Mein Nachbar, ein Stabsofficier von der kaiserlichen Opern-Claque, sah mich theilnehmend an, — ach, ich konnte mich mit ihm ja nicht verständigen, — er hatte meinen Schmerz nicht begriffen, — ich dachte an unseren Pfister, an das himmelschreiende Unrecht, das ich ihm so oft angethan, — ich wünschte mir diesen Guevmard nach Berlin, um Pfister an ihm zu rächen!

An Sorglosigkeit um den geistigen Inhalt der Rolle wetteiferte mit dem guten dicken Jungen die Darstellerin der Valentine (Mad. Poinsot.) Das Duett im vierten Akte wurde eine Art derber Schmollscene im Boudoir, und die feierliche Einsegnung im fünften Akte langweilte sichtlich die gute Valentine, die wahrscheinlich noch auf einem Boulevart souviren wollte. Königin Margarethe wurde von der Laborde, einem stumpfnasigen Kammerkätzchen, mit bester Soubrettenmanier abgegurgelt, und der Graf St. Bris glich in Physiognomie, Anstand, Gesang und Spiel eher einem Gurgelabschneider, der Nachts Fremde ausplündert und in die Seine wirft, als einem fanatischen Aristokraten. Nur der Darsteller des Nevers (Marié) war durch eine gewisse heitere ritterliche Haltung nicht unangenehm, und trug den Moment seiner Verachtung des Hugenottenmordplanes höchst würdig und edel vor.

Das Ballet erhob sich selbst in den Pas der Solotänzerinnen nicht über das empor, was die besseren Mit-

glieder des berliner Corps de Ballet spielend leisten und entbehrte namentlich, was am verwunderlichsten war, jeglicher Grazie. Eine abgetragene Garderobe aller Personen, und abgenutzte, von Hause aus schon mehr als bescheidene Decorationen, deren Zeichnung kaum noch zu erkennen war, bildeten den würdigen Hintergrund zu dieser überaus mittelmäßigen Vorstellung. So blieb denn zum Ersatz für den fehlenden Ohrenschmaus nichts übrig, als eine Augenweide in den Logen zu suchen, in denen eine Art Markt der Stiefschwester der Venus Urania abgehalten wurde. Wenn die Akteure weit hinter deutscher Gewissenhaftigkeit und warmen Diensteifer zurückblieben, und die Interessen des Componisten nur lau vertraten, konnte man mehreren Schönen im ersten Logenrange wenigstens nicht vorwerfen, ihren persönlichen Vortheil hintenan zu setzen. Die Königin dieser koketten Elite der Galanterie war eine Lais von außerordentlicher Schönheit, eine brünette Südfranzösin, welche meine gesammte Nachbarschaft in eine um so größere Aufregung versetzte, je mehr sich die Oper ihrem Ende näherte. Da jede Logenthür ein großes rundes Glasfenster besitzt, so bemerkte ich, daß die Mannschaften, wie die Freier der Penelope, den Ausgang des kleinen Palastes der Schönen belagerten, und Einer nach dem Andern durch die erhellte Fensterscheibe guckten, was jedesmal den schönen Effekt des Mannes im Monde hervorbrachte. Die Holde, die in ihrem reichen Spitzengewande, die vollen Locken

mit einem natürlichen Rosenkranze geschmückt, ruhig da saß, und mit einem Fächer aus schneeweißen Federn spielte, nahm von dieser Fensterschau so wenig Notiz, als ein Portrait von der Bewunderung der Kenner und Laien; nur ihre Begleiterin, eine engagirte Mutter oder Anstandsdame, befand sich in außerordentlicher Unruhe. Sie schien für ihre Herrin „den Rechten" zu suchen. Endlich, als eben die letzten Hugenotten abgeschlachtet worden, langte dieser an und nahm hinter dem Logenvorhang Platz, bis seine Donna ihre Toilette zurechtgezupft hatte. Jetzt stürmte Alles hinaus, um eine Chaine in der Vorhalle zu bilden; wir kamen zu spät. Der Rechte, ein wahres Gerippe an Magerkeit, hatte seine Eroberung schon in Sicherheit gebracht und stand neben der Thür des Phaetons, um dem Kutscher seinen letzten Willen für den Abend zu erkennen zu geben, dann rollte der Wagen den Boulevarts zu, und mehrere tugendhafte, nur wißbegierige Jünglinge stürzten sich in die nächsten Fiaker, um wenigstens nicht die Spur des Mädchens aus der Fremde zu verlieren.

2. Die komische Oper.

Auf ihre komische Oper legen die Franzosen gern ein höheres Gewicht, so daß man voraussetzen darf, sie fühlen trotz der krankhaften Anstrengungen der großen Oper, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, ihre Ausdrucksfähigkeit in dem theatralischen Bündnisse zwischen Poesie und Musik sei am bedeutendsten auf der Seite der angeborenen Heiterkeit des Nationalcharakters. Unstreitig ist die komische Oper das geschmeichelte Bild des Franzosenthums. Alle liebenswürdigen Eigenschaften desselben sind darin mit Meisterschaft hervorgehoben und die Prädestination des Volkes, von künstlerischem Gesichtspunkte aus betrachtet, in dieser Gattung vorzugsweise viel zu leisten, spricht sich in dem Umstande aus, daß seine Tonsetzer, sie mögen noch so mittelmäßig begabt sein, auf dem Felde der komischen Oper, ein Jeder für sich genommen, wenigstens ein Werk geschaffen haben, das man mit vollkommenem Behagen genießen und als glänzend loben kann. Ein Gleiches wird man demnächst in der Ausführung wahrnehmen. Die Akteure fühlen sich hier in ihren Rollen weit heimischer, weil sie den natürlichen Muthwillen nicht unterdrücken, sondern in einer zierlichen Form ausdrücken dürfen, die ihrer Eitelkeit schmeichelt.

Es iſt die Frage, ob der franzöſiſche Akteur, der auf richtig belacht wird, ſich nicht im Grunde ſeines Herzens glücklicher fühlt, als ſein College, deſſen Rollenfach ihn auf ein trockenes und ehrbares Beifallsklatſchen beſchränkt.

Die komiſche Oper, ſie mag ihre Stoffe ſelbſt aus entfernten Zonen entlehnen, behandelt ſie ſtets in Styl und Sprache der Pariſer Salons, wie man vom Trefflichſten ausgehend, bis zum Erbärmlichſten niederſteigend, von der weißen Dame an bis auf Jenny Bell, ſogar in den geringſten Kleinigkeiten beobachten kann. Die leichte Poeſie der Converſation, die Liebesintrigue, die ironiſchen Combinationen des Schickſals in der Geſellſchaft, ja zuweilen einige leiſe tragiſche Anklänge, wenden ſich an die reine Muſik und unterziehen ſich in ihrem klaren Quell einer Läuterung: das iſt die komiſche Oper, das Liebenswürdigſte, was Paris bieten kann. So finden wir denn dieſes Inſtitut, ſelbſt wenn es vermöge zufälliger Umſtände keine muſikaliſchen Kräfte erſten Ranges beſitzt, doch immer von intereſſanten Talenten unterſtützt, die in dieſer Miſchgattung von Plauderei und Coloratur, von Lied und Witz, von luſtiger Situation und pikanten Harmonieen zu Hauſe ſind. Bald muß der Text, bald die Muſik das aufzuführende Werk ſtützen und da nur in den ſeltenſten Fällen beide Factormomente gleiche Anziehungskräfte beſitzen, ſo bleibt zuweilen nur die Reſerve der geſchickten Darſteller übrig, die denn auch nie

ihre Schuldigkeit zu thun versäumt und wenn keine andere, doch oft noch eine Ehrenrettung bewerkstelligt.

Das Lokal der komischen Oper ist ein großer Saal, dessen bescheidene Decoration in Dunkelgrün, Weiß und Gold den ansprechenden Eindruck eines Gesellschaftszimmers hervorruft. Die feinen Cirkel, vom Hofe an bis auf alle Privatleute von Geschmack herab, versammeln sich in einfacher städtischer Toilette, gleichsam zu einer Reunion ohne Etikette. Um an einem handgreiflichen Beispiel die Leser mitten in die Sache zu führen, wählen wir einen Abend, an dem nicht sowohl berühmte alte Werke, als einige Arbeiten gegeben werden, denen die Kunst der Darsteller und Musiker aus eigenen Mitteln das Beste zulegen muß. Ein geschickter Koch soll eine alte Schuhsohle genießbar und wohlschmeckend machen können, forderte ein berühmter Feinschmecker und wir hatten Gelegenheit, die Berechtigung dieser Forderung auch auf einem höheren Gebiete anzuerkennen. Das französische Publikum pflegt in der komischen Oper unersättlicher, als irgend wo zu sein, es sei denn beim Tanze und auf der Börse; es darf also Niemand Wunder nehmen, wenn drei Opern gegeben wurden und die Vorstellung von sieben Uhr Abends bis gegen ein Uhr Nachts währte.

Das Orchester ist im Verhältniß zu den beabsichtigten Zwecken auffallend stark besetzt, was man schon aus den vorhandenen sechs Contrabässen schließen kann, aber

durchaus im Sinne der Gesammttendenz des Institutes geschult; kein anderes Bühnenorchester in Paris vermag sich mit ihm an Präcision des Zusammenspieles, an feiner Deklamation in den Einzelheiten, an Feuer des Vortrages, vollendeter Discretion bei der Begleitung und virtuoser Behandlung großer Passagen messen. Es ist kein störriger Gaul, wie die deutschen Orchester der komischen Oper, auf dem die armen Sänger nur mit Mühe festsitzen und verzweifelt an den Zügeln zerren; es gleicht einem sanften Zelter von edler Race, den ein Kind bändigen kann, und der doch wieder der außerordentlichsten Kraftstücke fähig ist. Jedes einzelne Mitglied erfüllt mit Behagen seine Pflicht und genießt daher auch bei dem untergeordnetsten Instrumente selbstbewußt die künstlerische Freude des Gelingens. Schon die Ouverture verrieth, so inhaltlos sie auch sein mag, den hohen Standpunkt der Kapellisten. Sie gehörte zu der kleinen Oper: „Guten Abend Herr Pantalon.“ An sich ohne Originalität, darf sie höchstens einen Anspruch auf feine Schreibart und einen gewissen Grad heiterer Laune erheben, aber diese löblichen Eigenschaften wurden so außerordentlich klar herausgearbeitet, daß die niedliche Schreiberei im Lichte eines höheren Kunstwerkes erschien. Die Ouverture wurde wirklich ein Prolog zur folgenden Oper, und verbreitete auf der Stelle in allen Zuhörern die rosenfarbenste Laune. Nachdem der Vorhang in die Höhe gerollt war, resignirte das bewunderungswürdige

Orchester vollständig auf seine selbständige Haltung. Seine silbern rieselnden Passagen verwandelten sich in ein sanftes melodisches Murmeln; aber die Sänger verdienten auch diese bechachtungsvolle Aufmerksamkeit. Obgleich keine eigentliche Stimme unter ihnen war, und sie, mit Ausnahme Ricquier's, des alten Komikers, nur in den dritten Rang des Institutes gehörten, führten sie ihre Partieen mit einer Vollendung und Liebe zur Sache aus, die den großen Pariser Erfolg des in Deutschland so gut als durchgefallenen, und nur in einer plumpen Bearbeitung beifällig aufgenommenen kleinen Werkes erklärte. Um nur ein Beispiel anzuführen, sangen die drei Damen das erste Quartett, mit der Tenorstimme hinter der Scene, in absolutem Pianissimo, ohne einander zu sehen, ja wie die Bühnenforderung der Situation es mit sich bringt, beinahe ohne einander zu hören, indem jede hinter ihrer Zimmerthür stehen blieb.

Die zweite Oper, „der Hof Celimenens" von Thomas, ist in Text und Musik noch ungleich schwächer als Grisar's kleine Oper, allein Alle beeiferten sich mit der Emsigkeit von californischen Goldgräbern, auch das kleinste Stäubchen edlen Metalles gediegen und blank aus dem Sande zu waschen, denn es war offenbarer, wenn auch sehr feiner Sand, den Herr Thomas und sein Dichter dem Publikum in Augen und Ohren streuten. Auch hier wirkte gleich die Einleitung ungemein anregend. Ein Chor von zwölf Anbetern der koketten Celimene,

beſtehend aus vier alten, vier jungen Leuten, und vier von Damen geſungenen halberwachſenen Burſchen (adolescens) bringt im Dunklen der Schönen ſeine Huldigungen dar, und Jeder deutet durch die leiſen Worte „ich bin allein!“ das ſichere Gefühl aus, von Ueberraſchung nichts zu fürchten zu haben. Dieſe ſo gefährliche Scene, die unfehlbar an der geringſten Plumpheit geſcheitert wäre, wurde in tiefer Dunkelheit ſo köſtlich geſpielt und kaum hörbar geſungen, daß die Zuſchauer mit den armen Liebhabern überraſcht wurden, als ſich unter einem brillanten Tonſchwunge des Orcheſters die Thüren der Villa öffneten, und Celimene, begleitet von ihrer Freundin und einer zahlreichen Dienerſchaft mit Kerzen in den Händen, erſchien und die Geſellſchaft dem Gelächter preisgab. Von großer Wirkung waren ferner die allerliebſten Fiorituren der Miolan, die trockene feine Komik von Battaille, der den alten eitlen Seigneur gab, und die liebliche, ſüße Tenorſtimme Jourdan's, der an Mantius in ſeiner guten Zeit erinnerte, aber ungleich mehr Leidenſchaft und Hingebung beſaß. Die Thätigkeit des Orcheſters war in allen dieſen Momenten eine Kette von köſtlichen Genüſſen für einen Muſikfreund, der daran gewöhnt iſt, die Inſtrumente als die Tyrannen der Sänger anzuſehen. Vor allen Andern mußte man die Blechbläſer bewundern, wenn ſie den Ton ihrer trotzigen Inſtrumente zu bändigen, ihn den Sängern anzuſchmiegen, und da, wo ſie allein das Wort zu führen hatten, einen

dramatiſch der Eigenthümlichkeit des Individuums in der Scene entſprechenden Klang hervorzuzaubern verſtanden. So innig war dieſe Verſchmelzung, daß man die Sylben des Textes, artikulirt von einem Horne oder einer Ventiltrompete, zu hören glaubte.

Darüber war es elf Uhr geworden und man fühlte erſt an dem längeren Zwiſchenacte, der Oper von Oper zu trennen pflegt, die Folgen geſpannter Aufmerkſamkeit an der plötzlichen Erſchlaffung, als die dritte Oper begann. Nach fünf Minuten war alle Müdigkeit verſchwunden, wozu nicht wenig die erregte Stimmung der Verſammlung beitrug, die einen erhöhten Genuß anzudeuten ſchien. Der Toreador von Adam iſt eine zweiactige Oper ohne Chor und ſpielt nur zwiſchen drei Perſonen: dem Baſſiſten Bataille, dem Tenor Mocker und der Ugalde, einer äußerſt beliebten Sängerin. Den Text kann man unbedenklich „die organiſirte Hahnreiſchaft" nennen. Nachdem der alte Don Belflor durch ſeine Coraline und ihren Amoroſo Tracolin ſehr künſtlich, aber ganz unſchuldig in den Verdacht der Untreue gebracht worden, muß er froh ſein, Tracolin als Hausfreund aufzunehmen und mit ſeiner Hülfe die heuchleriſch zürnende Coraline zu beſänftigen. Da der Faden des übermüthigſten Humors gar nicht abreißt, ſo kommt man nirgends zur Beſinnung über die erſchreckliche Unanſtändigkeit des Textes. Mad. Ugalde gebührt das Hauptverdienſt, den Schmutz durch nationale Charakteriſtik, friſche kecke Natürlichkeit

und heißblutigen Drang verſilbert zu haben. Einer ſo feurigen Donna verzieh man nachſichtig, wenn ſie den ſie vernachläſſigenden alten Gecken ärger als billig mißhandelte. Der Grundton der Oper war der verwegenen Converſation gegen das Ende eines Feſtmahles zu vergleichen. Wie loſe Scherze flogen die Paſſagen hin und her, auf den beißenden Witz folgte blitzgeſchwinde die Replik, auf die Kühnheit der Ungebühr die ſcherzhafte Sprache, und nur das Orcheſter hielt den bacchantiſchen Taumel in den Grenzen des Anſtandes. Zuletzt aber ſpielte ſelbſt das ganze Auditorium mit und die jubelnden Beifallsſalven folgten einander, wie das Pelotonfeuer bei einem Manöver. Es war der Triumph einer Gattung geweſen, die tief in der Nation wurzelnd, nie in Deutſchland eingebürgert werden kann und darf.

Ein Sonntag in Verſailles.

„Am nächſten Sonntage ſpielen die großen Waſſerkünſte zu Verſailles.“ Dieſe Nachricht pflegen die Omnibus, welche ſich in ſolchen Ausnahmefällen zu Brieftauben hergeben, auf großen rothen Zetteln, an ihren Außenſeiten durch ganz Paris zu tragen. Schon am Freitag iſt Jedermann von dem großen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur alle vier Wochen einmal ſtattfindenden Ereigniſſe in Kenntniß geſetzt, und kann die geeigneten Vorkehrungen dazu treffen. Wenn dieſelben bei der wohlhabenden Klaſſe nur in geſellſchaftlichen Verabredungen beſtehen, ſo pflegt bei der minder günſtig ſituirten Majorität manches Andere vorauszugehen, was die frühe Anzeige der Regierung, d. h. der eigentlichen Veranſtalterin der Waſſerkünſte, als eine weiſe und national-ökonomiſche Maaßregel erſcheinen läßt. Um nämlich dem Luxus des Waſſers beizuwohnen, ſehen ſich ſehr viele Perſonen genöthigt, der zweitägigen Nothwendigkeit bloßen trockenen Brodes zu huldigen, und die Hälfte von ihnen muß vielleicht gar vorher eine kurze Gebirgs-

reise nach einem der Vorberge und Ausläufer des großen Alpenstockes antreten, der unter dem Namen des mont de pitié oder Leihhauses, seine offenen Herbergen in vielen Straßen errichtet hat.

Zwei Eisenbahnstraßen und zahllose Fuhrwerke für furchtsame Personen, welche ein kurzes glänzendes Schauspiel nicht mit der Todesangst von zwölf Stunden bezahlen wollen, führen von Paris nach Versailles, und schon am frühen Vormittage versammeln sich zahlreiche Gruppen auf den Bahnhöfen, um die dazwischen liegenden Stationen, besonders das liebliche St. Cloud auszubeuten. Wir wählten den Pfingstsonntag zu unserem Ausfluge nach Versailles, da man uns diesen Tag als besonders geeignet für den Zusammenfluß einer großen Menschenmenge geschildert hatte, und ungeachtet eines dicht bewölkten Horizontes begaben wir uns nach dem Bahnhofe in der Rue St. Lazare, um auf dem rechten Ufer der Seine das schöne Flußthal besser übersehen zu können und unser Frühstück in St. Cloud einzunehmen. Die französischen Eisenbahngesellschaften haben sich der unanständigen Gewohnheit ergeben, an Sonn- und Festtagen die Preise zu erhöhen und damit Allen denen einen guten Vorwand geliehen, welche an ein Gedeihen der edlen christlichen Pflanzen „Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit" auf dem moralischen Sandboden Frankreichs nicht recht glauben wollen. Damit aber die gedrückte Armuth doch einigermaßen entschädigt werde, haben sie

dafür ein möglichſt ſchnelles und gefährliches Fahrtempo eingeführt, über das wir weiterhin noch ausführlicher ſprechen werden.

Nachdem wir unſere Billets gelöſt hatten, wurden wir in den Warteſaal und eine ſeiner Unterabtheilungen gewieſen, welche unſerer Wagenklaſſe und der Station entſprach. Obgleich dem Tarif nach unſer Zug in zehn Minuten abgehen mußte, zogen die Herren Inſpectoren es doch vor, mehrere ſtarke Züge direkt nach Verſailles abzulaſſen und die Geduld unſeres kleineren Häufleins auf eine harte Probe zu ſtellen. Endlich kam auch an uns die Reihe und in Zeit von einer halben Stunde befanden wir uns in St. Cloud. Der reizende Ort war ſo gut als leer, die Waſſerkünſte von Verſailles hatten eine größere Anziehungskraft auf Paris ausgeübt, als dieſe Idylle mit ihren von der Baumſcheere unberührten alten Alleen; ſogar die Höhe hinter dem Schloſſe, von der aus man eine unvergleichliche Ausſicht auf Paris und ſeine Umgebungen genießt, hatte nur einige wenige Naturfreunde, namentlich Gäſte aus Deutſchland angezogen. Die Waffelbäcker auf den Promenaden boten mit trübſeligen Geſichtern ihre Waare vergebens aus, umſonſt ließen die Savoyardenjungen ihre Affen die beſten Purzelbäume ſchießen; heute ſollte der Stern von St. Cloud nicht glänzen.

Der leidige Nachahmungstrieb zog auch uns dem großen Haufen nach; wir warfen uns in den nächſten

vorüberdonnernden Wagenzug, und flogen, indem wir bald durch lange Tunnel schossen, bald durch lachende Landschaftsbilder überrascht wurden, der langweiligen Schöpfung Ludwigs XIV. zu. Es ist schwer, die Physiognomie einer Stadt zu schildern, deren Leben, selbst in der Zeit ihres Glanzes, nie ein anderes, als künstliches gewesen ist. Zwar wurde sie augenblicklich durch einen unübersehbaren Schwarm von Neugierigen bevölkert, die sich in dichten Massen nach dem Schlosse wälzten, allein ihr hippokratisches Gesicht starrte todt und steinern in dieses vorübergehende Treiben lebendiger Menschen. Versailles konnte die Stadt für eine Bevölkerung von Wachsfiguren sein, so unheimlich ist der Eindruck, den sie auf das Gemüth hervorbringt. In den Straßen wächst das Gras in dichten Büscheln, das Pflaster, aus dem vieljähriger Regen die Erde gewaschen, das aber nie eine thätige Hand verbessert und erneuert hat, ist uneben, wie ein Gebiß voll hohler Zähne, die Häuser obwohl oft hoch und stattlich, tragen die graue Farbe der Verwahrlosung und des Moders zur Schau, und die Einwohner standen vor ihren Thüren und sahen gleichgültig ihren Besuchern nach, deren Sympathieen für sie mit dem Tage endigen sollten. Einige Zeichen großstädtischen Strebens, die sich in Aushängeschildern und Wandanzeigen von Restaurants kund gaben, glichen verfehlten komischen Bemühungen von Bettlern, Miene und Haltung vornehmer Leute anzunehmen, und die un-

heimliche Stimmung, welche der Ort erzeugt, ſprach ſich vorzüglich darin aus, daß jeder eilte, daraus fortzukommen. Die Natur pflegt bei einem Verfall der menſchlichen Zuſtände in eine gewiſſe Mitleidenſchaft zu treten, und die große, Verſailles durchſchneidende Allee zeigte häßliche Spuren von Tod oder Verwilderung der Vegetation in vielen wuchernden oder hinſiechenden Bäumen.

Wir empfingen durch den Anblick des Schloſſes keinen erfreulicheren Eindruck. Seine dunkeln Maſſen, über denen, wie die Draperien eines Leichenbaldachins, finſtre Regenwolken hingen, lagen gleich Königsgräbern da, und die Fenſter ſchienen ihre gläſernen Augen vor einer Generation geſchloſſen zu haben, deren Abnherren dieſem Gebäude die tiefſte Kränkung und Schmach angethan. An den weißen koloſſalen Marmorſtatuen von Bayard und Du Gueſclin vorbei, floß der Menſchenſtrom durch einen Seiteneingang in den Garten. Die fliegende Induſtrie der Verkäufer von Lebensmitteln und Getränken hatte hier die hiſtoriſchen Erinnerungen an das blutbefleckte Verſailles ſich wenig anfechten laſſen, weißgedeckte Tiſche mit Brod, Fleiſchwaaren, Kuchen, Limonade, Bier, Limonen und Früchten bildeten eine lange Tafel unter den Fenſtern des ſtolzen Bourbonen, der gewiß das Ende der Welt vorherſehend geglaubt hätte, wenn ihm in einem Zauberſpiegel der Zukunft, das frivole Bild dieſes Pfingſtſonntages erſchienen wäre. Der unabſehbare Garten gehörte nicht mehr den Hofſchranzen

und Maitreſſen; Arbeiter, Soldaten, Frauen und Kinder, gut und ſchlecht Gekleidete, Bürgerliche und Adliche, tummelten ſich auf dem Raſen umher, und betrachteten die einſt excluſivſte Stelle Frankreichs als Nationaleigenthum.

Die kleinen Steingruppen auf der großen Terraſſe hinter dem Schloſſe thaten bereits ihre Schuldigkeit, und ſpieen nach Kräften Waſſerſtrahlen gen Himmel; die eigentlichen Waſſerkünſte in und an dem ſeitwärts gelegenen Baſſin ſollten um fünf Uhr beginnen. Da dieſer Termin in wenigen Minuten bevorſtand, eilten Tauſende aus allen Theilen des Gartens queer durch denſelben und nahmen Platz auf dem weiten Amphitheater, das durch einen ſanften Raſenabhang zwiſchen dem Park und dem Geländer des Baſſins gebildet wird. Es mochten hier nahe an fünfzigtauſend Menſchen verſammelt ſein, aber es befremdete, von ihnen weder ein Zeichen der Ungeduld, noch des Frohſinns zu vernehmen. Geduldig wartend, wie kaum die wohl polizirte Bevölkerung einer kleinen deutſchen Stadt, ſtanden dieſe aus den verſchiedenſten Ständen zuſammengeſetzten Schaaren um das Baſſin und theilten ſich flüſternd ihre Bemerkungen mit, denen nur hie und da ein Lächeln folgte. Endlich verkündigte ein ſchwaches Rauſchen aus dem Dreizack des Neptun und dem Rachen eines ſeiner Meerungeheuer, daß die Waſſer ſich näherten und in Zeit von einer Minute ſpielten ſämmtliche Fontainen und die ganze ba-

roque Mythologie der Hydrauliker der Majestät von Frankreich sprudelte zu Ehren des Feiertages und der Pariser Wasserstrahlen und Büschel gen Himmel. Man darf indessen diese alte Redensart nicht ernstlich nehmen; der Himmel der Meergottheiten von Versailles mag kaum höher als fünfzig Fuß sein, denn die Maschinerieen besaßen zur Zeit ihrer Geburt nicht die imposante Kraft und Ausdauer des Dampfes; sie müssen ihre armen Wasserseelen gemeinhin nach einer halben Stunde aufgeben und diese kurze Existenz kostet dennoch eine enorme Summe. Aber selbst das Adersystem Neptuns und seiner Tritonen, Nereiden und Delphine scheint schon an Stockungen zu kranken, denn an einer Hauptgruppe fehlten mehrere wichtige Strahlen und störten empfindlich die Symmetrie. Nichtsdestoweniger bleibt der Effekt von etwa sechszig ziemlich hohen Springbrunnen, wenn sie an der Seite des Bassins eine Art von stäubender Kristallfront bilden, großartig, und die in allen Farben eleganter Toiletten, bunter Uniformen und blanker Helme schimmernde Umgebung leiht dem Bilde einen imposanten Hintergrund. Der Himmel sah indessen das Schauspiel nicht mit gleich wohlwollenden Augen an; die eifersüchtigen Wolken gaben plötzlich ihre zuwartende Haltung auf und begannen unter dem ermuthigenden Blasen eines mächtigen Nordwests, uns auch ihre großen Wasserkünste zu zeigen. Das war zuviel für die Neugierigen; ein Gewölk von Regenschirmen bot dem Regen Trotz, und

in der Richtung des Windes jagten die Schaaren nach den Bahnhöfen, oder flüchteten ſich in die wenigen öffentlichen Lokale; die Mehrzahl mußte ohne Obdach im Freien aushalten, eine Freude für die Hutfabrikanten und Putzmacherinnen, die mit lachendem Herzen den Ruin ihrer abgeſetzten Fabrikate anſahen und ſchon im Stillen den Erſatz der nächſten Woche berechneten. Queus von der doppelten Länge ausgewachſener Rieſenſchlangen wurden gebildet, und ein Train nach dem andern ſchleppte Fuhren aufgeweichter Pariſer in die Hauptſtadt zurück. Nach anderthalbſtündigem Warten unter den rieſelnden Quellen der Atmoſphäre, war die Section, bei der wir uns befanden, endlich reif für die Spedition. Die Barrieren des Warteſaales wurden aufgeriſſen und der Wagenzug im Sturm erobert, wobei mit gänzlicher Nichtbeachtung aller Rangklaſſen, welche nur an der Kaſſe beobachtet wurde, von der Direktion mit ächt franzöſiſcher Dreiſtigkeit nur die ſchlechteſten Wagen geſtellt worden waren. Wer prüfte aber die Bequemlichkeit derſelben, bei der Schnelligkeit der Fahrt. Um jeden Preis ſich der wartenden Schaaren entledigen! das ſchien der Wahlſpruch der Zugführer zu ſein, zehn leere, von Paris zurückeilende Trains ſauſten auf dem zweiten Geleiſe an uns vorüber, das ganze Perſonal der Bahn war auf den Beinen und unterſtützte durch eine lebhafte Arme- und Beinetelegraphie den arbeitenden Drath, aber ein Achſenbruch — und der uns auf den Ferſen folgende,

gewiß nur um wenige Minuten von uns getrennte Zug, ſtürzte ſich und uns in ſicheres Verderben. Einmal und nie wieder! brummten wir Alle, als wir das feſte Pflaſter von Paris unter unſeren Füßen fühlten und ſchon das ſich nähernde Pfeifen unſeres Nachfolgers hörten.

Toilettenindustrie.

Im Industriepalast giebt es eine Gegend, die man das Schlaraffenland der Damen nennen möchte, denn wenn das starke Geschlecht die poetische Provinz größtmöglicher irdischer Seligkeit aus einer Vegetation von feinen Victualien und einem Stromsystem von Milch, Honig und starken Weinen bestehen läßt, so wird das schöne Geschlecht Utopien hienieden wohl mit Putzgegenständen ausstatten wollen. Dieses Land, wohin jedes richtig organisirte Frauenzimmer, wie Mignon, mit ihrem Geliebten ziehen möchte, liegt oben auf der nördlichen Galerie. Das industrielle galante Frankreich hat hier seinen Hauptmarkt für Alles, was Toilette heißt, aufgeschlagen. Wie sollen wir diese pittoreske Gegend würdig beschreiben, woher sollen wir die nöthigen Kenntniße nehmen? Viele tausend Namen nennt uns der Katalog, tausend Schränke und Fächer sind mit den kostbarsten und doch so vergänglichen Dingen gefüllt, deren Anblick das Herz eines Mannes vor Schrecken beben macht, wenn er daran denkt, daß Viele seiner unglücklichen Brü-

der ſie — bezahlen müſſen und daß auch an ihn die Reihe kommen kann. Wo anfangen und wo aufhören? Werden nicht alle Schneidermamſellen, Damenkleidermacher, Modiſtinnen und Stickerinnen mit wahrer Beſenkerwuth über mich armen Laien herfallen, wenn ich mir erlaube zu ſagen, daß alle übrigen Länder zuſammen nicht halb ſo vielen Geſchmack in Toiletteangelegenheiten beſitzen, als dieſe heilloſen Franzoſen? Der unheilvolle Satz iſt heraus, der Würfel iſt gefallen; mögen die Folgen ſein, welche ſie wollen! Fangen wir von oben an, nicht auf der Galerie, ſondern auf den Köpfen der Damen, ſo beanſpruchen die Pariſer Hüte ſogleich ein eigenes Capitel — nein, ein Werk, einen Folianten mit einem Dutzend Mappen voller farbiger Illuſtrationen. Um über dieſen Gegenſtand wahrheitsgetreu zu berichten, müßte ein Verleger nicht einen einfältigen Journaliſten, ſondern einen Hut-Layard mit einer weiblichen Commiſſion nach Paris ſenden, Preiſe für die beſte Abhandlung ausſetzen, und ein täglich erſcheinendes Beiblatt zu Berichten über die Fortſchritte der Unterſuchungen gründen. Der Damenhut von Paris iſt für die weibliche Bevölkerung des ganzen Erdballs, wir arrelliren an jedes aufrichtige edle Frauenherz, ein gleich wichtiger Gegenſtand, wie für die Mannſchaften Orden, Rang und Ehrenbezeugungen. Das glückliche Weib, das einmal einen Pariſer Hut beſeſſen hat, kann wie ein Menſch, der in Rom geweſen iſt, nie wieder ganz unglücklich werden. Ein Ge-

fühl von ſtolzer Würde hält ſie aufrecht, wie die Könige das Bewußtſein der Krone, ſelbſt wenn ſie dieſelbe für immer verloren haben. Und dieſe koſtbare Waare iſt nicht allein im Induſtrie-Palaſt, ſondern noch unendlich häufiger, als ambulante Hutausſtellung, überall in der Stadt vorhanden, denn, o Wunder! alle Hüte, mit Ausnahme der abſcheulichen eingewanderten, die man auf Schußweite an ihrer Form erkennt und flieht, ſind ächte Pariſer. Selbſt einem Manne, der das Jahr über mit einem Filzhute auskommt, ſchwindelt der Kopf Angeſichts ſolcher Thatſachen. Seien wir aber gerecht gegen die Damen; ein Pariſer Hut iſt allerdings ein unnachahmliches Ding. Brillat Javarin, der berühmte Feinſchmecker, ſoll in gerechtem Zorn über ein übelzubereitetes, junges Huhn, an dem Tiſche eines ausländiſchen Geſandten in die furchtbar verletzenden Worte ausgebrochen ſein: „nur ein Pariſer Koch verſteht ein Huhn zu braten;“ gerade ſo verhält es ſich mit den Hüten. Dies geht ſo weit, daß ſogar ein wenig geübtes Auge auf der Ausſtellung, die franzöſiſchen Provinzial-Hüte an einem gewiſſen, weiter nicht zu erklärenden Etwas, allmählig als unmodern, oder unpariſiſch durchſchauen lernt. Eine Dame aus der Fremde, ihre Toilette ſei welche ſie wolle, iſt ſofort durch Erwerbung eines veritabeln Hutes für die Dauer ihres Aufenthaltes geborgen, was wir allen vernünftigen Ehemännern hiermit nicht vergeblich geſagt haben wollen. Verſuchen wir den Pariſer Hut etwas näher zu

charakteriſiren. Die Hauptbedingung iſt zunächſt, daß er nicht auf dem Kopfe ſitzt, wie faſt alle proſaiſchen Hüte anderer Nationen; er muß nur angeflogen, und ſtets im Begriff ſcheinen, wieder fortzufliegen. Dies iſt ſeine Schuldigkeit, er mag nun aus Stroh, Seide, Wolle oder Spitzen beſtehen. Alsdann verlangt man von ihm, daß er einen leichten Anſtrich von Beweglichkeit in der Ruhe habe, die Poeſie eines gaukelnden Schmetterlings, der um eine Blume ſchwebt; dieſe Eigenſchaft erfordert ſchon große Talente der Modiſterie; wenn nun aber noch gar eine correcte Auswahl in den Farben dazu kommt, ein mildes, ſanft abgetöntes Colorit — dann iſt das Kunſtwerk erſten Ranges fertig, und keine Fürſtin darf Anſtand nehmen, mit einem ſolchen Hute auf der Promenade zu erſcheinen. Dergleichen Muſterhüte ſind aber ſelbſt in Paris Phänomene, und auf der Ausſtellung gar nicht zu finden. Den berühmten franzöſiſchen Kohinoor konnte man wohl trotz ſeines Werthes von zwei Millionen unter Glas und Drath, mit Hinzufügung eines Polizeiſergeanten, ausſtellen; keine Modiſtin würde ein Gleiches mit einem Hut erſten Ranges wagen. Sein Werth ließe ſich gar nicht in ſchnödem gemeinem Gelde ausdrücken; er läge wie der Ruhm, das Genie, die trefflichen Eigenſchaften des Herzens, nur in der Idee der Menſchen und überragte weit die niedere Wirklichkeit der Dinge. Warum auch ein ſolches Wunderwerk unter Glas und Drath verſchließen? Es

wird am Besten auf einem schönen Haupte ausgestellt, und soll vor allem Volke sein Licht leuchten lassen. Geben wir zu den Coiffüren über, die den Hut im Salon und Theater ersetzen sollen, so finden wir eine gleiche Vielseitigkeit der Phantasie. Gebt einer hübschen Französin einige Radieschen und eine Handvoll grüner Reisig, nach einer halben Stunde wird sie daraus eine reizende kokette Coiffüre geschaffen haben. Das wahre Talent bedarf keiner Paradiesvögel, Reiherbusche und ächten Perlen. Erlaubt man uns bei dieser Gelegenheit eine sehr verfängliche Sache zu berühren, so möchten wir wohl einige Worte der Bewunderung an eine Gattung von Kunstproducten verwenden, von deren Existenz uns erst der Industrie-Palast Kunde gegeben hat. Wie in der Fabrication von Hüten und Haarputzen, so sind auch die Franzosen Meister in der Anfertigung von — Perrücken. Der falsche Zopf ist leider in Deutschland kein leerer Klang, aber es muß in Frankreich noch schlechter mit seiner Grenznachbarschaft bestellt sein, wenn die vorhandenen Damen-Perrücken die Wahrheit verkünden. Dieser Gedanke hat, wie alle Störungen von Illusionen, etwas höchst niederschlagendes, und untergräbt tief die Bewunderung des Pariser Hutes. Wer wagt es noch, eine gefeierte Schönheit zu bewundern, wenn hinter dem Hute auch die Haare davon fliegen können? Man muß sich mit dem philosophischen Gedanken trösten, daß die Natur fast nie alle ihre Reichthümer an ein In-

dividuum vertheilt, und ſelbſt der größte der antiken Bildhauer ſein Ideal der weiblichen Anmuth aus den Eigenſchaften mehrerer ſchönen Frauen zuſammenſtellte. Warum darf alſo eine franzöſiſche Grazie nicht den ſchönſten Schmuck von einer ihrer glücklicher begabten Schweſtern entlehnen? Wehe aber den Männern, die ihr Herz vielleicht in Schlingen von ſolchen Rabenlocken fangen laſſen; ſie wären übler daran, als Krammetsvögel. Auf einem jugendlichen Kopfe kann niemand das Haar-Surrogat erkennen, und nur die Gravirungen der Zeit, welche die Geſichter der Menſchen mit ihrem Grabſtichel allmälig für den Druck des Grabes künſtleriſch vorbereitet, verrathen zuweilen auch die vollendete Heuchelei der Friſeure.

Wir haben nur wenige Schritte zu den Geſchmeiden und Edelſteinen. Ob in der Erde, in eiſerner Truhe vergraben, oder in goldener Faſſung am Halſe einer vornehmen Dame verſchloſſen, es ſind immer todte Kapitalien, die der Fleiß nur mit Mißgunſt betrachten kann. Ob ſie Millionen koſten, dieſe verſteinerten Schweißtropfen der Erde wiegen, von einem höheren Geſichtspunkte aus betrachtet, nicht die armen Tropfen auf, die von einer thätigen Stirn oder aus einem brennenden Auge rinnen. Wir haben jedoch nur hier das Beſtehende, die Meinung einer reichen, üppigen Welt zu betrachten, und dieſe lehrt uns, daß man nur zu Paris Edelſteine mit vollendetem Geſchmack zu faſſen verſteht,

obgleich im Stillen deutscher, einfacher, in der Schule der alten Kunst erzogener Geschmack gegen die Mehrzahl dieser Formen einen ganz entschiedenen ästhetischen Protest einlegt. Die Mode bekümmert sich freilich fast nie um die Aesthetik, und ihr Geschmack ist oft nur der äußerste Ungeschmack. Die von den berühmtesten Juwelieren zu Paris gefaßten Brillanten verrathen das Bestreben, Blumen und Blattergestaltungen nachzubilden, und den starren Steinen den leichten Fall und Schwung der Vegetation anzudichten. Sehr selten kommt es vor, daß einer dieser Künstler die passendere Form der Arabeske wählt, die sich für ein Gemisch von Gold und Steinen so sehr eignet. Als ein Künstler von feinem Kunstgeschmack scheint uns Rouvenat dazustehen. Er hat einen vollständigen Diamantschmuck, Gürtel, Halsband, Busenknöpfe und Ohrringe ausgestellt, deren edeleinfache Fassung nichts zu wünschen übrig läßt. Wahrscheinlich mehr im Sinne der eleganten Damen werden die Arbeiten von Mellerio (Gebrüder Müller) aus der Rue de la Paix sein, der Modebörse der modernen Hautevolée. Seine prachtvollen Juwelen sind dem Anschein nach so leicht verbunden, daß sie die Wirkung von Thau hervorbringen, der sich auf Blattrippen in regelmäßigen Linien gesammelt hat. Ehe eine Dame dergleichen lose Scherze in Reichthümern anlegt, müßte sie eigentlich eine Anzeige mit ausgesetzter Belohnung für verlorene Steine, zum Gebrauch am nächsten Tage auf ihrem Schreibtisch

bereit halten. Von Marret und Beaugrand, gleichfalls aus der Rue de la Pair, iſt ein Halsband von Perlen vorhanden, desgleichen man ſchwerlich wiederfinden wird. Die Juweliere haben nämlich alle möglichen Launen und Grillen der Perlenmuſcheln ausgebeutet und eine Sammlung farbiger Perlen zuſammengebracht, die vereinigt an das Schillern von Perlenmutter erinnern. Es iſt eine ſonderbare Caprice, die aber dennoch auf einem ſolchen Rendezvousplatze aller ſteinreichen Käuze und Käuzchen, einen Liebhaber finden wird, der dieſe bunten koſtbaren Thierkrankheiten ankauft und in ſeinen Schrank verſchließt; an dem Halſe einer Dame von Ton wird dieſes Halsband ſchwerlich je prangen. Außer zu den üblichen Schmuckſachen hat man auch die Edelſteine vielfach zur Beſetzung der Fächer gebraucht. So erinnern wir uns eines ſolchen Geräthes, an deſſen Stäben blaßrothe Rubinen oder Spinellen mit Diamanten wechſelten und einen glänzenden kleinen Pfauenſchweif bildeten. Den großartigſten Eindruck machen aber immer die Brillanten, wenn ſie zu Diademen, namentlich aber zu Monſtranzen, zuſammengeſtellt ſind, dergleichen mehrere reiche und ſchöne Arbeiten allgemein bewundert werden.

Die Stickereien, die von den berühmteſten Handlungen ausgeſtellt worden ſind, erheben den Werth urſprünglich einfacher und billiger Stoffe, wie die kunſtvollen und feinen Bearbeitungen das Material des groben Eiſens, oft um mehr als das Tauſendfache. Uns begegnen hier

wahrhaft vollendete Kunstwerke der Nadel, die sich zu dem, was wir in Deutschland zu sehen gewöhnt sind, wie Kupferstiche von Meisterhand zu alltäglichen Lithographieen verhalten. Fast überall ist ein besonderes Studium auf die Anordnung des zum Grunde liegenden Musters verwandt, das geschmackvolle Dreitheilung der Zeichnung mit eigenthümlichen Schwierigkeiten für die handliche Ausführung vereinigen muß, um eine Kostbarkeit ersten Ranges zu bedingen. So mancher Maler erfreut sich nicht einer so fruchtbaren Phantasie, wie sie die Vorzeichner dieser Stickereien oft entwickelt haben, und man bedauert schmerzlich, daß der Katalog wohl die Namen der stolzen Firmen, nicht aber die eigentlichen Verfertiger genannt hat. Abgelohnt mit einem geringen Honorar, arbeiten diese geschickten armen Leute mit Griffel und Nadel auf Kosten ihrer Gesundheit für den reichen Uebermuth, und vertauschen zuletzt, wenn ihre mattgewordenen Augen und die zitternden Hände den Dienst versagen, die kunstvollen Werkzeuge mit dem dürren Bettelstab. Nancy nennt man vor Allen als eine gewerbfleißige Stadt in diesem Fache, und das reichste, schwierigste Werk, das vielleicht je aus weiblichen Händen hervorgegangen ist, die von der Kaiserin bestellte Robe, rührte daher, und ist von der Firma Barbe-Schmit ausgestellt. Zugleich erfahren wir, daß dort der Lohn der Handarbeit selbst für die gewandtesten Individuen so gering ist, daß er höchstens die täglichen Bedürfnisse

deckt. Wem käme nicht der Gedanke, daß dieſer Erwerbszweig ſo gut eine Krankheit der modernen Induſtrie iſt, wie gar viele phyſiſche Leiden der Gegenwart, die erzeugt und unaufhörlich fortgepflanzt durch geiſtige Ueberſpannung oder leibliche Verwahrloſung, beſtimmte Klaſſen der Geſellſchaft decimiren. Sowohl auf Seiten der Producenten, als auf Seiten der Conſumenten zeigt ſich eine abſolute Zweckloſigkeit, indem dort die aufgewandte Arbeit nicht genügend bezahlt, hier der Preis durch den inneren Werth nicht aufgewogen werden kann. Die Stickerei in ihrer höchſten Vollendung und Koſtbarkeit iſt die doppelte Illuſion der arbeitenden Armuth und des genießenden Luxus; eine wahre Fata morgana des Fleiſſes. Wer erkennt noch in den geſtickten Taſchentüchern, die mehr dazu geſchaffen ſcheinen, um wie Spinngewebe ausgebreitet Fliegen zu fangen, als ihren Zwecken zu dienen, den ſchlichten Flachs wieder, unſeren deutſchen Webertroſt? Solche Taſchentücher, mit denen die Damen auf Bällen und Promenaden ihr kokettes Spiel treiben, ſind die Leichentücher jener armen Weiber, die in den niedrigen Hütten der franzöſiſchen Departements oder in Pariſer Dachſtuben ihr Leben mit der Anfertigung nur halb ernähren können. Zu ähnlichen miſanthropiſchen Grillen können den Beſchauer die Corſets anregen, die an und für ſich, ohne einen lebendigen Kern, viel zum Nachdenken aufgeben. Aus aufgefundenen wenigen Knochen und Zähnen vermag ein gelehrter Naturforſcher ein ganzes

Geschöpf zu construiren und seine Lebensweise mit ziemlicher Bestimmtheit anzugeben; welches Gebilde würde herauskommen, wenn das schöne Geschlecht noch nicht erfunden wäre, und ein solcher trefflicher Mann erhielte die Aufgabe, aus einem Pariser Corset von weißem Atlas mit Mechanismus, die Gefährtin des Menschen zu combiniren. Wahrscheinlich würde nicht ein ähnliches Gebilde wie die Venus von Melos im Louvre zum Vorschein kommen, sondern ein wunderliches, wespenartiges Geflügel, das von Blüthenstaub und Thau lebt, und besonderer schützender Gehäuse bedarf, um nicht zu zerbrechen. Je mehr man sich in den Anblick dieser Corsets vertieft, desto stärker drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Natur ihre Hand von dem schönen Geschlechte zu Paris fast ganz abgezogen hat, und es Madame Soulé oder Madame Richez, zwei renomirten Corsetfabrikantinnen, ganz anheimstellt, über die plastischen Umrisse ihrer zutrauungsvollen Mündel zu verfügen. Wenn aber einmal künstliche Nachhülfe den Geiz der Natur unschädlich machen soll, so muß man zugeben, daß der Corsetismus des neunzehnten Jahrhunderts auf einer gleich hohen Stufe steht, als alle übrigen exacten Wissenschaften. Das alternde Edelfräulein in Heinrich von Kleist's Käthchen von Heilbronn, und die Giftmischerin Gottfried zu Bremen, der man im Gefängniß zwanzig Corsets auszog, hätten beide nicht nöthig gehabt, sich solchen Qualen zu unterwerfen, wenn sie ihres Bedarfs wegen

nach Paris gekommen wären. Es giebt auf der Ausſtellung Corſets, in denen das dafür beſtimmte menſchliche Weſen nur ein Viertel der Maſſe zu liefern braucht, um eine ſtattliche Dame herauszuputzen, ohne daß andere, als eingeweihte Perſonen die Ergänzung zu errathen vermöchten. Gleich groß ſind die Corſetkünſtler in den Anſtalten zur Berichtigung der vielen Fehler, welche die Natur, die nicht ſo vollkommen iſt, als die materialiſtiſchen Philoſophen uns in ihrem Intereſſe gern glauben machen möchten, täglich begeht. Beſäßen wir für die Ausgleichung geiſtiger Schwächen und moraliſcher Gebrechen ähnliche Vorrichtungen: der Staat könnte aus den Zuchthäuſern Vergnügungslokale und aus den Bütteln und Kerkermeiſtern Muſikanten und Vortänzer machen. Wenn die neuere Mechanik nicht mehr vor Felſen und Bergen zurückſchreckt, Thäler ausfüllt und breite Straßen über Abhänge und Schluchten wirft, ſo zittert der heutige Corſetismus nicht mehr vor den größten Buckeln und den ärgſten Vertiefungen; ſein ſchöner Wahlſpruch iſt, daß er Hand in Hand mit der chriſtlichen Geſetzgebung, welche die Tödtung verkrüppelter Kinder verbietet, für die äußerliche Gleichheit der Menſchen wirken müſſe.

Der herrlichen Seidenwaaren, von denen Lyon eine ganze reiche Provinz geſandt hat, können wir uns ohne alle murriſchen Nebenbetrachtungen erfreuen. Welche köſtlichen Gleichniſſe hätte der Vater der Dichter, der edle Homer, von dieſen Stoffen entlehnt, die das werth-

vollste Product des durch menschliche Klugheit beherrsch-
ten Insectenlebens in der höchsten Veredlung und in den
genialsten Variationen darbieten. Der Katalog führt
501 Firmen an, die zum Gegenstande ihrer Ausstellung
nur die Seide in ihren Modificationen vom Cocon an
bis zu den phantastischen Roben gemacht haben, die mehr
den Werken genialer Blumen- und Arabeskenmaler, als
Fabrikaten des Webestuhles ähnlich sehen. Hierher moch-
ten wir die kundigen und emsigen Seidenzüchter Schle-
siens führen und ihnen das erreichte Ziel, dem sie mit
so vieler Selbstaufopferung nachstreben, zur Aufmunte-
rung zeigen. Offenbar ist die Seide das organische Gold
und der Seidenbau noch das künftige Californien vieler
Landstriche unseres Vaterlandes. Der Parallelismus
zwischen beiden Stoffen spricht sich in zahlreichen Aehn-
lichkeiten aus. Beide besitzen die gleiche Dehnbarkeit bei
größter Gediegenheit, beide trotzen in unverfälschtem Zu-
stande hartnäckig dem Zahne der Zeit, beide finden in
den verschiedensten Zweigen des Lebens die vielseitigste
Verwendung und beide deuten im rohen Material schon
durch dieselbe schöne Farbe ihre naturphilosophische Ver-
wandtschaft an. Die in alten italienischen Burgen an
verfallenen Fenstern im Sonnenstrahle schimmernde Roh-
seide ist kein schlechterer Schmuck, als die Vergoldung
an den Façaden der heutigen Schlösser, und die wohl-
habende Lombardei beweist uns, daß der Seidenbauer
den Banquier in seinem dumpfigen Comptoir nicht um

die aufgehäuften Barren und Goldſtücke beneiden darf. Der Seidenbau in unſerm Vaterlande, obwohl er noch in den Kinderſchuhen einhergeht, kann dereinſt eine heilſame Umgeſtaltung vieler financiell gedrückten Verhältniſſe bewerkſtelligen und namentlich dem Stande der ländlichen Lehrer eine Sparkaſſe für das höhere Alter werden.

Wir kommen jetzt zu den Gegenſtänden des Luxus, welche auf den Polteradenden eine große Rolle zu ſpielen pflegen, den Pantoffeln, mit denen wir der Vollſtändigkeit wegen das ganze Geſchlecht der Schuhe verbinden wollen. Damit wir jedoch nicht den Schneckenſammlern ähnlich werden, die ſchon zufrieden ſind, wenn ſie die Häuſer in ihren Glaskäſten beſitzen, ohne daß ſie Rückſicht nehmen auf die Beſchaffenheit ihrer Bewohner, bitten wir um Erlaubniß, vorher von den Füßen reden zu dürfen, den künftigen Inſaſſen der ausgeſtellten Stiefelchen, Schuhe und Pantoffeln. Jener Fiſcher im arabiſchen Mährchen verbeſſerte durch die liſtige Bemerkung, er glaube dem aus dem kleinen Gefäß als Rauch aufgeſtiegenen Geiſte nicht, daß ein ſolches Ungethüm in der winzigen Büchſe geweſen ſein könne, ſein künftiges Schickſal, und wenn wir auch durch eine ſehr ähnliche Randgloſſe nichts verbeſſern, als vielleicht die beſcheidene Meinung der deutſchen Damen von ihren eigenen Füßen, ſo ſprechen wir ſie doch getroſt aus. Zwiſchen dem ausgeſtellten Schuhzeug und den Füßen der pariſer Wirklichkeit, beſteht ein Mißverhältniß, das um ſo weniger

überſehen werden kann, als die pariſer Damen die Gewohnheit haben, ihre Füße, ſo weit es der Anſtand erlaubt, und nicht ſelten noch weiter, ſehen zu laſſen. Sie theilen dieſe Philoſophie mit den Schönen des Orients, nur daß ſie weit entfernt ſind, jene Gegenden zu verhüllen, welche das Geſetz des Propheten nur für den Anblick des Gemahls aufgeſpart wiſſen will, d. h. das Geſicht. Erinnert man ſich nur der zahlloſen Füße, die täglich unverhüllt über die Boulevards hüpfen, und vergleicht man ſie mit den ihnen angeblich gewidmeten Schuhen, ſo ſieht man leicht, daß die Traditionen der Fabel von Hans Nord wenigſtens noch unter den pariſer Schuſtern fortleben. Sogar eine elegante Chineſin, ja jene Mährchenperſonage, der die kleinſten Füße zugeſchrieben werden, müßte auf die praktiſche Anwendung jener Schuhe verzichten, oder wie die mißgünſtige Schweſter zum Meſſer ihre Zuflucht nehmen. Wenn man auch nicht ſo weit gehen will, von Puppenſchuhen zu reden, ſo kann man doch im beſten Falle die pariſer Schuſter nicht von dem Verdachte frei ſprechen, daß ſie im Eifer, möglichſt vollkommene Fabrikate zu liefern, abſichtlich eine Eigenſchaft, die nur hochbegabten ſeltenen Conſumentinnen zukommt, auf die Waare übertragen haben. Da aber ſo etwas einer petitio principii ähnlich Sehendes bei ſchlechten Philoſophen oft genug vorkommt, mag ihren alten Vettern in Minerva, den ſonſt guten Schuſtern von Paris, verziehen werden. Wäre unſere Galanterie gegen

das ſchöne Geſchlecht größer als ſie iſt, wir ſagten, es müſſe ein Glück ſein, unter einen dieſer Zwergpantoffel zu kommen, die ſo zart wie für eine Sylphe und ſo reich wie für eine Odaliske gearbeitet ſind; in der That ſcheint es uns aber eher ein wahres Mißgeſchick zu ſein, denn dieſe Pantoffeln ſind nur die leidigen Conſequenzen der Luxusartikel, von denen wir ſchon geredet haben; wer an ſolchen Dingen Wohlgefallen finden will, muß auch ſeine Pferde mit Silber beſchlagen können. Wir reden jedoch von Träumereien und wenn nicht aus einem Elfengeſchlechte die nöthigen Füße in dieſe bepelzten, goldgeſtickten, ſammtnen, ſeidenen Kleinigkeiten geſchafft werden, müſſen ſie in ihre Werkſtätten zurückwandern, und im Familienarchive der Schuſter ſich in Gedenkſtücke an die große Induſtrieausſtellung des Jahres 1855 verwandeln.

Ueber die Haltbarkeit der pariſer Fußbekleidung ſind die Stimmen ſehr getheilt. Bei der Güte der Granitpflaſter und der Zuvorkommenheit der Aſphaltplatten iſt es keine ſonderliche Empfehlung für Sohlen, wenn ſie ebenſo lange halten, als unſere viel duldenden Landesfabrikate, die nach Abzug der ſpärlichen Wohlthaten des Trottoirs, einem, groben Feilen nicht unähnlichen Straßenpflaſter, energiſchen Widerſtand zu leiſten haben. Mit Ausnahme des derben Kiesſandes im Garten der Tuilerien und in den Vergnügungsorten der Umgegend wird den Schuhen und Stiefeln der Herren und Damen nur

wenig zugemuthet, ſo ſtark die pariſer Bevölkerung auch in Fußwanderungen iſt. Die Formen ſind bei ungemeiner Bequemlichkeit und geringem Gewicht natürlich durchaus elegant, wenn es auch weniger in der Macht des Fußkünſtlers ſteht, die natürlichen Mängel mit gleicher Liſt und Geſchicklichkeit wie die Kleiderkünſtler zu verbergen oder verbeſſern.

Die Handſchuhe, bei unſeren Damen ebenſo beliebt als die Hüte, verdienen ihren Ruf. Wenn natürlich die geringeren Sorten nicht die Feinheit der Nätherei und die gediegene Zartheit des Materials aufweiſen können, als die beſte Qualität, in der man das Paar bis zu fünf Franken (Jouvin) bezahlen muß, ſo beſitzen ſie doch ſämmtlich eine angenehme Nachgiebigkeit gegen die Hand. Wer ein wenig über das Abhängigkeitsverhältniß menſchlicher Stimmungen von Hut, Stiefeln und Handſchuhen nachgedacht hat, wird wiſſen, daß nur das ſchöne Geſchlecht jene Stärke der Seele beſitzt, um viele Stunden lang mit Ausdauer und lächelnden Mienen die Tyrannei dergleichen knapp und angegoſſen ſitzender Dinge zu ertragen. Alle Perſonen hingegen, die mehr ihr Inneres, als ihre Außenſeite zu beachten gewohnt ſind, kennen die Qualen, welche die genannten Kleidungsſtücke, ſobald ſie durch modiſche Untadelhaftigkeit das Auge erfreuen, an den äußerſten und deshalb empfindlichſten Grenzen des menſchlichen Körpers zu verurſachen pflegen. Es iſt daher keine ſtrafbare Vernachläſſigung des öffentlichen

Anſtandes, ſondern nur ein heroiſcher Widerſtand gegen die rohe Zudringlichkeit der proſaiſchen Materie, wenn wir Staatsmänner, Gelehrte und Dichter meiſtens mit alten Hüten, ausgetretenen Stiefeln und mangelhaften Handſchuhen einhergehen ſehen. Zum Lobe der pariſer Induſtrie muß man aber hinzufügen, daß ſie jenen Umſtand auf das feinſinnigſte begriffen, und die männlichen denkenden Klaſſen der Geſellſchaft in den Stand geſetzt hat, ſich äußerlich der eleganten Welt ſo gleich zu ſtellen, als ſie ihr innerlich ungleich ſein mögen.

Ueberhaupt ſind Anzeichen vorhanden, daß die Trachten des männlichen Geſchlechtes, in demſelben Maaße, als die des weiblichen ſich in abentheuerliche Phantaſtik verlieren, das Princip der Nützlichkeit anzuſtreben ſuchen. Verfolgt man die Entwicklung der letztjährigen Moden, ſo kann niemandem entgehen, daß unſere Kleidungsſtücke ſich wieder den vernünftigen Zwecken, den Körper vor Kälte, Wind und Regen zu ſchützen, langſam nähern, und die Richtung der Gezwungenheit verlaſſen. Der aus England und Nordamerika eingeführte, und in Paris ſchnell heimiſch gewordene Regenmantel, mag die Aufgabe haben, das große Werk der Kleiderumwandlung weſentlich zu fördern. Schon iſt an ihm nichts mehr, was an das Reich der Schönheit ſtreifte, er beſteht aus nichts als einem Radkragen von gummirten Stoffen, der bei Wind und Regenwetter ſchlaff an den Körper klatſcht, wie ein naſſes Segel an den Maſt. Wer ſich zum Tra-

gen eines Regenmantels entſchließen kann, und ſehr viele junge und alte Leute beſitzen ſolchen Muth, der muß bereits mit den Eitelkeiten dieſer Welt abgeſchloſſen haben.

Von dem Regenmantel bis zur Einführung einer Art Wetterkarre, ſtatt des nichtsnutzigen Hutes, wäre nur noch ein Schritt. Ein franzöſiſcher Seemann, der im Aſow'ſchen Meere einen Sieg erfochten, und ſpäter nach Paris käme, könnte als volksthümliche Größe, die auf dem Meere längſt gebräuchliche Sturmmütze einführen, und Europa's Männer befreiten ſich von der elendeſten Erfindung, die je in Filz gemacht worden. Dazu gehören aber wieder die hohen Waſſerſtiefeln aus Gutta Percha, die wir nicht allein in dem Ausſtellungspalaſte, ſondern auch in dem übrigen induſtriellen Paris von ganz vorzüglicher Güte finden. Ausgerüſtet mit dieſen Schutzmitteln, wäre das männliche Individuum allerdings dem Apoll von Belvedere oder dem Antinous noch unähnlicher als bisher geworden, allein es hätte ſich in ein Weſen verwandelt, angethan, um die zur Jahresordnung gewordene Unbill unſeres Klimas trotzig zu ertragen, wie Amphibien, fähig im Waſſer und auf dem Lande, oder, was noch ſchlimmer iſt, als dieſe Beiden, in einem gleichmäßigen Gemiſch aus Waſſer und Land kaltblütig auszuhalten.

Wahrſcheinlich wollen die Leſer aber weniger die muthigen Spiele unſerer durch den Anblick ſo vieler Wunderwerke der menſchlichen Hand erregten Einbildungskraft,

als einiges Anmuthige, ſtatt des Nützlichen, aber nicht Feſſelnden vernehmen. Als dergleichen können wir nur die koſtbaren Umſchlagetücher nennen, die an Geſchmack der Zeichnung und Farbenzuſammenſtellung längſt den Arbeiten des Orients den Rang abgelaufen haben. Wenn deſſenungeachtet die Mode der Damen letzteren dennoch den Vorzug verleiht, ſo iſt in dieſer Entſcheidung mehr Weisheit, als in ſo manchem anderen unerklärlich eigenſinnigen Toilettenrichterſpruch. Trotz ihrer Unſcheinbarkeit, ihrer ſchlichten, durcheinanderlaufenden Farben, iſt eine Vornehmheit in den indiſchen Tüchern, die noch keine europäiſche Fabrik erreicht hat. Man möchte ſagen, ſie beruhe, wie bei gewiſſen, ſcheinbar leicht hingehauchten und doch innigen Verſen, in der natürlichen Art, wie ein koſtbarer Stoff „vorgetragen“ wird, in der Verzichtleiſtung auf ein Mehr, das ſich aus ſo edler Wolle verfertigen ließe, in einem gerechten Stolze der Induſtrie, die Natur in ihren beſten Schöpfungen nicht überkünſteln zu wollen. Was aber auch der Grund der wunderſamen Anziehungskraft der indiſchen Shawls ſein mag, ſie ſind das Ideal der weiblichen Welt. Wir aber können nur mit der ganzen Frage, ob wir Weſen, die hienieden ſchon ihre Ideale zu erlangen im Stande ſind, beneiden oder bedauern ſollen, uns von dieſen Koſtbarkeiten trennen.

Der Temple.

Mit Ausnahme von Neapel hat man in keiner anderen Stadt das Gewerbe der literariſchen Schönfärberei ſyſtematiſcher geübt, als in Paris. Man hat den Duft der Eleganz, der die Boulevards umwebt, über die Ateliers der Arbeiter, das Leben vor den Barrièren, das Treiben des Volkes in den Straßen, ausgebreitet, und die ganze Stadt durch ein in ihrem kleinen reichen Theile gefärbtes Glas betrachtet. Wenn uns der Leſer begleiten will, ſo werden wir ihn aber an einen Ort führen, wo ihm Paris ſeine ſterbliche Seite zukehren wird und er, wenn die Natur ihm nicht die Gabe der philoſophiſchen Betrachtung ganz verſagt hat, aus eigenen Mitteln ſich ein ideelles Paris conſtruiren kann, das einigermaßen von dem ſybaritiſchen Paris der Schriftſteller abweicht.

Es iſt zehn Uhr Vormittags und im gemächlichen Schritt ſchlendern wir mit brennender Fünfſousecigarre, tiefer kann ein deutſcher Zollvereinsraucher nicht wohl auf der Scala der franzöſiſchen Regietabake hinabſteigen,

über den breiten Boulevart du Temple, und ergötzen uns an dem Anblick der kleinen Theater, die ſich hier ſo dicht an einander drängen, wie in unſerem guten Vaterlande die königlichen Hallen des Gambrinus. Unſer Weg führt uns heute jedoch nicht nach der im Strahle der Sonne funkelnden Julisſäule, die von oben bis unten mit vergoldeten Namen geſpickt, einer Walze für den Leierkaſten des Ruhmes gleicht, ſondern rechts ab in das Labyrinth der Quergäßchen, wo der Trödel, der Kleinhandel und das Hauſirgeſchäft von Paris ihre Reſidenz aufgeſchlagen haben. Gleich nach zurückgelegten zehn Schritten belehrt uns die Anweſenheit eines großen Mannes ohne Rock, der in Hemdsärmeln, mit ausgeſpreizten Beinen mitten auf der Straße ſteht und in einem Gefäß Salat zum Frühſtück ſchwenkt, daß wir uns hier in zwangloſeren Regionen befinden. Könnten wir daran zweifeln, die zärtliche Mutter, die an dem theuren Haupte ihres Jüngſtgeborenen, die Leiſtungsfähigkeit eines engen Kammes verſucht, mußte uns ſofort den richtigen Geſichtspunkt eröffnen. Nach etwa hundert ferneren Schritten befinden wir uns auf einer Art von freiem Platze, den man nebſt ſeinen Umgebungen ſchlechtweg Temple nennt. In mittelalterlichen Zeiten ſtand hier einmal eine Citadelle der Tempelritter, von der noch, als die franzöſiſche Revolution ausbrach ein alter Thurm vorhanden war; jetzt iſt auch dieſer als die letzte monumentale Erinnerung an den unglücklichen

König, der darin gefangen saß, vom Erdboden verschwunden und an seiner Stelle erhebt sich ein zweistöckiges großes eirundes Gebäude, der Lumpenpalast von Paris. Wie der innere Hof des Palais Royal ist er, nur umgekehrt an seiner Außenseite, von Säulen umgeben, und jedes durch dieselben gebildete Fach ist von einem anderen Händler besetzt. Aber die Ablagerungen des pariser Ausschusses von Eleganz und Reichthum, oder von Noth und Zwang, sind so übermäßig, daß dieses Trödelschloß bei weitem nicht hinreicht; auf dem freien Platze davor ist noch eine hölzerne Barackenstadt entstanden, welche den Umfang des steinernen Gebäudes weit übertrifft.

Die Raumersparniß ist in den Abtheilungen dieser hölzernen Stadt auf die Spitze getrieben. Nur zwei Hauptstraßen durchschneiden sie und bilden vier größere Quartiere, die Gäßchen zwischen den einzelnen Fächern der Verkäufer sind so enge, daß man sich nur mit Mühe durchwinden kann. Wer über den fashionabeln Charakter seiner Garderobe nicht ganz im Klaren ist, wer für seinen pariser Aufenthalt eine gerechte Toilettenkritik wünscht, dem empfehlen wir gleich für den ersten Tag eine Promenade durch diesen hölzernen Tempel und er wird aus dem, was man ihm anbietet, errathen können, was ihm noch fehlt, um mit den Löwen des Tages zu wetteifern. Diese Kritik des Temple's ist die aufrichtigste von Paris. Der tadellos Gekleidete wird mit keinen Anerbietungen behelligt werden; man wird ihn zwar fragen, was er

verlange, wenn er ſeine Blicke neugierig umherſchweifen läßt, man wird ihm jedoch keine ausführlichen Vorſchläge zu machen wagen. Aber die Augen der Herren und Damen, die hier über die abgelegten Kleidungsſtücke von Paris gebieten, beſitzen die durchdringende unerbittliche Schärfe der drei Höllenrichter. Weſſen Rock auch nur die leiſeſten Spuren des Zahnes der Zeit verräth, weſſen Hut nicht wie gediegenes Gold glänzt, wer bei trübem Himmel zufällig ohne Regenſchirm erſcheint, dem wird man Alles, was ihm mangelt, zum Verkauf vorſchlagen. Die Verkäufer beſitzen dabei einen gemüthlicheren Ton, als man ihn gewöhnlich in dieſer höflichen, aber kalten Stadt vernimmt. Sie wiſſen, daß ihre Waaren nicht ganz tadellos ſind, daß ſich auf ihrem Markte nur geringere Geldkräfte einfinden und ſie fühlen ſich deshalb den Käufern näher gerückt. Auf dem Temple herrſcht noch ein Nachklang jenes patriarchaliſchen Verkehrs der Menſchen, wie er in den Zeiten des kindlichen Tauſchhandels ſtattfand. Dieſe Milde erſtreckt ſich bis auf die zahlreichen kleinen Hunde der jetzigen Tempelritter. Ihr feiner Inſtinct lehrt ſie, daß der Beſucher ihrer Heimath, ihnen an Beſitz und Rang näher ſteht, als die ſtolzen Inhaber der Caroſſen, denen ſie auf ihren Ausflügen zornig bellend nachlaufen; freundlich beſchnuppern ſie den Gaſt und ihr klarer Blick ſcheint ihn zum Verweilen einzuladen.

Das Innere und Aeußere dieſer hölzernen Stadt iſt

nicht so unangenehm, als man ihrem Gehalte nach glauben sollte; die Verschönerungskunst hat das Ihrige gethan, die gebrauchten Gegenstände wieder aufzufrischen, und es fehlt sogar nicht an ganz neuen billigen Stoffen, die im Großen bei Banquerotten oder auf Auctionen gekauft, hier unter leidlichen Bedingungen an die armen Leute verkauft werden. Dazu gehören besonders Bettzeug, gröbere Leinwand, Handwerksgeräth und wohlfeile Putzgegenstände, während allerdings viele dem ersten Anschein nach neue Dinge, offenbar nur künstlich verjüngt sind, wenn man sie ein wenig schärfer prüft. Ein kleines niedriges Häuschen, in der Mitte unseres anständigeren Temple's, dessen Glasfenster eine Aussicht nach allen Seiten gestatten, schien der militärisch obrigkeitliche Mittelpunkt der Ansiedler zu sein, war aber nicht besetzt, sondern blickte leer und zutrauungsvoll umher.

Die eigentliche Natur des Temple's in ihren mannigfaltigen Beziehungen zu dem lumpenhaften Paris kann man nur vor den Hallen der Rotunde, so heißt das Hauptgebäude, studiren. Wenn der hölzerne Temple zwar ein Bild der Aermlichkeit, aber doch auch der Reinlichkeit darbietet, so entfaltet unter der Säulenhalle der Rotunde, der Schmutz im grauenhaften Bunde mit dem Plunder, seine wenig beneidenswerthe Herrschaft. Dies wird schon höchst überzeugend durch die Ehrentitel dargethan, welche der Volkswitz den beiden Gegenden beigelegt hat, wo hauptsächlich die alten Kleidungsstücke und

die ausgedienten Stiefeln ausgeboten werden. Sehr bezeichnend, aber auch sehr schauerlich, nennt man diese den schwarzen Forst (la forêt noire), jene dagegen mit frevelhaftem Leichtsinn, die fliegende Laus (le pou volant). Wenn wir zunächst in dem Bereich des, genanntem Phantasiegeschöpf gewidmeten Heiligthums verweilen, so entzückt uns, trotz der vorsichtigen Distanz, die wir auf Grund jenes Namens beobachten, die ungemeine Mannigfaltigkeit der Herrengarderobe. Unter dem Panier der fliegenden Laus hängen alle Stände von Paris, von dem General und Senator an, bis auf den Lakaien und den Rekruten, an langen eisernen Nägeln, und man möchte das tiefsinnige Wort des Paracelsus, daß von jedem Menschen nur ein schlechterer Theil hienieden existirt, ein schönerer aber, als sein Genius unter den Sternen, dahin ausdehnen, daß es auch hienieden eine doppelte pariser Menschenwelt gebe, und daß Alle, die in Macht und Glanz einherstolziren, schon bei Lebzeiten auf dem Temple in der Rotunde, einen lumpigen Genius haben, der sie nach Verdienst repräsentirt. Was macht man mit allen diesen gestickten und bunten Kleidungsstücken? Giebt es wirklich noch ein zweites Paris voller abgerissener Aristokraten, die wie Gespenster bei Nacht erscheinen, oder ist diese Rotunde nur eine Satyre auf den eitlen Hochmuth dieser Welt? Wenn es aber unter sterblichen Dingen etwas Dauerndes giebt, so möchten wir die rothen lederbeschlagenen Kavalleriehosen dafür

halten, die in unzählbarer Menge den Temple bevölkern und ihn gewiß ſchon oft beſucht haben, um immer wieder von Neuem die Bahn des Ruhmes zu durchlaufen.

Da die Verkäufer leider in unſeren Mienen etwas Heiterkeit zu argwöhnen ſcheinen, iſt es gerathen, die Stätte zu wechſeln und in den ſchwarzen Forſt zu treten. Weſſen Seele noch nicht ganz abgeſtumpft iſt für die Wunder der menſchlichen Natur, der wird mit uns den Reichthum der Hülfsmittel anſtaunen, deren man ſich hier bedient, um alte Stiefeln auszubeſſern, was ſagen wir — auszubeſſern? greifen wir gleich zu dem höchſten Problem, zu Stiefeln, die nur noch zur Hälfte vorhanden ſind, die nur mit Wichſe — ganz ohne Leder — höchſtens mit etwas Pech — eine Ergänzung erfahren, die den Gipfel der menſchlichen Poeſie erreicht. Wer kauft, wer trägt dieſe Stiefeln, welcher Verkäufer wagt es, ſie einem Sterblichen zum Anprobiren anzubieten? Hier ſtehen wir wieder am Abgrunde einer nicht zu beantwortenden Frage. Gehen wir, gehen wir, dieſe myſtiſchen Unglücksſchuſter werfen grimmige Blicke des Haſſes auf unſer lackirtes, wenn auch etwas beſtäubtes Pedal; man könnte an uns ſelber einige kühne Verſuche der Verſohlung oder der Wichſe anſtellen. Die Börſe des Temple's beginnt ohnehin dort an der Ecke, wo die niedrige Thür des Weinhändlers zum Verweilen einladet. Alle alten Hoſen, alle alten Röcke, alle abgeſchabten

Hüte von Paris werden dorthin von brünetten Männern gebracht; eilen wir wieder an die Oberfläche des Lebens, an die helle Welt der neuen Kleider, der unverwundeten Stiefeln und ſtören wir die Lemuren nicht in ihrem Walten.

Ein Diner im Café de Paris.

Die Mode tyrannisirt in Paris mit gleichen Launen Kleider und Theaterstücke, Karossen und Möbel, Regierungssysteme und Speisezettel; es ist fast unmöglich, in irgend einem Fache klassisch zu werden, oder vielmehr, was auf dasselbe hinausläuft, es zu bleiben. Die klassische Tragödie mußte ihren Ruhm mit den Romantikern theilen, und die berühmten Restaurants des Palais Royal, die in sich zerfallenen Firmen Véry und Véfour, wurden durch die im Café de Paris herrschende gastronomische Theorie verdunkelt. Die Mode hat seit einigen Jahren diesen Ort für klassisch erklärt, und es bedarf wohl nur der Anwesenheit und des Zeugnisses zweier so berühmter Feinschmecker, wie Auber und Dr. Véron, um begreiflich zu machen, daß nicht allein die Mode, sondern auch die Gastrosophie, mit dem Café de Paris zufrieden zu sein Ursache hat. Und doch ist es keine Kleinigkeit, diese Hauptstadt und ihre Stimmführer und Voreſſer befriedigt zu haben, so wenig, als die Ansprüche des Wirthes im Café de Paris und seiner

Kellner. Wer ſich nicht entſchließen kann, mehr als zehn Franken für ſein Diner und einen Frank Trinkgeld für den Kellner auszugeben, der ſetze ſeinen Wanderſtab weiter; für ihn deckt ſich der Tiſch nur an einer anſpruchloſeren Stelle. Da es nicht der Mühe lohnt, in Paris geweſen zu ſein, ohne ſich auch auf der Höhe der ſchlemmenden Menſchheit befunden zu haben, ſo waren wir, ein Freund und ich, auf den ſublimen Gedanken gerathen, wie bei Véry und Véfour, ſo ſchließlich, um dem Werke die Krone aufzuſetzen, im Café de Paris zu diniren. Wenn auch kein Stammgaſt, ſo war doch dieſer Freund dort bekannt genug, um im großen Saale des hohen Parterre's in der Ecke zwei Plätze an einem kleinen Tiſche zu belegen, die uns eine vollſtändige Ausſicht auf die Gruppen der Speiſenden geſtatteten. Es war um die Stunde, wann das ganze elegante Paris nach warmem Eſſen riecht, alſo um halb ſieben Uhr, als wir Platz nahmen, und der alte Kellner uns gravitätiſch, das die Karte enthaltende, in Maroquin gebundene Werk, ein Blatt Papier und einen Bleiſtift überreichte. Während mein Tiſchgenoſſe ſich mit mir darüber vereinbarte, was wir uns angedeihen laſſen wollten, und der Kellner dazwiſchen ihm dieſes oder jenes friſche und köſtliche Gericht ſo höflich in die Feder dictirte, wie es ſich bei allen Octroyirungen geziemt, will ich die Zeit benutzen, um einige Worte über meinen Freund den Maler zu ſagen. Von deutſchem Geblüt abſtammend, lebt er ſchon

so lange in Paris, daß er sich seines Vaterlandes so wenig mehr erinnert, wie wir alle unserer Wiege. Viel in vornehmen Zirkeln verkehrend, beliebt als Portraitmaler der Damen, ist er reich und ganz Franzose geworden, im besseren Sinne des Wortes. Er hat den Stolz und die Liebenswürdigkeit der Nation in sich aufgenommen, aber nicht ihre gemeine Habsucht und rücksichtslose Liederlichkeit. Wenn er in moralischer Hinsicht ein Bastard geworden ist, so hat die unsichtbare Kreuzung der Racen in ihm doch ein edles Exemplar erzeugt. Für seine deutschen Landsleute schwer zugänglich, kann er sich für die, welche ihn zu fesseln verstehen, oder ihm warm empfohlen worden sind, aufopfern und an sie seine werthvollsten Stunden verschwenden. Es kostet ihn dann keine Ueberwindung, einer Herzogin eine theure Session abzusagen, um zwei Stunden beim Dejeuner zu verplaudern; das ist in ihm der letzte Rest der ursprünglich deutschen Künstlernatur. Jetzt kam die Suppe und mein Maler legte sie mit zierlicher Hand vor, um die ihn eine Dame hätte beneiden können. „Ich weiß nicht, ob Sie dieses Genre lieben," sagte er, „bei uns ist es jetzt hier die beliebteste Suppe; in Deutschland versteht man nichts Aehnliches zuzubereiten." Die Suppe war mit der bekannten Familie à la Reine verwandt, enthielt aber einige pfefferige Schattirungen, die meinem Gaumen nicht zusagten, und ich verschwieg ihm diesen Umstand nicht, so wenig, als daß mir die Leistungen der guten Pariser

Küche im Suppengebiete der Solidität zu entbehren ſchienen.

„Ja, ſo ſeid ihr Deutſchen; Euch ſchmecken nur handfeſte nahrhafte Dinge," entgegnete er, indem er, um mich zu ſtrafen, den Reſt aus der Terrine in ſeinen Teller ſchöpfte.

„So viel ich weiß," antwortete ich, „haben hunderttauſende von Franzoſen ſich ſehr günſtig gerade über die deutſchen Suppen geäußert."

„Was für Franzoſen mögen das wohl geweſen ſein?" fragte er etwas ungläubig.

„Sehr bedeutende und einflußreiche Leute, die Soldaten der großen Armee, lieber Freund," ſagte ich mit der Unſchuld eines Kindes, „und ich verſichere Ihnen, wenn dieſen Herren nicht gar ſo oft im Hauſe meiner Großeltern die deutſche Suppe geſchmeckt hätte; ich wäre wahrſcheinlich heute im Stande regelmäßigere Studien über die Pariſer Küche anzuſtellen."

„Daß man doch mit keinem Deutſchen in Paris vierzehn Tage zuſammen ſein kann, ohne daß er von der alten Geſchichte wieder anfängt," ſagte der Künſtler und drehte mit der Rechten die frappirte Champagnerflaſche in der Miſchung aus Salz und kleingeſchlagenem Eis und mit der Linken ſeinen Knebelbart.

„Dieſe Geſchichte iſt nicht ſo alt für uns, als Sie glauben mögen."

„Aber Freund! unter den gegenwärtigen Umſtänden?

wie können Sie bei der bestehenden Allianz zwischen Frankreich und England, bei der handgreiflichsten Widerlegung der ältesten Vorurtheile dieser beiden Nationen, noch auf Deutschlands antifranzösische Gesinnungen deuten. Sie haben doch gewiß Heine und Börne genauer als ich gelesen?"

Ehe ich meinem Manne antwortete, ließ ich ihn zunächst sich des aufgetragenen Hummers bemächtigen, etwas Essig und Oel in eine Schaale gießen, und Beide durcheinander rühren. „Da haben Sie die französisch-englische Allianz," sagte ich, auf die Mischung deutend, „so lange Sie, als allegorischer Genius des gegenwärtigen Krieges, sie rühren, wird sie vorhalten; lassen Sie Ihre Hände ruhen, und Sie werden die schnellste Auseinandersetzung erleben." Er lachte und sagte: „für die Macht Frankreichs und für das, was verzehrt werden soll, reicht es vollkommen aus, wenn Essig und Oel sich nur so lange vertragen, bis die Schüssel leer ist." „Erlauben Sie mir auch hinzuzufügen," fuhr ich fort, „daß Sie als Gewährsmänner gegen das franzosenfeindliche Deutschthum nicht allein zwei Männer angeführt haben, die sich so wenig als Essig und Oel mit einander vertrugen, sondern deren Ansichten auch durch die Ereignisse der letzten Jahre vollständig widerlegt worden sind." Der Maler verstand meine Worte nur zu gut und blickte sich scheu um, als fürchtete er, wir würden belauscht. „Fürchten Sie keine Spione," sagte ich mit wehmüthiger

Ironie, „Ihre Regierung reckt ihr Dionysusohr nicht dahin aus, wo man Seezunge mit normänniſcher Sauce, und Kapaune mit Trüffeln ſpeiſt — auch verſteht hier keiner ein Wort Deutſch. Die Geſellſchaft hinter uns mag höchſtens aus Engländern beſtehen, denn nur ein Inſelweſen, wie das wunderſchöne junge Mädchen links von Ihnen, kann einer ſolchen Maſſe römiſchen Salates auf ein Mal mit der Nachhülfe einer Brotkruſte den Weg zwiſchen den Zähnen hindurch bahnen, und die vier jungen Leute, rechts von unſerem Tiſche, ſind die reine Crème des Jokeyclubs, wie Sie an ihrem beneidenswerthen Roſtbeaf erkennen werden — imitirte Lords."

„Sie haben Recht," ſagte der Maler, „aber man kann hier ſeiner Sache niemals ganz gewiß ſein."

„Iſt es ſo weit mit Ihrer großen Nation gekommen, der Börne die feurigſten Lobreden gehalten, die er für unfähig erklärt hat, daß je ihr Stolz: Converſation und Preſſe, vollſtändig gebrochen würden. Wenn der alte Louis Philipp dieſen Tag erlebt hätte, ſelbſt er wäre aufgebrauſt, wie dieſer röthlich ſchimmernde Moet und in die Worte ausgebrochen: es war wirklich ein Unſinn, daß ich damals von dem Concordienplatze in einem Fiaker ſo raſch abfuhr; ich hätte die Sache und die Franzoſen dreiſter angreifen ſollen."

„Es iſt wahr," flüſterte der Maler, „kein vernünftiger Menſch hat begreifen können, warum er abfuhr."

„Er mag zu viel in Heine's Broſchüren oder in

Börne's Briefen, und zu wenig im Memorial von St. Helena geleſen haben. Der todte Kaiſer hatte keine ſo vortheilhafte Meinung von den Franzoſen, als die beiden deutſchen Schriftſteller, die den Pariſern zu Liebe, ihren eigenen Landsleuten in das Geſicht geſchlagen haben."

„Das ſollen Sie mir beweiſen!" rief der Maler, der ſich in ſeinem geheimſten Bewußtſein getroffen fühlen mochte, „nennen Sie mir die Stelle!"

„Ich kann Ihnen leider weder die Seite, noch die Worte genau citiren, aber Sie dürfen ſich auf mein Gedächtniß verlaſſen, Napoleon ſagte: wenn ich als Deutſcher geboren worden wäre, ich würde dieſes Volk einig gemacht haben."

„Das beweiſt noch nichts —" fiel er mir in die Rede.

„Durchaus nicht, nur hören Sie weiter, er ſetzte hinzu: wenn ſie mich zu ihrem Fürſten erwählt hätten — ſie würden mich nie verlaſſen haben, und ich befände mich nicht hier auf St. Helena."

„Hat er das wirklich geſagt?" fragte der Maler ſehr kleinlaut.

„Er hat es geſagt, und es iſt die größte geſchichtliche Genugthuung, welche der Nation zu Theil geworden iſt. In und nach den hundert Tagen mag er endlich eingeſehen haben, daß in dieſen Landwehren, die er „zerlumpte Canaillen" zu nennen gewohnt war, ein Geiſt

flammte, zu dem ſich kein Brennſtoff in dem franzöſiſchen Volke auffinden ließe.“

„Glauben Sie denn, daß dieſer Geiſt noch einmal in der Nation erwachen könnte, daß überhaupt noch, jene allmählich ausſterbenden Veteranen ausgenommen, von denen ich geſtern einen, bedeckt mit der preußiſchen Militairmütze, das eiſerne Kreuz auf der Bruſt, im Garten des Palais Royal ſitzen und ſeine mit Silber beſchlagene Meerſchaumpfeife rauchen ſah, viele ſolcher antifranzöſiſchen Fanatiker exiſtiren?“

„Lieber Freund,“ antwortete ich, „es kommt weder darauf etwas an, noch auf die ſchweren Enttäuſchungen, welche die Deutſchen nach jenen großen Völkerkämpfen erfahren haben, wohin Sie zu zielen ſcheinen; die Hauptſache iſt, daß die deutſche Nation ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ſich endlich ihres Gegenſatzes zu den Franzoſen gründlich bewußt geworden iſt, wozu ihr gegenwärtiges Gouvernement weſentlich beigetragen hat.“

Bei dieſen Worten ſah ſich der Maler wieder ſcheu um und verlangte geräuſchvoll von dem Kellner ein gebratenes Huhn und eine zweite Flaſche. „Wie ſoll ich das verſtehen?“ ſagte er leiſe, unſere Regierung iſt doch theoretiſchen Auseinanderſetzungen im Allgemeinen ſehr abhold.“

„Wenn Zeitungen ſchweigen, werden Thatſachen reden. Selbſt die begeiſterſten Anhänger des Franzoſen-

thums ſind durch ſie von dem Glauben an den politiſchen Meſſiasberuf von Frankreich bekehrt.“

„Ich ſollte eher meinen, die Thatſache der Rettung unſerer europäiſchen Geſellſchaft müßte ſie darin beſtärkt haben?“ bemerkte der Maler mit dem Stolze eines Pariſers.

„Es kommt darauf an, was Sie und alle diejenigen, welche jene genannte Rettung ſo ungemein geprieſen haben, darunter verſtehen. Wenn Sie die Prolongation aller alten Gebrechen meinen, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden, aber Sie werden mir doch zugeben, daß ein mit entſchloſſener Hand auf einen Krebsſchaden gelegtes Heftpflaſter noch keine Heilung oder Rettung genannt werden kann?“

„Was wollen die Deutſchen von uns?“ ſagte mein Tiſchgenoſſe mit einigem Unwillen, „war Frankreich je mächtiger, je in ſich geſchloſſener? ſehen Sie die Wunderwerke der Verſchönerung von Paris an, betrachten Sie den Volkswohlſtand, die Millionen, die er der Regierung bereitwillig zur Verfügung ſtellt!“ Er ſprach es und ſtieß ſeine Gabel ſo heftig in die goldbraune Bruſt des Huhnes, als hätte er einen böswilligen Deutſchen vor ſich.

„Ganz dieſelbe Frage könnte mir ein Ruſſe vorlegen,“ antwortete ich.

„Sie ſelber ſind ein heimlicher Ruſſe!“ rief der Maler und ſchenkte verſöhnend ein friſches Glas ein.

„Auch dieſen Vorwurf kann ich Ihnen mit denſelben Worten zurückgeben, aber trinken wir auf die Wohlfahrt jenes Rußland, das an dem linken Ufer des Rheines liegt, wenn Sie mir verſprechen, daß Deutſchland ſo wenig mit dieſem, wie mit dem am linken Ufer des Niemen ein Bündniß einzugehen braucht. Seit wir Deutſchen begriffen haben, daß wir auf eigenen Beinen ſtehen können, kommt es uns auf einen Toaſt mehr oder weniger nicht an, und damit wir die ruſſiſche Hauptſtadt an der Seine ihrem Vorbilde ähnlicher machen, ſo laſſen Sie uns Gefrornes bringen.“

„Sie führen nichts als confiscirte Reden im Munde. Sie ſind ein Candidat von Mazas und Cayenne.“

„Den man doch vorher erſt in das Franzöſiſche überſetzen mußte, wenn Sie ſich nicht herabgelaſſen werden.“

„Nein,“ ſagte mein Kunſtler mit angenehmem Lächeln, „die nächſte Siegesdepeſche aus der Krim wird Ihren gottloſen Mund ſtopfen.“ Kaum hatte er dieſe Worte beendet, als das Geräuſch auf dem Boulevart ſtärker wurde und eine gedrängte ſchwarze Menſchenmaſſe ſich langſam vor den Fenſtern des Speiſeſaales vorüberſchob, langſam verfolgt von einigen Polizeiſergeanten.

„Ha, die Börſe,“ rief der Maler und ſchaute dem Haufen mit brennenden Augen nach.

„Sie ſagen: die Börſe, und ich ſage: Frankreich. Glauben Sie mir, der Schotte Law hat ſeinen Meiſter gefunden, die Geſchicke Frankreichs werden ſich nicht in

Kabinetten oder auf Schlachtfeldern entscheiden, sondern in dem griechischen Tempel, der auf dem Merkursfelde liegt. Bestände noch die Orakelwirthschaft zu Delphi, die Pythia könnte auf die bescheidene Anfrage: wann werden sich die Geschicke Frankreichs erfüllen? die myste-riose Antwort ertheilen: wenn der Adler sich in einen Raben verwandelt."

Lange noch hätte ich in ähnlichen Sarkasmen fort-fahren können, wenn es der Mühe werth gewesen wäre. Mein Maler hörte nicht auf meine Worte, sondern sah den Vertretern des jungen Börsenfrankreich nach, die augenscheinlich in großer Erregung wieder umgekehrt wa-ren und abermals vor den Fenstern erschienen, da die Pariser Polizei für ihre Gesundheit so besorgt ist, daß sie nicht drei Secunden lang auf den Boulevards stehen bleiben dürfen, um sich nicht zu erkälten. Der Künst-ler schien Jemand zu erwarten, aber der Anstand erlaubte ihm nicht, aufzustehen; er saß wie auf glühenden Kohlen. Mich jammerte des Armen, denn es war klar, daß er die Politik seines zweiten Vaterlandes auch an der Börse zu der Seinigen gemacht hatte; da schlich sachte ein schwärzliches Subjekt über die drei Stufen vor der gro-ßen offenen Glasthür des Saales und sah sich falken-artig um. Der Maler gab ihm einen kaum bemerkba-ren telegraphischen Wink. Wie ein Ohrwurm glitt der Schwärzliche hinter seinen Stuhl und schob ihm einen Zettel in die Hand; der Maler las, kritzelte mit der

Bleifeder einige Hieroglyphen darunter und ſteckte dem Götterboten den Zettel wieder in die Hand, worauf dieſer eilig verſchwand.

„Sie müſſen mir erlauben, heute die Rechnung allein zu bezahlen, nach Abzug der Speſen habe ich eben 800 Franken gewonnen," ſagte der Doppelſchüler Raphaels und des Gottes Plutus, „Sie müſſen doch auch einmal von der verläſterten Börſe Vortheil gezogen haben."

Der Kellner brachte die Rechnung, ſie betrug einige fünfzig Franken.

„Ich will Ihnen nur wünſchen," ſagte ich, den Stuhl zurückſchiebend und aufathmend, denn das Diner war vortrefflich geweſen, „daß der Zeitpunkt noch recht fern bleiben möge, wann Sie in einem anderen Sinne die Pariſer Zeche zu bezahlen haben werden."

Ein italiänisches Trauerspiel.

In dem Saale des italiänischen Theaters am Platz Ventadour gab die Gesellschaft der Hofschauspieler aus Turin eine Reihe von Gastvorstellungen, welche die Pariser elegante Welt und ihre Dolmetscher, die dortigen Feuilletonisten unausgesetzt in Athem erhalten. In diese unermeßliche, aber durch die tiefe Röthe der Sammetsessel etwas verdüsterte Kunsthalle mit ihren sechs Logenreihen übereinander, darf sich die Gewöhnlichkeit nicht wagen. Die Erinnerungen an die Triumphe Rossini's und Bellini's, an Rubini, Lablache, Tamburini, an die Malibran, die Grisi u. A. wehen um dieses Proscenium. Mit unterdrücktem Seufzen steckt der deutsche Kunstfreund seinen Napoleonsd'or durch das mit starkem Eisendrath vergitterte mondförmige Loch, welches alle Pariser Theaterkassen vor kühnen Griffen weislich sicherstellt, und erhält dafür ein Billet und wenige klimpernde kleine Frankenstücke zurück, doch selbst die elegante Prostitution, der nichts zu theuer ist, befreundet sich nicht mit den Preisen des italiänischen Theaters, und die Aristokratie be-

hauptet wenigſtens hier den erſten Logenrang für ſich allein. In dieſen Saal verlegen die Romanſchreiber, deren fettglänzende Ueberſetzungen die deutſchen Leihbibliothekare ernähren, die galanten Intriguen der vornehmen Geſellſchaft aus der Chauſſee d'Antin, und Alexander Dumas wetzt ſeine Feder an keinem Elegant von Adel, ohne von der für die Saiſon gemietheten Loge bei den Italiänern zu ſprechen. Doch dort tritt der Schöpfer des Grafen von Monte Chriſto eben ſelber ein und verſucht ſeine umfangreiche Perſon in den zu ſchmalen Fauteuil des erſten Ranges zu preſſen. Zwar iſt das Mulattenartige in ſeiner Phyſiognomie von den Karrikaturiſten unbillig übertrieben worden, und die einſt ſchwarze verwilderte Matratze ſeines ungeheuern Haarbuſches ſchimmert jetzt in ſanftem Perlgrau, aber es ſteckt in dem Manne noch immer ein vollendeter Dulcamara. In das theatraliſche Coſtüm und auf die Bühne verſetzt, würde er in dieſer Rolle wahrſcheinlich weniger ironiſch, aber deſto aufrichtiger von der ſtolzen Nachbarſchaft belacht werden, die bei ſeinem Erſcheinen in allgemeine Heiterkeit ausbricht. Verlieren wir uns jedoch nicht in Zufälligkeiten; wir haben uns in den Saal Ventadour begeben, um Alfieri's Trauerſpiel Mirra (Myrrha) zu ſehen.

Die Pariſer Preſſe rühmt der Turiner Geſellſchaft nach, daß ſie, im Grunde ſchlecht, zwei ausgezeichnete Mitglieder zähle, Signora Riſtori und Signor Roſſi; aber da dieſe Preſſe nur lobt, wenn ſie bezahlt wird,

und sie lobt immer, so können wir vielleicht annehmen, daß die übrige italiänische Gesellschaft zu sparsam gewesen sei, um ihren beiden Koryphäen ebenbürtig erklärt zu werden. Als jedoch der Vorhang in die Höhe rollt und ein gräulich schmutziger Palast des Königs Cinyras von Cypern nicht allein unser, an theatralische Sauberkeit gewöhntes deutsches Auge, sondern noch weit ärger unsere empfindliche Nase durch einen Geruch beleidigt, den man keinem Watercloset, geschweige denn einem Apollotempel verzeiht, als die fette Königin Mutter, die berenartige Amme, der Barbiergehülfe von einem verliebten Prinzen erscheinen, da bitten wir die Feuilletonisten von Paris im Herzensgrunde um Verzeihung. Wenn diese Gesellschaft auch nicht den üblen Geruch verschuldet, den der Saal Ventadour mit der komischen Oper gemein hat, und der eine Allianz mit den Herren Violet und Guerlain, den exclusiven Parfümeurs, nöthig macht, so ist sie doch erbärmlich genug, um sogar die Geduld eines weniger heißblütigen und anspruchsvollen Publikums auf die Probe zu stellen. Nichtsdestoweniger nimmt der bis an die Decke gefüllte Saal alle theatralischen Ungehörigkeiten mit Engelsgeduld hin, sogar als die Gardine zu frühe aufgezogen wird, und ein Schwarm ihren Marsch probirender Venuspriester, in ihrem ernsten Berufe gestört, auseinanderstäubt, macht sich höchstens ein wohlwollendes Lächeln bemerkbar, wie wir es nur für die liebenswürdigen Unarten ganz kleiner Kinder übrig ha-

ben. So große Nachsicht bei demantglänzenden, blumenbekränzten Damen, dekorirten alten Herren und imposant blickenden kennerischen Stutzern muß eine wichtige Ursache haben und wir lernen sie beim Eintritt der Signora Ristori sofort kennen.

Eine hohe schlanke, fast bis zur Formendürftigkeit knappe, aber dennoch reizende Gestalt mit feinen Händen und Füßen, eine Gesichtsbildung von antikem Schnitt, leicht umschattet von reichem hellbraunen Haarwuchs, der sich gefällig in einen griechischen Knoten fügt, bezeichnen die Künstlerin auf den ersten Blick als ein von der Natur zu den feinsten Aufgaben des Lebens bestimmtes Wesen. Ihre blauen Augen, die in den Momenten des äußersten Schmerzes wie ausgeweint und todesgebrochen erscheinen, erzählen eine lange und traurige Geschichte von bekämpften Leidenschaften, Schicksalsschlägen und ungelösten Räthseln. So tritt sie dem Könige Cinyras, ihrem Vater entgegen, den Signor Rossi darstellt, ein kräftiger Mann mit jenem schwermüthigen sinnenden Ausdruck, den wir in Italien so häufig antreffen. Gleich bei dem ersten Anschlagen der Rede werden wir für die Schauspielerin und ihren Begleiter gewonnen. Jede Sylbe fällt melodisch von ihren Lippen, wie eine silberne Kugel in eine metallene Schaale; die kalten, gedankenlosen und hohl deklamatorischen Verse Alfieri's klingen wehmüthig musikalisch, wie der Gesang des Gondoliers im Othello oder die Casta diva der Norma. Gleich der

Laute der Mutterſprache verſtändlich und lieb, feſſeln uns Rede und Gegenrede, ja der ſcheußliche Inhalt des Trauerſpieles, die unnatürliche Liebe einer Tochter zu ihrem leiblichen Vater, ein Stoff, deſſen eviſche Behandlung nur einem antiken Dichter, der ihn wie Ovid mit einer phantaſtiſchen Metamorphoſe umkränzte, zu verzeihen war, dramatiſch gefaßt, zumal in einer chriſtlich geläuterten Zeit, aber nur Ekel erregen kann, ſcheint uns minder verwerflich. So zieht ſich das Drama bis zum Schluſſe des vierten Aktes ohne eine innere Entwickelung hin. Die unglückliche, durch das erbarmungsloſe Fatum feſtgeſtellte Leidenſchaft Myrrha's kennt keine Motive, und welcher Dichter, beſäße er ſelbſt die Schöpferkraft Shakespeare's, würde es wagen, die Nachtſeite des Buches der Ethik, nach den krankhaften Wurzeln dieſer ſchändlichen Liebe ſuchend, zu durchblättern? Alfieri zerlegt den widerlich diſſonirenden Akkord nur in mannigfaltige Arpeggien und entläßt als ſchwacher Tragiker ſogar am Schluß ſeinen Zuſchauer ohne einen verſöhnenden Dreiklang. Den Schauſpielern war es vorbehalten, nicht etwa dieſen Dichter oder ſeine unſelige Arbeit zu verbeſſern, nein, ein vollkommen neues Naturſchauſpiel aus ſeinen verkruſteten Verſen hervorgehen zu laſſen.

Im fünften Akte, gedrängt von ihrem Innern und der Unvermeidlichkeit äußerer Situationen, ſieht ſich Myrrha endlich genöthigt, ihrem Vater ein Bekenntniß abzulegen. Der Poet des vorigen Jahrhunderts konnte nicht, wie

Ovid, ſich naiv hinter die Autorität der Sage flüchten und hinterliſtig wie dieſe, das Verbrechen wirklich begehen laſſen. Alfieri begnügt ſich alſo mit dem Geſtändniß und — dem halb zufälligen reuelosen Selbſtmorde der Sünderin. Zum Heile für den großen Kunſtgenuß ſtellen wir dieſe Betrachtung erſt ſpäter an, die Riſtori und Roſſi laſſen uns keine Zeit dazu. Es kann nichts die Seele mehr Aengſtigendes auf den Brettern gedacht werden, als die ſchauerliche Art, wie dieſes geniale Weſen, die entſetzliche Thatſache mit der Rede zu umgehen, und das Gemüth des Vaters mit dem Zauber der Klänge Italiens einzulullen verſuchte. Die offenbaren Seelenleiden, die man, wie bei der Section eines lebenden Weſens den Puleſchlag der Adern, mit qualvoller Offenheit dargelegt ſah, ſtimmten zum tiefſten Mitleiden. Die Rede wand ſich, gleichſam winſelnd, auf den Knieen hinkriechend, zur Kataſtrophe hin, und Roſſi, als ein trefflicher Künſtler, kam durch ein vollendetes Gegenſpiel ſeiner Gefährtin auf halbem Wege entgegen. Nie im Verlaufe des Abends hatte er weicher, liebender, väterlich ermuthigender, zu dem einzigen Kinde geſprochen, deſſen Leiden er nicht verſteht und aus dem Zorne eines unbekannten Gottes erklärt. Endlich zuckt ein heller Strahl der verderblichen Wahrheit durch ſein Gehirn, — das Wort „impia!“ wie Roſſi es jetzt der Tochter, von einer Gebehrde der namenloſeſten Verzweiflung über eine nun erklärte, vollſtändig aufgerollte Vergangenheit be-

gleitet, entgegenschleudert, muß Jedem unvergeßlich bleiben. Nur die italiänische Sprache, nur eine italiänische gesangvolle Brust mag solchen Lautes fähig sein. Der Schrei des Edgardo in der Lucia, wie ihn Moriani schuf und zum ersten Mal ausstieß, verschwindet gegen dieses markerschütternde „impia“; es fuhr wie ein felsspaltender Blitz über den ganzen Nachthimmel der Situation und brachte für einige Augenblicke alles erschreckene Leben zum Stillstande. Was weiter? Er stürzt auf Myrrha los, sie entreißt ihm sein Schwert und durchbohrt ihre Brust, — sterbend sich am Boden mit einer Hand weiter helfend, sucht sie das Gewand des Vaters zu erreichen, ein wundersam rührender Kampf von Abscheu und Liebe auf dem Gesichte des Königs läßt uns eine menschliche, religiös versöhnliche Lösung hoffen, da tritt die Mutter ein und dieser schmachvolle Dichter legt selbst jetzt noch der sterbenden Tochter die Worte in den Mund: ah madre felice del padre! . . . lassen wir den Vorhang fallen, vertilgen wir gewaltsam aus unserem Gehör den brünstigen Ton, in dem die Ristori diese Worte ächzte, ... räumen wir erschüttert, zerrissen, tief beleidigt, und doch voller Bewunderung über diesen Verein von Kunst und Naturgewalt das Feld, und entfliehen wir dem wilden Rasen, mit dem das entzückte vornehme, über die Virtuosität jubelnde Paris, die Künstler durch fünfmaligen Hervorruf zu belohnen suchte.

Die öffentlichen Schreiber.

Zu den Lieblingsgegenständen der Genremaler in Italien gehören die pittoresken Gestalten der öffentlichen Schreiber, wie sie an einem gebrechlichen Tischchen mitten auf der Straße sitzen und auf die vertraulichen Mittheilungen schöner Frauen lauschen, denen sie für wenige Kupferstücke ihren blühenden Styl und ihre gewandte Feder leihen sollen. Der öffentliche Schreiber von Paris gewährt weder dem Pinsel noch dem Riel einen gleich dankbaren Vorwurf, und seine Existenz erfüllt zugleich mit Gefühlen von Unwillen und Schaam, da sie das Armuthszeugniß der Volksbildung vorstellt und einem schwarzen Siegel unter den Documenten des öffentlichen Unterrichtes gleicht. Wenn es überall in Italien für keine Schande angesehen wird, in die edlen Künste des Lesens und Schreibens nicht eingeweiht zu sein, wenn die Behörden es vielleicht gar für ein in der Regierungskunst des Machiavelli nicht vorgesehenes Mittel halten, der Nationen leichter Herr zu werden, sobald man sie außer Stande setzt, die Kanäle des Wissens und Erken-

nens zu befahren; so scheint etwas in der Meinung des Volkes zu Paris die Schreiber zu veranlassen, ihre Werkstätten mehr im Verborgenen, als vor aller Augen aufzuschlagen. Die Unwissenheit ist noch im Stande zu erröthen, und ihr rettender Engel zieht entweder einen dichten Vorhang vor sein Fenster, oder er etablirt sich an einer Stelle, wo ihn nur die Hülfsbedürftigen suchen und finden können. Wer auf die Schreiberjagd ausgeht, wird in der Nähe des Justizpalastes und der Polizeipräfectur die ältesten und charakteristischen Exemplare treffen. Die ewige Krankheit, mit welcher die griechische Mythologie, wie die Bibel mit dem Sündenfall, auch den Apfel verbindet, die Streitsucht, nährt die öffentlichen Schreiber und wird sie nie aussterben lassen, selbst wenn die Schule der Zukunft ihre Pflicht besser als die der Gegenwart erfüllen sollte.

In dem eigenthümlichen und malerischen Häuserviertel, welches die beiden genannten Gebäude, wie zwei mächtige Herren einen Haufen schäbiger Clienten um sich versammelt haben, giebt es eine Menge Löcher von kleinen Parterre's, Buden, Mauerspalten in dunklen Höfen und Kellergeschossen. In diesen haben sich die öffentlichen Schreiber, wie die Mäuse und Ratten in der Nähe der Kornspeicher eingenistet. Sie bedürfen zu ihrem Gewerbe nicht, wie ihre glücklicheren Nebenbuhler von der Feder, des Tageslichtes; im Gegentheil, sie sind mit reflectirtem Licht, das von irgend einer grauen Wand in

ihre Zellen fällt, zufrieden, denn auch das, was sie nährt, ist nicht das Licht des Geistes, sondern der Schatten der Gesellschaft.

Um in die Geheimnisse dieser originellen Brüderschaft zu dringen, müßte man sich auf der Stufe jenes Bedürfnisses befinden, das sie geschaffen hat, allein selbst dem entfernter Beobachtenden entgeht nicht, daß die Rangverhältnisse, welche die ganze Welt zerklüften, auch die Einheit der Schreiberzunft unterbrechen. So gut wie die Reiche der Erde, hat sie ihre Aristokratie, ihre Mittelklasse und ihr Proletariat, nur ist die Wahrnehmung erfreulich, daß nicht das grausame Recht der Geburt, sondern die weiseren Verfügungen der erlernten Fertigkeiten und ausgebildeten Fähigkeiten über das Schicksal des Schreibers entscheiden. Freilich muß man sie alle zu den Unglücklichen rechnen, die in der Brandung des großstädtischen Lebens Schiffbruch gelitten haben; aber an die öde Küste geworfen, kam es auf das an, was sie von geistigen Gütern geborgen hatten, ob sie in dem erwählten Beruf eine höhere oder tiefere Stelle einnehmen sollten.

Der Vornehmste der öffentlichen Schreiber ist der gelehrte Kenner fremder Sprachen, der wunderbare Franzose, der als ein Phönix unter seinen Landsleuten, außer seiner Muttersprache noch ein Idiom zu sprechen und schreiben versteht. Wie ein Schwarzkünstler des Mittelalters ist er für alle Personen, die sich an ihn wenden,

ein Gegenstand halb des Grauens, halb der Ehrfurcht, und es ist ihm gestattet, sogar eine gewisse Herablassung gegen seine Kunden anzunehmen. Er allein von der ganzen Zunft besitzt so viel stolzes Selbstgefühl, um in einem eleganteren Stadtviertel, mitten im Verkehr des Reichthums, sein Atelier öffentlich aufzurichten, und durch einen schriftlichen Anschlag die Vorübergehenden einzuladen, sich ihm anzuvertrauen. Zuweilen ist er sogar ein Bastard von einem Literaten, ein Kuppler zwischen zwei Schriftwerken verschiedener Nationen und er hält sich in diesem Falle arme Jünglinge, welche für Tagelohn die ihm übergebenen Werke der Schriftsteller in die fremde Sprache übertragen. Sein gefälliges Aeußere verräth den gewandten Geschäftsmann, er giebt in einem besonderen Kabinet geheime Audienzen, trägt eine weiße steife Cravatte und grollt mit dem Schicksal, das ihn einst insolvent werden ließ, und aus einem mit zwei Welttheilen getriebenen Handelsverkehr, in eine Passage in die Schreiberstube warf. Auf die Revolutionen der Zukunft sind seine geheimen Hoffnungen gerichtet, aber eben darum ist er mit der Offenbarung seiner politischen Ansichten in der Gegenwart ungemein vorsichtig. Die siegreiche Partei wird sich schmeicheln können, ihn auf ihrer Seite zu erblicken.

Den Mittelstand bilden die zahlreichen Schreiber, welche von der Anfertigung gerichtlicher Eingaben, Bittgesuche und Repliken leben, und sich selber als einen

höchst wichtigen Bestandtheil der ehrenwerthen Rechtswissenschaft schätzen. Sie halten untereinander zusammen, wie die Schakale, und verzehren einträchtig den Rest der Beute, den ihnen der Löwe „Gesetz" übrig gelassen hat. Der eigenen Winkelpraxis können sie sich so wenig entziehen, als die Apotheker des Kurirens, die Barbiere des unbefugten Aderlassens und die Schäfer des Prophezeiens; jeder Stand hat seine besondere Krankheit, von der ihn keine gewaltsamen Regierungsverbote befreien. Sie wechseln ihre Röcke, wenn sie in ihr Geschäftslokal treten, oder tragen Schreibärmel, kurz sie unterscheiden sich in nichts von den deutschen Winkelconsulenten, als in gefälligeren Manieren, mit denen sie den Leuten das Fell über die Ohren ziehen.

Bei weitem am interessantesten ist das Proletariat der Schreiberzunft, zu dem schon ältere Mitglieder der gerichtlichen Federfuchser den Uebergang bilden. In einem solchen Falle des sinkenden Verdienstes pflegen sie sich zusammenzuthun, ein kleines Lokal zu miethen und den Verdienst zu theilen. Man sieht sie dann hinter einer großen Glasthür, die zugleich das Fenster der Schreibestube verstellt, mit den Hüten auf dem Kopfe sitzen, Federn schneiden oder rostige Stahlfedern in Schrot putzen, Tabak schnupfen und in gebergten Zeitungen lesen. Auf die vorübergehenden Mägde, Soldaten, Arbeiter und Landleute werfen sie sorgenvolle Blicke, und aus ihren abgetragenen Röcken sieht man, daß sie zwischen

einer Garderobe für Geschäft und Welt keine Wahl haben.

Die unterste Rangklasse lebt in kleinen einzelnen Buden und besitzt außer ihnen nichts, als eine Schlafstelle. Eine traurige Ahnung scheint sie zu veranlassen, sich in der Umgegend der Morgue anzusiedeln und man hat die beste Gelegenheit auf dem Platze vor der Kathedrale von Notre Dame, ihre Lebensweise zu betrachten. Die von ihnen bewohnten Buden lassen durch ein halbblindes, mit verschimmelten Pappentafeln gegen neugierige Blicke geschütztes Fenster, ein wenig Tageschimmer auf den kleinen Tisch fallen, dessen Ausstaffirung in einem gläsernen Tintenfaß, einer Lage Papier und einigen Federn besteht. Bei weitem der größere Raum dieses kümmerlichen Behälters wird von den zum Lebensunterhalt nothwendigen Geräthschaften eingenommen, denn der arme öffentliche Schreiber entfernt sich nur mit Einbruch der Nacht und muß der Unbill aller Jahreszeiten in seinem Gehäuse Trotz bieten. Ein kleiner eiserner Ofen, dessen Dämpfe ein dickes eisernes Rohr zu dem niedrigen Dache hinausführt, dient nicht allein als Wärmeapparat, sondern auch als Surrogat einer Küche. Neben ihm liegt ein Kohlenbündel, das von etwa dreißig daumendicken Stäbchen gebildet wird. Mit diesem entzündet er ein winziges Feuerchen, auf dem er Morgens seinen schlechten Kaffee, Mittags das Gemüse wärmt, welches er fertig gekocht in der Nachbarschaft kauft. Sein Frühstück ist kalt, wie

die Bude in der ſchlechten Jahreszeit, und verſteigt ſich nicht über ordinären Käſe und Brod. An den unglücklichſten Geſchäftstagen liefert der Mittagstiſch ſogar nichts weiter, als einen geſalzenen Hering, und der verfängliche Geruch, den dieſer Meerbewohner zu hinterlaſſen pflegt, verräth zugleich, daß des armen Schreibers Geſchäft die meiſten Tage im Jahre mit ſolchem unfreiwilligen Faſten belegt. Wenn er zu thun hat, ſo fliegt ſeine Feder in Eile über das Papier, oder bewegt ſich, je nach der gemachten Beſtellung, in langſamen Schnörkeln darüber hin; dann iſt die niedrige Thür der Bude geſchloſſen und der emſige Arbeiter läßt ſich durch das zudringliche Auge, das ihn durch ſein Fenſter belauſcht, keine Secunde lang ſtören. Hat er Muße, ſo ſitzt er mit gleichgültigem, aſchgrauem Geſicht in der offenen Thür und ſtarrt abgeſtumpft, aus ſeiner Exiſtenz, die mit dem lebhaften Nationalcharakter in ſo ſtarkem Widerſpruch ſteht, in das Treiben um ihn her hinaus. Von den Briefen, die er für Unkundige ſchreiben muß, bringen ihm die wenigſten etwas ſonderliches ein, aber es giebt eine Sorte der Correſpondenz, welche zu den Glücksfällen der öffentlichen Schreiber gehört: die anonyme. Mit ihren maſchinenartig geregelten charakterloſen Schriftzügen malen ſie, uneingeweiht in die gehäſſigen Beweggründe, unbekümmert um die möglichen Folgen, und deshalb ſicher vor den Strafen des Geſetzes, die Worte

nach, welche ihnen schlechte Leidenschaften aller Art in die Feder dictiren.

Wie die Kugel aus dem Laufe, so fliegt der Buchstabe von ihrem Kiel dahin, ohne Empfindung, ohne Wissen, ob er Tod bringen, ob er matt zu Boden fallen werde. Die anonyme Correspondenz wird den öffentlichen Schreibern am besten bezahlt, nur will es die Eigenthümlichkeit derselben, daß sie allein in politisch aufgeregten Zeiten, in Epochen des Spionir- und Denuncirwesens blüht, im Frieden der Gesellschaft dagegen höchstens auf dem Mistbeete der verbotenen Liebesintrigue und ihrer Verräther wuchert.

Nachdem der öffentliche Schreiber in einem trüben Herbstmonat acht Tage lang hintereinander vergebens auf Beschäftigung gewartet hat, schließt er mit einem Seufzer seine Bude und geht von dannen. An diesem Abende wartet die alte Wirthin, in deren Quartier er seine verborgene Schlafstätte hat, vergeblich auf ihn; ebenso sehr wundern sich am Morgen die Nachbarn, daß die Bude verschlossen bleibt.

Am Abend liest man in den Journalen unter den vermischten Nachrichten, daß man in der Nähe des Quai's am Invalidenhause einen höchst dürftig bekleideten, schlecht ernährten Leichnam aus der Seine aufgefischt habe.

Der Faiseur und die Lorette.

Die Bühne der Franzosen ist so enge mit den Bewegungen der Gesellschaft verwachsen, daß man mit ebensoviel Recht, das Leben der Pariser ein Schauspiel, wie ihr Schauspiel, das Leben der Pariser nennen kann. Wenn in Deutschland zwischen der Wirklichkeit und den Spiegelbildern auf den Brettern immer der Unterschied auffällt, der uns bei dem Anblick der von Vergrößerungs- oder Verkleinerungsgläsern zurückgeworfenen Originale so unangenehm berührt, begegnen uns in Paris auf den Brettern dieselben Menschen, deren Sitten und Gespräche uns in den Salons in Verwunderung gesetzt haben, und der Künstler darf sich keiner größeren Anstrengung unterziehen, als seine Individualität in die verschiedenen Situationen zu versetzen, welche ihm der Dichter in dem jedesmaligen Stücke unterbreitet. Jener Zwang, der von dem Mimen eine größere Gabe der Metamorphosirung verlangt, als sie selbst der phantasiereiche Ovid seinen Helden und Heldinnen beilegt, würde von den Freunden des bürgerlichen ernsten oder komischen Sittengemäl-

des in Paris für eine unleidliche deutsche Pedanterie gehalten werden. Der schaffende Schriftsteller beauemt sich vielmehr den Persönlichkeiten seiner Darsteller und beugt seine Erfindungen nach den anmuthigen oder charakteristischen Naturgaben, wie sie sich ihm an irgend einem Theater vereinigt darbieten, aber diese anscheinend harte Beschränkung verliert ihre drohende Bedeutung für das Talent, wenn ihm wie zu Paris eine größere Anzahl tüchtiger Bühnen zu Gebote steht, für deren Repertoir und Personal es seine Besonderheit ausbilden kann. Da nun aber auch der menschliche Geist nie etwas aus Gestalten und Gedanken zusammensetzt, zu dem er nicht die einzelnen Atome nach und nach im Felde der Erfahrung angesammelt hätte, und die Pariser Bühnen zusammen betrachtet, in ihrem Schauspielerthum alle Typen besitzen, welche Frankreich in seinen Ständen erzeugt, so erhellt daraus, daß der dortige Dichter nicht wohl eine Ausgeburt zu Papier bringen kann, für welche sich nicht ein passender Akteur und eine geeignete Bühne finden ließe. Zum Schutze vor zu weiten Ausschreitungen dient ihm aber noch der angestammte realistische Sinn, der sich auf einem kleinen Gebiete zufrieden giebt, und seine hauptsächliche Freude nicht an absoluter Neuheit des Stoffes, sondern an einer geistreichen Zusammenstellung des Vorhandenen findet. In Bezug auf diese Thatsachen erblickt der Zuschauer im französischen Sittengemälde nur ein abgerundeteres literarisch geläutertes Bild der Gesell-

ſchaft, die er ſo eben außerhalb des Schauſpielhauſes in Handel und Wandel zu beobachten verſucht hat, und er kann ſeine Anſchauungen und Vorſtellungen von der Wirklichkeit, mit großer Zuverſicht vor den Pariſer Lampen vervollſtändigen und Regionen kennen lernen, in die ihn weder ſeine perſönlichen Neigungen, noch die ſonſtigen Verhältniſſe eindringen laſſen. Unter den Bühnen von Paris verdient das Theater Gymnaſe, der Liebling der gegenwärtigen Kaiſerin, als eine photographiſche Anſtalt für Abconterfeiung der Geſellſchaft, das meiſte Vertrauen, und wenn das Theatre français als ein excluſives officielles Inſtitut, die Gegenwart und Wirklichkeit nur mit idealiſirten Zügen eintreten läßt, wie ſie z. B. der treffliche Octave Feuillet ſeinen köſtlichen Genrebildern zu verleihen weiß, ſo erſcheinen am Gymnaſe alle Frivolitäten der Tagesentwickelung in keiner verhüllteren Geſtalt, als die Eleganz der Sprache und der Geſchmack der Zuhörer nothdürftig erheiſchen.

Man wird ſich des großen Unwillens erinnern, mit dem ſowohl die Lokalpreſſe, als das Publikum über den genialen Balzac herfielen, als er in ſeinem „Mercadet, der Faiſeur," das Familienleben und die Exiſtenz einer Kategorie von Geldmenſchen, die in Paris zahlreicher ſind, als irgend ſonſt wo in der Welt, auf die Bühne brachte. Hinter dem ihm mit ungewohnter Heftigkeit gemachten Vorwurfe der Uebertreibung verbarg ſich aber die Entrüſtung über die Kühnheit des Dichters, der mit

ſtarker Hand dem Haufen der Mercadets die Maske abgeriſſen hatte. Nachdem eine Reihe von Jahren über Dichter und Stück hingegangen iſt, hat ſich die Stimmung gegen beide verändert. Balzac ward als todter Mann für die feierliche öffentliche Lobrede reif befunden, und Mercadet, als literariſches Product betrachtet, weiter kein Meiſterſtück, hat das Brevet der Lebenswahrheit erhalten. Die Mercadets der Wirklichkeit ſind durch Balzac Gegenſtände der Beobachtung geworden, und man hat ihre überraſchende Familienähnlichkeit mit dem Vorbilde und Stammvater anerkannt. Die Direction des Gymnaſe beanſtandet nicht ſeine Aufführung, um den Gäſten des Auslandes eine lehrreiche Ausſicht in die Verfänglichkeit zahlreicher Pariſer Lebensläufe zu gewähren, und die weißhaarigen Beſchützer und Gönner des Theaters, die auf den vorderen Lehnſtühlen des Orcheſters ſeit vielen Jahren ihre Pläze behaupten, machen ihre weniger eingeweihten Nachbaren mit beſonderer Vorliebe auf manche feine ſchwieriger bemerkbare Züge aufmerkſam, und verbürgen ſich für die Lebenstreue der Charaktere und Situationen, indem ſie die Nothwendigkeit zugeben, bei ihrer täglich noch wachſenden Menge dergleichen Leute, wie Mercadet, in der guten Geſellſchaft empfangen zu müſſen, trotzdem man in ihre Ränke und Schliche vollſtändig eingeweiht ſei.

Den Namen Mercadet für die ganze Pariſer Species beibehaltend, wollen wir verſuchen aus Leben und

Bühne ihre Physiognomie zusammen zu weben. Der Mercadet ist von Natur kein schlechter Geselle, aber seine Gemüthsanlagen sind von einer solchen Biegsamkeit, daß die Gesellschaft sie ohne erheblichen Widerstand in ihre barocken Formen zwängt. Er liebt Frau und Tochter, man könnte jedoch zuweilen den Verdacht hegen, er liebe das Geld noch mehr, wenn man die Härte sieht, mit der er sein Kind einem ungeliebten Manne opfern will, um durch ein talentvolles Finanzmanöver seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufzuhelfen. Von Hause aus ohne Vermögen hat er in jüngeren Jahren die Reize eines splendiden Haushaltes und die Macht des Capitals zu gut kennen gelernt, um nicht im späteren Lebensalter sich selbst gern als den geehrten Mittelpunkt eines solchen Zustandes bewundern und feiern zu lassen. Diesem Ziele nachstrebend, war es ihm nur selten möglich, den Kopf immer oben zu behalten; seine ursprüngliche Armuth hat ihn frühzeitig mit Geldmachern von Profession zusammengeführt; der Spekulant mußte die traurige Erfahrung machen, daß der Wucherer auf ihm als Parasit leben wolle. Deshalb ist der Mercadet fortwährend gezwungen, nach zwei Seiten Front zu machen. Eitelkeit und Genußsucht reizen ihn zu einem prahlerischen Treiben, während die bittre Noth ihn zu armseligen Lügen und Ausflüchten hetzt. Jetzt arrangirt er glänzende Soupers und borgt das Silbergeschirr eines Bekannten, und fünf Minuten darauf weiß er einem Gläubiger, der mit Per-

sonalarrest droht, tausend Franken unter einem geschickt angebrachten Vorwande abzuborgen. Er besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten, aber keine Achtung vor der Arbeit. Er faßt die menschliche und bürgerliche Existenz nicht als etwas auf, das mit Mühe errungen werden muß, sondern das im Spiel gewonnen werden kann. Sein ganzes Leben beruht auf dem unsinnigen Schluß, daß Geld und Gut, weil sie von ihm stets zu eitlen Lüsten verbraucht worden sind, auch keiner ernsthaften Anstrengung werth seien. Tief überzeugt von diesem Satze hegt er eine unglaubliche Verachtung gegen seine Gläubiger, die alle ihre Kräfte an eine gewissenlose Vermehrung des Geldes setzen, ohne als von Grund aus beschränkte Köpfe es zu irgend einer Sache zu verwenden. Sie dagegen, obwohl sie ihm in kritischen Momenten mit der gewöhnlichen Grobheit gemeiner Leute zusetzen, achten ihn als einen erfinderischen Geist, und blicken zu ihm, der immer auf das Große und Ganze losgeht, mit der Ehrfurcht empor, welche kleine Hunde gegen Doggen und Newfoundländer zu zeigen pflegen.

Herabgedrückt in gefährliche Händel, die um eines Messerrückens Breite an den entehrenden Strafen des Gesetzbuches hinstreifen, ist der Mercadet so glücklich, Zeit, und mit ihr Alles zu gewinnen. Wie er gewohnt war, stets hundert Angeln auszulegen, hundert Fäden des Geldgewinnes fortzuspinnen, alle Chancen der Börse auszubeuten, gelingt es ihm, einen Hauptstreich auszu-

führen, und damit das Fehlschlagen aller übrigen, kleineren Unternehmungen auszugleichen. Anfangs der Besitzer nur eines Frankenstückes, gebietet er schließlich über eine halbe Million und wird der Gläubiger des Hauptgauners. Vergessen wir jedoch nicht, daß wir in diesem ächt theatralischen Effect nur das Schicksal der kleineren Hälfte der Mercadets geschildert haben, das dem Dichter zu einem befriedigenden Ausgange nothwendig schien. Im Laufe der Welt pflegt sich das Blatt anders zu wenden und die Geschosse des Schicksals fliegen nicht, wie die der Geschütze in den Schlachten, zum größeren Theile unschädlich vorüber; das Verhältniß ist hier ein umgekehrtes. Die Flucht, das Schuldgefängniß, ja die Galeere, bilden weit häufiger den fünften Act der Mercadets, aber der Leichtsinn der Franzosen verhindert sie, sich durch dergleichen schwerfällige moralische Betrachtungen den Genuß eines Schauspieles zu verkümmern, in dem sie sich, wie gewisse wilde Völker, aufrichtig über den Triumpf der List freuen und der unterliegenden Theorie der redlichen Arbeit nicht weiter gedenken.

Ein ausgezeichneter Künstler, Geoffroy, zeichnete diese typische Figur mit wahrer Vollendung, und wenn auch das ganze Personal des Theaters in seinem unübertrefflichen Ensemble es ihm unendlich erschwerte, den Vorrang zu behaupten, so errang er ihn doch durch die sparsame und discrete Behandlung der Rolle; er gab den König der Mercadets, ihr Universalgenie, und vereinigte

alle Nichtswürdigkeiten, alle Schwächen, aber auch alle Grazie und verführerischen Künste der Species in einer Gestalt. Seine Conversation war so bezaubernd, daß man, falls die wirklichen Schwindler von Paris nur ein Zehntel dieser Gabe der Ueberredung besitzen, gern allen großartigen Betrügereien, allen seltsamen Unternehmungen und befremdenden Glückswechseln den unbedingtesten Glauben schenkt.

Unmittelbar neben die vielseitigste Ausbeutung des Geldes und der Geldwerthe, stellt sich in Paris die Speculation mit — der Liebe. Eine kleine Anzahl unsauberer Schriftsteller abgerechnet, ist dieses chronische Leiden der Gesellschaft in unserem Vaterlande nie der Gegenstand einer ernst gemeinten literarischen Behandlung geworden. Namentlich hat die utopische Richtung der deutschen Schaubühne das Gute, diesem flüssigen Schlamm einen starken Damm entgegenzusetzen. Wie die gesammte Politik der heutigen Franzosen durch und durch mit Silber und Gold verquickt ist, so bewegt sich ihre populäre Unterhaltung um den speculativen Theil des weiblichen Geschlechtes und ihre verschiedenen Erfolge im Leben. Es ist wirklich ungemein schwer, über diese Zustände in deutscher Mundart die nackte Wahrheit zu schreiben und nicht in Ausdrücke zu verfallen, welche von dem Complimentirbuch der guten Gesellschaft verpönt sind. Das Bedürfniß in Paris hingegen hat schon seit geraumer Zeit eine Terminologie geschaffen, die scheinbar nichts

Anstößiges enthält und den üblen Stoff, wie die Zuvorkommenheit der Apotheker Pillen aus Asafötida, gelatinirt. Gleich unser poetisches Wort „Liebe“ widersetzt sich der mißbräuchlichen Anwendung auf Verhältnisse, welche unsere überrheinischen Nachbarn ohne Bedenken mit „amour“ bezeichnen. Es wird uns daher nichts anderes übrig bleiben, als in die Schule des kleinen A. Dumas zu gehen und an seine „halbe Welt“, die vorsichtigen Betrachtungen zu knüpfen, denen sich keiner ganz entziehen kann, der über Paris zu schreiben unternimmt. Dieser schlechte, aber tollkühne Schriftsteller bewegt sich ausschließlich auf dem Terrain der profanirten Weiblichkeit. Wenn man dasselbe nicht mit Unrecht eine Börse der sittlichen Verworfenheit nennen kann, so verdient er den Namen eines Rothschildes auf diesem ehrlosen Markte, der nicht nur in conventionellem, sondern noch weit mehr in numerischem Sinne, in Paris die „halbe Welt“ bedeutet. Wie es die Geringfügigkeit seines Talentes mit sich bringt, sucht er mehr durch den Stoff, als durch die Behandlung zu wirken, aber sogar die Gegner seiner Richtung, wie die Verächter seiner Fähigkeiten, räumen ihm eine reiche Erfahrung ein.

Die „halbe Welt“ wird durch alle jene Frauenzimmer gebildet, die im ehrlichen Familienleben inselvent geworden, oder schon geboren, auf dem Wege der Speculation zu so viel Geld, inclusive bürgerlicher Ehre, gelangen wollen, daß die versöhnte Welt über ihnen wie-

der die Fahne der soliden Gesellschaft schwenkt. Der Zweck soll die Mittel heiligen, wie man sieht, aber sie reichen, wie an der Börse, nicht immer aus und der Rest pflegt in vielen Fällen nur Verderben zu sein. Es ist in Paris so weit gekommen, daß die Laufbahn der systematischen sittlichen Corruption einen Theil der in anderen großen Städten darauf ruhenden Schmach verloren hat, weil sie mächtig genug geworden ist, eine gesicherte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen.

So viel Anstandsgefühl ist jedoch dem dramatischen Dichter dieser Klasse und seinen Consorten geblieben, daß sie die Heldinnen der Marmortöchter, der Dame mit den Kamelien und der halben Welt, nicht glücklich enden lassen, und wenigstens in der letzten Scene einen Compromiß mit der öffentlichen Schicklichkeit eingehen. Das Publikum läßt es sich gefallen, einen Gauner wie Mercadet, aus den gefährlichsten Schlingen befreit zu sehen; die vornehme Courtisane muß ihm geopfert werden. Für den beleidigenden Triumph im Leben, fordert es Rache auf den Brettern; wenn der verschlagene Dichter sie ihm auch nur mit höhnischem Gelächter über so viel Tugendpedanterie zuwürfe. In der Wirklichkeit läßt sich der Courtisanismus durch die moralischen Grillen eines um Mitternacht mürrisch gewordenen, abgespannten Auditoriums wenig stören. Er ist ein Geschäft, ein Beruf, ja eine Art Wissenschaft, wie das Banquierwesen. Man kann darin groß werden; man kann darin klein

bleiben. Angeborene Fähigkeiten und Unternehmungsgeist entscheiden auf dem fruchtbaren Pflaster von Paris über das Schicksal Aller, die in Geld arbeiten, und in richtigem Instinct haben sich die Loretten in dem vornehmen und schönen Stadtviertel eingenistet, das die stolzen Geldmänner in dem eitlen Wahne erbaut haben, unter sich zu bleiben. Die köstliche Ironie des Weltlaufes hat es mit sich gebracht, daß die Söhne die Väter mit ihrem eigenen Gelde bestrafen, und die bunten Schmetterlinge auf dem Baume auskriechen, von dessen Blättern die Raupen gelebt und ihr Gespinnst erzeugt haben.

Die Geschicke der Damen aus der halben Welt lassen sich von dem Moment an zwanglos öffentlich besprechen, wenn sie beginnen, ernsthaft an eine Restauration zu denken. Ist der Sohn einer hohen oder reichen Familie der Gespielin seiner Mußestunden überdrüssig geworden, sehnt er sich nach einem eigenen Hauswesen, so vertraut er sich den Seinigen offen an und bekennt seine Verpflichtungen gegen die halbe Welt. Dann berufen die Mitglieder der ganzen Welt einen Familienrath, und so imposant hat sich der Courtisanismus ersten Ranges zu situiren gewußt, daß die Verlassene stets mit einer Rente oder mit einem Etablissement abgefunden wird, wobei ein gerichtlicher Act allen ihren zukünftigen Ansprüchen ewiges Stillschweigen auferlegt. In anderen Fällen hat die Dame aus der halben Welt für sich allein

zu sorgen gewußt. Das Vermögen einer Reihe von Schlachtopfern ist in die Kasse ihres Banquiers geflossen, und sie befindet sich mit dem Eintritt der vierziger Jahre in der Lage, in die Provinz überzusiedeln, und unter der Aegide eines stattlichen Titels die entrückten Honoratioren um sich zu versammeln, wenn sie es nicht vorzieht, einen decorirten Wittwer durch ihre Hand zu beglücken. Hat ihr das Glück weniger gelächelt, so muß sie sich mit einem kleinen Geschäftslokal am Boulevart oder am Palais Royal begnügen, es sei denn, daß es ihr gelänge, die Concessionen zu einem Tabaksverkauf zu erwerben, die man freilich lieber den Wittwen gefallener Militairs verleiht. Weiter abwärts begegnen wir ihr als Logenschließerin, wie sie der jüngeren Generation ihrer Standesgenossinnen das Bänkchen unter die Füße schiebt, als Comptoirdame in einem kleinen Café oder Restaurant, endlich auf der untersten Stufe der Glücksleiter als der Vorsteherin eines Cabinet d'Aisance, ausgestattet mit den modernsten Verbesserungen für absolute Geruchlosigkeit. Wenn ihr in der Gegend des Porte St. Martin oder in der Lachs-Passage einen solchen Zufluchtsort für die Unvermeidlichkeit des Daseins betretet, und die nöthigen Anweisungen werden euch mit kalter, abstoßender Miene ertheilt, so könnt ihr getrost daraus folgern, daß die Herrin des Erleichterungsinstitutes an ihr ehemaliges Blumenparterre in dem nach den Kunstwerken der Parfümerie duftenden Boudoir denkt.

Strömt der Regen aber in Bächen herab, eilt Ihr haſtig unter das Blechdach der Einfahrt des Theaters Gymnaſe, drängt ſich ein zerlumptes und verhungertes Weib zwiſchen Eure Schritte und bietet Euch flehend das Theaterjournal an: kauft es ihr ab, denn auch ſie kann einſt eine ſolche verführeriſche Dame aus der halben Welt geweſen ſein, wie die intereſſante Roſe Chéri ſie Euch vier Stunden lang auf den Brettern vorzaubern wird.

Speise und Trank.

Niemand braucht sich des Eingeständnisses zu schämen, daß ihm bei der Ankunft in einer fremden Stadt, auch die Sorge für sein materielles Wohl am Herzen liege. Die Theilnahme, welche der Reisende für die seinem Auge und Ohr bevorstehenden Merkwürdigkeiten im Herzen hegt, verträgt sich sehr wohl mit den zartesten Rücksichten für den Gaumen und Magen; man könnte sogar sagen, daß die Spannung des geistigen Menschen auch seine leiblichen Bedürfnisse steigere, und die Feinheit der beiderseitigen Genüsse Hand in Hand zu gehen pflege. Nun kommen aber auch noch die Chemiker und lehren uns, daß die Empfindungen und Gedanken des Menschen von der Wahl und Beschaffenheit seiner Nahrung abhängen, daß die Schärfe der Beobachtungen, die Feinheit der Unterscheidungen und der Schwung der Einbildungskraft weniger an dem Gehirne des Beschäftigten haften, als an den Säuren, Weinsorten und Fleischspeisen in seinem Teller und Glase; was bleibt da zu thun übrig, selbst wenn in den Behauptungen der Chemie

nur ein Quentchen Wahrheit wäre, als auch den Dingen des Verzehrs Aufmerksamkeit zu schenken und die gemachten Erfahrungen zu Nutz und Frommen der Menschheit aufzuzeichnen. Vom ersten Buch Mose an, bis auf den letzten Klassiker Sir Walter Scott, finden wir neben den ernsthaftesten Dingen Berichte von guten Eßwaaren, und ein Prosanscribent kann sich durch die größten Autoritäten vor der Anklage schützen, zu tief in die Einzelheiten der Küche und des Kellers hinabgestiegen zu sein.

Die Küche von Paris genießt einen so alten Ruhm, daß es fast ebenso lächerlich wäre, demselben etwas hinzufügen zu wollen, als eine Lobrede auf die Verdienste Karls des Großen zu schreiben. Wenn die Schöpfungen der Kochkunst so bevorzugt wären, wie die der Poesie, welche mit den Fingern verdaut wird und als Rückstand die Kritik hinterläßt, würden wir über die Pariser Küche eine Encyclopädie von nicht geringerem Umfange, als die auf allen Quai's der Seine von den Antiquaren verkaufte, besitzen. Da jedoch ihnen sowohl, als den Musen, die Nachwelt keine Kränze flicht, werden sich die Freunde und Gönner eines guten Tisches in eigener Person nach Paris bemühen müssen, um die Erzeugnisse der begeisterten Kochphantasieen, wie somnabüle Damen, nur in einem handgreiflicheren Sinne, mit dem Magen lesen zu können.

Jede gründliche Wissenschaft der Natur ist gehalten, von den unteren Reichen anzufangen, und so beginnen

wir denn mit der Auster, diesem kleinen Thiere, dessen die Menschheit wahrscheinlich weniger gern als der Perlenmuschel entrathen möchte. Man kann sagen, daß die Auster zu Paris sich in dem Zustande eines Proletariats befände, so häufig und so billig ist sie das ganze Jahr hindurch, wenn gleich der Esser von Fach ihr in allen Monaten, in denen er den Krebs auf Leben und Tod verfolgt, die liebevollste Schonung angedeihen läßt, die erst mit dem Bartholomäustage ein Ende mit Schrecken nimmt. Während der Monate, die sich keines r rühmen können, ist die Auster nämlich von Familien- und Erziehungssorgen so in Anspruch genommen, daß ein zartfühlender Esser in Erwägung der Interessen aller künftigen Generationen sich weislich hütet, die guten Hausmütter in der Erfüllung der heiligsten Pflichten zu stören. Das Dutzend der friedfertigsten Thiere kostet nicht mehr als einen halben Frank und es geht daraus hervor, mit welchem Unrecht die griechischen Autoren das Meer mit dem Beiworte des „unfruchtbaren," belegt haben, da es doch nie, wie die verrätherische Erde, von Mißwachs etwas weiß, und alljährlich seine Produkte in gleicher Fülle den Sterblichen mittheilt. In einem ähnlichen Ueberflusse sind die Seekrabben vorhanden und es giebt Jahre, in denen ihr Preis kaum den Transport deckt und man damit, wie die Römer mit Feigen, die Esel füttern würde, wenn diese in Paris nicht an eine bessere Kost gewöhnt wären. Auch der vornehme Verwandte

der Seekrabbe, der Hummer, ist nicht im Stande, sein Air in Paris zu behaupten, kein Restaurant ist so klein, kein Tischtuch so schmutzig, daß sie nicht mit Hummersalat aufwarten könnten. An diesen leider etwas schwer verdaulichen Onkel des Krebses schließt sich das zartere Geschlecht der Fische an. Es mag ihnen noch so wohlig auf kühlem Grunde sein; in vier Stunden werden sie auf der Eisenbahn von Havre nach Paris gebracht und auf eben so mannigfaltige Weise zubereitet, als sie in Gestalten und Gewohnheiten geschaffen worden sind. Ein Mensch mag gegen die historischen Alterthümer von Paris, gegen seine Kunstwerke, seine großen Männer und schönen Frauen, noch so gleichgültig sein; den Fischen wird er nicht widerstehen können. Eine auf dem Rost kunstvoll gebratene Scheibe frischen Lachses mit einer Kapernsauce, eine geröstete Makrele, eine Seezunge, die Königin der ehbaren Meerbewohner, muß selbst einen erbitterten Fischfeind bekehren. Die Eigenthümlichkeit der französischen Philosophen und Köche, von der Persönlichkeit der Individuen auszugehen und sie möglichst unversehrt zu erhalten, bringt bei der feinen Zubereitung der Fische die außerordentlichsten Resultate zu Wege. Welche Achtung hegt ein Pariser Koch vor der Steinbutte, mit welcher Selbstverläugnung seines Wissens versteht er die Finessen des Aales herauszukehren, ohne sie durch überladene Saucen zu erdrücken.

Gehen wir zu den Fleischspeisen über, so entdecken

wir in der französischen Küche ein ungemein glückliches Mittelding zwischen der englischen Unmittelbarkeit des halbroben Fleisches und dem deutschen Prinzip des Fettbades. Die Braten werden zart und mager zubereitet, aber in allen übrigen Fleischgerichten offenbart sich dafür ein Reichthum der Erfindung, welcher von den Zeiten der Regentschaft an bis auf die Jugend Sovers noch nicht erschöpft worden ist. Die ganze französische Geschichte ist bis auf wenige spartanische Ausnahmen in dem Verzeichniß der Gerichte niedergelegt und der Geschlagene von Roßbach, wie der Sieger von Marengo, theilen eine gleiche Unsterblichkeit am Rande des Heerdes im Souterrain. Man füge den Namen die Jahreszahlen hinzu, und kein Lehrer wird in der Geschichte sicherer verfahren können, als wenn er seinen Schüler bei Philippe oder Véry täglich bei freier Auswahl speisen läßt. Unter den Salaten steht der römische oben an, doch mundet seine Härte und der mandelartige Geschmack seiner Stiele nicht jedem Gaumen und man muß sich systematisch heranbilden, um ihn begreifen zu lernen.

Der Zubereitung der Gemüse läßt sich leider kein ähnliches Lob ertheilen, sie schließt sich mehr als billig der abscheulichen englischen Manier an, alle Sorten, ohne Rücksicht auf ihren Geschmack und ihre Festigkeit, in Salzwasser abzukochen. Wäre das Material, wie z. B. der Blumenkohl oder die Artischocken, nicht so untadelhaft, man verzichtete gern auf diesen magenbeschwerenden Ge-

nuß. Das seltsamste Produkt der französischen Gärtnerkunst ist der dortige Spargel, ein grünes stockartiges Gewächs, dessen derbe Fasern sich eher zur Fabrication von Tauen und Segeltuch, als für menschliche Zähne eignen. Die Theorie der französischen Feinschmecker verlangt, daß der Spargel, um wohlschmeckend zu sein, das Sonnenlicht gesehen haben müsse, während in Deutschland die umgekehrte Meinung herrscht. Mit dem größten Bedauern über eine solche Verblendung haben wir wiederholt augenscheinlich gediegene Gastrosophen diese bitteren und gehässigen Strünke so eifrig bearbeiten gesehen, als ob sie in der größten Delikatesse schwelgten. Die Künste der Eierspeisen und Patisserie entschädigen aber wieder für diese auffallende Anomalie in der ersten Küche der Welt; in den Händen eines wahren Fachmannes nimmt Alles, was aus Eiern geschaffen wird, auch einen geflügelten Charakter an.

Unter den warmen Getränken steht der Kaffee oben an, die Chokolade hingegen versteht man fast nirgends zuzubereiten und genießt sie bei der bekannten Eintheilung der Mahlzeiten auch nur seltener. Die gerühmte Vortrefflichkeit des Pariser Kaffees soll daher rühren, daß man ihn nicht von einer Sorte, sondern aus einem Gemisch verschiedener Kaffeebohnen zubereitet, deren jede ihm eine andere gute Eigenschaft verleiht. Es steht fest, daß man ihn weder in Oesterreich, noch in Italien in gleicher Untadelhaftigkeit trinkt. Den Thee pflegt man

nicht fertig, sondern nur die nöthigen Zuthaten und Geschirre zu erhalten, und ihn selber zuzubereiten.

Der gewöhnliche Tischwein, den man für den festen, allgemein üblichen Preis von einem Franken für die Flasche von drei Viertel Quart, selbst bei den feinsten Restaurants ungefragt bekommt, ist sehr schlecht und nur mit Wasser vermischt genießbar; die feineren Sorten findet man in unvergleichlicher Auswahl, bezahlt sie aber überall theurer, als im nördlichen Deutschland, nur der Preis der spanischen und portugiesischen Weine weicht von dem bei uns üblichen nicht ab. Fordert man Champagner, so erhält man für 5 Franken eine Flasche, die man in unserem viel verläumdeten Grüneberg verläugnen würde; nur der Wein für 7 bis 8 Franken, meistens ein Oel de Perdrix, ist preiswürdig und zuträglich.

Wenn wir von dem richtigsten Nahrungsmittel des Menschen, dem Brode, hinter den Leckerbissen reden, so geschieht dies nicht aus Geringschätzung dieser köstlichen Naturgabe, sondern weil sie die beste, edelste und allen Ständen gleich zugängliche Speise in Paris ist. Vereint mit der an allen Orten unbegreiflich frisch erhaltenen und delikaten Butter, die von keiner Gebirgsgegend schöner geliefert werden kann, gewährt das schneeweiße Weizenbrod eine nahrhafte und leckere Kost, die, begleitet von einigen Radischen, gleich nach der Suppe, auch bei dem ausgesuchtesten Mittagsmahle nicht fehlt, wie sich

ihrer der geringste Arbeiter täglich erfreuen darf. So mancher wird aber mit uns einer Meinung sein, wenn wir diese Gleichheit bei Tisch, im Interesse des Volkswohles, höher schätzen, als die geistigen Nivellirungsanmaßungen, gegen welche die ewigen Gesetze ungleichartig geschaffener Organisationen bis an das Ende der Welt kämpfen werden.

In dem edlen Grundstoffe des Brodes verbirgt sich jedoch neben dem nährenden Genius noch ein berauschender Dämon, über den sich mehr Interessantes berichten läßt, als über jenen, eine Bemerkung, die schon die Erklärer von Dante's göttlicher Komödie, bei einer Vergleichung der Hölle mit dem Paradiese ausgesprochen haben.

Gewöhnlich pflegen die Verehrer von Paris als einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen der Volksphysiognomie der norddeutschen großen Städte und der französischen Capitale die Zustände von klarerem oder unklarerem Bewußtsein anzugeben, wie sie durch einen größeren oder geringeren Consum von jenem den Schmerz der Seele stillenden Liquor bedingt werden. Wir überlassen es den Herren Statistikern herauszurechnen, wie viele Schnäpse in Norddeutschland auf jeden Kopf und über seine Lippen kommen; uns soll hier nur kümmern, inwiefern das Lob der vielgerühmten französischen Mäßigkeit verdient ist.

Wenn man Paris in allen Richtungen durchwandert,

fällt zuerſt die ungeheure Menge der Lokale auf, welche ganz wie bei uns mit den verſchiedenartigſten Verzehrsgegenſtänden den Schnaps verbinden, den wir ohne Schönrednerei und unbeirrt von künſtlichen Parfüms oder geſchliffenen Glasflaſchen, mit dieſem volksthümlichen Namen ganz abſichtlich belegen. Der Reſtaurant, mag man nun bei ihnen bis zu 100 Francs hinauf oder bis 20 Sous hinunter diniren, hat an ſeine Speiſekarte ein reichhaltiges Verzeichniß aller der Schnäpſe geklemmt, mit denen er der ermattenden Einbildungskraft unter die Arme greifen kann, und als ſehr charakteriſtiſches Moment iſt in allen kleineren Speiſehäuſern den Gäſten die Freiheit eingeräumt, ſtatt des Deſſerts an Früchten oder Käſe, ein „kleines Glas“ zu wählen. Mit dem braunen köſtlichen und nervenſtärkenden Moccatrank in allen Kaffeehäuſern iſt überall der Schnaps unter der ariſtokratiſchen Geſtalt des Cognac ſo enge verbunden, daß man mit gleichem Rechte ſo wie Kafferhaus, auch „Cognachaus“ ſagen könnte. Nun folgt die unermeßliche Fülle der kleinen Läden, die den Schnapsverkauf zu ihrem ausſchließlichen Lebensberuf gemacht haben. Sie finden ſich ſogar weit häufiger als in Berlin, da ſie dem gemeinen Manne unſere Keller erſetzen müſſen, in denen neben Eßwaaren und Brennholz auch gebranntes Waſſer verkauft wird.

Betrachten wir die Pariſer der mittleren und unteren Stände, wie ſie ſich zu dem Naß des jüngeren Bacchus

verhalten. Ihren Morgenkaffee nehmen sie in seiner natürlichen unverfälschten Gestalt, wenn sie überhaupt der edlen Sitte anhängen, Morgens Kaffe zu trinken. Zwei Stunden später wird es zu Paris wenige Individuen geben, deren Beruf sie zwingt, in einem Atelier zu arbeiten, oder viel auf den Beinen zu sein, welche nicht das dringende Bedürfniß nach einem geistigen Getränk empfinden sollten; der kurzangebundene Schnaps empfiehlt sich von selber. Man hüpft in eine dieser dunklen Mauerspalten, wo man nichts findet als einen breiten Tisch und eine schmale Bank, eine Batterie Flaschen und einige Teller mit Scherzen von Eßwaaren. Mit einer eingesalzenen Olive oder einem Bissen Käse läßt man ein oder zwei kleine Gläser hinunterschlüpfen und springt hastig davon, als ob nichts vorgefallen wäre. Oft sieht man sogar ganze Werkstätten eine solche Razzia unternehmen und eben so schnell wieder an die Arbeit zurückkehren. Diese Schnapstrinker sind die mäßigsten von allen; sie gehören dem tüchtigen und achtbaren Arbeiterstande an. Unterdessen ist der Tag vorgeschritten und die Elite der Schnäpse, die Absynthe, herrschen kurz vor Tisch auf den Boulevarts. Man trinkt den bitterlich aromatischen und überaus feurigen Extract zwar nur mit Wasser, allein diese Heuchelei verbirgt nicht seine gefährliche Natur, und den Truppen in Algier ist sogar sein Genuß bei strengen Strafen untersagt worden, da er unter afrikanischen Himmelsstrichen häufig lebensgefährliche Folgen nach sich zieht.

Der Absynth ist der Vortrab jedes leidlichen Diners. So große Mengen von diesem vornehmen Schnapse vor Tisch auch vertilgt sind; sie stehen in keinem Verhältniß zu den Unthaten in Cognac, wie sie von den Franzosen nach Tisch bei ihrem Kaffee verübt werden. Man erkennt in den meisten Fällen den Deutschen an der Ablehnung des gefüllten und mit einer eingravirten Scala versehenen Cognacfläschchens, das die Kellner jedem eintretenden Gaste neben die Tasse stellen. Wir haben dagegen häufig bemerkt, daß namentlich ältere Pariser den Cognacstand bis auf die Hälfte der Grade des Pegels herunterbringen. Damit pflegt allerdings die tägliche Schnapsconsumtion, seltene Ausnahmen abgerechnet, ihr Ende erreicht zu haben, allein man wird uns zugeben, daß sie nach einer ganz oberflächlichen Schätzung, namentlich für die wohlhabenden Klassen bedeutender gewesen ist, als irgendwo in Norddeutschland. Rechnet man dazu die Flasche Wein, welche obgleich mit Wasser verdünnt, zur Mahlzeit getrunken, doch immer einen gewissen Alkoholgehalt vorstellt, so wird man zugeben, daß die absolute pariser Mäßigkeit ebenso gut eine Chimäre ist, als die absolute Unmäßigkeit des norddeutschen Volkes. Die zahllosen französischen Kupfernasen, die man überall hinter kleinen Gläschen sitzend erblickt, sind ebenso viele Ehrenrettungen unserer verläumdeten Mitbürger, die vielleicht nur darin Unglück haben, in keinem Weinlande zu wohnen und einige Unverbesserliche in ihrer Mitte zu zählen,

welche die Kraft ihres Gehirnes überschätzend, und der französischen weisen Eintheilung der Tagesschnäpse unkundig, unserer Straßenjugend das lehrreiche aber abschreckende Beispiel menschlicher Hinfälligkeit gewähren.

Notre Dame.

Nur ein Franzose, dessen Reiseerfahrungen sich lediglich von Paris bis an die Ufer des Rheines ausdehnen, konnte die Behauptung wagen, daß nächst dem Dome von Köln die Kathedrale von Notre Dame das schönste Werk der gothischen Baukunst sei. Zugegeben, daß der Dom von Köln der eigentliche höchste Ausdruck der gothischen Idee sei, besitzen so viele christliche Tempel Deutschlands das nähere Recht der Nachfolge, daß die Kirche von Notre Dame sich erst in zweiter Reihe blicken lassen darf. Es mangelt ihr die großartige schwungvolle Poesie des Aufstrebens in die Unendlichkeit, dagegen entwickeln sich, vorzüglich in ihrer Façade, breit ausgelegte saubere Zierrathen, die, abgesehen von dem kirchengeschichtlichen und religiösen Inhalte, in Anordnung und behaglich ruhiger Ausarbeitung ein wenig nach den Eitelkeiten dieser Welt schmecken. Die gothische Kunst, wie sie die Negation der Bautheorie der Antike ist, soll uns über die irdischen Empfindungen hinausheben und uns von der Wirklichkeit freimachen, zumal sie selber ihrem

tiefsten Geiste nach den Zwang der Schwere verbirgt und selbst den Stein, befreit von der Anziehungskraft der Erdmasse, als ein geflügelt aufstrebendes Wesen darstellt.

Zu dem Totaleindruck, den ein architektonisches Kunstwerk hervorbringt, tragen mehr Momente bei, als sonst auf irgend einem anderen Gebiete. Vor Allem ist es die feierliche Stimme der Vergangenheit, welche in die Kritik ihre Bemerkungen dictirt und selbst einen einfachen Bau in höherem Lichte erscheinen lassen kann. Dagegen spricht nun wider die künstlerische Gesammtidee eines solchen alten Werkes, wenn die vorhandenen reichen Erinnerungen der Geschichte nicht zur bedeutsamen Geltung gelangen können, und der Nimbus des Alterthumes und der ergreifenden Ereignisse die subjectiven Ausstellungen des Beschauers nicht zum Schweigen verurtheilen.

Sehr viel mag zu der Enttäuschung, den der erste Anblick der Kathedrale von Notre Dame hervorbringt, die unangenehme Modernisirung beitragen. Das Schabeisen des Steinarbeiters hat sich über die schwarzgefärbte Physiognomie des Domes hergemacht und die poetische Patina bis auf das letzte Moosblättchen, das letzte verwitterte Sandkorn heruntergebracht. Bis auf die nach der dunkeln Seitengasse hinausliegende nördliche Breitfläche, welche noch in ihrer edlen, vom atmosphärischen Niederschlag der Jahrhunderte gebildeten Farbe prangt, sieht der Bau aus, als ob erst gestern das letzte Gerüst entfernt und der letzte Steinmetz von dannen

gegangen wäre. Mit gleicher Frivolität ist man beeifert gewesen, das Innere auf eine Weise anzustreichen, die an Vorflure von Theatern und Ballsälen erinnert. Wenn der jetzige Teint des Aeußeren wenigstens aus der Natur des ursprünglichen Baumaterials hervorgegangen ist, so widerspricht der Anstrich des Inneren demselben geradezu und verkündet schamlos seine Billigkeit und Geschmacklosigkeit. Einst, als eine triviale Auffassung noch nicht Hand an den einfachen Schmuck gelegt hatte, den die Jahrhunderte den Schöpfungen der Baukunst verliehen, mag der Anblick von Notre Dame, wenn auch nicht großartig, so doch feierlich düster gewesen sein, jetzt müssen wir an eine aufgefundene Broncestatue des Griechen- oder Romerthums denken, welche ein thörichter Laie mit Essig und Sand blankgescheuert hat.

Von der Pforte, vor der alle Uebelthäter der französischen Geschichte baarfuß mit einer brennenden Wachskerze in der Hand Buße gethan haben, durch die alle Könige gezogen sind, so gut als die Narren, welche die Göttin der Vernunft zu einem Dogma für ihre kopfabschneiderische Naturreligion machen wollten, wenden wir uns zu dem Seitenpförtchen im nördlichen Thurme, um auch der modernen französischen Romantik ihr Recht widerfahren zu lassen. Wir haben in früheren Jahren unseren Victor Hugo mit zu großem Interesse gelesen, um nicht den hochgelegenen Schauplatz aufzusuchen, auf dem der jüngere Vetter von Shakespeare's Caliban, der

Glöckner von Notre Dame, Quaſimodo ſein Weſen getrieben hat. Nachdem wir etwa zwanzig ziemlich hell erleuchtete Stufen hinangeſtiegen ſind, hemmt ein Gitter unſere Schritte und die Inſchrift neben demſelben zeigt uns an, nicht etwa daß wir vor dem Grabmal des furchtbaren Kanonikus ſtehen, ſondern daß wir die Klingel der Thürmerwohnung zu ziehen, und um freie Paſſage zu bitten haben. Gleich auf den erſten Ton der heiſeren Schelle öffnet uns die übliche dicke Dame, ohne welche es in Paris keinen Verkauf, kein Inſtitut, keine Sehenswürdigkeit giebt. Wir erwarten irgend eine Auskunft von ihr, allein die hohle feiſte Hand und der Ruf: 20 Centimen! belehren uns, daß hier nur das Büreau des üblichen Thurmzolles ſeine Beſtimmung für ſich und uns erfüllt. Nachdem wir den Tribut unſerer Wißbegierde im Voraus erlegt haben, werden wir mit einem Wink begnadigt, der auf einen dunkeln Mauerſpalt deutet und uns freigiebt, den weiteren Weg ſelber zu ſuchen. So klettern wir denn geduldig die enge, aber gut unterhaltene Wendeltreppe hinan und helfen unſerem zufälligen Begleiter, einem alten Franzoſen, ſeinen Enkel tröſten, der ſich über die herrſchende Dunkelheit nicht beruhigen laſſen will. Neben der oberen Baluſtrade des Domes angelangt, von der aus ſich erſt die beiden abgeſtumpften Thürme erheben, ſchauen wir neugierig um uns, denn wir müſſen jetzt auf dem romantiſchen Boden der Wirkſamkeit Quaſimodo's ſtehen. Ach, die proſaiſche

Gegenwart hat längst die Phantasie des Dichters Lügen gestraft. Vor dem Besen und der Kelle, dem Hammer und den Nägeln des Dachdeckers sind die unheimlichen Geister dieser Plattform geflohen und ein lustiges gemüthliches Geschlecht von Glöcknern hat die renovirte Wohnung Quasimodo's bezogen. Auf die Gefahr hin, tausend geheimnißvolle Illusionen wohlbelesener Jünglinge und Jungfrauen zu stören, verzeichnen wir die Thatsache, daß es statt eines, jetzt zwei Glöckner von Notre Dame giebt, daß also folgerichtig die Verfasserin des berüchtigten Schauerdramas, wenn sie auch den modernen Glöckner theatralisch bearbeiten wollte, nach den ewigen Gesetzen der Multiplication, ihr Stück statt aus fünf, aus zehn Acten bestehen lassen müßte. Zu ihrem Unglück besitzen die gegenwärtigen Verwalter des großen Bourdon's von Notre Dame nicht mehr die geringste Spur von den charakteristischen Eigenschaften ihres Vorgängers. Sie sind wohlgestaltete, redselige Bursche mit offenen Angesichtern, tragen schwarze Tuchmützen, blaue Blousen und rauchen behaglich ihre Thonpfeifen. Obgleich ihr einsames Dasein gewiß weit gerechtere Ansprüche erheben könnte, durch ein Trinkgeld erheitert zu werden, als die Parterreexistenz der dicken Frau Thürmerin, geben sie uns doch uneigennützig weit freundlichere Anweisungen zur Fortsetzung unserer Thurmexpedition. Wir gehen also quer über das Dach der Kirche und besteigen den südlichen Thurm, innerhalb einer spiralförmig ge-

wundenen Röhre, die nur für eine wenig beleibte Person Raum genug bietet, aber glücklicher Weise bald endet. Die Aussicht von der Dachplatte ist entzückend schön. Wenn wir uns Paris zu einer Ellipse abgerundet denken, so liegt Notre Dame etwa in einem Brennpunkte derselben und die Gruppen der verschiedenen Stadttheile ordnen sich ringsumher zu einem malerischen Panorama. Noch besser würde man sich in dem Plane der Stadt orientiren können, wenn die Thürme von Notre Dame um hundert Fuß höher wären; gegenwärtig muß man damit zufrieden sein, die angrenzenden Stadtviertel in der scharfen Abgrenzung der Felder auf einem Schachbrette, den Lauf der Seine, die benachbarten Prachtgebäude und das ameisenartige Gewimmel in den Straßen als klaren Vordergrund, die entfernteren Quartiere hingegen und den landschaftlichen Rahmen der das Seinethal umgebenden Hügel, als duftigen Hintergrund zu betrachten.

Wir ergötzten uns noch an dem stolzen Anblick, als ein tiefer Klang zu unseren Ohren drang und der feste Steinboden unter unseren Füßen zu beben begann. Es war um die Zeit des Nachmittagsgottesdienstes und einer der Glöckner läutete ihn mit der großen Glocke ein. Dies Schau- und Tonspiel mußte in unmittelbarer Nähe genossen werden. Schnell wurde der Weg durch die schmale gewundene Schneckenröhre wieder thurmabwärts angetreten und der Eingang zum Glockenthurm gesucht.

In der Eile verfehlten wir die für das Publikum bestimmte Thür und kletterten die hohe, aber bequeme Leiter hinan, welche für den Glöckner bestimmt, unmittelbar unter die Glocke führt. Der Mann stand, wie eine Nippesfigur unter ihrem schützenden Glasgehäuse, unter dem bronzenen Ungeheuer und bewegte mit energischem Schwunge den Klöppel hin und her. Da nicht die geringste Gefahr für ihn und uns vorlag, so erstiegen wir die letzte Sprosse der Leiter und schmiegten uns zugleich, die Plattform aus Brettern betretend, unter die Glocke, indem wir, theils um den Raum nicht einzuschränken, theils um einen Stützpunkt zu gewinnen, die Hände mit an den Klöppel legten. Anfangs machte der eifrig beschäftigte Glöckner eine sehr verwunderte Miene, als er neben sich einen unberufenen Amtscollegen erblickte, sehr bald aber begriff er mit der schnellen Fassungskraft seiner Nation und ihrem angeborenen Instinct für Trinkgelder, das Gelüst des Eindringlings, und läutete schweigend weiter. Beim besten Willen wäre uns aber auch jegliche mündliche Erklärung unmöglich geworden. Die Luftschwingungen, welche die Vibrationen der ungeheueren Metallmasse hervorbrachten, betäubten nicht allein die Gehörsorgane vollständig, sondern sie versetzten auch die Athmungs- und Sprachorgane in einen seltsamen Zustand von banger Beklemmung, dem man einen moralischen Widerstand entgegensetzen mußte. Der Moment ließ sich nur mit den unruhigen Empfindungen eines Schwimmers

vergleichen, der ſich bei ſtarkem Wellenſchlage zu weit in die Brandung hinaus gewagt hat, und obgleich er weiß, daß keine Gefahr vorhanden iſt und ſeine Kräfte hinreichen, ihn gleich wieder in Sicherheit zu bringen, doch mit einiger Bangigkeit in den glasartigen Wellenthälern ſchwebt, die ihm den Anblick des nahen Ufers entziehen. Die Vernunft ſagte uns, daß dieſes vernichtende, faſt das Herz zum Stillſtande bringende Getön in wenigen Secunden aufhören werde, allein die Tondrandung war ſo erbarmungslos, daß ein Zweifel auftauchte, ob man jemals wieder in den Vollbeſitz ſeines Gehörs und Athems gelangen werde. Endlich, nachdem dem regelmäßigen Geläute noch einige raſcherfolgende Nachſchläge, wie die letzten Peitſchenhiebe am Ende der Rennbahn den verzweifelten Anſtrengungen eines edlen Renners, gefolgt waren, ſetzte der Glöckner den Klöppel in Ruhe und wir krochen, innerlich noch ganz durchſummt von dem majeſtätiſchen Contratone der Glocke wieder die Leiter hinab.

Da ſtanden wir nun in akuſtiſcher Sicherheit und konnten uns der allmählig zurückkehrenden Herrſchaft über unſere Gedanken erfreuen. Zugleich fiel uns ein, daß der gute Victor Hugo wohl niemals den Glockenthurm und das Tonwerkzeug beſucht habe, das in ſeinem Romane eine ſo große Rolle ſpielt. Wie man ſich erinnern wird, dichtet er Quaſimodo eine dämoniſche Leidenſchaft für ſeine Glocke an und läßt ihn ſich darauf ſetzen, ſie

mit den Armen umſchlingen, und von dem Ungeheuer hin und hergeſchwungen werden. Nun hat man aber aus unſerer Beſchreibung geſehen, daß nicht die eigentliche Maſſe, ſondern nur der Klöppel in Bewegung geſetzt wird, und wir können hinzufügen, daß ſowohl die mechaniſchen Vorrichtungen, in denen die Glocke hängt, als auch der ihr zugewieſene beſchränkte Raum es verbieten, ein ſo gefahrvolles und für das Gebäude bedenkliches Experiment zu verſuchen, das länger fortgeſetzt, Thurm und Glocke mit Verderben bedrohen möchte. Mithin hätte ſich hier der geniale Romandichter eine Licenz geſtattet, die zu berichtigen, noch nach manchem lieben langen Jahre einem Ausländer geſtattet werde, wobei wir wünſchen wollen, daß der arme Verbannte bald wieder ſich perſönlich von einem begangenen kleinen Flüchtigkeitsfehler in ſeinem alten Paris überzeugen und den politiſchen giftigen Pfeil mit dem Plektron und der Leier vertauſchen möge.

Die Morgue.

Wenn man die meisten Fremden bald nach ihrer Ankunft zu Paris, die Morgue, d. h. den öffentlichen Ort, wo die aufgefundenen unbekannten Leichname, bei denen keine Ursache vorliegt, einen gewaltsamen Tod anzunehmen, ausgestellt werden, aufsuchen sieht, so geräth man auf den Gedanken, daß ihnen unbewußt, dieser Pilgerfahrt doch wohl ein tiefer wurzelnder Drang der menschlichen Natur zum Grunde liegen müsse, als das Behagen an Schauerscenen, welche wie ein brennendes Gewürz den faden Geschmack der Alltäglichkeit verbessern. Andere große Städte des Continents besitzen gleichfalls ähnliche Anstalten, aber es ist nicht üblich, sie zu besuchen, und nur die Morgue zu Paris genießt eine gewisse sonderbare Berühmtheit, ohne sonderlich auszeichnende Eigenschaften an sich zu tragen. Paris an sich muß deshalb eine ganz bestimmte Einwirkung auf die Gemüther ausüben, welche sie für die Aufsuchung eines so schrecklichen Ortes geneigt macht. Diese Einwirkung mag von der bemerkenswerthen Frechheit ausgehen, mit der das

Streben nach den niedrigſten und verwerflichſten Genuſſen des Lebens in Paris überall an den Tag tritt, und noch unverdorbene Gemüther mit der dunkeln Ahnung vor einer unſichtbar in der Luft ſchwebenden Nemeſis erfüllt. Die Stadt des Glanzes und der Verſchwendung, der Wolluſt und Geldgier beleidigt das Ehrgefühl des moraliſchen Theiles im Menſchen ſo empfindlich, daß ſein Auge mit einer Art von ſchmerzlicher und ſchwermüthiger Beruhigung auf einem Schauſpiele ausruht, in dem es die Vergeltung für den frevelhaften Uebermuth zu erblicken glaubt. Denn wenn auch der Einzelne noch ſo ausſchließlich mit ſich allein beſchäftigt iſt; in allen Fällen, in denen er ein anderes Individuum ſchwer leiden, oder gar von den Verwicklungen der Geſellſchaft vernichtet ſieht, wird er ſich im tiefſten Abgrunde ſeines fühlenden Weſens des allgemeinen Zuſammenhanges des Geſchlechtes bewußt und ſchaudert vor der Mitverantwortlichkeit des ganzen verwandten Verbandes zurück.

In dieſer ſtummen Sprache entwickelt die Morgue von Paris eine ungemeine Beredſamkeit, ſie ſpricht das rauhe Idiom der Schatten, die aus dem Leben voller Verworfenheit durch Mangel und Verzweiflung in Nacht und Tod hinausgejagt ſind. Der Leichtſinn des Tages, der Mißbrauch der Macht, die Ausbeutung der Arbeit, erſcheinen nicht mehr als eben ſo viele Gründe der ſittlichen Empörung, wenn man von Zeit zu Zeit die äußerſte Pforte erblickt, durch welche je nach der Laune des

Schickſals, der Unterdrücker mit dem Unterdrückten Arm in Arm hinauswandern kann.

Die Morgue liegt mitten in der Stadt, hart am hohen Seineufer, ganz in der Nähe von Notre Dame, der Polizeipräfectur und des Hôtel de Dieu. Sie iſt der Zufluchtsort für Alle, die ihre Rechnung weder mit der Religion, noch mit den ſtrengen und milden Elementen der menſchlichen Geſetzgebung und Staatseinrichtungen ausgleichen können. Haſt du vergeblich gebettet, biſt du zu ſtolz zum Betteln, nicht leiblich elend genug, um von den barmherzigen Samaritern verpflegt zu werden — ſiehe, da iſt die Seine und oben die Morgue! ein Sprung und du biſt der letzten Wohlthat der Geſellſchaft theilhaftig. Betrachten wir, worin dieſe beſteht.

Die Morgue iſt ein niedriges, einſtöckiges Gebäude von unterſetzter Statur, wie ein Kerkermeiſter. Es hat nach keiner Seite der Straße, ſondern nur nach der Waſſerſeite hinaus Fenſter, und ſperrt ſeine beiden großen Thürflügel mit einer höhniſchen Gaſtfreundlichkeit weit auf, als ſei alle Welt zuvorkommend eingeladen, es ſich ſo bequem als möglich zu machen.

Das Ganze zerfällt in drei überſichtliche Theile, den für die eintretenden Neugierigen beſtimmten, mit viereckigen Steinen gepflaſterten Hof, die verſchloſſene Wohnung des Wächters und den vergitterten Raum für die letzte und traurigſte Ausſtellung, welche auf Erden veranſtaltet werden kann. Die letztere Partie des Gebäu-

des empfängt ihr Licht durch ein großes Fenster im Dache und ist nicht allein durch ein dichtes Drathgewebe, sondern auch durch eine Wand von dicken Glasscheiben, dazu bestimmt, die übeln Gerüche abzusperren, von dem mittleren Hofe getrennt. Innerhalb des Gitters bemerkt man zehn, aus Schieferplatten zusammengesetzte, in zwei Reihen geordnete kahle Lagerstätten, auf welchen die in den Straßen gefundenen, oder aus der Seine aufgefischten Leichname ausgestreckt werden. Nachdem der Wächter sie entkleidet und der herbeigerufene Arzt der Morgue in einem nach der Seine hinaus gelegenen Gemach sein letztes wissenschaftliches Gutachten abgegeben hat, erhält der unglückliche Gast seine Ruhestelle in dem schrecklichen Schlafsaal, eine dicke graue Filzplatte wird auf den Unterleib des nackten Körpers gelegt, eine starke messingene Klammer unterhalb der Knie, so fest und straff an die Seitenflächen des Lagers geschroben, daß die schlaffen Ueberreste nicht hinabgleiten können, und die Toilette ist fertig. Um die Erkennung der oft entsetzlich durch den Sturz, das Wasser oder die Temperatur veränderten Todten den suchenden Angehörigen zu erleichtern, hängt man die Kleidungsstücke derselben an einen starken eisernen Haken zu Häupten des Lagers und eine einfache Vorrichtung macht es möglich, in heißen Tagen die ausgestellten Leichname mit einem sanften Regenbade zu überrieseln, das von dem nach der Mitte des Gemaches zu etwas geneigten Fußboden rasch abfließt. Melden

ſich die Angehörigen des Todten, ſo werden ihnen der Leichnam und die Kleidungsſtücke ausgeliefert; findet ſich niemand ein, ſo läßt die Behörde ihn auf ihre Koſten mittelſt eines eigens dazu beſtimmten Wagens nach dem Kirchhof fahren und beſtatten; der Wächter iſt aber in dieſem Falle der natürliche Erbe ſeines Nachlaſſes. Er iſt jedoch verpflichtet, die Kleidungsſtücke noch eine Zeitlang ſeitwärts von den Todtenbetten aushängen zu laſſen. So verläuft der einfache und troſtloſe Geſchäftsgang des Inſtitutes.

Die Trauerſpiele, welche der menſchliche Geiſt erfindet und vor den Lampen aufführt, der blutige Verlauf der Unthaten unter dem Beile des Nachrichters, die Sterbebetten der Armen- und Krankenhäuſer, bieten ergreifende Scenen, aber ſie ſind verſtändlich, ſie gehen aus einer klar dargelegten Nothwendigkeit hervor und peinigen deshalb nicht die Einbildungskraft des Zuſchauers. Das Trauerſpiel der Helden der Morgue iſt ein Fragment der letzten Scene des fünften Aktes; die vorhergehenden Theile ſind für immer verloren gegangen. Daher iſt Alles, was dort vorgeht, in Räthſel geſponnen, und die Löſung der auftauchenden und verſchwindenden Probleme bleibt dem ſubjectiven Belieben überlaſſen.

An einem heißen Julimittage führte uns der Weg zum erſten Male zufällig an der Morgue vorüber. Es war ein Sonntag und aus allen Straßen eilten gefüllte Wagen und geputzte Menſchen zu den Thoren hinaus.

Das Rollen der prächtigen Karossen auf den entfernten Quai's glich einem anhaltenden Donner, die Sonne strahlte machtvoll vom reinen blauen Himmel herab und die ganze Welt schien nichts zu athmen, als ungetrübte Freude. Vor der Morgue standen drei schwarzgekleidete Personen, zwei junge Männer und eine alte Frau, welche sie vergeblich zu trösten versuchten. Die Frau schien entschlossen zu sein, das Gebäude zu betreten, während die jungen Männer offenbar alle Mühe anwandten, sie davon abzuhalten. Nach einigen Minuten fügte sie sich der Ueberredung ihrer Begleiter, worauf sich der Aeltere entfernte, die Glocke der Wärterwohnung zog, und im Innern verschwand. Einige Zeit darauf, welche die beiden Harrenden in banger Erwartung zugebracht hatten, erschien er wieder, in seiner Hand ein abgetragenes buntseidenes Halstuch haltend, dessen helle Farben aber schon sehr verblaßt waren. Mit zitternden Händen faltete die alte Frau das Tuch auseinander und erkannte offenbar in der dritten eingeschlagenen Ecke die gesuchten Buchstaben. Sie ließ den morschen Fetzen fallen und stieß einen heiseren unmenschlichen Jammerlaut aus; der Jüngere hob niedergeschlagen das Tuch auf und die räthselhafte Gruppe entfernte sich langsam in eine Seitenstraße.

Jetzt traten wir ein und drängten uns nach und nach bis zu der Glaswand durch. Neugierige kamen und gingen fortwährend, verriethen aber kein Zeichen der Theilnahme oder Erregung. Rechts in der Ecke an der

Hinterwand lagen zwei männliche Leichname jugendlichen Alters, deren überaus jämmerliche Lumpen keinen Zweifel über die einzige Ursache ihres selbstgewählten frühen Todes zuließen.

Die entwickeltere Gestalt gehörte einem Manne in den besten Jahren des Lebens. Um schön zu sein, war sie nicht groß genug, aber das Verhältniß der Glieder war richtig und ein hoher Grad von Kraft lag in der ausgeprägten Muskelbildung. Aus dem todten Antlitz, dessen Züge nicht unedel gebildet waren, sprach nicht die beschaulich lächelnde Ruhe des Todes, sondern ein furchtbarer Ingrimm. Ein kohlschwarzer Schnurrbart, der von Wasser triefend sich in die Mundwinkel fügte, erhöhte noch diesen Ausdruck und die eisenfest zusammengeballten Fäuste schienen die gerundeten Muskeln des Oberarmes noch zu frischer Thatkraft des Lebens anzuspannen. Der Mensch glich einigermaaßen dem überbenden slavischen Fechter, wenn wir ihn uns ganz zusammengesunken vorstellen.

Der zweite Todte war von diesem mühseligen Kampfplatz um ein wenig Brod und Schlaf, schon in den frühen Jahren abgetreten, in welchen wir die Grausamkeit der auf uns lauernden Feinde gemeinhin noch gar nicht erkannt haben. Sein Leib war nur sehr dürftig ernährt und der Tod hatte wohl schon bei seinen Lebzeiten den größeren Theil seiner trostlosen Arbeit verrichtet. Eine schwache Welle — ein unwillkührlicher matter Schrei und

das heruntergebrannte Licht war ausgelöſcht. Obgleich der Körper ſchon länger im Waſſer gelegen haben mußte, ſchimmerte in den vermagerten bläulich blaſſen Zügen des kleinen Geſichtes doch etwas von einer unter dieſen Umſtänden herzergreifenden Ironie. Der jugendliche Leichnam mochte über die Fiſche lächeln, die ihre Mahlzeit ſchon an ſeinen Fingern und Zehen, die Hungrigen an dem Verhungerten, begonnen hatten!

Ueber die Reſte Beider tröpfelte in ſacht perlendem Regenbade aus zwei Röhrchen kaltes Waſſer herab und das Element, in dem ſie den Tod geſucht, verließ ſie freundlich geſinnt nicht nach ihrem Ableben und gab ihnen an Stelle der Menſchen das letzte Geleit.

Die Mouffetardſtraße und der Patriarchenmarkt.

Niemals empfindet man das Bedürfniß nach einem einſamen Spaziergange lebhafter, als an einem Pariſer Sonntagmorgen, wenn die deutſche gemüthliche Erinnerung an alte Schulempfindungen erwacht, an die feierliche Stille des Morgens, die geſchloſſenen Läden, das Geläut der Glocken, die reingewaſchenen Kinder vor den Hausthüren und die wandernden Gebetbücher mit Goldſchnitt. In Paris, wo täglich Sonntag iſt, kennt man nicht dieſe poetiſche Stimmung. Alle Läden bleiben den Tag über geöffnet, an den Bauten wird bis zwei Uhr gearbeitet, das Geläut der Glocken verhallt über dem Häuſermeer und dringt nicht bis in die Wohnungen; man muß bis zu den Grenzmarken der Stadt entfliehen, wenn man ſich ungeſtört einer Sonntagsſtimmung hingeben will. Noch giebt es Boulevarts in Paris, für welche in den eleganten Kreiſen von Paris künftig ein Columbus geboren werden muß, ſo unbekannt ſind ſie den reichen Gewohnheitsmenſchen, deren tägliche Aus-

flucht ſich auf das Gehölz von Boulogne beſchränkt. Zu einem dieſer Boulevarts retten wir uns, um dem deutſchen Sonntage ſein Recht widerfahren zu laſſen. Armuth und Poeſie wohnen am liebſten auf den Bergen, und wo das ſüdliche Paris die ſteilen Abhänge hinankriecht, hauſen ſeine dürftigen Gewerbe und beſchaulichen Naturen. Es kann in einer Stadt keinen größeren Contraſt geben, als zwiſchen dem Boulevart der Italiäner und dem Boulevart des Gobelins, dem die benachbarte berühmte Fabrik von farbigen Teppichen den Namen verliehen hat. Dort herrſchen die Reichthümer der Menſchen, ihre Launen, geſteigerten Bedürfniſſe und Schlechtigkeiten, hier der Frieden der Natur, die ſtille Einſamkeit und die ruhige Betrachtung. Auf dem Boulevart des Gobelins hat ſich noch niemand angebaut, als die Singevögel in den Zweigen der erhabenen Doppel-Allee von Linden, die ſich faſt eine Achtelmeile lang hinzieht, niemand ſchaut den Vorübergehenden nach, als zuweilen ein alter kranker Arbeiter, der ſeine Bruſt in der reinen Luft der Höhe badet und niemand treibt dort ein weltliches Gewerbe, als vielleicht der unglückſelige Dilettant auf dem Horne, der von dem Grimm ſeiner noch beklagenswertheren Hausbewohner verſcheucht und in der Stadt zum Schweigen verurtheilt, im Schatten der hohen Mauer im Graſe ruhend, ſeinem Inſtrumente Jammertöne entlockt.

Von dieſer Seite aus geſehen, gleicht Paris nicht

dem Mittelpunkt der Politik und Mode, ſondern einer verſchlafenen alten italiäniſchen Stadt. Tief unten fließt durch eine Wieſe der Bach de Bièvre, an ſeinem Ufer arbeiten die Wäſcherinnen, eine graue Gebirgsformation von verwitterten Häuſern thürmt ſich übereinander und die Kuppeln des Pantheon und Val de Grace ſchauen wie architektoniſche Hochgebirge aus einiger Entfernung darein, indem der kühle Morgenwind einzelne Klänge des Kirchengeſanges herüberweht. Hier giebt es noch eine Sonntagsmorgenſtunde für das Gemüth, einen verbannten Hauch lyriſcher Empfindung, ein Aſyl für einen Deutſchen, den ſelbſt der Hornbläſer nicht von ſeiner Heimwehanwandlung heilen kann. Wie aber kein Menſch nach einer ſehr wahren Behauptung Balzac's, in Paris von den edlen Schöpfungen des Gehirnes leben könne, ſo vermag er noch weit weniger zu gedeihen, wenn er ſich nur unter den Schöpfungen ſeines Herzens aufhält, und die unverſchämte Wirklichkeit behauptet nach kurzer Zwiſchenherrſchaft der Einbildungskraft wieder ihr angeſtammtes Recht. Jede Stunde und jeder Boulevart muß ein Ende nehmen, und zwar der Boulevart des Gobelins an der Barrière d'Italie, von wo aus man ehemals, als der Menſch noch wie die Schlange auf dem Bauche, im Staube ſeines Weges ſchlich, nach Hesperien gelangte. Seit die Eiſenbahnen über die Extravoſten triumphirt haben, kann die Barrière d'Italie nur noch vermöge des ungebundenen Volkslebens vor ihrem Thore einen

Anſpruch auf ihren ſchönen Titel behaupten. Wir ſind, zumal nach einer Promenade von zwei Stunden und einem, nach der Behauptung der neueren Chemie, auch durch geiſtige Anregungen beſchleunigten Stoffwechſel, nicht zu wähleriſch in der Befriedigung unſerer Frühſtücksanſprüche und zudem wohnt gleich vor der Zollline, wo der Douanier eben die ſchlanke Bäuerin umarmt, um ſich auf die zarteſte Weiſe zu überzeugen, daß ſie kein Brod einſchmuggelt, ein berühmter Reſtaurant von großem Rufe unter den Arbeitern. Wie in dem ſchönen Lande, an deſſen Pforten er liegt, befindet ſich auch bei ihm die Küche auf dem Hausflur neben der Thür, und die Speiſekarte ruht in Ermangelung einer gedruckten, in Wirklichkeit auf dem Küchentiſche, während aus dem angeſtochenen Faſſe nur eine, nicht allzuedle Sorte Rothwein ſprudelt. Im Speiſezimmer erſetzen hölzerne Bänke die Stühle, aber nichts könnte dieſen Tiſchtüchern ihre verlorene Reinheit wieder erſetzen, als Seife und wieder Seife. Sie gleichen Landkarten phantaſtiſcher Gegenden auf irgend einem Planeten, die von einem verſtändigen Geographen mit Senf, Rothwein und Sauce colorirt worden ſind, um ihre muthmaßliche Fähigkeit, Bewohner zu ernähren, anzudeuten. Wenn man einmal entſchloſſen iſt, an einem ſolchen Orte zu ſpeiſen, und man beſitzt nicht die Charakterfeſtigkeit eines Franzoſen, der das lebendige Kaninchen kauft, vor ſeinen Augen ermorden ſieht und es nach einer halben Stunde, in einer Zwiebelbrühe

schwimmend, ohne Reue und Magenumkehrung wieder erblickt, so thut man wohl, um einer möglichen Unterbreitung unerwünschter Fleischsorten vorzubeugen, sich mit einem frischen Seefische zu begnügen. Diesem Princip huldigend, beseitigten wir rasch das aufgetragene Gericht, nahmen von dem Cammeriere, der ohne Rock bei Tische aufwartete, Abschied und versenkten uns in die Mouffetardstraße, um endlich etwas Verbürgtes über diese, in Deutschland noch sehr unbekannte, aber nichtsdestoweniger berühmte Pariser Straße, aus eigener Beobachtung zu Papier zu bringen. Wenn eine Straße allein schon durch den Ort, zu dem sie führt, sich einen Namen erwerben kann, so würde die Gobelinfabrik an ihrem oberen Ausgange hinreichen, über die Mouffetardstraße einen goldenen Schimmer zu verbreiten, dessen sie wirklich dringend bedarf; allein sie entbehrt nicht eigener Hülfsmittel zur ruhmvollsten Auszeichnung. Gewiß wird man uns nicht widersprechen, wenn wir alle Straßen in zwei Klassen eintheilen, in solche, welche man bei Tage gern aufsucht, und in solche, welche man bei Nacht gern vermeidet. Man erräth wohl, daß die Mouffetardstraße nicht in die erste Klasse gehört, denn obwohl sie bei Nacht ungemein selten durch lästiges Geräusch gestört wird, wollen doch viele glaubwürdige Personen, die in der Nähe gewohnt, namentlich in früheren Jahren, sehr oft um Mitternacht den Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ gehört haben, worauf dann tiefe Stille und erst nach

einer halben Stunde der schwere Schritt der schwarzen Nachtgarde erschallte. Eine Straße, die sich so gewichtiger Empfehlungen erfreut, besucht man gern bei hellem Sonnenschein, vorausgesetzt, daß man nicht selber damit umgeht, anderen Personen den obigen Ruf auszupressen. Von dem Platz vor der Barrière d'Italie aus gesehen, gleicht sie einer Gebirgsschlucht, die sich zwischen vermoderten Sandsteinquadern bergab zieht und sich weiterhin seitwärts krümmt, so daß man ihren Ausgang nicht mit dem Auge verfolgen kann. Die Dächer sind wie alte Hüte eingedrückt, die Fenster, wie die Augen der Boxer blau angelaufen und die Hausthüren stark mit Eisen beschlagen. Das helle Sonnenlicht eignet sich nicht für den Gesichtsausdruck der Straße; an einem düsteren mit Schneegeschlacker erfüllten Novembertage würden ihre romantischen Reize schärfer hervortreten, denn die Mouffetardstraße ist wirklich das düstere Hochland von Paris und stellt das stärkste Contingent von kühnen Naturen zur Disposition der Armee, der Industrieritterschaft und Gefängnisse. Mäßigen wir ein wenig unsere bergab eilenden Schritte und nehmen wir die jugendliche Bevölkerung besser in Augenschein. Die kirchliche Licenz des heutigen Sonntags bringt es mit sich, daß die Kinder vor den Häusern aus Bänkchen, Tüchern und Blumen kleine Altäre errichten und die Vorübergehenden anbetteln dürfen; es ist derselbe Sonntag, an dem die jungen Mädchen mit Rosen bekränzt, ein unschuldiges

Fest feiern. Die hiesigen jungen Einwohner handhaben diese Erlaubniß mit einer ganz besonderen Energie, wie man den unter harmlosen Singevögeln auferzogenen Neuntödter sofort an den stärkeren Schnäbelstreichen erkennt. Ihrem Betteln fehlt die zutrauliche Hingebung an die fremde Barmherzigkeit; es ist mehr die anspruchsvolle Haltung des Straßenräubers darin wahrzunehmen. Sie stoßen dem Spaziergänger ihre ausgebrochenen Tassen, in welchen sie die Sousstücke empfangen, in die Rippen und zupfen ihn an den Röcken, wenn die Kinder in anderen Stadtgegenden sich bescheiden nähern, und mit einer anmuthigen Verbeugung bitten. Die Mouffetardstraße stellt wie Algier der Armee die meisten Zuaven, denn der Zuave ist die letzte legitime Form, in welcher die unbändigen Elemente des Franzosenthumes ein Unterkommen finden können, aber sie rekrutirt vielleicht noch reichlicher eine andere Truppe, die ihrem Vaterlande nur noch in einigen Kriegshäfen nützlich ist. So martialisch und verbrannt, so confiscirt und markirt, sehen in ganz Paris die Menschengesichter nicht aus, wie in diesem engen Darm von einer Straße, und selbst die Polizei giebt hier einen Theil ihrer gewohnten Höflichkeit auf, und antwortet auf gethanene Fragen in einer barscheren straßenüblichen Mundart. An dem schlechten welken Gemüse, den trockenen sehnigen Fleischstücken, den spärlichen Holzbündelchen, erkennt man in den Läden, daß hieher die üppige Tropenzone von Paris nicht mehr reicht.

Die Mouffetardſtraße iſt aber nicht allein abſonderlich reich an allen Wunderlichkeiten, die am äußerſten Pol der Induſtrie gedeihen, ſie hat ſogar einen Ableger aus ihren Wurzeln emporſchießen laſſen, einen Weichſelzopf ihres Ueberfluſſes: den Patriarchenmarkt. Dieſen Markt kann man, ohne Gewiſſensbiſſe wegen einer Uebertreibung zu empfinden, das Südcap von Paris nennen. Aus weiter Ferne plötzlich in ſeine Mitte verſetzt und aufgefordert, die glückliche Stadt zu nennen, welche einen ſolchen Charaktermarkt in ihre Mauern ſchließt, würde Jedermann einen jener Orte nennen, welche nur auf Landkarten verzeichnet werden, wenn Generalſtäbe ſich ihrer Unbedeutenheit erbarmen. Der Patriarchenmarkt wird nicht ſo genannt, weil etwa Bilder ehrwürdiger, geiſtlicher Väter daſelbſt verkauft werden, ſondern weil vor grauen Jahren der Wohnſitz der Patriarchen von Jeruſalem dort geſtanden hat. Die Nachfolger der geiſtlichen Herren auf ihrem Grund und Boden gehören aber demjenigen Volke an, welches mehr wohlverbriefte Rechte an den Beſitz von Jeruſalem hat, als trotz der Heldenthat Gottfrieds von Bouillon, alle Patriarchen zuſammengenommen; es ſind arme Kinder Iſraels, die durch eine vereinzelte wohlwollende Grille der Geſchichte, eine Stelle wiedererobert haben, um welcher, wenn auch nicht die Poeſie des gekrönten Pſalmenſängers, doch die der mittelalterlichen Romantik webt. Sie bedurften zu dieſer Eroberung nicht des ſtarken Schwertes der Macca-

bäer; seit der Zerstörung von Jerusalem hat das auserwählte Volk mit allen andern Metallen, nur nicht mit Eisen gefochten. Als der Patriarch von Jerusalem auf seiner Scholle „eine alte Sache“ geworden war, brachten sie nach und nach mehr dergleichen alte Sachen herbei, und versuchten den Segen, der auf dem Orte zu ruhen schien, und sieh da, war auch der Patriarch verschollen, Jerusalem gedieh und herrschte auf dem „Patriarchenmarkt.“

Wer den Temple besucht hat, wird sich eine Vorstellung von dem Plunderhandel dieses Marktes machen, wenn er ihn als eine Ergänzung zum Temple auffaßt. Was der Temple von altem Trödel, als seiner unwürdig ausgestoßen hat, das wandert auf den Patriarchenmarkt und harrt so lange, bis die Welt in ihrem Laufe wieder nach ihm verlangt. Das halbe Dutzend Stiefeln, das an dem Eingange zum Markte hängt, ist das Symbol seines einheitlichen Begriffes. In welchem Zeitalter trug man diese Stiefeln? Welche Füße steckten darein? Gehörten sie Menschen oder Nilpferden? So fragt man sich bei ihrem und dem Anblick aller übrigen Waaren des Patriarchenmarktes. Zerbrochene Vogelbauer, zersplitterte Spazierstöcke, angebrannte Fenstervorhänge, verrostete Rittersporen, Pistolenläufe ohne Schlösser, Schlösser ohne Pistolen daran, Bilderrahmen, Untertassen von chinesischem, und Obertassen von Sevres-Porzellan, Galanteriedegen, eingeknickte Gläser, Pelze voller Mottenfraß, verschossene Teppiche mit Oelflecken, Dolche mit Schlitzklingen, deren Spitze fehlt,

Barbierbecken voller Beulen, zerquetschte Damenhüte, Schlittengeläute, unvollständige Schachspiele, Grabkreuze aus zerfressenem Gußeisen — wer nach diesen guten Dingen Verlangen trägt, der bemühe sich auf den Patriarchenmarkt. Dieses unvollständige, rumpelkammerartige Waarenlager ist die Ergänzung zu dem hochmüthigen Paris; es ist seine Achillesverse, aber der Stolz der Mouffetardstraße. Was man hier sieht, ist ehrlich erworben, denn welcher Spitzbube hielte es der Mühe für werth, sich mit diesem Kram zu beladen; es wäre gut, wenn man allen Bildern im Louvre ein ebenso vortheilhaftes Zeugniß ausstellen könnte.

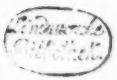
Niemand verlasse Paris, ehe er diesen Trödelmarkt besucht hat, denn die Orte, wo in Weltstädten die alten Sachen feilgeboten werden, sind die Schulen der demüthigen Weisheit, und so predigt uns dieser Ort in seiner groben Sprache sehr eindringlich, daß, wie rücksichtslos auch das Schicksal mit den glänzenden Spielzeugen unserer Imagination, mit dem überladenen Mobiliar unserer Illusionen, mit dem Plunderstaat des äußerlichen Ehrgeizes umgehen möge, es uns doch so viel übrig lassen müsse, um den Haushalt der Seele bis zur letzten Stunde mit genügendem Stoicismus fortzuführen. Im Lichte dieser Erkenntniß wird Jeder von dem Glanze und Elend von Paris mit leichtem Herzen scheiden und das Brevier der modernen Welt mit Nutzen gelesen haben.

Druck von Robert Gerrich in Berlin, Spittelbrücke 1.

Hiſtoriettеn.

Von

E. Koſſak.



Berlin.
Verlag von Franz Stage.
1856.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Sommerwohnungen	1
Des Banquiers Sommerwohnung	3
Die Mauerritzen vor dem Thore	9
Amphibien von Häusern und Menschen	18
Absteigequartiere	28
Das Zellengefängniß bei Berlin	38
Ein Familienball	56
Der Pianist als Friseur	66
Der erste April	73
Der Kellner	82
Die Stillvergnügten	94
Aus dem Knabenleben	109
Silhouetten.	
Der Bratenhacke	140
Das Männerquartett	144
Der Sonntagsreiter und sein Roß	147
Der Schusterjunge	153
Die berliner Musikantenbörse	159
Cigarrenläden	165

Der große Arzt 171
Seebadgeschichten 179
Der Damenkaffee 206
Alte Knaben
Er steht früh auf 217
Er bleibt spät auf 224
Eine privatliterarische Gesellschaft 234
Fastelabend 247
Tag und Nacht 262

Bayerische Staatsbibliothek München

Sommerwohnungen.

Wie es Vögel im Käficht, Pflanzen im Topfe, Hunde an der Kette giebt, so exiſtirt auch eine Landluft im Topfe und ein Menſch im Käficht, der die Naſe ins Freie ſteckt und mit den Beinen an die Stadt gefeſſelt iſt, der den Tag über an der Kette im ſtädtiſchen Geſchäft liegt und alle Abende losgelaſſen wird. Dieſer Zuſtand pflegt mit einem Worte „Sommerwohnung“ genannt zu werden. Wer ihn einmal genoſſen hat, der wird ſein Lebenlang die Erinnerung daran nicht wieder los.

Am paſſendſten kann der Zuſtand der meiſten Städter in der Sommerwohnung, mit den Lebensgewohnheiten einer Fledermaus verglichen werden. Am Tage im düſtern und räucherigen Geſchäft hängen, die Augen gegen das Licht verſchließen, Abends ausfliegen, ſich in der Dämmerung umhertummeln und Morgens wieder in die dunkle Bucht zurückkriechen — das iſt ihre Sommerwelt.

Beſſer befinden ſich die Städterinnen. Wenn ſie eine Sommerwohnung beziehen, ſo verlangt man ſie

für die Dauer der besseren Jahreszeit ganz und gar ins Freie und sie flattern nur als Schmetterlinge in die Stadt, um sich in diesem oder jenem Putzgeschäfte niederzulassen.

So genießt das schöne Geschlecht, das sich undankbar gegen sein Geschick meistens über sein Loos zu beklagen pflegt, auch hier den Vorzug vor den Herrn der Schöpfung, insofern nämlich Jemand noch Herr in einem Hause ist, dessen ganzer Werth schon in dem Hypothekenbuche der unsichtbaren Welt steht.

Sommerwohnung — o daß doch die lieblichsten Laute, in der Nähe vernommen, sich oft in Disharmonieen, und die schönsten Aussichten, von Nahem betrachtet, sich in traurige Fragmente auflösen! Das ferne Seufzen des Windes ist in der Nähe ein heulender Zahnschmerzenjammer und die schönste Vergandschaft ein Chaos von alten Steinen, welkem Moos und durchnäßten Ueberziehern — Sommerwohnung, du bist wie die Leidenschaften nur aus einer angemessenen Distanz schön, denn eigentlich bestehst du aus langweiligen Tagen mit feuchten Lederschuhen, klirrenden und bebenden Fenstern mit dem ewigen Wischtuch unter der Nase, beschaulichen Wanzen und Fliegen von beharrlicher Freundschaft, Raupen an Fäden, hinfallenden Kindern und zu Ende gegangenem Kaffee, schlechtem Fleisch und unaufhörlichem Gemüse — Sommerwohnung, du bist nichts anderes, als permanenter Besuch aus der Stadt. Aber wir wollen uns nicht übereilen.

Der Sommer ist lang und wir können mit Muße ein Blatt nach dem Andern in unserem Bilderbuche umkehren.

Des Banquiers Sommerwohnung.

Nicht Jeder hat ein Rittergut, nicht jeder pflügt nach Horaz väterliche Gefilde mit eigenen Ochsen, nicht Jeder kann sich zur Saison der Kartoffelaussaat in ländliche Abgeschiedenheit zurückziehen und seine alten Fracks mit Schwalbenschwänzen von den Kossäthen als neue Schneiderprodukte bewundern lassen, nicht Jeder kann sich fern von der Stadt auf der grünen Weide von den Rechnungsstrapatzen des Winters erholen. Der Banquier ist ein Mann der Stadt; er darf sich höchstens bis zu seiner Sommerwohnung entfernen. Der Banquier muß also zuerst eine Sommerwohnung haben und diese pflegt, möge er sie nun gekauft oder nur gemiethet haben, der höchste und edelste Ausdruck einer Sommerwohnung zu sein.

Sie liegt an einer vielbefahrenen und berittenen Straße, von der sie durch ein Eisengitter getrennt wird. Wenn sie einmal mit einer italienischen Villa Aehnlichkeit besitzt, so sieht sie ein anderes Mal wie ein unerhörter, noch nie dagewesener Gehirnstein aus, von dem ein Baumeister operirt worden ist. In diesem

Falle zweifelt kein Mensch daran, daß nur der Mauerschwamm, das Podagra, die Kopfgicht und das kalte Fieber darin behaglich wohnen und sich glücklich fühlen werden, selbst wenn ein solches Ungeheuer von einer Sommerwohnung, angeblich über den Leisten der Alhambra geschlagen sein sollte. Wehe dem Baumeister, der im Vaterlande der rothen Hundepflaumen und grünen Stachelbeercompots ein Alhambrist sein will! Die Familie des reichen Banquiers fühlt sich aber durch solche kleinlichen Bedenklichkeiten nicht abgehalten, Villa oder Alhambra zu beziehen, wenn sie nur eine freie Aussicht auf die zwischen zwölf und zwei Uhr Mittags vorübersprengende Kavallerie bieten. Keine Banquierswohnung ohne pittoreske Dragoner- und Ulanen-Lieutenants! Als Steffens die Insekten fliegende Blumen nannte, hatte er noch nicht über reitende Kohlköpfe und Spargel nachgedacht.

Vor dem Sommerhause steht in einem grünen morschen Kübel oder in windbrüchiger Steinvase, die statutenmäßige Aloe, als welche einen schönen südlichen Effekt hervorbringt und mit einer Guitarre correspondirt, die zu dem angemessenen Ave Maria mißbraucht wird. Wenn irgend möglich, so liegt an der Straße ein von Tausendfüßen und Kellerwürmern unterwühlter Pavillon, in dem von Unten aus gesehen handarbeitende Frauenzimmer mit fleckigen ungeheuren Helgoländerhüten sich einbilden, „himmlisch“, „reitend“, „unwiderstehlich“, zu sein, auch wenn sie tornisterblonde Haare, falsche

Zähne und Schaumlöffe statt Nasen haben. Statt des Pavillons muß aber meistens ein Söller, Altan oder Balken ausreichen, von dem nie endendes liebliches Gelächter erschallt, wodurch die Maid ihre Gegenwart so gern dem nichts ahnenden und getrost seinen Glimmstengel rauchenden Jüngling verräth. Von diesen Söllern fallen zuweilen Taschentücher, rollen Knäuel, fliegen Muster im Winde weg, und zwar unglücklicher Weise stets, wenn die Promenade am belebtesten ist.

Mitten in der Sommerwohnung dieses Schlages steht ein störriger Miethsgaul von Piano, den die Familie, um ihren guten Flügel zu schonen, in Sommerweide genommen hat. An diesem mit Stahlseiten bezogenen Trog setzt sich die Tochter des Hauses oder auch die junge Frau an Lind'schen und Viardot'schen Arien, denn sie ist unmaßgeblicher Weise eine Schülerin von Teschner, Stern oder Jähns. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit des Magistrates ist dergleichen Gesang bisher noch nicht mit zehn Thalern pro Sommer besteuert worden, obgleich er als die eigentliche Ursache der Vertreibung der Grasmücken und Nachtgallen längst erkannt ist.

Die sommerwohnende Familie thut Alles im Freien; sie benutzt die Natur wie ein Pferd, das für einen Sonntagnachmittag vermiethet worden ist. Ihr Enthusiasmus für die frische Luft mit Mannspersonen, reitet immer Galopp, kehrt nirgends ein und kommt schweißtriefend und struppirt Abends in den Stall. Sie

fassen die Idee der Sommerwohnung als die Beziehung des Menschen zur staubigen Landstraße auf. Kein mäßiger Regen, sondern nur ein Gewitter kann sie unter Dach und Fach treiben.

Mit Pflanzerei beschäftigen sie sich ganz besonders, doch sind es weniger die Kinder Flora's, als die Kinder der Klempner und Schmiede, wie Gießkannen, Hacken, Harken und Spaten, womit sie von der Straße aus in angenehmer Perspektive stehen und auf den Beeten nichts thun, als den Haß braver und stiller Regenwürmer auf sich laden. Sie füttern mit vielem Anstande die Spatzen mit Milchbrod und tragen Dreierkränze von Kornblumen um die Hüte, nebst gelben Baumwollkleidern und schwarzseidenen Schürzen. Ja wenn nichts fruchtet, entblöden sie sich selbst nicht, in diesem Kostüm auf die Landstraße herauszukommen und in den Gängen des Thiergartens zu wandeln, doch muß der Wahrheit gemäß bemerkt werden, daß nur die garstigsten Frauenzimmer in solche Exzesse verfallen.

Es fehlt in solchen Familien nie an kleineren Söhnen und Brüdern, die mit Steinen durch das Gitter werfen und nach Umständen von den Söllern Sonntags, wo sie keine Schularbeiten haben, den Spaziergängern auf die Hüte drucken. Diese kleineren Knaben sind eine besondere Zierde einiger Thiergartenwohnungen und noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt, d. h. durchgehauen. Sie werden in der Woche mit dem Omnibus herein-

und hinausgebracht: schwärmen für die Omnibusconducteure, essen bei ärmeren Verwandten in der Stadt und haben unter allen Schulkindern stets die besten Censuren, auch genießen sie den Privatunterricht des Ordinarius ihrer Klasse.

Abends kommt der Hausherr hinaus. Nach den Vermögensverhältnissen in eigener Equipage, Droschke oder Omnibus. Für diese unglücklichen Männer wird die Sommerwohnung zur bittersten Strapaze ihres Lebens. Das sogenannte „Land" ist gemeinhin für sie nur ein Angstpunkt, um eine Viertelmeile entfernt von dem Telegraphenbüreau, dem Arnheim'schen Geldschrank und der Ressource. Wie Robert Burns schwermüthig bemerkte: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist bei Dir!" so singen sie: „Mein Herz ist hinter dem Museum, mein Herz ist neben dem Dom!" Sie müssen alle Abende mit Spargeln, grünen Erbsen, gebratenen Hühnchen, Krebsen und Aalen über ihre Vertreibung aus der Stadt getröstet werden. In sich versunken rauchen sie ihre Cigarren, und man darf ihnen nach rühmen, daß sie gute rauchen, wundern sich über die sonderbare Geschäftssitte, daß der Mond den Vorschuß an Licht, den er von der Sonne empfangen, durch Jasmingebüsche und blühende Linden an die Erde abzahlt, und verachten die Johanniswürmchen, weil sie nicht zu beschneiden sind.

Am Sonntage wird stets in des Banquiers Sommerwohnung ein angenehmes kleines Diner gegeben.

Dann stellen sich die ärmeren Verwandten, einige liebefleche neugebackene Assessoren und Lieutenants in weißen Pantalons ein und entwickeln ungeachtet der Hitze einen kolossalen Appetit. An solchen Tagen sieht bei den Schultern der jungen Damen im Kalender Vollmond und bei den Kehlen der jungen Esser Sturmfluth. Der Hausherr tuschelt in kurzen Intervallen mit dem ersten Buchhalter des Geschäftes, der einzelne Sonntagsfinessen der Geldwelt hinausgebracht hat, und versenkt sich, aber nicht so weit, in den Ernst der Staatsaktion, um nicht den Cours der Flaschen zu beobachten und durch Winke den Bedienten zu bedeuten, wohin „die kleinere Sorte" gesetzt werden soll, gleichwie er auch jede hinausspazierende Barmeige, wie eine scheidende Geliebte, bis unter die Thür mit den Augen verfolgt. Nach Tisch folgt der ländliche Kaffee mit aufgeknöpften Uniformen und weißglänzenden Westen, die noch vom Kadettenhause herstammen. Die Unterhaltung wird jetzt so geistreich, daß Bello der Wachtelhund, Caro der gastlich aufgenommene Hühnerhund, und Jack der Affenpintscher, sich für befugt halten, durch eingestreute blaffende und kläffende Bemerkungen etwas zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen, was ihnen ungestraft hingeht, da alle Damen zu gleicher Zeit sprechen und alle Herren im Chorus lachen. Die älteren Herren ziehen sich alsbald in einen Pavillon des hinteren Garten's zurück und fröhnen dem Kartenspiele zu hohen Einsätzen; die jüngere Welt wirft sich auf die

Vergnügungen, welche allem lebenslustigen Volk, wie Fohlen, Kälbern und Ferkelein die liebsten sind; sie springt umher, oder tanzt zu dem gemietheten Klapperkasten. Die Nacht bricht herein, die Alten spielen noch, die Jungen tanzen noch, und leise steigt der Mond herauf und wundert sich, was die Menschen aus seiner Sommernacht machen.

Die Mauerritzen vor dem Thore.

Eine Sommerwohnung um jeden Preis! Das ist das Ultimatum der meisten Frauen am Anfange des Mai's. Eine Sommerwohnung um jeden Preis — der vierzig Thaler nicht übersteigen darf. Diese vierzig Thaler stehen an der Polargrenze der Sommerwohnungen mit den Gesichtern nach den Wendekreisen der anständig gemäßigten Zone; man kann sie unter eine Kategorie — der Mauerritzen vor dem Thore zusammenfassen.

Um deutlich zu machen, welche Excesse in diesem Gebiete begangen werden können, muß man mit der untersten Klasse der Sommerwohnungen anfangen. Leute aus der Stadt, die sich nie so weit herabgelassen haben, an einem dieser Orte ihren Sommer zuzubringen, Leute, die Abends nach gemachtem Spaziergange ihr Abendessen in einem eleganten öffentlichen Garten verzehren, wissen

gar nicht, an was für Orten der mit der Sommerwohnungsmanie behaftete unglückliche Mensch hausen kann. An solchen Orten gebehrdet sich selbst der Sommer, dieser grundgütige Herr, der Jedem etwas in den Hut wirft, wie ein verdrießlicher englischer Reisender, nimmt nirgends Platz, rümpft überall die Nase und bleibt lieber im Freien, ehe er seine werthe Persönlichkeit in derartigen Kümmernissen unterbringt und seine sofortige Degradirung in irgend eine schlechtere Jahreszeit wagt. Die Mauerritze der untersten Klasse genießt nie den wohlthätigen Sonnenschein. Das einzige Fenster, über das sie disponiren kann, geht auf Pferdeställe hinaus, deren Hauptreize in den glücklichen Lichteffekten beruhen, die von den Strahlen der untergehenden Sonne auf ihren Dächern gebildet werden. Rechts und links beobachten zwei kolossale Brandmauern ein chinesisch-russisches Absperrungssystem. Neben dem Fenster der sommerlichen Mauerritze gähnt vor dem Hause ein tiefer Abgrund. Er wird nicht von der Mistgrube gebildet, denn diese ist etwas weiter und näher an den Pferdeställen gelegen, sondern von einer eingegrabenen Tonne zum Auffangen des Regenwassers für die Herren Domestiquen im Vorderhause und in den Stallungen. Der erste Sterbliche, der diese Tonne eingrub, hatte schon eine Ahnung von der Bedeutung, die sie im Laufe der Jahre gewinnen sollte. Man kann nämlich, vor dieser Tonne stehend, Alles sehen, was in der Mauerritze geschieht. Die

Kutscherfrauen und Bedientendamen sind deshalb unaufhörlich mit dem Schöpfen von Regenwasser beschäftigt, so unwahrscheinlich an und für sich auch diese ewige große Wäsche jedem unparteiischen Kenner von Reinigungsangelegenheiten vorkommen mag. Links, neben dem Eingange und unter seinem Fenster besitzt der Sommerbewohner der Mauerritze ein kleines Beet zu Lehen, ihm vom Vermiether feierlich durch einen großartigen Lehensakt für den Sommer überlassen. Die unvermeidliche Kresse, ein eingesetztes Monatsrosenstöckchen und der hartnäckige und zähe türkische Weizen theilen sich in die vegetativen Kräfte dieses traurigen Stückchens Erde und wachsen gegen das Ende des Sommers allmälig bis an das Fenster empor, wie unheilbar kranke Kinder, die man in der sicheren Voraussicht ihres Todes doch so zärtlich verpflegt, als ob sie die Stütze unseres Alters werden sollten. Oft sterben sie aber auch vorzeitig eines gewaltsamen Todes durch die Gefräßigkeit des Hammels, der als Spielgefährte und Vertrauter der Kutscherkinder, allen Willen genießt.

In so beschaffenen Mauerritzen wohnen immer Leute mit wankender Gesundheit und schwindsüchtiger Kasse, arme Leute, denen die Aerzte geboten haben, zur Erhaltung ihres Lebens, an dem gesunden Tisch der Sommerluft Theil zu nehmen, Morgenfrische zu trinken, in Schattenkühle zu baden und fern vom Getreibe des Weltlärms zu wohnen, Leute, für die eine Sommerwohnung

nur der Hausflur des Grabes ist. Noch ist es keinem Staate eingefallen, Sommerhospitäler für seine unglücklichsten, hoffnungslosen Angehörigen einzurichten. Hier wohnt ein überarbeiteter kleiner Beamter, oder eine junge schwindsüchtige Mutter mit ihrem einzigen Kinde. Allem wie in jedem Menschen noch Etwas ist, worauf das Auge mit Behagen haften kann, so hat auch jede Sommerwohnung ihren Reiz. Poesie. Neben den Pferdeställen öffnet sich eine Spalte, nicht breiter als die ganze Mauerritze, mit der Aussicht auf eine grüne Wiese.

Auf ihr weilt, wie auf einem Firmament des Sommers, das Auge des armen Bewohners. Wenn die ersten Maiblumen auf dem Grase erscheinen, wenn der Regen das junge Grün erfrischt hat, wenn die Schnitter Heu machen, wenn der Teppich dann seine Pracht wieder herstellt: giebt es ebenso viele Festtage und Fernblicke. Und darum sind sie nicht ärmer als alle Sterblichen; denn der Menschen Bewußtsein ist Fernblick in die Vergangenheit und Zukunft, ihre Gegenwart aber nicht besser als Pferdestall, Wassertonne und hohe schreckliche Brandmauern. Wären nur nicht noch die Fliegen in der Mauerritze. Sie machen es sich bequem, trotz der Schattenseite. Nur die Anfänger in den Naturwissenschaften sind nämlich noch der kindischen Ansicht, daß die Fliege sich wie der Adler, des Blickes in die Sonne vorzugsweise erfreue; die Fliege liebt den Schatten wie der Mensch. Am gemüthlichsten und anhäng-

lichten zeigt sich aber ihr Naturell, wenn sie bei einem unglücklichen Sommergaste eingezogen ist. Wenn Alle ihn verlassen haben, bleibt sie bei ihm, sie verharrt wie der Hund des Armen selbst bei seiner Leiche. Morgens weckt sie ihn aus dem süßesten Schlummer, sie prüft mit ihren zierlichen Füßchen, ob der Kaffee nicht zu heiß, ob der Zucker hinlänglich süß, ob die Semmel nicht zu fett geschmiert sei. Sie ißt mit ihm Mittags aus einer Schüssel, sie leidet nicht, daß er nach Tische sich dem schädlichen Schlafe hingiebt, sie umgaukelt ihn auf seinen Spaziergängen, sie erhält ihn endlich Abends so lange als möglich munter, ehe sie selbst zur Ruhe geht und ihn ihrer Freundin, der Mücke, empfiehlt, die mit zartem lang ausgesponnenen Geiäusel um sein müdes Haupt schwebt, und seine Haut als ein Album betrachtet, um die Nachtgedanken der talentvollen Insekten darein zu schreiben. Ergreift der gegen so viele Freundschaft undankbare Mensch die Klappe der Vernichtung, so weiß sie scherzend und neckisch auszuweichen, stellt er den bitteren Trank der Quassia auf, so naschen nur die Nachgebornen des geflügelten Geschlechts davon, eine alte erfahrene Fliege vermeidet den Todtenkopf des Fliegenpapiers und den noch schändlicheren Fliegenleim, diese grausamste Todesart eines anmuthigen Zweiflügler-geschlechts. Die alte Fliege der Sommerwohnung ist durch nichts abzuschrecken; sie ist ein unvermeidliches Uebel wie der Tod und — die Gicht.

Nicht Jeder erleidet in der bescheidensten Art von Sommerwohnungen all dieses aufgezählte Unglück; es giebt Bewohner von Mauerritzen, mit denen auch der gefühlvollste Studiosus der menschlichen Zustände kein Mitleid empfinden kann, sondern vielmehr über sie in namenlose Wuth geräth.

Ein alter Rentier mit fünfhundert Thalern jährlicher Einnahme bezieht in jedem Jahre eine Mauerritze. Seit zwanzig Jahren hat kein anderer Mensch darin gewohnt, die verfallenen Möbel bleiben den Winter über darin, die Sommerpfeife wird mit jedem Frühling wieder zur Hand genommen, derselbe uralte Sommerrock wieder angezogen, dasselbe hellose verrunzelte Gesicht wieder zum Fenster hinausgesteckt. Der alte Rentier ist trotz seiner Mauerritze in dem Bezirk des ganzen Grundstückes die wichtigste Person; er ist Vicewirth. Der eigentliche Herr wohnt in der Stadt und kommt nie heraus; er verachtet die Leidenschaft des Menschen für Sommerwohnungen als eine alberne Schwäche, wie die Neigung, sich satt zu essen, das Gesicht zu waschen, die Nägel abzuschneiden und reine Wäsche anzulegen. Er thut für sich und seine Häuser nicht eher etwas, als bis ihm das Dach über dem Kopfe und das Hemde auf dem Leibe in Stücken geht. Aus diesem Grunde braucht er einen Vielgetreuen, und dieser Vielgetreue ist der alte Rentier, der umsonst in der Mauerritze wohnende Vicewirth. Seiner Beobachtung ist ein halbes Dutzend

Familien anvertraut, Familien mit Kindern! Der alte Rentier weiß weder, wie einem Familienmitgliede, noch wie einem Kinde zu Muthe iſt, er ſelbſt iſt nämlich, beglaubigten Nachrichten zufolge, gleich als „der alte Rentier“ zur Welt gekommen, hat ſeiner Amme mit der Tabakspfeife in die Zähne geſtoßen und iſt unmittelbar darauf in die Mauerritze gezogen, um ſeinen Lebenslauf zu erfüllen, der darin beſteht, anderen Menſchen Luſt und Freude am Leben zu vergällen. Sein erſter Blick am Morgen gilt der Sonne, doch würde man irren, wollte man daraus auf ein Wohlgefallen an dem ſchönen Stern ſchließen: er berechnet nur das Wetter für den Tag und ob die Kinder heute im Garten ſpielen werden. Dann füttert er den alten Dompfaffen, einen widerwärtigen Kerl, trotz ihm ſelber, einäugig und mit abſchreckender Phyſiognomie, der in ſeiner Jugend einmal weggeflogen war, aber am andern Tage freiwillig wiederkam, weil er ſich mit keinem andern Vogel vertragen konnte. Nun beginnt des Herrn Tagewerk. An allen Sommerwohnungen geht er vorüber und wünſcht mit einem Geſicht, das die Einwohner betrachten, wie nicht affektirte Aecker ein aufſteigendes Hagelwetter, „allerſeits einen ſchönen guten Morgen!“ Er weiß ſeine täglichen Glückwünſche ſo gewandt einzurichten, daß er jedesmal wenigſtens eine Perſon bis auf den Tod erſchreckt, bald den Hausherrn, wenn er ſich raſirt, bald die Hausfrau, wenn ſie vor dem Spiegel ſteht, bald das

kleine Kind, wenn es die volle Milchtasse zum Munde führt. Dann geht er den Vormittag über im Garten umher und sieht alle Kinder mit dem böſen Blick an. So gewiß ist die Thatsache, daß auf diesem Complexus von Sommerwohnungen die kleineren zarteren Kinder immer kränkeln und sich nie aus der Stube zu gehen trauen. Nachdem er in seiner Mauerritze — kein Mensch weiß was — zu Mittag „geweist“ hat, vergnügt er sich nach Tisch, Bettelleute aus dem Garten zu jagen, Jungen mit Blumenbouquets oder großen Waldhörnern abzuknuffen, Leierkästen zu verscheuchen, kleine Mädchen mit Kornblumen anzubrüllen, Kuchenfrauen anzudonnern. Hat er zu allen diesen Vergnügungen keine Gelegenheit, weichen ihm die Gemißhandelten endlich für einige Tage aus, so stellt er sich wenigstens an die Gartenthür und droht ihnen von Weitem mit seinem kurzen und verschmirgelten Weichselrohr. Dann durchstreift er wieder den Garten und sieht nach, was die Miether zum Abendbrod essen, wer Besuch hat, ob ein Kind eine Blume abgerissen und ob Jemand einen Hund mitgebracht hat. Ist Letzteres der Fall, so genießt er den Silberblick seines Lebens. Mit ihrem unnachahmlichen Instinkt errathen die Hunde sowohl, ob sie sich an irgend einem Orte contractwidrig befinden, als auch, wer ihnen wohl oder übel will. So wie sie den alten Rentier sehen, bemächtigt sich ihrer eine unermeßliche Niedergeschlagenheit: ihr richtiger Takt sagt ihnen, daß er in

seinem verbrieften Recht sei und ein erbarmungsloses Herz habe. Sie sehen jammervoll ihre Herren an, sie winseln, sie suchen sich unter Damenkleidern zu verbergen — vergebens! Der alte Rentier setzt mit teuflischem Grimme die Contractbedingungen auseinander, spickt sie mit Argumenten und dringt auf sofortige Ermissionen der Importirten. Es muß nachgegeben werden. Cane Moppelino riecht den Braten und beeilt sich, gesenkten Schwanzes die Gartenthür zu erreichen, aber der Viewirth kennt einen ganz nahen Nichtweg und Moppelino erhält im Augenblick seines Entweichens einen Hieb mit dem Weichselrohr, den er zu den unvergeßlichen Erinnerungen seines Lebens rechnet. Der alte Rentier in seiner Mauerritze wird deshalb, wie ein nicht zu vertreibendes bösartiges Ungeziefer von der ganzen Nachbarschaft betrachtet.

Die anmuthigste Gestalt nehmen die Mauerritzen an, wenn sie wie Bienenzellen nur Theile eines großen Sommerstaates sind, wenn jeder Mauerritze auch eine kleine schattige Laube entspricht und eine niedliche schattige Wiese Gemeingut Aller ist. Unter so glücklichen Bedingungen entwickelt sich ein anmuthiger Communismus zwischen den mit geringen Glücksgütern gesegneten, aber zufriedenen Familien. Die Hausväter kommen Abends zusammen hinaus, die Hausfrauen haben das Abendessen gemeinschaftlich servirt, man spielt, man plaudert vor Schlafengehen, man sieht das Feuerwerk in dem öffent-

lichen Garten die Nachbarn, über den Zaun, von der Heerstraße an, man holt sich in Verlegenheiten des Haushaltes, man entwickelt, mit kurzen Worten, die angenehmen Seiten des Menschen, wie sie auch zur Zeit der aufkeimenden Vegetation vorzugsweise rasch zur Blüthe kommen. Man irrt sich nicht, wenn man diese kleinen Gemeinden, falls der Zufall wohlwollende und sanfte Naturen zusammengewürfelt hat, unter die schönsten und segensreichsten Formen der Sommerwohnungen rechnet. Die Kranken genesen, die Gesunden erstarken, die Kinder gedeihen und der Sinn für einfache Freuden wächst in den Herzen wie ein junger, kräftiger Sprößling empor.

Amphibien von Hausern und Menschen.

Nur wenig über den Spiegel des Meeres erhaben, liegen einige schattige Stellen des Thiergartens, auf welchen der Naturforscher, wenn er seine „Ansichten aus der Berliner Natur" schreibt, mit dem scharfen Blicke der Wissenschaft zu verweilen gezwungen ist. Das uralte und doch ewig junge Element des Wassers hat hier seine bleibende Wohnstätte aufgeschlagen, aber es ist nicht das Wasser, wie es trübe schäumend aus der blaugrünen Grotte des Gletschers schießt, wie es in hellen Tropfen vom Himmel fällt, wie es in flüssigem Krystall

über den Fels rieselt, wie es um den Uferland des Oceans tändelt: es ist ein in der Rangordnung der Gewässer sehr niedrig stehendes Fluidum, besitzt, als eine unerschöpfliche Fundgrube von Infusorien nur für die Besitzer von Sonnenmikroskopen eine große Wichtigkeit, und wird mit einem sehr unwissenschaftlichen, ja nichts weniger als allgemein geachteten, aber volksthümlich bezeichnenden Namen „Pudl" genannt.

An seinen Gestaden berückt der Knabe mit rothem Larven den frommen Frosch, um ihn zu Hause der Katze, oder der Schlange im Glase vorzuwerfen, fängt der wißbegierige Jüngling den gefräßigen Wasserkäfer, hält sich der erfahrene Mann die Nase zu, wenn er vorüber geht. Undurchdringliches Entenflott macht den Spiegel dieser Gewässer blind, die Trauerweiden beben wie zierliche Damen die Enden ihrer grünen wehenden Gewänder auf, um sich nicht zu beschmutzen, und die stämmigen Erlen stehen wie Fischer in Wasserstiefeln, resignirt in den faulenden Lachen. Die Geschichte der Mark kann sich nicht erinnern, diese Gewässer je fließend gesehen zu haben. Als der Thiergarten noch ein Urwald war, wälzten sich in ihnen Urstiere. Als der Thiergarten ein wohlgezähmter Park geworden war, baute man an ihren Ufern Sommerwohnungen.

Die Sommerwohnungen an den Wassern Berlins sind die Amphibien unter den Häusern. In ihren Kellern steht das Wasser selbst in den trockensten Sommern knie-

hoch. Verzweifelt harrt die heimathlose Ratte an dem Rande des Abgrundes und findet nicht, wo sie ihr Haupt hinlege. Längst sind die Kellerwürmer ausgezogen, Schimmel verziert die Wände, am trüben Fenster wachsen namen- und blüthenlose Gewächse, die untersten Stufen der Kellertreppe sind verfault und nicht geheuer, aber dennoch nicht eßbare Schwämme wuchern in den Ecken. Wenn die Hitze in der Mitte des Sommers steigt, dringen pestilenzialische Dünste gen Himmel und vergiften die ganze Wohnung.

Der Mensch ist, was auch die Scholaren der Prießnitzschen Philosophie sagen mögen, nicht zu einem Amphibium geschaffen; aber er kann es werden, wie der Mensch Alles werden kann. Er braucht nur so lange zu warten, bis alle trocknen Sommerwohnungen vermiethet sind, er braucht nur eine eigensinnige Frau zu haben, die auf einem Quartier im Thiergarten besteht; und die Naturgeschichte verzeichnet seinen Namen ohne Aufschub in die Rubrik der kaltblütigen Thiere. Dieser Proceß der Umwandlung einer gesunden warmblütigen Familie in etwas Eidechsenartiges ist zu merkwürdig und lehrreich, als daß er nicht ausführlicher dargelegt werden sollte.

Der Umzug ist glücklich besorgt. Alle älteren Möbel, wie man sie im Mai zu Tausenden gleich gebrechlichen Hospitaliten in die Sommerwohnungen hinauswanken sieht, sind aufgestellt, der Abend ist hereinge-

brochen, etwas aus der Nähe herbeigeholte saure Milch hat Alle nach dem sauren Tagewerke gelabt: man ist zu Bette gegangen. Die Familie schläft in dem Hauptzimmer; das Dienstmädchen ist in einer Art von Kajüte untergebracht. Das Zimmer, in dem dieses aus Berlin gebürtige Wesen wohnt, hat wirklich Manches von einer billigen Schiffsgelegenheit nach Amerika. Obgleich Niemand etwas dem Wasser Aehnliches darin bemerkt, so macht es doch den Eindruck, als ob es im Schiffsraum eines lecken Fahrzeuges läge. Durch eine merkwürdige Ideenassociation fallen Jedem unwillkührlich schreckliche Geschichten von Fahrzeugen ein, die bei Nacht auf einen verborgenen Felsen stießen, von Passagieren, die durch rasendes Pumpen das Schiff flott erhalten helfen mußten, von Nothschüssen, von einem Floß, auf dem die unglückliche Mannschaft wochenlang auf dem Ocean umherschwamm, von verhungerten Matrosen, die sich untereinander verlosten und aufaßen. So wenig Phantasie das Dienstmädchen auch hat, so scheint ihr doch eine Ahnung von Ungeheuerlichkeiten aufzusteigen. Sie legt sich murrend zu Bette.

„Ich weiß nicht, liebes Kind, es ist hier eine so sonderbare Luft, öffne doch ein wenig das Fenster!“ sagt die Frau zu ihrem Manne, der noch eine stillschweigende Nachtcigarre raucht.

„Es kommt mir auch so vor,“ antwortet der

Mann, „vielleicht rührt es daher, daß lange Niemand hier gewohnt hat.“

In einiger Verstimmung schläft man ein, da erschallt plötzlich aus der Schlafkammer des Mädchens ein Jammergeschrei, wie es der Mensch ausstößt, weniger wenn er an seiner Ehre, als wenn ihm an seinem Leibe wehe gethan wird. Das Ehepaar erwacht mit einem tödtlichen Schrecken; die Kinder fahren aus ihren Betten in die Höhe und singen ohne Weiteres die zweite Stimme zu den Lamentationen der Köchin. Was bedeutet das Geschrei? drangen blutige Mörder in den ländlichen Aufenthalt? erkühnte sich ein Tarquinius der Kaserne . . . . . ? erschien der entsetzten Jungfrau ein Geist aus dem Dr. Justinus Kerner? Die Sache klärt sich in einer weit harmloseren Weise auf. Die Köchin ist zwar erwacht, weil ihr etwas wie eine eiskalte Hand in das Gesicht gefaßt hat, allein als die Person entschlossen zugegriffen, war es kein Geist gewesen, sondern nur ein kleines kaltblütiges Thier, das Anciennitätsrechte an die Sommerwohnung besaß, da es seinen Winterschlaf daselbst gehalten — eine Kröte. Ohne die unausbleibliche Begleitung der Maus war dieses harmlose Geschöpf noch „Abends spät“ den steilen Berg einer Köchinnennase hinangestiegen.

Der Morgen findet die unglückliche Familie in einer namenlosen Verlegenheit. Die Köchin hat die ewigen unveräußerlichen Rechte der Küchendragoner vom Himmel

gerissen und einen Brief an ihre Mutter geschrieben, um sie hinauszurufen, und mit ihrer Hülfe außer der Ziehzeit von einer Familie loszukommen, wo Kröten ungestraft einsprechen dürfen. Die Verwirrung wird durch das Jüngste noch gesteigert. Es hat sich auf ein Fußbänkchen in den Winkel gesetzt und scheint eben im Begriff zu stehen, in das Genus der Chamäleons überzugehen. Im Wechsel der Farben bewegt sich das Jüngste wenigstens schon sehr glücklich zwischen Gelb und Blau. Ganz besonders schön ist aber der Moment, wo sich ein prachtvolles Fieberarün selbst dem Weißen im Auge mittheilt. Das Jüngste, ein unaemein früh entwickeltes Strohpelkind, hat das gelungenste Wechselfieber der Jahreszeit. Um das Elend zu erhöhen, kann man kein Feuer anzünden. Alle Zündhölzer sind in einer Nacht durch die Feuchtigkeit der Wohnung unbrauchbar geworden. Man muß, weil man leider nicht wie die Karaiben durch Reiben zweier Hölzer Feuer anzuzünden versteht, drei Häuser weiter Zündhölzer holen, da auch die neueingezogenen Nachbaren an demselben Uebelstande leiden.

Am zweiten Tage bekommt das Nachjüngste, am dritten das Aelteste, am vierten die Hausfrau, am fünften die Köchin das Fieber. Noch ist Niemand auf die scharfsinnige Idee gekommen, daß dieses communistische Fieber mit der Wohnung zusammenhänge, man hat es bisher auf einen gewissen anrüchigen, aus Hamburg zum Prä-

[illegible] Seefisch geschoben, dann auf eine Leberwurst von höchst zweifelhaftem Charakter; als aber die Hausfrau am sechsten Tage einen Koffer öffnet, in dem sie alte Claviernoten aufbewahrt hat, und sich nun auf dem Titelblatt des Sehnsuchtswalzers eine zarte Vegetation zeigt, wie sie sich in den Tintenfässern fleißiger Schulkinder und Schriftsteller zu entwickeln pflegt: da fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. Die Wohnung ist feucht!

So wie der Hausherr Mittags zum Essen herauskommt, wird Lärm geschlagen, alle Möbel werden von den Wänden gerückt, alle Winkel durchstöbert und wirklich die grauenvollsten und doch erhabensten Dinge entdeckt. Die unendliche Triebkraft der Natur, die ihre Keime selbst in die feuchte Nacht einer berliner Sommerwohnung streut, läßt überall — etwas wachsen. Bald sind es niedliche kleine Moose auf einer Seegrasmatratze, bald allerliebste gelbe Pilzchen auf neuen Stiefelschäften, bald ein feiner Schimmel auf einer ledernen Schreibmappe: in dieser Wohnung giebt es nichts Unfruchtbares! Die Familie starrt mit stummem Entsetzen diese botanischen Phänomene an.

„Wir müssen auf der Stelle nach der Stadt ziehen!“ ruft die Hausfrau und drückt das Jüngste, das heute weniger grün, als bläulichgrau aussieht, an ihr Mutterherz.

„Du vergißt, liebes Kind,“ antwortete der Hausherr, „daß wir in unserer Stadtwohnung den Maurer

in der Küche, den Tiſchler im Corridor, den Tapezier in der Putzſtube, den Töpfer in der Eßſtube und den Maler überall haben, daß der Sommer vergehen kann, ehe das Quartier in der Stadt ausgetrocknet ſein wird, und daß wir aus dem Regen in die Traufe kommen können."

„Ach, das ſind wir ſchon!" ſeufzte die Arme, „wir wollten der Näſſe entfliehen und ſind in einen See gerathen — ſieh nur das Kind an, wie gelb es iſt!" Das Kind iſt wirklich in einer halben Minute ſchön ſaffrangelb geworden.

„Du ſiehſt alſo, es hilft uns nichts, wir müſſen aushalten, ſo gut wir können," bemerkt der Hausherr, der ſich eine Art Philoſoph zu ſein ſchmeichelt. „Schenke der Köchin ein billiges Jaconnetkleid, damit ſie nicht murrt, und dann frage den Arzt nach Mitteln gegen die Feuchtigkeit. Man muß dergleichen haben. Ich erinnere mich, einmal darüber etwas im Pfennigmagazin geleſen zu haben. Wir müſſen Ventilatoren anbringen, wie man ſie auf den Schiffen hat, Windfänge, die den friſchen Luftzug in die unteren Räume leiten. Beruhige Dich nur, es wird ſich Alles geben!"

Aber es giebt ſich nicht. Das Fieber ſetzt ſich in der Familie wie die Ruſſen in den Donaufürſtenthümern feſt, die Köchin ſinnt, ungeachtet des Jaconnetkleides, auf Flucht zu ihrer Mutter, und auch der Hausherr, der den größten Theil des Tages in der Stadt zubringt und

ſich bis jetzt gehalten hat, beginnt zu kränkeln. Bei ihm äußert ſich die Sommerwohnung aber nicht als Fieber, ſondern als Rheumatismus. Er hat Reißen in allen Gliedern und ſchildert dem Hausarzt ſein Leiden analog der Empfindung eines alten Königsmörders, wenn beim Vierteilen die Pferde zuerſt anziehen. An was gewöhnt man ſich zuletzt nicht? Hat doch ein Märtyrer auf der Folter ſchlafen können! Nach vier Wochen hat ſich die Familie in ihr Schickſal gefunden.

„Wir ſind jetzt alle Amphibien geworden! aber ich möchte wohl wiſſen, ob alle Amphibien auch Fieber und Reißen haben?“ bemerkt der ſcherzhafte Hausherr in einem Augenblicke, wo das Gliederreißen ihm einige Ruhe vergönnt. Der unerwartete Beſuch einer Kröte erſchreckt Niemanden mehr, die Kinder jagen ſich mit den jungen Fröſchen, ſuchen Regenwürmer und füttern ihre Waſſerkäfer damit. Der Schimmel, die Mooſe und Pilze werden geduldig abgekratzt und das Fieber wird wie ein etwas launiſcher, aber doch lieber alter Freund betrachtet. Die Familie ſetzt ſich an warmen Tagen, wie ein Schwarm durchnäßter Sperlinge, an die Sonne und trocknet ihre matten Glieder.

„Wenn wir wieder nach der Stadt kommen, Kinderchen, werden wir Alle geſund werden!“ tröſtet die Hausfrau, da alle bittern Pulver des Hausarztes nicht anſchlagen. Man freut ſich förmlich auf die Stadtwohnung, wie ſich andere Leute auf eine Badereiſe freuen,

denn man hat eingesehen, daß der märkische Sand nur eine hohle Redensart, der Thiergartensumpf aber eine „tiefe“ Wahrheit ist. Endlich wird es selbst dem Fieber zu langweilig, die armen Kinder zu plagen, es weicht vor der trocknen Wärme des August, der Hausherr verliert seinen obligaten Rheumatismus und an einem schönen Morgen zeigt sich auf der Schwelle der Gartenthür — die erste Maus. Die Wasser der Sündfluth sind verronnen — eine Maus konnte im Keller wieder festen Fuß fassen. Die erste Maus wird mit derselben freudigen Rührung begrüßt, wie die Primula veris und die erste Schwalbe; noch nie sind an eine Maus so viele poetische Empfindungen verschwendet worden. Wie die Tausendfüße und Scorpionen in Marcel Vorboten des Lenzes, ist diese Maus die Verkäuferin eines gesunden Herbstes, eines abgedankten Arztes, eines Striches unter der Arzthelferrechnung! Am Tage darauf zeigt sich auf den Backen des Jünglings ein Anflug von der Morgenröthe der Gesundheit, die Familie geht allmählig aus dem Stadium der Amphibien wieder in das der Säugethiere über. Die Tragödie der Sümpfe hat ihre Versöhnung gefunden.

Abſteigequartiere.

„Nichts läßt ſich ſchwerer ertragen, als eine Reihe von guten Tagen!“ ſo etwa äußert ſich einmal Goethe mitten in einer Epoche, wo ihm alles Herrliche des Lebens in glücklicher Fülle zuſtrömte, und darum iſt es beſſer, ſetzen wir beſcheidentlich hinzu, daß der Menſch nicht den ganzen Sommer über auf dem Lande oder im Freien wohnt, ſondern nur ein Abſteigequartier beſitzt, und in Mußeſtunden bei ſchönem Wetter hinauskommt.

Wir wollen unſern Freunden hier das große Geheimniß des Abſteigequartiers verraten, nicht jenes von der Polizei verfolgten, das leider unſer verderbtes Zeitalter nur allzugenau kennt, ſondern ein Geheimniß, um das die Allerwenigſten wiſſen. Der Menſch frißt mit großer Herablaſſung die Auſter und viele andere Schaal- und Panzerthiere, er zerritt rückſichtslos das Gehäuſe der Schnecke, des Menſchen Magd fegt ohne Erbarmen die traulichen ſchattigen Boudoirs der Spinne aus den Ecken, und derſelbe Menſch bedenkt nicht, daß er nichts Beſſeres ſei, als eben dieſe zertretenen, weggefegten, aufgefreſſenen Thiere.

Wie ſie, baut er, um zu leben, aus der Nichtsnutzigkeit ſeiner ſelbſt ein Gehäuſe um ſein denkendes Theil, er ſpinnt ſich Winkel von grauen Fäden, aus

denen er aus dem Hinterhalt auf ſeine Beute ſchießt, er kneipt mit ſelbſtgemachten Scheeren ſeine Brüder: der Menſch iſt nicht beſſer als andere Thiere: er kann unmöglich unter die anſtändigen Leute gerechnet werden. Und doch, wenn man den Menſchen genauer prüft, kann man ihn nicht ganz verloren geben: es ſteckt in ihm etwas Aehnliches, wie das ſeltſame Juwel, das uralte Kröten nach der Sage im Kopfe tragen ſollen. Was im Menſchen verborgen ruht, muß nur aus dem kalkigen Schneckenhauſe, dem ſteinigen Krebspanzer, den ſtaubigen Spinnenwinkeln, die er ſich in ſeiner jammervollen Tagesarbeit zuſammengeſchwitzt und geſponnen hat, zuweilen hinaus an den blauen Himmel, wo ſchöne Sterne von Gedanken und Gefühlen kreiſen! Das iſt das Geheimniß des beſſeren teutſchen Menſchen aus der tiefen Erbärmlichkeit unſeres Daſeins, daß er ein helles ſonniges Abſteigequartier beſitzt, wohin er nach der Ackerarbeit um das Brod ſeinen Schemel hinausrückt in den Garten der Unſterblichen, die für uns Stümper und Bettler geſtanzt haben. Ob er ſich dann hinausſetzt unter die mächtigen dunklen Blätter des Shakespeare, oder die Nachtſchatten des Calderon, ob er mit Göthe's Blumen das Haupt kränzt oder ſich an Schiller's Spalieren labt: das iſt Alles gleichbedeutend. Ob Einer in den Vedas oder in dem Todtenbuch von Memphis wohnt, ob er ſich ein Sommerhaus von geſammeltem bunten Schmetterlingsſtaub oder von Infuſorienſchalen baut, das iſt ſeine Sache. Es

kommt nur darauf an, daß Jeder hinaus muß aus den trockenen Brodrinden in sein Absteigequartier. Nun giebt es aber Viele und es sind ja die Meisten, die von solcher Wohnung nichts wissen wollen und — können, die aber doch ein dunkles Bedürfniß spüren, nicht immer in der Stallfütterung zu stehen, sondern auch einmal auf das wohlige Gras zu gehen; diese nehmen das Absteigequartier buchstäblich und miethen es vor den Thoren. Darum darf jedoch sein Einfluß nicht gering angeschlagen werden; auch das kleinste Sandkorn ist im Stande, vor der Welt zu retten.

Es giebt Absteigequartiere, die den ganzen Sommer über nicht mehr kosten, als die Landpartie eines Sonntags, wie sie eine wohlhabende Familie zu unternehmen pflegt. Zwei alte Jungfern miethen sich eine Fliederlaube vor dem Thore, gehen alle Tage hinaus, ziehen zwischen sich und der Welt einen Bindfaden quer über den Eingang und trinken ihren einsiedlerischen Kaffee. Vor zwanzig Jahren saßen beide am fashionablen Ende der Stadt unter einem geflickten Zelte und warteten des Freiers, der nach ihrem Kränzlein käme. Väter sind nicht unsterblich, Capitalien nicht unantastbar, das Barometer der Börse hat auch nur eine Glasröhre und die Jungfern wurden alt und arm. Anfangs fuhren sie auf die Welt los wie die Bea und die Tiegerin auf den armen Wanderer zwischen ihnen, allein sie stürzten mit ihren Zungen die Welt nicht um, an der schon andere Leute

als ſie vergeblich gerüttelt hatten. Dann wurden ſie allmählig ruhiger. Sie ſaßen zwar im Sommer nicht mehr vor einem ſteilen Landhauſe, allein ſie ſaßen in einer blühenden Fliederlaube. Den früheren Fliederwald ihrer väterlichen Villa hatten ſie vor lauter Bäumen nicht geſehen: den einen wohlthätigen Fliederſtamm ſahen und liebten ſie. Die Natur hatte ſie veredelt. Sie ſchimpften nicht mehr auf die Menſchen, ſo ſehr dieſe es auch verdienen mochten: Armuth und Einſamkeit hatten die böſen Zungen geheilt. Sie liebten beinahe die Welt, ſeit ſie ſich durch ihrer Hände Arbeit darin lebendig erhalten mußten.

Ein junger Poet, ſeines Zeichens ein beginnender Rechtskundiger, hat beſchloſſen, um ein Werk, das ſeinen Namen auf die fernſten Geſchlechter bringen ſoll, in Muße und Ungeſtörtheit zu vollenden, ein Abſteigequartier vor der Stadt zu miethen. Wenn die Termine zu Ende ſind, wenn er die unergründlichen und unaufhörlichen Häkeleien und Schimpfereien, welche alle auf dem Stadtgericht zuſammenfließen, Mittags durchwatet hat, zieht er ſich in ſeine Quartiereinſamkeit zurück. Am offenen Fenſter des Stübchens ſteht ein Schreibtiſch, an ihm käut der Dichter zum Deſſert — ſeine Feder. Es hat Einer irgendwo geſagt, wo es Etwas Gutes in der Welt gäbe, da ſei deſſelben auch immer viel; nach dieſem Ausſpruch laſſen ſich einige Zweifel hegen über die Verve des Referendarius, denn er verfertigt im Laufe eines

Nachmittags ihrer nicht viele. Die Verse geben dem armen Manne nicht mit der Leichtigkeit ab, welche ein Zeichen von einer gesunden poetischen Constitution zu sein pflegt. Ohne künstliche Anregungsmittel, ohne einige Seiten im Lord Byron oder Heine zu lesen, bringt er nicht das geringste Häufchen Reime zu Stande. Nicht fünf Schritte vor seinem Fenster stehen aber mehrere Bienenstöcke, und während er sich abängstigt, tragen die Bienen den süßen Honig in die zarten, durchsichtigen Zellen, die sich wie die Stanzen eines Lyrikgedichtes auf die Natur und den Sommer kunstvoll ineinanderfügen.

Er hört das melodische Summen der geflügelten Arbeiter und seufzt dabei ob seiner lyrischen Waltmüdigkeit; endlich kommt es bei ihm zum Durchbruch. An einem herrlichen Abend thut eine Schwalbe seinem Manuscript, was ihre Aeltermutter dem Tobias that, und er springt auf und ruft das Gegentheil des auch' io sono pittore — „Nein, ich bin kein Dichter!" Der Referendarius geht auf der Stelle in sich, er zerschneidet die Lyrik in Fidibusstreifen, ahmt den Bienen nach, hat also keine Reise mehr, braucht keine Ausrufer der Vergessenen zu fürchten und spielt in seinem Absteigequartier höchstens noch mit Freunden einige Robber Whist. Die Welt hat einen schlechten Dichter verloren und einen guten Stadtgerichtsrath gewonnen.

„Lieber Doktor", sagte im Mai ein Erbhämorrhoidarius und des deutschen Reiches würdiger Erzhypochon-

der, „lieber Doktor, es ist mit mir vorbei, hier sehen Sie — Hier, hier sticht es — hier zuckt es alle Abende, wenn ich mich zu Bette lege, ich kann mich den Tag über nicht von der Stelle bewegen, habe Mittags einen krankhaften Heißhunger, offenbar den sogenannten falschen Appetit, und schwelle täglich mehr an. Ich glaube, es ist die Wassersucht, wenn es nicht der Magenkrebs ist, worauf dieses Kneifen unter der Herzgrube zu deuten scheint. Etwas Gicht und Podagra ist unter jeder Bedingung mit dabei im Spiele.“ „Sie müssen ein Absteigequartier vor dem Thore miethen!“ antwortete der schlaue Arzt. „Kann ich denn nicht lieber gleich eine Sommerwohnung nehmen?“ fragt der Erzhypochonder. „Nein“, sagt der Arzt, der ihn zum Gehen veranlassen will, „Sie müssen in der Stadt schlafen, aber schon um fünf Uhr hinausgehen und im Freien den Brunnen trinken, auch würde ich Ihnen rathen, sich mit Gartencultur abzugeben. Wenn Sie selbst graben und pflanzen, Unkraut jäten und begießen, machen Sie alle Experimente der schwedischen Heilgymnastik durch!“ „Soll ich nicht lieber ganz in die Anstalt für schwedische Heilgymnastik gehen, ich habe einmal die Heilgymnastik von Dr. Neumann gelesen und denke mir, daß die „halbstreckrerpstehende Seitenbeugung“, oder die „neigwendspaltensitzende Lendendrückung,“ vielleicht auch die „schenkelgegenklaftertiefkrümmende Rückenerhebung“ sehr gesund sein muß?“ „Sie werden thun, was ich Ihnen verordne!“ sagt barsch

der Arzt, „wenn Sie den Brunnen getrunken haben, sollen Sie schwimmen und baden, darum können Sie nicht in einer weit entfernten Sommerwohnung Tag und Nacht bleiben.“

Der gehorsame Knabe beginnt also zu graben und zu lachen, unter Seufzen und Stöhnen trägt er selbst das Wasser herbei und ruht nach geleisteter Arbeit auf den harten Schwielen des Gärtners in der Vorstadt, bei dem er sein Absteigequartier genommen hat. Keine Droschke, kein Omnibus fährt früh Morgens hinaus: er ist lediglich auf sein eigenes Pedal, wie eine Melodie am Klavier, auf den Baß angewiesen. Allmälig geht mit ihm eine Veränderung vor.

Früher hatte er an jedem Morgen nur neu hervorbrechende Keime von Krankheiten beobachtet, jetzt wird seine Aufmerksamkeit durch die gesunde Vegetation rings um ihn her gefesselt. Des deutschen Reiches Hämorrhoidarius fängt wieder an zu glauben, daß es noch einige gesunde Gegenstände in der Welt gebe und daß er selbst mit der Zeit wohl noch dazu gehören könne. Er bringt es sogar schon so weit, Abends in ein Sommertheater zu gehen und über einen elenden Witz zu lachen. Die Moral des Märchens vom Sultan mit dem Ballschlägel, aus Tausend und eine Nacht, hat sich an ihm bewährt.

Heil dem Manne, der mit den Seinigen nur ein Absteigequartier hat; er kann nie durch ein feindliches Besuchscorps meuchlings von der Stadtseite her

überfallen werden. Ein gutes Absteigequartier ohne Küche ist wie eine bombenfeste Kasematte. Nur das unglückliche Hessenland hat erfahren, als man ihm zehntausend Knödelmägen auf Execution schickte, wie einer Familie in der Sommerwohnung zu Muthe ist, wenn sie plötzlich und unvorbereitet von lieben Freunden occupirt wird. Im erhebenden Bewußtsein seiner Sicherheit kann der Mensch von der höheren Zinne des Absteigequartiers philosophisch auf die Leiden einer solchen Razzia herabblicken. Wir aber sind gezwungen, die Reihe heiterer Sommerlandschaften mit einem düstern Tableau zu schließen, wir dürfen unseren Lesern auch die Nachtseite des Landlebens, die Kehrseite der Münze nicht verbergen.

Arglos sitzt eine Familie im Schatten einer deutschen Linde und hat eben ihren Kaffee verzehrt, nur noch Karlchen, des Vaters letztgemaltes treuendes ähnliches Portrait, beschäftigt sich damit, einige untergesunkene Semmelbrocken aus seinem stark mit Milch und Wasser verfälschten Kinderkaffee zu fischen, da öffnet sich die Gartenthür und mit Freudengeschrei bricht die theuerste Freundin des Hauses, begleitet von den lieben Ihrigen, in den Garten. Jede plötzlich einfallende Familie stößt ein Freudengeschrei aus, weil sie zu Fuß hinausgegangen und froh ist, angekommen zu sein und gratis bewirthet zu werden. Andere erklären dies Geschrei, wie den Trommelwirbel am Schaffot — um die letzten Worte

Ludwig's XIV. zu überstäuben. Der nichtswürdiger Weise überfallenen Hausfrau fällt die Handarbeit vor die Füße, denn kaum hat sie das feindliche Corps erblickt, so berechnet sie auch schon die Kosten der Invasion und vergleicht den Festungsproviant von einem halben Brode und anderthalb Vierteln Schlackwurst mit der Kopfzahl der Neuhinzugekommenen. Leider hat eine Familie, die fast eine halbe Meile im Sommer zu Fuße gegangen ist, einen ächt bairischen Appetit. Das unglückliche Weib muß ihren Jammer hinter der Maske der „aufrichtigen" Freude verbergen: die beiden Freundinnen haben sich so lange nicht gesehen, die Kinder spielen so gern mit einander — „mein Mann kommt vom Büreau nach!" (ja er kommt, dieser verdammte Kerl) — „Sie wohnen wirklich reizend, meine Liebe! den Bäcker und Schlächter haben Sie gewiß auch in der Nähe?" — „Keinen Kaffee, meine Liebe! nur unseretwegen keine Umstände! wir haben schon in der Stadt Kaffee getrunken?" Die Invasionsarmee läßt sich indessen erweichen und trinkt noch einmal Kaffee, den die Hausfrau selber kochen muß, da das Dienstmädchen unterdessen auf eine Zwiebackexpedition ausgesandt wird. Nach dem Kaffee vertheilen sich die Kinder im Garten, und Karlchen vom Hause namentlich beeilt sich, Karlchen aus der Fremde einen künstlichen Hafen zu zeigen, den er neben einem gewissen „stillen Meer" heimlich angelegt hat. Jetzt unterhalten sich die Damen ungestört über weibliche Politik: die Mägdean-

gelegenheiten, die ewige orientalische Frage oder das Frankreich des Hauses. Noch ist keine Stunde verflossen, so läßt sich aus der Tiefe des Hofes ein Jammergeschrei vernehmen — Karlchen vom Hause bringt das städtische Karlchen geführt. Das unglückliche Kind hat beim Hasenbau Schaden genommen und ist bis an den Hals in das stille Meer gefallen! „Nirgends befindet sich der Mensch besser, als am Busen seiner Familie!“ Armes Karlchen, ehe du darin einstimmen kannst, wirst du erst mit wenigstens zwölf Gießkannen Wasser begossen, dann von der murrenden Magd ganz entkleidet, dann warm gebadet, dann mit Eau de Cologne gewaschen, dann in des anderen Karlchen's Kleider gesteckt und dann an den Busen deiner Mutter gedrückt. Dieses Abenteuer hat dem Besuch aus der Stadt eine andere Wendung gegeben. Man spricht nur noch von dem Abenteuer, die Kinder erwarten die Väter schon lange vorher am Gitter, um zuerst die Nachricht zu überbringen, das Abenteuer ruft lange Geschichtserzählungen von ähnlichen Ereignissen hervor, es duftet in das ländliche Abendessen hinein, es giebt Stoff beim Abschiede, Stoff auf dem Heimwege, Stoff zu einem furchtbaren Fluch der Sommerbewohner über die Besucher aus der Stadt, endlich Stoff zu zwei großartigen Ausprügelungen der beiden Karlchen! Darum Heil dem Manne, der nur ein Absteigequartier gemiethet hat!

Das Zellengefängniss zu Berlin.

An dem Ufer der Spree in der Nähe der Zelte stehend, sieht der Spaziergänger über Wiesen und Baumgipfel in der Ferne einen seltsamen Haufen von Mauern und Thürmen emporragen. Neben den klar übersichtlichen Verhältnissen der an den mittelalterlichen Styl schottischer Burgen erinnernden Kaserne der Draconer, erscheint jenes Gewirr noch neuer Mauern als die wunderliche Anlage eines eigensinnigen und menschenfeindlichen Bauherrn. Man verfolgt den Weg über das Wasser, läßt die großartige Kaserne zur Linken und hat nach einer halben Stunde den unregelmäßigen Bezirk erreicht, über dessen hohe Mauern, öde Wachthürme und lange kahle Dächer schauen. Nur hie und da tritt ein Vorbau mit hellen Glasfenstern, geschmückt durch Vorhänge und freundliche Blumentöpfe, aus der nüchternen Umfriedigung hervor und erweckt einige heitere Gedanken.

Dieser scheinbar verworrene Bau, dieser abgesperrte so barock geformte Mauerklumpen ist ein tief überdachtes

Menſchenwerk, ein reiflich berechneter Mikrokosmus, der ſeinen traurigen Zweck in einem nahe an die Vollkommenheit der Verzweiflung grenzenden Grade erfüllt. Es iſt die neue Strafanſtalt, der architektoniſche Ausdruck für ein modernes philoſophiſches Criminalſyſtem.

Auf das Zeichen mit der Glocke öffnet ſich eine ſchwere Thür, man ſteht in einer Vorhalle mit der Ausſicht auf einen kleinen ſaubern Hof und den Eingang zum Hauptgebäude. Der Beamte weiſt dem Eintretenden mit leiſen Worten den Weg; eine ſtumme Schildwache geht klirrend auf und ab. Das Zwitſchern eines Fluges Sperlinge iſt das einzige Geräuſch des Lebendigen und doch ſind hier in der zeitigen Nachmittagsſtunde nahe an tauſend Menſchen mit raſtloſer Arbeit beſchäftigt. Ueber einige Stufen ſchreitet man in einen langen, winterlich dunklen aber wohl erwärmten Corridor. Die vortrefflichen Dielen des Fußbodens ſind gleich dem eleganteſten Salon dunkelbraun gebohnt, reinliche feſte Strohmatten bilden einen Weg für die Fußgänger und zahlreiche Thüren mit Nummern führen zu eben ſo vielen Bureaus der inneren Verwaltung. Eben ſind einige Sträflinge beſchäftigt, mit Beſen, Tüchern und Bürſten den Glanz einer getrübten Stelle des Parquets wieder herzuſtellen. Sie verrichten dieſes Geſchäft mit einer Vorſicht, als wollte die Thätigkeit der Hände mit dem Schweigen ihrer geſchloſſenen Lippen wetteifern. Ein Beamter öffnet rechts ein Seitenzimmer, um darin den

Director der Anstalt aufzusuchen, von dessen Erlaubniß die Besichtigung der Anstalt abhängig gemacht wird. Das Zimmer, in dem man wartet, enthält eine altarähnliche Vorrichtung, bestehend aus einem Vorhange von dunklem Stoff und den darüber stehenden Tafeln der zehn Gebote. Einige Stufen hinter dem grünbezogenen grossen Schreibtische erhöhen die Würde dieser Stätte. Hier werden ernste Verhandlungen, seien sie kirchlicher, seien sie gerichtlicher Art, mit den Sträflingen vorgenommen, Sühneversuche in Scheidungsklagen, eindringliche Ermahnungen; hier werden auch die Todesurtheile vier und zwanzig Stunden vor der Vollstreckung vorgelesen. Nach kurzer Zeit kommt der Beamte zurück und bringt die Erlaubniß des Directors.

Jetzt thut sich das Gitter des Geheimnisses vor dem Eintretenden auf, ein eisernes schweres Gitter, und man sieht in dem Mittelpunkte, von dem aus sich vier lange Radien entfernen, von denen zwei in einer Fronte zusammenfallen, auf welcher die beiden anderen in einem Winkel von sechzig Graden stehen. Diese vier langen und schmalen Säle, wenn man sie so nennen will, sind zwei Stockwerke hoch und bis zur Höhe des Daches vom Mittelpunkt eines gedachten Halbkreises, der die vier Radien umspannt, vollkommen zu überwachen. In den beiden Stockwerken liegen Thür an Thür die einzelnen Zellen und ein auf leichten geschmackvollen Eisenconstructionen ruhender, mit polirten Schieferplatten belegter

Gang, zu dem man auf eisernen zierlichen Treppchen hinaufsteigt, führt an allen Wänden hin. Ein zweiter Gang, der sich über diesem Hauptpfade in kleineren Dimensionen unter dem Dache hinzieht, dient zu verschiedenen häuslichen Verrichtungen, Reinigungsgeschäften und Inspectionen. So weit die Blicke tragen, herrscht überall die makelloseste Reinlichkeit, mit der nur die Verdecke eines englischen Kriegsschiffes wetteifern können. Der Fußboden ist spiegelblank polirt, auf den Strohmatten ist kein Flecken zu bemerken, die eisernen Verschränkungen der oberen Gänge schimmern rostfrei in ihrer tiefen natürlichen Farbe, und kein Fenster, auch nicht das der reinlichsten Hausfrau, kann sich neben den klaren Scheiben des mittleren halbrunden Raumes sehen lassen. Die milde Wärme einer Dampfröhrenheizung durchdringt alle Räume. Von Waffen, von Zwangsmitteln keine Spur. Der Director Bormann, ein stattlicher Herr in reifen Jahren, mit hellen, scharfen aber gutmüthigen Augen, mit menschenfreundlichen Zügen und ruhig-zuversichtlichem Wesen, steht in schlichter bürgerlicher Hauskleidung vor dem Gitter und sendet eben seine forschenden Blicke nach allen Richtungen. Nirgend zeigen sich in den weiten kahlen schweigenden Räumen menschliche Wesen, nur am Ende des langen Saales zur Rechten brennt ein behagliches Feuer und eine nicht unbeträchtliche Anzahl Personen sitzt lautlos geschäftig an einem langen Tische. Ein kurzsichtiges Auge erkennt

in dieſer Entfernung nichts Näheres. Später entdeckt man, daß es die Schneider unter den Sträflingen ſind, welche hier die ſchadhaften Kleidungsſtücke der Anſtalt ausbeſſern und an dem Feuer die Sohlen ihrer Bügeleiſen erhitzen.

Die Hunderte von Thüren ſind alle geſchloſſen wie Augen Verſtorbener. Sie ſcheinen in ihren ehernen Ruhe von innen vermauert zu ſein, und doch ſchafft hinter jeder ein Menſch an unendlichem, oft auf die Hälfte, noch öfter auf die ganze Länge ſeines Lebens berechneten Tagewerke. An einem Tagewerke des Zwanges, nicht der freien Arbeit. Einige Zellen ſtehen leer. Ihre Bewohner, die ſich durch gerechtes Betragen und Fleiß das Vertrauen des Directors und der Inſpectoren erworben haben, ſind ihren erkornen Handwerken oder Kunſtfertigkeiten gemäß, in den Werkſtätten, Küchen, Bäckereien, Mühlen und Schmieden beſchäftigt.

Die Fenſter jeder Zelle ſind von Außen mit ſtarken Eiſenſtäben verwahrt, aber es iſt ein Irrthum, wenn man behauptet hat, daß die Scheiben aus mattgeſchliffenem Glaſe beſtehen. Es ſind helle Fenſter, und ein kleiner Apparat geſtattet den Gefangenen, nach Belieben friſche Luft in ſeine Zelle zu laſſen. Der Anblick des Himmels und ſeiner wechſelnden Phänomene ſteht ihm frei: ſie ſind der einzige Wechſel in der aſchgrauen Einförmigkeit ſeiner Tage. Der Sieg der Himmelsbläue über die fliehenden Wolken, der ſpät heranſchlei-

chende Mond in schlafloser Nacht, der Abglanz der Abendröthe und der goldene Planet des grünlichen Zwielichtes bereiten ihm wehmüthig beschauliche Festtunden, wenn seine Seele durch die lange Einsamkeit und die Trennung vom Verbrechen für erhabene Empfindungen und die Sympathie der Naturmächte urbar gemacht worden ist. Kein grünes Blatt, keine Blume findet den Weg in die einsame Zelle, aber die allerbarmende Luft trägt auf ihren Flügeln einen leisen Hauch des Frühlings, den stärkenden Duft des Heu's und der Erntefelder über Land und Wasser in den Sarg des Lebenden.

Die Zelle ist durch eine starke Thür mit einem kunstvollen Schlosse verwahrt. In der oberen Hälfte derselben befindet sich eine von Außen zu öffnende Klappe, welche dazu bestimmt ist, dem Gefangenen seine Bedürfnisse zu reichen, wenn er durch die Schwere seiner Verbrechen oder ungebändigtes Betragen sich der Begünstigung verlustig gemacht hat, seine Zelle zu verlassen. Da einzelne Verwegene ungeachtet aller Wachsamkeit die Klappe durchschnitten, und darauf mittelst Nachschlüssels die Thür ihrer Zelle zu öffnen versucht haben, ist neuerdings eine eigenthümliche Vorrichtung angebracht worden, welche bis jetzt die gewaltsamsten und sinnreichsten Befreiungsversuche der Gefangenen zu Schanden gemacht hat. Mit dieser Klappe parallel läuft ein kleiner, mit starkem Glase bedeckter Quereinschnitt, der eben nur breit genug ist, um von innen das Auge des Hereinblickenden zu erken-

nen. Mit einem ſeitwärts verſchiebbaren Blech bedeckt, dient er dazu, den Inſpectoren in jedem Augenblicke die genaueſte Beobachtung des Eingekerkerten möglich zu machen.

In der Nähe zur Linken des Fenſters iſt ein kleines hölzernes Geſtell oder Fach in die Wand eingelaſſen: es iſt beſtimmt, die Eß- und Trinkgeräthſchaften aufzubewahren. Aus dickem Zinn verfertigt und auf das Sorgfältigſte gereinigt und geputzt, glänzen Schüſſeln, Becher und Löffel wie die koſtbarſten Silbergeräthe in den Schaufenſtern der Juweliere. Da alle Speiſen mit dem Löffel genoſſen werden und der Gebrauch ſchneidender Inſtrumente erklärlicher Weiſe aufgehoben iſt, zeigt ſich nicht die geringſte Schramme, und die alterthümlichen Zinngefäße, welche auf braunen Eichenſchränken ſchimmernd, den Stolz unſerer einfachen Verfahren bildeten, halten nicht den Vergleich mit dieſen Schätzen der Gefangenſchaft aus. An derſelben Seite ſteht ein kleines Tiſchchen mit einem hölzernen Stuhle. Hier verrichtet der Gefangene die Arbeit, welche ihm angewieſen iſt und die Koſten ſeines Unterhaltes deckt. Hinter ſeinem Platze ſteht ein in die Wand mündender geruchsfreier Reinlichkeitsapparat, auf welchem den Tag über die zuſammengerollte Hängematte, Matratze und Decke ruht. An jeder Seite mit zwei ſtarken, aber um jeden Mißbrauch zu verhindern, möglichſt kurzen Haken verſehen, wird dieſe Hängematte allabendlich an zwei

rechts und links befindlichen festen eisernen Stangen quer durch die Zelle, etwa zwei Fuß hoch über dem Fußboden ausgespannt. Leichtere Verbrecher schlafen in den unteren Räumen der Strafanstalt gemeinschaftlich und es muß mit einem bedauernden Seitenblick hinzugefügt werden, daß abgesehen von Millionen Armen, selbst unsere Soldaten, wie sie wenigstens in älteren Kasernen oder Privatgebäuden untergebracht sind, keine so gesunden und wohl ventilirten Schlafstätten haben. Die Luft ist frisch und mäßig warm, die blaugemusterten Betten sind sauber und es läßt sich nicht die geringste Spur von Ungeziefer entdecken. Allen diesen, zwar bis auf die äußerste Nothwendigkeit beschränkten, aber tüchtigen Vorkehrungen, entspricht die Sorge für die leibliche Gesundheit und Reinlichkeit der Gefangenen. Ihre schwere Entbehrung der Freiheit wird nicht durch den Mangel an Sanitätsmaßregeln verschärft. Allwöchentlich ist jeder Gefangene in den Stand gesetzt, ja durch die Hausordnung gezwungen, ein warmes Bad zu nehmen. Die dazu bestimmten Zinkwannen mit spiegelblanken Messingbähnen und gut gedielten reinlichen Fußboden der Badekammern beschämen nicht allein die öffentlichen unentgeldlichen Armenbäder, sondern auch die unteren billigen Klassen der berliner Badeanstalten. Eine Douche und Brause in einer besonderen Kammer dient vornehmlich als heilsames Palliativmittel gegen fingirten Wahnsinn und simulirte Anfälle von Tobsucht, wie sie hier öfter

bei Verbrechern vorkommen, die nach der Charité gebracht zu werden wünschen, von wo aus ihnen das Entweichen wesentlich erleichtert ist.

Von Morgens sechs Uhr bis in die frühen Abendstunden sind die Gefangenen mit ihren Arbeiten und Mahlzeiten beschäftigt. Sie erhalten dreimal täglich eine reichliche vegetabilische Kost nebst fünf Viertelpfund groben Brodes, dessen Sorte bei älteren und schwächeren Leuten verbessert wird. Es ist gut ausgebacken und etwas feiner als das Militärcommisbrot. Schwere Handarbeiter genießen eine stärkere Ration und Abends einen Becher leichten Braunbiers. Viermal jährlich an den drei großen Festtagen und dem Geburtstage des Königs wird dieser Mahlzeit Fleisch hinzugefügt, doch ist den Gefangenen gestattet, den zwölften Theil ihres Verdienstes für Häringe, Bier, Butter und Schnupftabak auszugeben. Ein anderes Zwölftel wird regelmäßig zurückgelegt, um einen Fond für den Ablauf der Strafzeit zu bilden, welcher dem Befreiten eine kleine Lebensbasis giebt. Es sind Gefangene da, deren Ersparnisse bereits jetzt hundert Thaler übersteigen. Alles was sonst durch die Handarbeit erworben ist, wird als Unterhalt des Individuums berechnet, so daß die Anstalt sich in einem wesentlichen Zweige selbst erhält.

Die Existenz der Gefangenen ist nicht, wie die der Armuth, täglich in Frage gestellt. Die Mehrzahl unserer Dürftigen erfreut sich weder einer so regelmäßigen und

ausreichenden Kost, noch einer so sorgfältigen Pflege ihrer Gesundheit: der Segen einer emsigen Handarbeit ruht auf dem Hause, und doch dämmert ein unheimlicher Geist in jedem Winkel, der eindringende Lichtstrahl stimmt die Seele traurig und auch das ruhigste Gemüth empfindet den heftigen Wunsch nach schleuniger Entfernung. Es ist das eiserne Gesetz des Ortes: das unverbrüchliche Schweigen, welches diese gespenstische Wirkung hervorbringt. Jede großartige Stille erzeugt im Menschen ein Gefühl von Erhabenheit. Die lautlose Beschaulichkeit einer wilden Hochgebirgslandschaft, ein dämmernder windstiller Morgen auf hoher See, die zermorschenden nächtlichen Ruinen einer alten romantischen Stadt, die schattige feierliche Ruhe eines gothischen Domes, drängen lebhaftere Gefühle zurück und drücken dem Geiste unwiderstehlich ihren scharf ausgeprägten Stempel auf. Aber es liegt nichts Niederschlagendes in dieser melancholischen Stimmung. Der Geist bemächtigt sich ihrer und indem er die unbestimmte Trauer zu dem Begriff der Natur und Geschichtsnothwendigkeit erhebt, genießt er sich selbst als das Herrschende und Denkende, ohne dessen Gegenwart diese Erhabenheiten nichts Besseres wären, als der unerfüllte Raum. Ein Anderes ist es mit dem Grabesschweigen der Eingekerkerten. Eine große in Betrachtung versunkene religiöse Genossenschaft und das stille Auditorium eines Kunstwerkes verzichten freiwillig auf Mittheilung und Meinungsäußerung. Den

Gefangenen ist das Schweigen eine Strafe: es ist mehr, es ist die lebendige und doch todte Zuchtruthe, deren schmerzliche Streiche sie in jedem Augenblicke empfinden. Der Beobachter fühlt sich nach kurzer Zeit von derselben bangen und dumpfigen Geistesatmosphäre angeweht, er wird, so lange er verweilt, von einem furchtbaren Gesetz überwacht und die moralische Macht desselben ist so groß, daß es sich wie die Stille der Natur des ganzen Menschen bemächtigt. Allein es wird nicht als ein Accord der großen Weltharmonie in einen logischen Begriff aufgelöst: es bleibt schwer auf dem Herzen liegen oder erscheint als eine tragische Verletzung eines Menschenrechtes, als eine schreckliche Nothwehr der Gesellschaft gegen die Auflehnung der Individuen. Das Schweigen des Zellengefängnisses ist die Vergeltung der vorlauten That.

Hier leben Hunderte von lebendigen Menschen thätig neben einander, doch ist ihre Zusammensetzung nur eine atomistische, nur die Schwerkraft hält sie fest und diese Schwerkraft ist das Verbot der Rede. Die neuere Zeit hat das traurige Verdienst eines solchen Raffinements, der Erfindung des lebendigen Todes, des Grabes, mitten in der angestrengten Arbeit, der hermetischen Absperrung der Gedanken.

Die Theorie des ganzen Systems und dieses Gefängnisses insbesondere ruht auf dem Prinzip des Schweigens und ist deshalb unantastbar mit der Totalität der Erscheinung verwachsen. Was die Subordination in

den modernen Armeen, iſt das Schweigen bei dieſer ſtets gegen die Geſellſchaft bewaffneten, nur momentan unſchädlich gemachten Körperſchaft. Einige Perſonen beherrſchen mehr als ſiebenhundert Männer, den Auswurf einer großen Monarchie, ſie herrſchen ohne Waffen, nur durch die Macht einer Idee, und der criminaliſtiſche Calcül iſt ſcharfſinnig genug geweſen, das Schweigen zu dieſem Zwecke auszubeuten. Sehr ſtrenge Strafen, wie Entziehung der Koſt, Einſperrung auf Latten, Handfeſſeln u. dgl. m. folgten auf einmalige und wiederholte Verletzung des Gebotes. Nur die Beamten dürfen an die Gefangenen das Wort richten; dieſe ſind einander nichts als die ſtummen Ziffern einer Zahlenreihe. Und wenn ſie zu Hunderten an einem Arbeitstiſche ſitzen: kein Wort darf über ihre Lippen kommen.

Erſt hier erkennt man, welche freiheitzeugende Kraft in der lebendigen Rede liegt. Wie ein kühner Gedanke ſich oft ohne nachzuweiſende Organe, kurze Zeit, nachdem er ausgeſprochen wurde, über große Gebiete, gewaltigen Menſchenmaſſen ſympathetiſch mittheilt und ſie zu ungewöhnlichen Thaten aufſtachelt, ſo unterdrückt hier das ſchwere Interdikt der Rede, das Bewußtſein des abſoluten Mangels an allem Freiſinn und Frohſinn, die Rachegedanken von nahe an tauſend einſt tollkühner und thatkräftiger Männer. Schon auf dem erſten, lebhafter zum Herzen andringenden Blutstropfen wird der dumpfe

Wunsch nach gewaltsamer Befreiung in der Mehrzahl erstickt.

Allabendlich versammelt der Direktor, umgeben von drei oder vier Inspektoren, in der großen Centralhalle die nicht ausschließlich zu einsamem Gefängniß verurtheilten Gefangenen und der Geistliche verliest ohne Furcht vor ihnen, von der Höhe der ersten Galerie, die üblichen Gebete. Die Gefangenen sehen die rettenden Schlüssel in den Händen weniger Unbewaffneter, ein Gitter, ein gerader Gang und eine nur wenige Mann starke Wache trennen sie von der Landstraße, dem nahen Walde, der großen Stadt, wo Tausende von verdächtigen Personen ihnen ein Obdach gewähren würden, es bedürfte nur eines wilden Rufes: Drauf los! und die wenigen Beamten und Soldaten wären überwältigt, die Schaar ergösse sich wie ein glühender verderblicher Lavastrom über Stadt und Land — aber nein — jener wilde Ruf wird und kann nie erschallen. Nur die erhitzte Phantasie eines Neulings im Kerkerwesen malt sich solche wesenlosen Schrecken aus. Wären diese Menschen noch im Vollgefühl ihrer Stärke, ihres sonstigen Unternehmungsgeistes; an ihrer mangelnden Spürkraft liegt es nicht, wenn sie diese ihnen günstigen Umstände unbeachtet und unbenutzt lassen. Der Gedanke des Schweigens hat eine magische zerstörende, wie der Gedanke der Rede eine zauberische producirende Gewalt. Auf sich allein angewiesen, der gewohnten geistigen Nahrung, und wäre es auch nur die

neuer verbrecherischer Unternehmungen, frecher Schwelgereien oder endlich allein der schlauen Vertheidigung, beraubt, ist jedes Gemüth einer Zersetzung anheimgefallen. Analog der Diskussion der Rede, haben sich hier Parteien des Schweigens gebildet. Erhöbe ein Frecher seine Stimme und forderte zum Aufruhr heraus, es würde sofort eine Anzahl Reuiger, baldiger Befreiung Hoffnungsvoller, der Gnade Vertrauender über ihn herfallen und ihn zu Boden werfen. Der mächtigste Schutz der Beamten ist diese stille Umwandlung der Seelen zum Bessern und wenn menschenfreundliche Gesinnungen nicht umhin können, sich in der Theorie gegen das Schweigen aufzulehnen; in der Praxis bewährt es sich als ein heroisches Mittel, wie alle starken Gifte.

Bei genauer Forschung entdeckt man jedoch die Ausnahmen. Es giebt unbeugsame, steinerne Naturen, Menschen, die für das Schaffot prädestinirt scheinen, wenn eine solche Annahme nicht allzu wenig philosophisch wäre; diese Wesen werden durch das Schweigen zum Aeußersten getrieben. Ein junger, einst energischer Gefangener erhob sich gewaltsam gegen den Wächter, er griff ihn mit solcher Wuth an, daß ein herbeieilender Beamter von seiner Waffe Gebrauch machen mußte: der Gefangene verlor dabei den Arm. Seit dieser Zeit hat ein dem Blödsinn ähnlicher Zustand sich seiner bemächtigt. Er nimmt keine Nahrung zu sich und wird wie ein kleines Kind durch die Wächter gefüttert. Ein Anderer wollte

ſich um jeden Preis aus dieſer Oede retten. Er durchbrach die Decke ſeiner im zweiten Stock gelegenen Zelle, kroch den Ventilationskanal entlang in den Schornſtein, ſtieg in der Röhre deſſelben an neun Fuß empor und kehrte erſt um, als ihm durch den Anblick der nahen Schildwache und die furchtbare Höhe, die Hoffnungsloſigkeit ſeines Unternehmens vor Augen trat. Die Beamten fanden ihn am Morgen in einem jämmerlichen Zuſtande, reſignirt auf ſeinem Lager ausgeſtreckt. Um dieſen und ähnliche Wagſtücke unſchädlich zu machen, iſt man auf das Auskunftsmittel verfallen, ihnen Abends alle ihre Kleidungsſtücke wegzunehmen, ihnen bei beſonderer Hartnäckigkeit die Nacht über Handſchellen anzulegen und ſie alle zwei Stunden durch die Thürklappe wecken zu laſſen, wobei ſie ſich aufrichten und ihre Schellen zeigen müſſen. Die humane Direktion wendet jedoch dieſe energiſchen Maaßregeln nur ſparſam und in den ſeltenen Ausnahmefällen an, welche die Regierung in der Gefängnißordnung ausdrücklich bezeichnet hat. Aber welche Einwendungen laſſen ſich gegen dieſe noch machen, wenn ein Böſewicht nach beendetem Sonntagsgottesdienſt, in der Nähe von fünfzig Mann Wache mit geladenen Gewehren, den gußeiſernen Altarleuchter ergriff und den nächſten Wächter zu Boden ſtreckte?!

Die Wirklichkeit wirft der Philoſophie entſetzliche Widerſprüche in den Weg — es giebt doch menſchliche Raubthiere mit ausgeprägtem Mordſinn und eingeſchränk-

ter Willensfreiheit. Wir gingen an der Zelle des Schneiderlehrlings Haube, eines jugendlichen Mörders, vorüber. Seit seiner Verurtheilung hat er dieselbe noch nicht — außer vielleicht zum gemeinsamen Gottesdienste — verlassen. Ich schob geräuschlos das Blech von der schmalen Spalte. Haube saß an dem Tischchen und nähte, eine dürftige Gestalt mit dickem stark entwickeltem knorrigen Hinterkopfe. Gehört konnte er meine Bewegung nicht haben, denn er arbeitete noch einige Augenblicke ruhig weiter, aber war es nun eine mysteriöse Schärfung des Gemeingefühls, wie wir sie bei Blinden wahrnehmen, oder der Einfluß des menschlichen Auges — plötzlich drehte er, wie von einem schmerzlichen elektrischen Schlage getroffen, den Kopf herum, und ich sah in ein wildes widerwärtiges Gesicht. Die Physiognomik und die Kranecologie mußten in dieser barocken Physiognomie und grotesken Schädelbildung einige ihrer wesentlichen Hypothesen bestätigt finden. Ich prallte vor einem so beleidigenden Ausdruck betroffen zurück und die Oeffnung war wieder geschlossen.

Die Gesetzgebung darf diesen Creaturen gegenüber das Recht der zu verhängenden Todesstrafe nicht aufgeben: sie ist die Nothwehr der Gesammtheit gegen den Einzelnen!

Einen wohlthuenderen Eindruck machen diejenigen Gefangenen, welche durch Milderungsgründe bei ihren Verbrechen, durch musterhaftes Benehmen und Gehorsam,

ſich ſelbſt die Ausſicht auf dereinſtige Gnade eröffnet haben. Ein älterer einſt unbeſcholtener Einwohner, der im Zorn und nach ſchwerer Kränkung ſeiner Gattenrechte einen Mord an ſeinem Weibe beging und auf Verwendung der Berliner Geiſtlichkeit begnadigt wurde, arbeitet im Verwaltungsbureau und betritt nur ſeine Zelle, um dort zu eſſen und zu ſchlafen. Wenn es einſt die Billigkeit geſtattet, wird den wiederholten Bitten ſeiner Angehörigen um Befreiung nicht Gewährung verſagt werden.

Die Pforte ſchloß ſich hinter uns. In Strömen goß der Regen herab, der Tag ging zur Neige, aus den Feldern ſtieg ein wüſter Nebel, und doch ſchmeckte die rauhe ungeſunde Luft beſſer, als die warme behagliche Atmoſphäre des prächtigen Kerkers. Es war die Luft der Freiheit.

Ich verweilte noch einen Augenblick vor der ſtummen verſchloſſenen Thür. — Einſt wurde in armen Verhältniſſen ein Kind mit den edelſten Anlagen geboren. Herangewachſen ſollte es den Handel erlernen, aber ſeine großartige Seele lehnte ſich ſelbſt gegen die Idee auch der kleinſten, nach den Geſetzen nicht ſtrafbaren Uebervortheilung auf. Fournier erfand ein wunderbares Syſtem der ſchönen friedlichen Gemüther, ein Syſtem der liebenden Freiwilligkeit, ein Syſtem geſtillter Thränen der Noth und Sorge! Es wurde niedergeſchrieben und in alle Welt geſandt, aber es blieb ein phantaſtiſcher Traum. Der Erfinder, verſunken in ſeine Träume, malte

die geliebten Trugbilder immer weiter aus, der Krieg ſchlachtete Millionen, Europa wurde neu vertheilt, die Völker erhielten nichts — da ſtarb der edle Schwärmer — ſeine Schüler ſchrieben den Hauptſatz ſeiner Philoſophie, das Ideal eines unbefleckten Lebens, auf den kleinen Leichenſtein: Die Neigungen ſtehen in einem geraden Verhältniſſe zu den Schickſalen der Menſchen.

Furchtbare Ironie des Schickſals — hier in dem fünfgezackten Stern des Zwanges war er erfüllt, der Traum des großen Socialiſten: hier waren die Schickſale der Menſchen, genau von ihren Neigungen beſtimmt, in Erfüllung gegangen — hier arbeiteten Alle für ihre Geſellſchaft — hier kam Allen gleich viel oder gleich wenig zu gute; — er iſt todt — er hat die Verſpottung ſeiner idealen Dichtung, die Erfindung des Geſellſchaftskerkers, der ſocialiſtiſchen Zwangsarbeit nicht erlebt — die Menſchheit konnte ihn nur parodiren — ſeinem Fluge zu folgen vermochte ſie nicht!

Ein Familienball.

Nicht der Adel allein beſitzt ſeinen Familienſtolz, auch die Bürgerſchaft weiß ſich etwas damit. Der einzige Unterſchied iſt der, daß ein Adliger ſich ſeiner Familie am meiſten erfreut, wenn er rückwärts in die Vergangenheit auf die lange Reihe ihrer Mitglieder blickt, ein Bürgerlicher hingegen ſich in einer höheren Stimmung fühlt, wenn er ſeine ganze Familie in der Gegenwart um ſich verſammelt ſieht. Ja, es iſt eine höhere Stimmung, ein ſtärkeres Selbſtgefühl, das ſich des beſcheidenen Bürgers bemächtigt, wenn er Alles, was irgend durch die Banden der Blutsverwandſchaft, und wären es auch nur die letzten dünnſten Zwirnsfäden einer Stiefvetterſchaft oder eines Schwagertantenthums, um ſich bei einem frohen Feſte vereinigt ſieht. Dann fühlt er ſich wie die Fliege, die mit Hunderten ihrer Verwandten auf dem Rande der Zuckerdoſe ſitzt, als Mitglied einer Korporation, die durch die Zahl erſetzt, was ihr an Macht und Würde abgeht: dann dünkt er ſich

ein kleiner ſouveräner Fürſt unter ſeinen Unterthanen und Steuerpflichtigen. Welches Hoffeſt kann ſich aber an Aufwand von ſtolzen Empfindungen mit einer Feierlichkeit vergleichen, die aus der Allianz mehrerer Familien hervorgeht. Greifen wir jedoch nicht dem Gange der Ereigniſſe vor!

Schon lange hat ſich in gewiſſen Kreiſen der Geſellſchaft in den weiblichen Gemüthern ein gefährlicher Zündſtoff angeſammelt. Nur mit Murren haben ſich die würdigen Mütter der Heerde in die traurige Nothwendigkeit gefügt, die Stammväter der verſchiedenen Häuſer allabendlich in die reſpectiven verſchiedenen Bierhäuſer abziehen zu ſehen, nur nothgedrungen ertragen ſie die Abweſenheit der Gatten in einer Stunde, wo dieſelben in den jüngeren Jahren ebenſo gern freiwillig zu Hauſe blieben, als ſie ſich jetzt entfernen; „die Gedanken wuchern in der Luft," ſagt Eliſe Schmidt im Machiavelli und „die Blätter tragen es rauſchend weiter," bemerkte einmal L. Rellſtab in den Venetianern: deshalb kommen zuletzt alle Hausfrauen auf einen und denſelben Gedanken. „Schändlich ſei es," bemerken ſie in indirekter Rede à la Livius hinter dem Rücken der Bierhäusler, „die armen Frauen Abends immer allein zu laſſen und das Geld im Wirthshauſe todtzuſchlagen. Wenn die Männer immer behaupteten, ſie könnten nicht ohne Politik leben, ſo wüßten auch ſie Dinge zu nennen, ohne die ſie nicht leben könnten. Die Geſetze des Staates

und die Gebräuche der Geſellſchaft ſeien nur von den Männern allein gemacht; die Frauen hätten nicht mit im Rathe geſeſſen, deshalb wären ſie ein unterdrücktes vernachläſſigtes Geſchlecht. Die Töchter Dieſer ſeien herangewachſen und die Söhne Jener größtentheils ſchon etablirt, aber es komme davon her, wenn die Söhne die Töchter nie kennen lernen, wenn die Söhne eine andere Sorte von Töchtern aufſuchen, wenn dagegen die eigentlichen Töchter der Treuen als alte Jungfern ſitzen blieben: weil die Väter nicht für die Familien ſorgten, weil die Familien nie zuſammenkämen." Mit weniger vorſichtigen und leiſe andeutenden Wendungen ſagt eine jede Hausfrau ihrem Gemahl daſſelbe in direkter Rede. Sie ſagt es ſo lange, bis es Keiner mehr aushalten kann, und Jeder der Hausfrau endlich das Feld räumt und geſtattet, daß man darüber berathen möge, unter welcher Form die Familien denn eigentlich zuſammenkommen ſollen. Ueber dieſen wichtigen Punkt, den jetzt die Mütter mit Lebhaftigkeit aufgreifen, kommen ſie mit einer der Diplomatie anzuempfehlenden Schnelligkeit ins Reine. Was Anderes können ſie wollen, als einen Familienball? Wenn ſich ſolche Familien ein Feſt geben, können die Räumlichkeiten nicht groß genug ſein, aber denjenigen gebührt immer der Vorzug, die ein wenig von der Stadt entfernt liegen. Sie feiern ihre Luſtbarkeiten ſo zu ſagen am liebſten in Aranjuez, und können nicht von Herzen vergnügt ſein, wenn in die Winter-

feste nicht etwas von der Eigenthümlichkeit einer Landpartie hereinragt.

Die nöthigen Vorkehrungen sind beendet, der Saal ist gemiethet, die Anzahl der Couverts ist bestimmt, nur noch über gewisse Punkte der Toilette walten Zweifel und Streitigkeiten ob. Man kann in Ballangelegenheiten der Familien, wie in den Kriegen der Völker behaupten, daß der Ball und der Krieg eigentlich das Wenigste dabei seien, wenn nur nicht die leidigen Störungen der Handelsverhältnisse wären. Das weibliche Geschlecht betrachtet ein neues Kleid als ein ebenso wichtiges Erforderniß zum Balle, wie der Feldherr die Munition und Equipage der Armee. Deshalb halten viele Familienväter einen Ball für gleichbedeutend mit einem Deficit in ihrem Wirthschaftsetat. Die bürgerliche Weiblichkeit besteht aber heut zu Tage ebenso streng auf dem Ballrechte des neuen Kleides, als die russische Dame der Kaiserin, die täglich ein neues Kleid für unentbehrlich hält. Die Auswahl der Toilette zu einem Familienballe wohlhabender Bürger bringt eine erhöhte Unruhe in die Bazare, sie bringt die Schuhmacher, deren weiße Atlasschuhe sämmtlich zu klein sind, an den Rand eines gelinden Wahnsinns, sie bringt den Handschuhmachern doppelten Verdienst, denn fast alle Handschuhe platzen beim ersten Anprobiren, und es dauert lange, ehe alle Frostbeulen und rothen walzenförmigen Finger ihre Envelopen gefunden haben. Schon sind sämmt-

liche Friſirmamſellen zweiten Ranges mit Beſchlag belegt, ſchon iſt das Ochſenpfotenfett mit Lavendelöl, dem Schrecken aller ariſtokratiſchen Naſen, bereitet, und die Reichſte der Familienmütter, eines Schlächters braves Weib, hat einen falſchen Zopf erworben, der an Dicke keinem Pferdeſchwanz etwas nachgiebt, ja vielleicht den Stolz eines Paſcha von drei Roßſchweifen befriedigen würde. Alle jene großen Wagen mit rothen verſchoſſenen Böcken und ſchwerfälligen Kaſten, in denen man ſich immer eine Hebamme mit einem roſaüberzogenen Säugling und einigen kleinen Geſchwiſtern mit Zuckerzwiebacken in Händen denkt, ſind ſchon acht Tage vorher mit Beſchlag belegt. Ein ordentlicher Familienball ſteht immer iſolirt da: er iſt ſo beſchaffen, daß an demſelben Tage kein zweiter ſeines Gleichen gefeiert werden kann!

Der Tag des Ballfeſtes iſt ein Trauertag für alle Familienmitglieder, welche zu Hauſe bleiben müſſen, denn obwohl der Begriff der tanzfähigen Familie ſelbſt bis auf diejenigen Kinder ausgedehnt wird, welche bei den Kunſtreitern das Recht der halben Entréen genießen, giebt es doch noch anderthalb Dutzend von jüngerem Nachwuchs, auf deſſen Waſſerdichtigkeit man ſich ſchlechterdings nicht verlaſſen kann. Dieſe hoffnungsvolle Jugend, die ſchon den ganzen Tag über kläglich geheult hat, wird endlich in den letzten Momenten durch das Verſprechen von Milchreis zum Abendbrode beſchwichtigt, und fügt

ſich in das Unvermeidliche, Vater, Mutter und ältere Geſchwiſter abfahren zu ſehen.

Wer nie die Ehre gehabt hat, zu einem Familienballe eingeladen und in einer Taxikutſche abgeholt zu ſein, der kennt nicht die Qualen von Bürgerinnen, die ihre neuen ſteifen Kleider hochaufgehoben haben und in der Kutſche ſitzend, jede Bewegung der männlichen Individuen mit der Todesangſt der Eitelkeit betrachten. Wer aber nie mit ausgeſtiegen iſt, der kennt nicht die berühmten Kutſchenaufmacher, die Vormittags Stiefeln putzen und Abends hülfreich nach den zartbehandſchuhten Händen und weißen Aermeln der Damen greifen, um ihnen beim Ausſteigen behülflich zu ſein! Dieſe Kutſchenaufmacher ſind die größten Toilettenfeinde eines Familienballes.

Wie tobt und winſelt die Muſik, wie wohlgeſteift ſitzen die Töchter auf den Divans an der Wand, wie fett ſind die Mütter, was für ſonderbare Fracks tragen die Väter, um ihre höchſt merkwürdigen Zebrawesten zu verſtecken, wie geſtriegelt ſind die Söhne, und was für große Füße haben Alle! Aber der Merkwürdigſte von Allen iſt der Maitre du Plaiſir. Wenn dieſer Mann den heutigen Abend überſteht und morgen noch ſeine Pflicht im Detailverkauf der holländiſchen Häringe, des Zimmts und der Raffinade thut, ſo ſei die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge Lügen geſtraft und Unſterblichkeit, dein Name ſei Handlungsdiener! Wer anders

aber dürfte ſich wohl dazu eignen, einem Familienballe in Grazie voranzuleuchten? Wer kennt beſſer alle die Touren des Contretanzes, wie ſie hier beliebt ſind? Wer drückt den Töchtern zärtlicher die Hände? Wer hat klaſſiſchere Witze für die Mama's? Wer überragt an Genie und Tournüre wohl gleich ihm, alle jungen Schuſter und Schneider der Gegend? Er trägt einen Frack à la Münchhauſen, Beinkleider von ungariſch knappem Schnitt, eine feuerfarbene Sammtweſte à la Samiel, die ſich in ſeinen lackirten Stiefeln wie ein Ausbruch des Veſuv im Golf von Neapel ſpiegelt, was ſchadet es bei dieſen Vorzügen, daß er einige falſche Zähne ſein eigen nennt, daß ſein charmantes blondes Haar in ſchief anſtrebender Verzweiflung in die Höhe gekämmt iſt, um wie die üppige Waldung der Vorberge den kahlen Gebirgsgipfel zu verſtecken? Die Männer bewundern und haſſen ihn; die Frauen lieben ihn darum deſto inniger. Er gehört zu keiner Familie des Saales und eben darum beherrſcht er Alle; er gleicht dem Repräſentanten einer Dynaſtie von Eindringlingen. Nie ſah man das würdigere Ebenbild eines Louis.

Schon iſt der Thee ſervirt, ſchon haben die erſten drei Jünglinge, zu denen er gelangt, die Rumflaſche ausgeleert, um ſich Muth zu machen, ſchon iſt die Muſik in die Polonaiſe aus Fauſt verfallen, ſchon knöpfen ſich einige Greiſe die Fracks zu, um über Kreuz ihre Weiber aufzufordern. Der Familienball hat begonnen. Er

gewährt das anmuthige Bild eines großen Enſembletanzes auf dem Theater, freilich nicht der Kunſt, ſondern des Umſtandes wegen, daß jede Tänzerin ihren Tänzer gefunden hat. Auf dieſem Balle bleibt Niemand ſitzen; hier giebt es keine Jungfrauen, die nur deshalb nicht zum Reigentanze aufgezogen werden, weil ihre chronologiſche Tabelle etwas zu hoch hinaufreicht; hier tanzen ſelbſt die Großmütter. Und ſollte es ja an Männern fehlen, ſo ergreifen die Weiber einander und walzen ſo lange, bis irgend ein witziger Schäker dieſe Gelegenheit ergreift, ſich niedlich zu machen, um ſie durch einen kühnen Griff zu trennen. Der Tanz dieſes Bundesballes oder Ballbundes nimmt beſonders darin einen leidenſchaftlicheren Charakter an, weil hier nicht, wie es auf andern Bällen üblich iſt, abkühlende Erfriſchungen, ſondern nur Stimulantia, heiße ſtarke Punſche und ſcharfgewürzte Glühweine herumgereicht werden. Da Feſte dieſer Art leider nur alljährlich einmal vorkommen, ſo iſt man beſtrebt, den engen Kreis der menſchlichen Laienbeluſtigungen nach allen Richtungen hin zu genießen.

Aber da des Lebens ungetrübte Freude keinem Sterblichen zu Theil wird, ſo erzeugen ſich im Verlaufe des Abendes einzelne Uebelſtände, welche der Geſchichtsſchreiber, als wichtige nur bei einem Familienballe vorkommende Momente nicht übergehen darf. Daß einige kaum eingeſegnete Knaben, welche hier die Erſtlinge eines kunſtloſen Tanzes produciren, beſiegt von der Gewalt des

Düſſeldorfer Punſchextractes, zum größten Schaden der ſteifen Klappen ihrer Confirmations-Fracks mit ihm capituliren, und hinausgeführt, mit improviſirtem Kamillenthee beſänftigt werden müſſen, ſcheint nicht wichtig zu ſein, da die ſchauerlich ächzenden romantiſchen Horntöne der Beſiegten nicht in den Tanzſaal dringen und hinreichende Kutſcher vorhanden ſind, ihnen die Köpfe zu halten. Daß aber beim Eſſen, einer Schlächterfürſtin von ungeſchickter Kellnerhand eine kalte Chocoladenſpeiſe auf das Sammtkleid geſchüttet wird, iſt ein bedeutendes Ereigniß, welches dadurch an Erheblichkeit gewinnt, daß der Kellner die Quittung über die geleiſtete Lieferung, von den fünf Vanillefauce-triefenden Fingern der Empfängerin, auf die Backen erhält. Zur Sittengeſchichte dieſer Bälle iſt es aber das Bedeutſamſte, daß ſich ſtets nach genoſſenem Souper ein unwiderſtehlicher Trieb der Herren bemächtigt, die Damen zu kitzeln. Dieſer Drang giebt ſich ſo allgemein, ſo öffentlich kund, daß auch der ſtrengſte Sittenrichter kaum darin etwas Zweideutiges wahrnehmen wird. Es iſt eben die Art, wie ſich dies Geſchlecht nach Tafel freut!

Ueber dieſen Beſtrebungen, die ſociale Frage zu löſen, iſt es drei Uhr Morgens geworden. Die verzweifelnden Kutſcher knallen ihre Peitſchen faſt zu Schanden, die Muſikanten blaſen zum Erbarmen falſch und mehrere Knaben und Greiſe ſchlafen ſchon längſt in Nebenzimmern auf Rohrſtühlen — der Familienball tobt

noch immer weiter und in einigen nahegelegenen Gehöften ſtimmten die treuen vierbeinigen Wächter in den Höllenlärm mit ein. Endlich machen die draußen in der unheimlichen Nacht wartenden Kutſcher durch eine in den Tanzſaal dringende Sturmpetition dem Feſte ein Ende. Die Bleſſirten des Bachus werden aus allen Winkeln des Schlachtfeldes zuſammengeſucht, die in Stumpfſinn verſunkenen Kinder munter gerüttelt, die geauetſchten Hüte zurechtgebogen, die Kleider grade geſtrichen und bei Anbruch des Tages paſſirt die müde Heerde des Vergnügens an den ſtaunenden Acciſebeamten vorbei die Thore der Stadt.

Der Pianist als Friseur.

Auf einer kleinen Vergnügungsreise in ein böhmisches Bad trat ich in Dresden, wo ich einen Tag verweilte, in eine bekannte Musikalienhandlung, und musterte, während ich mit dem mir befreundeten Besitzer über die Dresdener Musikzustände plauderte, die auf seinem Ladentische ausliegenden neuesten Musikalien. Nicht immer sind es die werthvollsten Kunstwerke und Waaren, die man an Schaufenster stellt und auf Ladentische legt: aber es sind immer die Neuesten und Modernsten. Unter bekannten Namen von allerlei Passagenschreibern fiel mir plötzlich eine neue Firma auf, die es schon bis zu Opus 12. gebracht hatte, ohne daß mir, der ich mich speciell für den Verfall der Klaviermusik interessire, bisher das Geringste von diesem neuen Talente zu Ohren gekommen war. Ich las die Verlagsanzeige; das Werk gehörte einer Dresdener Firma: ich schlug das Heft auf,

es war eine elegante Salonpiece, nicht beſſer und nicht ſchlechter, als zehntauſend andere dieſer Stubenfliegen.

„Eine Lokalvirtuoſität?“ fragte ich den Verleger, „oder ein ſtundengebender Jüngling, der zwanzig Exemplare in den Häuſern abſetzt und zehn aus ſeiner Taſche bezahlt, um das Vergnügen zu genießen, ſich gedruckt zu ſehen und einen Vorwand zu haben, ſein lithographirtes Konterfei an die Ladenthür hängen zu laſſen, als Unſterblichkeit in effigie?“

„Weder eine Lokalvirtuoſität, noch ein Klavierlehrer, ſondern ein wahrhaft ſeltener Mann, ein Phänomen in unſerer klavierwüthigen Zeit iſt der Komponiſt dieſes Stückes. Wenn Sie ſich einen Augenblick ſetzen wollen, will ich Ihnen das Nähere erzählen.“

Ich ſetzte mich mit Behaaglichkeit und der frohen Ahnung, etwas durchaus Neues zu hören, in den etwas harten Korbſtuhl und hing an den Lippen meines Dresdener Rhapſoden, der vom erhabenen Pfühl ſeines mit Leder bezogenen Komptoirſtuhles aus, alſo begann:

Vor nicht allzulanger Zeit kommt ein junger angenehmer Mann in meinen Laden und erinnert mich daran, daß es Zeit ſei, meine Haare zu kürzen. Ich antworte ihm, daß es allerdings Zeit ſei. Darauf bittet er mich Platz zu nehmen, zieht Kamm, Scheere und Bürſte aus der Taſche und bereitet ſich zum ernſten Werke. Etwas erſtaunt, ſage ich ihm, daß das Amt meines Leibfriſeurs bereits beſetzt ſei, und daß ſeit vielen

Jahren ein alter Landsmann und Stadtgenosse die Sorge für meinen Kopf übernommen habe. „Ganz recht, mein Herr," antwortet der junge Mann mit unerschütterlicher Ruhe, „aber dieser alte Herr hat sich zur Ruhe gesetzt und mir sein Geschäft verkauft. Sie sind deshalb als Kunde in meinen Besitz übergegangen und ich beeile mich, wie Sie sehen, zur festgesetzten Zeit mein verbrieftes Recht wahrzunehmen."

Der junge Friseur sagte dies mit einer so angenehmen Art, alle seine Manieren waren so einnehmend, daß ich ihm erwiederte, wie auch ich bereit sei, alle meine alten Pflichten gegen seinen Vorfahren auf ihn zu übertragen. Ich müsse ihn nur bitten, einen Augenblick zu warten, damit ich einen angefangenen Brief, der in einer Viertelstunde zur Post müsse, vollenden könne.

„Wenn Sie erlauben, so spiele ich unterdessen ein wenig Klavier, Ihr Flügel scheint ein sehr schönes neues Instrument zu sein," sagte der Friseur und warf einen verliebten Blick auf meinen allerdings vortrefflichen Wiener Streicher.

„Sind Sie denn musikalisch?" fragte ich erstaunt.

„Ein wenig — zu meinem Vergnügen — wenn ich grade bei meinen Kunden ein Instrument vorfinde."

Gnade Gott meinen Ohren! dachte ich im Stillen, indem ich ihm winkte Platz zu nehmen und die Feder ergriff. Aber ich sollte vor Erstaunen nicht zum Schreiben

kommen. Mein Friſeur ſetzte ſich mit aller nonchalanten Eleganz eines Concertſpielers von Fach an den Flügel, warf ein Paar vehemente und ſchwierige Paſſagen heraus, ſchleuderte mit Oktaven-Eruptionen um ſich, miſchte dann einige Chopin'ſche Grûdenarpeggien hinein und ging hierauf zu einem modernen italieniſchen Thema über, das er in freier Phantaſie in einer Weiſe variirte, die mich lebhaft an die Manier Thalberg's erinnerte. Der Menſch wurde mir unheimlich; ich legte die Feder hin und trat an das Inſtrument. Mein Friſeur war ein vollendeter Pianiſt, ſeine Manier verrieth die trefflichſte Schule, er konnte ſofort in jedem Concerte eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Schon kam ich auf die Vermuthung, irgend einen neuen Stern der Virtuoſität vor mir zu haben, der ſich unter dieſer ungewöhnlichen Form als Original bekannt machen wollte, als der Pianiſt aufſprang, Kamm, Bürſte und Scheere ergriff und nach der Hinterſtube eilte, um ſein Amt anzutreten.

„Um des Himmels Willen, wer ſind Sie?“ rief ich erſtaunt, „ſind Sie ein Friſeur, der Pianiſt, oder ein Pianiſt, der Friſeur geworden iſt?“

„Das Letztere. Ich habe mich von Jugend an dem Klavierſpiel gewidmet, Kompoſitionslehre ſtudirt, Reiſen im Auslande gemacht, Concerte gegeben, allein Sie wiſſen als bedeutender Verleger am beſten, wie es damit geht. Man kann vor Freibilletten ſpielen, aber von Freibilletten nicht leben; mit dem verwelkten Lorbeer der

Zeitungen kann man keinen Hund aus dem Ofen locken. So lange ich Concertgeber war, habe ich nicht das trockne Brot gehabt. Da wurde ich der Sache überdrüssig —"

„Sie konnten ja aber Unterricht geben?" fiel ich ihm in's Wort.

„Ich habe es in früheren Jahren versucht — es war mir nicht möglich. Um den Preis der äußersten Erniedrigung meiner Kunst, wollte ich die ungehinderte Beschäftigung mit ihr nicht verkaufen. In Paris habe ich umgesattelt. Der Markt war dort so mit Virtuosen überschwemmt, daß man mit jedem Handwerk mehr als mit dem Klavierschlagwerk verdienen konnte; ich beschloß ein Handwerk zu erlernen."

„Also sind auch wir mitten in Europa schon so weit gekommen, daß unsere Künstler wie in Amerika zum Werkzeug greifen müssen!"

„Meine Wahl fiel auf die Kunst des Friseurs — ich besaß ja einmal die Fingerfertigkeit! Bei einem geschickten Pariser Coiffeur begab ich mich in die Lehre und in Zeit von wenigen Monaten hatte ich Alles gelernt, was in diesem Fach zu erlernen ist. Von da kehrte ich rasch nach Deutschland zurück und versuchte, mich hie und da zu etabliren, bis es mir gelungen ist, hier in Dresden ein altes Geschäft anzukaufen. Die nöthigen Schritte zu meiner Niederlassung bei der Behörde sind gethan und ich erfreue mich schon einer hübschen Kundschaft."

Ganz erstaunt über diese Erzählung, hatte ich mich in der Hinterstube vor den Spiegel gesetzt und den Frisirmantel umgenommen. Die Scheere des Pianisten tanzte so lustig um meinen Kopf, wie einst in einer Etude de salon über die Tasten. Er schnitt die Haare so sanft, daß ich wohl wünschte, alle unsere Friseure erlernten das Piano, oder alle unsere großen Pianisten legten sich auf das Haarschneiden. Als er meinen Kopf mit Macassaröl so zierlich eingerieben hatte, als ob er die verhauchenden Accorde einer Beethoven'schen Sonate behandelte, fragte ich ihn, ob er auch komponire?

„Gewiß," sagte er bescheiden, „Ich habe auch schon Einiges herausgegeben."

Hier unterbrach ich meinerseits den Verleger mit den Worten: „Und Sie haben seitdem Mehreres von ihm auf dem Lager und die Sachen gehen?" Der Mann lächelte und nickte mit dem Kopfe. Ich bat, mir das Heft einzuwickeln und als Andenken mitzugeben.

Es ist ein großes rosenfarbenes Heft mit der riesigen Aufschrift: L'Arpeggio. Grand Etude par E. Ballmüller. Op. 12. In der Mitte des inneren Titelblattes befindet sich ein Medaillon, in dem mit sauber gescheiteltem Haar und wohlgestutztem Barte das Portrait des Friseurs prangt. Das Musikstück besteht in einer Melodie, zu der sechzehn Seiten lang Daumen und Zeigefinger ein Tremolo ausführen, und da die gehaltenen Noten nach oben, die tremulirenden nach unten gestrichen

ſind, ſo gleicht jedes Syſtem ominös genug einem ausgebrochenen Kamme.

Mit traurigen Empfindungen über das Loos unſerer Talente ſetzte ich mich an das Piano und flog das Tonſtück durch. Als ich es beendet hatte, fühlte ich mich weſentlich erleichtert. Ich beklagte den jungen Mann nicht mehr — er hatte Recht gethan Friſeur zu werden — die Natur hatte ihn dazu beſtimmt!

Der erste April.

Das erſte Einheizen kann auf die letzte Fliege des Sommers keinen erfreulicheren Eindruck machen, als der erſte warme Tag des Frühlings auf die letzten hypochondriſch-winterlichen Gedanken des Menſchen. Du allmächtige Sonne, großer Ofen des Planetenſyſtems, mit deinen unverwüſtlichen Holzvorräthen, belebſt die zweibeinige Fliege, die ſich auf Alles ſetzt und mit ihrer Rüſſelfeder aus Allem eine Portion Nahrungsſtoff ſaugt, um es auf reinem Papier wieder abzuſetzen und mitunter Fliegenpapier zum Conſisciren daraus zu machen. Allmächtiger Ofen unſerer Strecke Weltall, wenn du die Wolkenklappe aufmachſt, öffnen wir dir zu Ehren die Fenſter und laſſen die koſtenfreie kosmiſche Heizung in unſere Zimmer. Welche Freude, am erſten April aus meinem Fenſter ſehen zu dürfen, nicht durch gefrorne

und bethaute Scherben, denen erſt ein Lappen den Staar ſtechen mußte, nein, aus offenem ſonnenhellem Fenſter!

Erſter April, einſt warſt du ein von dem jungen Sterblichen mit Sehnſucht erwarteter Kalendertermin. An dieſem Tage wurden längſt geſammelte Tabaksparziere mit Unlauterkeiten gefüllt, oben mit ein wenig Tabak plattirt, ſauber und ſorgfältig verſiegelt und vor dem Fenſter auf der Straße — verloren. Geſchwiſter und Spielkameraden von beſcheidenen Fähigkeiten und kindlicher Naturwiſſenſchaft wurden in die Apotheke nach Mückenſenf entboten. Anonyme ſcherzhafte Briefe wurden abgeſandt und manche ſpätere Ohrfeige, um der genoſſenen Freuden willen, nicht geachtet. Das iſt vorbei auf immerdar. Mit acht und dreißig Jahren iſt der erſte April nur noch ein Tag, an dem die Miethe bezahlt und ein neuer Sommerpaletot beſtellt wird. Nur wenn der erſte April auch ein ſchöner Tag iſt, dann bringt er jene ſanften unſchuldigen Freuden mit ſich, jene kleinen Polizeivergehen, auf die keine Hausſuchung folgen kann, als da ſind: aus dem Fenſter ſpucken, oder die Anwendung der einzigen Feuergewehre, deren Beſitz noch geſtattet iſt: der Cigarren. Auf dieſe Art habe ich ſchon oft meinen erſten April genoſſen. Das ſanfte Frühlingsgefühl bezahlter Miethe wogte in meiner Bruſt, die braune Bremer Brimel, die den ganzen Winter in der Stube unter meiner Naſe geblüht hatte, räucherte luſtig blau gen Himmel; ich durfte aus

unbesteuertem Fenster des kostenfreien Sonnenscheines mich erfreuen und meinen Kaffee dazu trinken. Alles athmete Freude auf der Straße, die Jungen spielten mit Murmeln ihre Partie Straßenbillard, die Hündlein berochen sich zuthulicher, freundlicher wedelte der Gensdarm mit seinem Säbel hinter der schwarzen Conditorköchin her, selbst der Hafen des Knochensammlers tändelte anmuthiger im Rinnstein — ach, mich überkamen doch traurige Gedanken.

Was half es mir, daß ich aus dem Fenster spucken, daß ich meine Cigarrenasche ungestraft hinunter fallen lassen konnte? die reine Freude an diesen Genüssen war doch dahin. Der Himmel war blau, die Sonne schien golden und ihr mächtiger Glanz kam mir wie ein großes Fenster vor, aus dem jener Geist sah, den viele Philosophen vor all den Dingen der Welt, wie den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen wollten. Verwegen wandte ich das Auge empor, um ihn zu erblicken, als mich der feurige Strahl unbarmherzig blendete. Aber ich hatte genug bemerkt, genug für meinen Frieden und das Glück meines Zeitalters. Er lag wirklich in dem Fenster und machte sich ein überirdisches Arrivergnügen; ich hatte deutlich in seinem erhabenen Gesichte den Zweifel gelesen, der auch mich armen Sterblichen schon gequält hatte: ob auf Deutschland heruntergespuckt werden sollte oder nicht? Wie wenn er es thäte? wenn er ein österreichisch-bayerisches Sodom und Gomorrha?

mit ſeiner Aſche ein norddeutſches Herkulanum und Pompeji veranſtaltete? Ich ſchloß das geblendete Auge, der Gedanke war zu furchtbar, auf ſolche übernatürliche Weiſe den politiſchen Verdienſt der letzten Jahre einkaſſiren zu müſſen; ich vertiefte mich reſignirt in das Studium der irdiſchen Dinge und in den Lauf der Begebenheiten, den wir auf Bürgerſteig und Trottoir wahrnehmen.

Auf Erden war Ziehzeit. Der erſte Arzt hatte ſie Alle aus verſchollenen Hofwohnungen, Kellern, Hinterhäuſern und Dachſtuben ans Licht gebracht, die Stiefkinder des Schickſals. Vor meinen Augen zog ein großes bewegliches Panorama von Plunderlandſchaften vorüber und ich fühlte in mir den „pittore“ erwachen, den jeder fühlende Menſch im Buſen trägt, wenn er ihn auch nicht immer laut werden läßt. Auch die Muſik zu dem Schauſpiel fehlte nicht. Bald fiel ein kleiner Stehſpiegel von einem Wagen und klingelte luſtig zu den Pirouetten einiger großen kopfwackelnden Gummibäume, bald ſtürzte eine Gießkanne voll Kinderſpielzeug zu Boden und begleitete einige alte Sophas, die ſich vor ihrem Ende noch einmal auf den Weg gemacht hatten, bald klapperten mehrere Keſſel- und Kaſſerolendilettanten ſo hart vor der gläſernen Naſe eines Mahagoni-Bücherſchrankes, daß mir um die bürgerliche Ruhe der darin ſchlummernden Klaſſiker bange wurde. Am meiſten jammerten mich die Stühle. Wenn auch durch das Schaukelſyſtem einiger

Leichtſinnigen ihre conſervative Geſinnung zuweilen wankend gemacht wird, erfreuen ſie ſich doch im Ganzen einer behaglichen Stabilität. Die Ziehzeiten ſind die Revolutionen der Stühle. Verzweiflungsvoll ſtrecken ſie dann zu Tauſenden alle Viere gen Himmel und zerborſtene Rohrſplitter umweben ſchauerlich ihre gefurchten, von ſitzender Lebensweiſe zerrütteten Stirnen. Eben ſo beklagenswerth ſind die Spieltiſche. Wie launiſche Hunde hinken ſie meiſtens auf drei Beinen einher. Was ſoll man von den Spiegeln ſagen? Nicht immer kann zärtliche Fürſorge ihr glattes ungetrübtes Daſein vor den rauhen Püffen des Schickſals beſchützen und wo ſich vielleicht vor wenigen Stunden noch das Bild eines Narciſſus oder einer Hebe ſpiegelte, gähnt jetzt eine auf die Lehre von den Dreiecken geſtützte Lücke. Alte Kommoden halten ihre ſchäbigen Schiebkäſten wie leere Bettlerhände auf; unbezogene Guitarren liegen auf dem Bauche in Causeuſen und Plüſchſophas, Tabackspfeifen umſchlingen zärtlich Offizierdegen und Klaviere, Hyacinthentöpfe gucken aus Puddingformen, Klaviere lehnen ſich an Waſchfäſſer, ganze Ladeneinrichtungen taumeln ſchwerfällig durch die Straßen — aber der Menſch iſt der Mittelpunkt der Schöpfung und der Ziehzeit.

Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

„Und wenn die ganze Paſtete in tauſend Granatſtücken entzwei geht, Möbelfuhrwerks laſſen ſich darum keine grauen Haare wachſen!“ ſingt Horaz in einer ſeiner

Oden an Mäcenas, als dieser im Herbst von seiner Villa wieder nach Rom zog und der Dichter die Lampen tragend hinter dem Möbelwagen mitging. Meiner Wohnung gegenüber fand ich die besten Belege zu diesem schönen Citat aus dem Poeten der Primaner. Der Streitwagen der Möbelrevolution fuhr vor. Einige Herren in Jacken, welche früher Röcke gewesen waren und sich aus Lebensüberdruß die Schöße abgeschnitten hatten, sprangen herunter und breiteten einen Haufen Lumpen nebst einigen alten Tuchecken auf dem Trottoir aus. Auf dieses Signal erschien die Familienmutter, das jüngste Kind auf dem Arme, den kleinsten Knaben an der Hand. Sie rettete, um bei dem drohenden Einsturz ihr Theuerstes zu erhalten, zuerst die Kinder. Mit dem Ausdruck des innigsten Dankes gegen die Vorsehung schaute der Vater ihnen aus dem Fenster nach; er hatte beschlossen „auf den Trümmern zu verweilen." Bald erschienen auch die ersten Anzeichen der Emigration. Zuerst ein Kleiderschrank, dessen Ellbogen hart mit der Flurwand zusammengekommen waren, dann ein Schreibsecretair, dem das oberste kleine Schubfach, wie eine Zunge, lang aus dem Halse hing; um ihn versammelten sich mehrere tödtlich getroffene Stühle, wie die Kinder um ihre Mutter Niobe. Dann kamen sie mit einem sterbenden Schlafsopha heraus; es war gräßlich verstümmelt. An einer Ecke der Treppe war sein Brustbein zerschmettert und man sah die ganze Anatomie von

Sprungfedern und Pferdehaar in ſchrecklicher Naturwahrheit zu Tage liegen. Weniger Umſtände wurde mit dem Waſch- und Küchengeſchirr gemacht. Einen Keſſel ſetzte man ſo gründlich auf das Pflaſter nieder, daß ſeine Phyſiognomie dieſe Narbe bis an den jüngſten Tag der Waſchkeſſel nicht mehr los werden kann und ein Kübel verlor bei einer ähnlichen Affaire den Boden unter den Füßen, worüber einige Eimer erſchrocken aus Rand und Band gingen. Als Alles aufgeracht war, erſchien der arme Hausherr. Er war blaß, aber noch ganz; die Seinigen haben wenigſtens den Hausvater unzerbrochen wiedererhalten.

Was iſt das? Zwei Soldaten, das Seitengewehr an der Hüfte, ziehen ein kleines Wägelchen mit einem Unterofficiersmobiliar, die Unterofficierin geht hinterdrein. So werden aus dem heißen Gefecht hoffnungsloſe Verwundete in die Ambulance geſchleppt, wie dieſer Küchenſchrank und dieſer Großvaterſtuhl. Hinterdrein fährt ein Sonnenbruder auf einem Schiebkarren, das Ameublement des berliner Studenten, den abgeſchabten Lederkoffer, ein rothgebeitztes Stehpult, eine Holzkiſte mit Büchern, den Tabakskaſten und zwei ſcharfige Säbel nebſt Fechthandſchuhen. Nach zehn Minuten erſcheinen zwei Träger, unter Aufſicht eines Dritten. Sie ſchleppen langſam auf einer Bahre einen Trimeau, der in ſeinen grünwollenen Mantel gehüllt, vornehm und verächtlich

auf seine armen Collegen sieht, die verschämt ihre blanken — Gesichter gegen die Mauer kehren.

Unter allen Hausthüren stehen mit abgetakelten Schlafröcken angethan, drohende Tabaksspieße in den Händen, die Wirthe und ermahnen die Möbelfuhrleute — nicht die Möbel, sondern die Wände, in Acht zu nehmen. Mägde mit großen Körben, drängen sich an ihnen vorbei und stoßen sie heimtückisch in die Rippen, zur freundlichen Erinnerung an alte Treppenbegießungsconflicte und belauschte Soldatenfluxgespräche. Unter freiem Himmel werden die Schlüssel ausgehändigt, von dem Hausschlüssel an, bis zu dem unscheinbaren einfachen Instrument, das wie ein Dorfhund stets ein Stück Holz am Halse trägt.

Nun bricht allgemach die Dunkelheit herein, die Straßenjugend benutzt sie, um das Pferd des Möbelwagens am Schwanz zu zerren, es zieht unwillig an, die Geräthschaften stoßen ächzend gegen einander, ein Junge wird erwischt und mit einem großen Kochlöffel verarbeitet — der Himmel bezieht sich wieder, es wird kühl und der erste April nähert sich seinem Ende.

Ich schließe mein Fenster, in stiller Klause brennt freundlich die Lampe, zwar regt sich nicht die Nächstenliebe, aber doch die Eigenliebe. Vom Pulte nehme ich, ein Gegenstück zu Faust — die Bibel? nein den Miethscontract und indem ich mein geliebtes Original

aus dem Juriſtiſchen ins Deutſche übertrage, entdecke ich mit ſtillem Entzücken, daß mein Contract noch zwei Jahre lang Gültigkeit hat und daß mir meine häusliche Ruhe durch dieſe gerichtliche Aſſekuranz geſichert iſt. Kein Schiffscapitän, der in ſeines Rhebers eiſernem Geldkaſten, die ſchriftlichen Garantieen und Bürgſchaften für den Werth des ihm anvertrauten Fahrzeuges, wohlverſchloſſen weiß, zieht ſich daher mit größerer philoſophiſcher Ruhe als ich, in ſeine Cajüte zurück.

Der Kellner.

Unter allen Klaſſen, von welchen der Dichter in ſeiner Zueignung der Tragödie Fauſt, am Neujahrsmorgen ſang: „Ihr naht Euch wieder, ſchwankende Geſtalten, die ſich ſchon oft dem trüben Blick gezeigt," verdienen ſelbſt die gratulirenden Küſter und Nachtwächter nicht die liebevolle Aufmerkſamkeit, welche dem das ganze Jahr hindurch geplagten Kellner grade in den erſten Tagen des Januar gebührt. Der Ehrentag des Kellners iſt der, an dem er ſeine Jahrestrinkgelder einkaſſirt; an dieſem Tage widmet auch die Literatur ihm einen ihrer feſtlichen Artikel.

Eine Monographie des Kellners iſt unſeres Wiſſens noch nicht geſchrieben worden. Mannigfaltige entſcheidende Gründe haben zur Conſtatirung dieſer Thatſache mitgewirkt und Stolz oder Scham ſpielten hierbei auf eine merkwürdige Weiſe in einander hinüber. Denn die-

jenigen Schriftſteller, aus deren Styl und Ideenfolge man errathen kann, daß ſie früher Kellner geweſen ſind, pflegen die äußerſte Verſchwiegenheit über ihre bürgerlichen Antecedentien zu beobachten, und diejenigen Kellner, aus deren mangelhafter Bildungsſtufe hervorgeht, daß ſie die Treppe der Literatur hinabgefallen und vorher als Schriftſteller gewirkt haben, treiben die falſche Scham ſo weit, tiefes Dunkel über ihre Vergangenheit zu breiten und jede literariſche Enthüllung über ihren neuen Stand ſorgfältig zu vermeiden. Aus dieſem Grunde bleibt dem Geſchichtsſchreiber des Kellners nichts übrig, als ſich ſelbſt an die Quellen des Studiums zu begeben und den Kellner am Faß, am Billard, im Ballſaal und an der Table d'hote zu verfolgen. Große, umfaſſende und koſtſpielige Beobachtungen waren hierzu erforderlich und nur ein vieljähriges, in Wirthshäuſern zugebrachtes Leben konnte das nöthige Material an die Hand liefern, aber es gewährt dem Geſchichtsſchreiber keine geringe Beruhigung, daß jetzt endlich ſein Blick dergeſtalt geſchärft iſt, daß er im gegenwärtigen Augenblick ſelbſt in den ausgezeichnetſten Kreiſen der Geſellſchaft und den diſtinguirteſten Ständen und Aemtern oft mit tiefer Rührung an alten und jungen Perſonen diejenigen Eigenſchaften entdeckt, welche die Zierde eines guten Kellner's zu bilden pflegen. Denn wenn allerdings das Ideal eines ſolchen nicht ohne einen gewiſſen Grad ergebenſter Dienſtbarkeit gedacht werden kann, ſo darf

ihm doch eben so wenig die nöthige Insolenz und Brutalität gegen Untergebene und ins Wirthshaus dringende Supplikanten fehlen, so daß auch den Beamten des Bierfasses und der Billardbälle Demuth nach Oben und Hochmuth nach Unten schmücken müssen.

Wie im Mittelalter Ritter und Knappen, so verhalten sich in neuerer Zeit Wirth und Kellner zu einander, aber wie sonst fast jeder Knappe nach Verlauf einer bestimmten Frist von seinem Gebieter zum Ritter geschlagen wurde, so pflegen jetzt die meisten Kellner nach Abschluß hinreichender Ersparnisse ihre Brodherren zu schlagen und selbst Wirthe zu werden. Auch besteht noch heute eine geheimnißvolle Wechselbeziehung selbst zwischen Rittern und Kellnern, denn wie einst so mancher Knappe seinem Herrn das Leben auf dem Schlachtfelde rettete, so schützt mancher Kellner durch Zahlungsvertagung seinen armen Ritter an dem Mittagstische vor dem Hungertode.

Schon als Knabe verräth der Kellner frühzeitig seinen künftigen Beruf. Er fertigt seine Schularbeiten nie an und deutet durch regelmäßiges Zuspätkommen am Morgen sein Talent für Spätaufbleiben an. Nur eine schöne schriftstellerische Begabung entwickelt sich durch eine fleißig geübte Correspondenz mit den jüngeren und zarteren Köchinnen und Stubenmädchen seines Reviers, welche ihn zuerst als geheimen Sekretair in ihren Beziehungen zur Stammrolle brauchen, nach zurückgelegtem

Termine der Einsegnung zur Mannsperſon, jedoch auch ihm ſelber militairiſche Vorrechte zugeſtehen. So entwickelt ſich organiſch der Kellner im großen Hôtel. Er beginnt ſeine Laufbahn als Zimmerkellner in den Hofwohnungen des dritten Stockwerks, erhält dann die Front nach vorn heraus, ſteigt ſpäter von Stockwerk zu Stockwerk herab, und wird endlich die rechte Hand des Oberkellners, bis dieſer ſich ſelbſt etablirt und er ſeine Stelle einnimmt. So iſt die Laufbahn des Hôtelkellner's nicht wie die Laufbahn anderer großer Männer der Oeffentlichkeit ein Steigen, ſondern ein Sinken, ſo daß man von ihm mit Recht ſagen kann, er ſei allmälig bis zu den höchſten Ehren ſeines Standes herabgeſunken. Das dritte Stockwerk iſt die eigentliche Bildungsſchule des Hôtelkellners. Hier beſchäftigt er ſich fleißig mit der Correſpondenz — der Fremden, lieſt in ihrer Abweſenheit bei den ungeregelten und ungeriegelten Zuſtänden der Schlöſſer alle ihre Papiere durch, giebt ſich, da im dritten Stockwerk ſehr viele außer dem Hauſe thätige Geſchäftsleute wohnen, ein wenig mit der franzöſiſchen Sprache ab, in welcher ihm der franzöſiſche Kellner des erſten Stockes, der Emigrant und Legitimiſt, behülflich iſt, und erwirbt ſich eine ziemliche Menſchenkenntniß in Betreff der Trinkgelder. Nach einem Jahre iſt er weiter gekommen, als Gall und Schewe, und erkennt aus dem bloßen Klingeln einer Perſon, welche Anlagen, Trinkgeld zu bezahlen, dieſelbe beſitzt. Sind dieſe hinreichend ent-

wickelt, ſo erſcheint er auf das Geläut, fehlen ſie ganz oder ſcheinen ſie ihm auch nur verkümmert, ſo kehrt er ſich ſo wenig an die Stubenklingel, als an die Kirchenglocke. Iſt der Hötelkellner endlich im erſten Stock angelangt, ſo hat er ſich dem protegirten Friſeur des Hauſes ſo weit unterworfen, daß dieſer ihm, wenn er Vormittags die fremden Damen bedient, auch ſeine Haare brennt. In dieſem Stadium iſt er bereits ſoweit herausgefüttert, daß er ſich mit der Venus Kallipygos auf einen und denſelben Theil etwas zu Gute thut und enganliegende ſchwarze Pantalons nebſt einer knappen Jacke trägt. Wie an dem menſchlichen Kinn mit fortſchreitender Entwickelung Bärte, ſo wachſen an dieſer Jacke allmälig Schöße, je mehr ſich der Zimmerkellner des erſten Stockes der Würde des Oberkellners nähert. Jetzt ſieht er auch ſchon nicht mehr auf dem Flur und in der Thür des Hötels, er blickt nicht mehr mit unendlicher Verachtung auf die Stadtbewohner herab, weil ſie nie in einem Hötel wohnen, folglich ihm auch nie Trinkgelder bezahlen; er hat wie der beſte türkiſche Paſcha ſeinen Harem unter den Hötel verbündeten Schönheiten, raucht ſeine Rabatcigarren, behorcht politiſche Geſpräche, trägt ächte Oberhemden mit Knöpfen von Kriſtall, und ſieht es gern, wenn der neue Kellner aus dem dritten Stock ihn für einen herablaſſenden Herrn hält. Mit der Erreichung der Oberkellnerwürde verſchwindet er aus der Sphäre der Kellnerſchaft; ihn feſſelt die Rechnungslegung und

das Studium jener feinen Wiſſenſchaft, welche darum die doppelte italiäniſche Buchhaltung heißt, weil auf ächt italiäniſche Weiſe ſowohl der Herr des Hötels, als der Gaſt betrogen wird. Als Oberkellner ſteht ihm der Weg auch zu den höchſten ſtädtiſchen Würden offen. Nur wenige Schritte führen zum Hausbeſitz, zum Gemeindeverordneten, zum Wahlmann — und warum ſollte endlich ein ehemaliger Oberkellner nicht auch die Intereſſen des einheimiſchen Volkes eben ſo gut, als die des beſuchenden fremden Volkes mit Erfolg wahrnehmen?

Eine gewaltige Kluft gähnt zwiſchen der Ariſtokratie der Kellner und ihrer großen bürgerlichen Fraktion. Nicht Jeden führt ein gefälliges Aeußere, ein hochfliegender Geiſt und ein cäſariſcher Glücksſtern in ein Hôtel: die Wiege der Meiſten hat nur Sonntags neben dem Schweinebraten und der ſauren Gurke ihres Vaters geſtanden. Wenn ein Junge von verſchiedenen Meiſtern wegen verſchiedener Vergehen verſchiedene Male fortgejagt worden iſt, darf er mit gerechtem Vertrauen ausſprechen, daß die Anlagen eines Billardkellners in ihm ſchmachvoll vom bornirten Zunftgeiſte verkannt worden ſeien. Schon frühzeitig hat er dieſes edle Spiel, das auf die Anziehung und Abſtoßung der Kräfte in der Natur gegründet iſt, und durch den Namen: „Karoline“ ſchon die zarte Jugend des Knaben mit lieblichen Phantaſien erfüllte, geübt. Die Entlaſſung aus dem Handwerk führt ihn endlich dem Berufe dieſer ſchönen

Kunſt in die Arme; er übt die als Knabe gewonnene Fertigkeit als Jüngling und Mann. Meiſter auf der grünen Fläche, verbindet er ſich auf halben Gewinn mit Billardgaunern, welche ihm Ankömmlinge aus der Provinz zuführen, die er zwei auch wohl drei Partien gewinnen läßt, bis ſie kühn gemacht, hohe Wetten mit den zuſehenden Diplomaten eingehen und elendiglich ausgezogen werden. Auf dieſer Stufe der Kunſt und Induſtrie angelangt, pachtet er von ſeinem Herrn das Billard, verheirathet ſich und erzieht ſeine Knaben zu des Vaters Beruf, ſobald ihrem Arm der Speer nicht mehr zu ſchwer iſt und ſie mit Hülfe einer Fußbank mit der Naſe über die Bande reichen können.

Nicht ſo einträglich und kunſtvoll iſt das Amt des Speiſekellners; nur wenn er in der Wirthſchaft eines großen Reſtaurants fungirt, wird ſeine Thätigkeit mit ſilbernen Früchten geſegnet; für gewöhnlich iſt ſein Leben ſauer, wie die Kartoffeln, welche er ſervirt, ſein Erwerb mager, wie die aufgetragene Suppe, die bedienten Gäſte gleichen an Zähigkeit dem von ihnen verzehrten Rindfleiſch, und in dem täglichen Mittagswettrennen von der Küche nach den Eßzimmern bringt er es ſammt ſeinen Collegen zu nichts als einem netten Anſatz zur Schwindſucht. Im Sommer pflegt dieſer Kellner die allgemeine Niederlage der Speiſegeſchäfte zu benutzen und eine Brunnenreiſe anzutreten, welche darin beſteht, daß er ſich in einem Badeorte verdingt und bei Tiſche aufwartet. Dann feiert

er oft rührende Momente des Wiedersehens mit einzelnen Badegästen, die ihm mit zwei oder drei Thalern „durchgebrannt" sind, und nun in der vornehmen Vertraulichkeit der Bäder nicht mehr entwischen können. Im Winter dreht sich seine Einbildungskraft um den Neujahrstag und die aus den Gratulationen der Stammgäste entspringenden Trinkgelder. Schon vor Weihnachten läßt er kleine Cigarrenspitzen und Thonpfeifen mit Blumenguirlanden und Flittergold anfertigen, welche mit vielversprechendem Blicke den regelmäßig, und auch wohl den unregelmäßig Speisenden angeboten und mit Achtgroschenstücken königlich belohnt werden. Außerdem stehen für diejenigen, welche nur zuweilen Tischgenossen sind, Teller umher, auf denen einzelne Acht- und Viergroschenstücke als verführerische Lockvögel ausgebreitet liegen. Diese Kellner sind nur arm, und selten wirft ihr kleines, aber anständiges Nebengeschäft etwas ab. Dieses besteht darin, daß sie gern Achtgroschenstücke beim Herausgeben als Viergroschenstücke betrachtet wissen wollen, daß sie zerstreute Schachspieler und Domenspieler gern zweimal bezahlen lassen, und daß sie zu Boden gefallene Taschentücher und Cigarrentaschen im Stillen aufheben und einige Tage darauf durch die dritte Hand das Finderlohn einziehen. Oft haben sie auch nebenbei einen kleinen Cigarrenhandel, doch findet sich diese Art von Betriebsamkeit im Ganzen mehr bei den Bierkellnern.

Diese Klasse muß noch einer Betrachtung unter-

worfen werden, ehe ſie, verdrängt durch die Biermamſells, ganz vom Erdboden verſchwindet. Der Bierkellner iſt der Proletarier unter den Kellnern; er bildet den naturgemäßen Uebergang zum Bierzapfer und zum Hausknecht. Seit dem Erſcheinen der Biermamſells ſind wirklich viele dieſer Unglücklichen noch bis unter den Boden hinabgeſunken. Auf dem Bierkellner laſtet wie auf dem Polen das melancholiſche Bewußtſein eines untergehenden Stammes. Um ſeinen gebeugten Geiſt aufzurichten trinkt er ſtets das erſte Seidel vom friſch angeſtochenen Faß, ſchwört aber ſtets vor den Gäſten, daß das letzte Seidel jenes Erſte ſei. Eine ſanfte Trauer lagert auf ſeiner Stirn, Strohhalme und Federn auf ſeiner groben Jacke, deren rechter Aermel oft die Stelle ſeines Taſchentuches vertreten muß. Er ißt aus angeborner Sparſamkeit Alles auf, was die Gäſte auf den Tellern übrig gelaſſen haben, und ſtreicht gern ein Seidel mehr mit Kreide an, wenn er merkt, daß ein Gaſt zurechnungsfähig wird. Arbeitet er mit Biermamſells zuſammen, ſo ſteht er entſetzlich unter ihrem Pantoffel, beſorgt ihre kleinen Beſtellungen, putzt ihre Schuhe und genießt gewiſſe Prozente von dem Ertrag, den das Privatgeſchäft ſeiner Beſchützerin abgeworfen hat. Ihm blüht aber kein Neujahr, wenn für ſeine Herrinnen auch ein fortwährender Sylveſterabend iſt.

Weiſen dieſe drei Klaſſen ganz beſtimmte Phyſiognomien auf, ſo giebt es doch unter ihnen zahlreiche

und auffallende Spielarten, welche theils durch die Orte, an denen ſie thätig ſind, theils durch ihren früheren Lebenslauf bedingt werden. Nicht Jeder iſt Kellner durch freie Wahl; das Leben, wie es oft hochſtehenden Naturen die Serviette über den Arm hängt, und Händen, die einſt Schwert, Zaum und Feder geführt, den Präſentirteller in die Hand drückt, gefällt ſich darin, auch zuweilen aus Stallknechten, Laufjungen und Droſchkenkutſchern Kellner zu ſchaffen. Dann erlebt man eigenthümliche, durch Wetteifer mit den feineren Standesgenoſſen hervorgerufene Bildungsverſuche. Bald beſtrebt ſich ein ſolcher, das Spiel der Guitarre zu erlernen, bald kämpft er mit dem feuchten Flachs auf ſeiner Schädelfläche, wenn er ſich hartnäckig ſträubt, die moderne Friſur anzunehmen, bald verſucht er, ſeine rothblauen Kutſcherkrallen, das Entſetzen aller Gäſte, denen er ihre Portionen bringt, durch kosmetiſche Mittel zu bleichen, bald ſtudirt er vor dem Spiegel, ehe Leute kommen, die angenehmſten akademiſchen Stellungen ein, welche irgend beim Apportiren der Coteletten und grünen Aale vorkommen können! Vor den Thoren der Stadt überraſcht man oft in halbländlichen Etabliſſements, in frühen Nachmittagsſtunden, die geiſtreichen Studien und Uebungen der Eleven der höheren Kellnerei. Durchaus ein Anderer iſt der Kellner aus Liebhaberei an Trinkgeldern und auszuleckenden Tellerreſten. Dieſen findet man nur bei Traiteurs erſter Klaſſe. Ein notoriſcher Hausbeſitzer

wartete Jahrelang von neun Uhr Abends bis lange nach Mitternacht in schwarzem Frack und weißer Halsbinde in Berlin unter den Linden auf. Er lebte von dem, was die Gäste auf den Tellern übrig ließen, stillte seinen Durst in den verschiedenartigsten Barmeigen und engagirte sich auch zuweilen bei Familienfesten als Lohnbedienter. Als er nach langer Bedrückung seiner kleinen Miether endlich vor Schreck starb, weil sein eigener Sohn in Begleitung eines Frauenzimmers in dem Hôtel seiner Wirksamkeit erschien und zwei Flaschen Cliquot in Eis nebst einigen anderen Eßbarkeiten, ohne ihn zu erkennen, bei ihm bestellte, fand man in seinem Nachlaß eine höchst interessante Sammlung von silbernen Löffeln, Uhren und werthvollen Dosen, von denen man anzunehmen berechtigt war, daß er sie zum Lohne für treue und aufmerksame Dienste von dankbaren Gästen und Festgebern zum Geschenk erhalten hatte.

So endet ein alter Dilettant, aber das endliche Loos des invaliden Kellners, wenn er es nicht zur eigenen Wirthschaft bringt, ist traurig und herzerschütternd. Einige beschließen ihr Leben in Kellern und verkaufen die rohen Zuthaten zu den gekochten Mahlzeiten, die sie einst in Gas erhellte Räume, elegant auftretend, getragen haben, Andere pachten den Milchertrag von benachbarten Rittergütern und fahren mit Hunden; die letzte Klasse endlich wandert im Sommer aus und führt auf Erercierplätzen und an Volksvergnügungsorten ein Squatter-

daſein voll wehmüthigen Erinnerungen mit ſauren und Pfeffergurken. Aber hier in der Unermeßlichkeit der Prairien erkennt man nicht mehr unter der kümmelgebräunten Geſichtsfarbe den feinen Mann, deſſen Ideal einſt war bei dem drohenden Ruf der Hungrigen, durch die Worte: „Gleich, Gleich, meine Herren!“ die Gleichheit, wenn auch nicht vor dem Geſetz, ſo doch vor der Schüſſel herzuſtellen! —

Die Stillvergnügten.

Die Vergnügungen der heutigen Welt sind so stark instrumentirt, so dick versilbert und vergoldet, so breit angelegt, so prahlerisch in die Augen fallend, daß sie die Belustigungen aus der guten alten Zeit ganz in den Hintergrund gedrängt haben. In dem wüsten Lärm der modernen Opern und Ballets, im Rausch üppiger Diners, die wie ein blutiger Hohn gegen die gekochten Kartoffelschaalen unserer armen Arbeiter-Familien aussehen, in dem Tumult der lüderlichen Maskenbälle, haben sich aber die Ueberbleibsel der Vergangenheit nicht ganz verloren. Wir wollen versuchen, zum erheiternden Contrast mit dem, was man augenblicklich Vergnügen nennt, diese kleinen Idyllen in zwangloser Folge auszumalen. Wenden wir uns zuerst zum Kartenspiel, so müssen wir förmliche Entdeckungsreisen anstellen, wahre privatpolizeiliche Recherchen und Haussuchungen unternehmen, um

das „Kartenkränzchen" von ſonſt aufzufinden. Aber das Kartenkränzchen iſt nicht durch das Kaffeehaus- und Reſſourcenſpiel, nicht durch das Caſinowhiſt à ein Thaler der Fiſch, nicht durch den verbotenen „Tempeldienſt" und „meine Tante, deine Tante" verdrängt worden; es beſteht noch in unentweihtem Glanze, beſchützt von den ehrwürdigen Veteranen des weiblichen Geſchlechts, und huldigt den unveräußerlichen Geſetzen des Boſton. Das Kartenkränzchen blüht wie das Veilchen im Verborgenen, aber es iſt zugleich ein ſtarker Stamm und kräftig wie die Eiche. Die Jahre können ihm nichts anhaben, es iſt wie die Collegien der Richter immer vollzählig, und wenn der Tod eine Lücke reißt, wird ſie ſchnell durch ein jüngeres dauerhafteres Mitglied ausgefüllt. Betrachten wir die Genoſſen des Kartenkränzchens. Wenn die Jungfrau in die Jahre tritt, in welchem auch das letzte hoffnungsgrüne Blatt vom Baume der Liebe abgefallen iſt, wenn die Mutter ihre Tochter verheirathet und glücklich verſorgt, die Großmutter die Enkel gut gerathen ſieht, beginnt für ſie alle das Kartenſpiel einen ungemeinen Reiz zu erhalten. Ihre Zungen ſind im Verlauf der Zeiten ſtumpfer geworden, ſie haben einſehen gelernt, daß die Welt, ungeachtet ihrer derben Kaffeekritik, ungeſtört ihren Lauf weiter fortſetzt, und ſtatt der Intriguen der Liebe und Ehe erfreuen ſie ſich an den mannigfaltigen und unſchuldigen Combinationen des kleinen Buches der zwei und fünfzig Blätter. Zu-

nächst pflegt das Kartenkränzchen nur als ein kleines Quartett von vier Großtanten zu bestehen, allein es währt nicht lange, so erfüllt der Ruhm und Preis seines stillen Glückes alle stammverwandten Kreise, und der kleine Kartenclub muß größere Dimensionen annehmen. Noch ist kein Jahr verflossen, so zählt er schon so viele Mitglieder, daß mehrere Zimmer von den Kartenspielerinnen angefüllt werden, und das Comitee, das aus den ältesten und ehrwürdigsten Damen besteht, den Club für unwiderruflich begrenzt erklären muß. Man glaube nicht, daß die Kartenkränzchen an der in Damengesellschaften so beliebten Anarchie in der Conversation und Uebertreibung der Bewirthung leiden; sie sind vielmehr so wohlorganisirt, wie die Staatsinstitute. Jedes Mitglied ist verpflichtet, einer bestimmten Reihefolge nach, die nur durch Krankheit oder — große Wäsche gestört werden kann, die Gesellschaft bei sich aufzunehmen; und es bestehen strenge Verpflegungsgesetze, die bei einer Strafe an die Bundeskasse nicht übertreten werden dürfen. Da die Damen sich erst mit dem Glockenschlage fünf Uhr versammeln, wird stillschweigend vorausgesetzt, daß sie sämmtlich Kaffee getrunken haben. Während also, um einen genügenden Grund für die Bete zu gewinnen, viermal herum Misère gespielt wird, präsentiren die dienenden Geister Obsttorte oder dergleichen wenig belästigende Confituren, worauf die Partieen ungestört verlaufen. Um acht Uhr erscheint der Thee mit einer

vorſchriftsmäßigen, je nach den zahlreichen, aber nichtsdeſtoweniger ſtrenge befolgten Statuten verſchiedenen Begleitung von belegten Butterbrödchen und abermaligem Kuchen. Die ſtillvergnügten Spielerinnen ſind ſo ganz in Beſchlag genommen, daß ſie ſich keine Zeit laſſen, von ihren Sitzen aufzuſtehen, ſondern, wie Patrouillen, gleichſam im Sattel ſouviren. Eine Stunde ſpäter iſt der Club laut Paragraph geſchloſſen, und die Geſellſchaft auf dem Wege nach Hauſe, um in den Federn zu liegen, wenn das moderne Kartenſpiel ſein verderbliches Walten erſt beginnt. Nicht allein dieſe Aeußerlichkeiten der Sinnengenüſſe ſind regulirt, ſondern auch die pecuniären Dimenſionen des Spieles. Es iſt ſo eingerichtet, daß Niemand ſein Glück darin machen, und Keiner durch Unglück darin um ſein irdiſches und himmliſches Heil kommen kann. Das gutmüthige Kartenkränzchen hat 100 Pfen. für gleichbedeutend mit fünf Sgr. erklärt und damit dem Banquerott, dem Kaſſendiebſtahl, dem Mißbrauch des Vertrauens und dem Selbſtmord einen ſtählernen Damm errichtet. Wer ſeinen ſchwärzeſten Tag gehabt hat, kann höchſtens ſo weit heruntergekommen ſein, daß er ſich die Droſchke zur Heimkehr zu verſagen nothwendig fühlt; landesflüchtig braucht Niemand zu werden.

Das Kartenkränzchen weiß nichts von ſchlafloſen Nächten, nichts von zerbiſſenen Nägeln, von zerkratzten Buſen, von ausgeriſſenen Haaren, [illegible] von zwan-

Bayerische Staatsbibliothek München

zur Sgr. iſt ſchon eine in den Annalen des Vereines das größte Aufſehen erregende Thatſache. Mag es in Familien zuweilen vorkommen, daß ein galanter Hausherr zum Vergnügen der jungen Damen ein Bänkchen legt und in den ſchwärmeriſchen Seelen unbeſonnen den Spieleufel heraufbeſchwört: in unſerem Kartenkränzchen kommt ſo etwas nicht vor. Wie gewiſſe Myſterien des Alterthums iſt es rein weiblicher Natur und obwohl kein eindringender Mann in Stücke geriſſen werden würde, hüten ſich doch alle männliche Anverwandte aus natürlichem Inſtincte, dem ſtillvergnügten Kartenbunde zu nahe zu kommen. Wer vermag die Fülle der Seligkeiten zu ſchildern, die in dieſen vier und zwanzig bis dreißig edlen Herzen blüht, wenn ſie wöchentlich zweimal zuſammenkommen und die anmuthigen Wechſelfälle des Boſton erproben? Die bitterſüßen Schmerzen der Liebe quälen ſie nicht mehr, die Störungen der Kindererziehung liegen weit hinter ihnen, das eheliche Verhältniß ſelber gilt ihnen nur noch für einen ruhig milden Klang der Freundſchaft, eine Partie Boſton iſt für ſie die letzte Roſe des Sommers, der letzte Biſſen am Tiſch des Lebens, und ſie hegen ihr Kartenſpiel mit der Zärtlichkeit, welche alte Leute ſtets für Steckenpferde zu nähren pflegen. Nun es in ihrem Daſein ſo ruhig, wie auf einem Friedhofe geworden iſt, erſetzt ihnen das Boſton auch die Aufregungen des Schickſals, und der Gewinn oder Verluſt von zehn Stichen in der beſten

Farbe verurſacht im ganzen Kränzchen eine Unterbrechung der Partien nebſt den lebhafteſten Debatten. Das verdorbene männliche Geſchlecht weiß die verſchwiegenen Freuden eines ſolchen edlen Frauenbundes keineswegs zu ſchätzen; es wird nicht mehr durch das Spiel, ſondern nur noch durch den Gewinn gereizt.

Die Stillvergnügten der jüngeren weiblichen Welt ſind die Mitglieder der Leſekränzchen mit vertheilten Rollen. Man denke hierbei nicht an dergleichen Vorleſungen mit ſchnurrbärtigen Referendarien und philoſophiſchen Doctoren, als Poſa und Don Carlos, dem lederfarbenen Junggeſellen-Profeſſor als Philipp, und dem goldbrilligen Hausarzt als Domingo; wir reden nur von den zarten jungfräulichen Leſekränzchen, die ſich aus eben entlaſſenen Penſionsſchwärmerinnen und Schülerinnen der erſten Klaſſe rekrutiren. Nur in den unſchuldigen Jahren der weiblichen Begeiſterung für eine berühmte Schauſpielerin iſt die Bildung unſeres Leſekränzchens möglich: ſobald die Begeiſterung auf einen berühmten Schauſpieler übertragen wird, iſt es die höchſte Zeit, daß die Rollen Poſa's und Don Carlos' mit männlichen Individuen beſetzt werden. Die Vorleſungen mit vertheilten Rollen finden unter ſolcher Geheimnißkrämerei und Verſchwiegenheit ſtatt, daß oft der Herr Vater und die Brüder kein Sterbenswörtchen davon erfahren. Dieſe Hausfractionen ſind mit ihrem gemüthloſen Spott die natürlichen Feinde des aufkeimenden poetiſchen Enthu-

stasmus der armen verfolgten Backfische. Unglücklich ist die Siebzehnjährige, die einen fünfzehnjährigen Bruder hat, doppelt unglücklich, wenn sie auch noch einen neunzehnjährigen besitzt. Jener wird sie bis aufs Blut necken; dieser sie wie ein Pedant hofmeistern. Die unschuldigsten beneidenswerthesten Freuden der Menschen werden wie die schönsten duftigsten Blumen am meisten von der Plumpheit gestört oder beschädigt. Die jungfräulichen Lesekränzchen werden klug veranstaltet, wenn der Herr Vater sich auf der Ressource befindet und die Herren Brüder durch Privatlectionen außer dem Hause gefesselt sind. Wie die Nymphen der Diana stäuben sie auseinander, wenn ein männlicher Fuß ihr lispelndes Heiligthum entweiht: nur auf den Zehen schleichend darf man sich ihnen nahen und nur dem Ohre ist es gestattet, sie zu belauschen. Von dieser Andacht und Inbrunst der Vorlesung hat die heutige Kunst der Bühne keine Ahnung mehr, mit einem Fünkchen dieser Begeisterung für die Dichtung, könnte man ein ganzes trocken deklamirtes Schiller'sches Trauerspiel mit bengalischen Flammen illuminiren, einen ausgestopften Liebhaber lebendig, ja unsterblich machen, aber ein so zartes Feuer schwebt wie das Licht der Sterne unerreichbar über dem schuldbewußten Leben — es klingelt, die getreuen Zofen ihrer jungen reizenden Herrinnen sind mit Muffen, Halskragen und Mänteln eingetroffen, um sie sicher vor Anfechtungen der verdorbenen Menschen nach Hause zu geleiten, der iro-

niſch ſchmunzelnde Hausherr tritt ein, die Abſätze der Brüder in der oberen Etage werden laut; ihr lieblichen Nymphen flieht mit eurer Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart, ehe ihr der hausbackenen Proſa und der wohlfeilen Secundaner-Ironie in die Hände fallt.

Das Streichquartett hat einſt eine glänzende Rolle unter den geiſtigen Erholungen der vornehmen Welt geſpielt, Kaiſer und Könige haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, die zweite Violine oder die Bratſche zu ſpielen und die herrlichſten Meiſterwerke der Nation ſind auf Beſtellung kunſtſinniger fürſtlicher Mäcenate entſtanden. Seit die glücklichſten Söhne der Welt in ihre Paläſte nicht mehr vierſtimmige Kammermuſik, ſondern Tänzerinnen beſtellen, iſt das Streichquartett die Domaine der Stillvergnügten geworden. Man hat in der heutigen Zeit über die Abnahme der Freundſchaftsbündniſſe nicht minder geklagt, als über das Ausſterben der wahren Liebe; man hat Unrecht daran gethan. Wenn es während der lieblichen Luftſchwingungen klingenden Goldes und Silbers noch immer Leidenſchaften auf Leben und Tod giebt, gehören nur vier Streichinſtrumente dazu, um eine Quadruplealliance von Damon und Pythias, Oreſtes und Pylades zu bilden. In Darmſaiten und Roßhaaren liegt für das männliche Geſchlecht eine wunderbare ſympathetiſche Kraft. Eine Violine in einſiedleriſchen Regiſtratorshänden kann der ſtillen Nacht ihr Leid klagen, ohne wie ein lyriſch geſtimmter Kater

die Stimme eines Unterſtradivarius in der Nachbarſchaft zu wecken. Bald wetteifern Beide, ohne der an die Wand pochenden Stiefelknechte der im Schlaf geſtörten Nachbaren zu achten, in kühnen Paſſagen, Arpeggien und Trillern, und bald ergiebt ſich die unverkennbare Ueberlegenheit des regiſſeuriſchen Paganini. Das Verhältniß zwiſchen erſter und zweiter Violine hat ſich zwanglos aus den Umſtänden ſelber ergeben. Die beiden Violiniſten achten und lieben ſich, noch ehe ſie einander kennen gelernt. In der zweiten Nacht miſcht ſich plötzlich ein dumpfer Laut in ihren Wetteifer; er klingt nicht wie „Unkenruf an Leichen", aber wie eine Bratſche, die vom Boden zwiſchen alten Hüten, zerbrochenen Guckkäſten und ausgedientem Kinderſpielzeug hervorgeholt, abgeſtäubt und friſchbezogen worden iſt. Dieſe verführte Bratſche hat ihr jahrelanges Stillſchweigen gebrochen und ächzt verſtändnißinnig in die jubelnden Violinklänge hinein. In der dritten Nacht wiederholt ſich das Tonſpiel, aber alle zehn Minuten unterbrechen ſich die Virtuoſen, um zu lauſchen, ob ihre Lockтöne nicht ein etwa in der Gegend hauſendes Cello geködert haben. Da erſchallt nach langem Harren endlich, erſt leiſe, dann ſtärker, ein ſo *tiefes* Summen, daß die drei Virtuoſen, in der ehrfurchtsvollen Ueberzeugung, es auf ihren höherſtrebenden Inſtrumenten nicht hervorbringen zu können, dieſelben, wie Fauſt in der Oſternacht die Phiole, überraſcht niederſetzen und dem ergreifenden Geſange zuhören. Er

entſtammt einem ſtarken Cello, aber ſein Spieler iſt nur ſchwach. Der Ton dieſes Cello's hat etwas Widerſetzliches, Starres, als ob es ſeinen individuellen Mißmuth über die Fehlgriffe äußern wollte, die ſich ſein leider rechtmäßiger Beſitzer darauf erlaubt. Das ſchöne Cello bockt und bäumt ſich, wie ein edles Roß, das von den Händen eines Sonntagsreiters mißhandelt wird. Was kümmert aber ſein Zorn die Violinen und die Bratſche; der Vierte im Bunde iſt gefunden und ſchon am folgenden Tage findet die Organiſation des Quartetts der Stillvergnügten ſtatt. Die idyllischen Muſiker kommen zuſammen und reden mit einander, als hätten ſie ſich ſchon von Kindesbeinen an gekannt, und als nun gar der Name „Haydn" ausgeſprochen wird, umarmen ſie ſich und drücken einander die Hände, als wären ſie eines Vaters Söhne und zum feſtlichen Beſuche aus fernen Provinzen zuſammengereiſt. Ihr Quartett kommt an jedem Sonnabend um ſechs Uhr abwechſelnd bei jedem der Muſikbündler zuſammen und wirkt bis neun Uhr Abends, worauf ein frugales ſokratiſches Mahl folgt, gewürzt mit tiefſinnigen, nur durch Kauen unterbrochenen Geſprächen über die göttlichen alten Tonſetzer, und mit kleinen anmuthigen Neckereien, wie ſie unter Muſikern vorkommen, die nicht ganz Herren ihrer Inſtrumente ſind, und zuweilen auch von der Buchſtäblichkeit der vorliegenden Noten abweichen. Man glaube nicht, daß ein ſolches ſtillvergnügtes Streichquartett ſo elegant, glatt und

ruhig dahinströmt, wie einst das Spiel der Gebrüder Müller oder anderer Kammermusikmeister; unser wirklich geheimes Quartett muß im Schweiß des Angesichts der Muse abgetrotzt werden. Die stillvergnügten Künstler üben ihre einzelnen Stimmen mit einer so großen Gewissenhaftigkeit, daß sie meistens zu einer subjectiven, höchst originellen Auffassung gelangen, die später sich nicht mit dem Ensemble vereinbaren läßt und ganz unerwartete, theoretisch noch nicht untersuchte Combinationen zu Wege bringt. Mit den Lösungen dieser musikalischen Wirren hat das Quartett namentlich bei ihm noch unbekannten Werken stets vollauf zu thun; dafür ist seine Freude aber auch desto größer, wenn zuletzt eine liebliche Musik zu Stande kommt, die zwar nicht ganz genau dem ursprünglichen Plane ihres Componisten treu bleibt, aber als eine Kunstäußerung unbescholtener und geachteter Staatsbürger immerhin eine sehr achtungswerthe Stellung im Reiche der Kunst einnimmt, denn auch die neuesten berühmtesten Meister lehren uns, daß es nicht sowohl darauf ankommt, die alten Regeln zu befolgen, als überhaupt nur Regeln, gleichviel, wer sie aufgestellt hat, wenn sie uns nur persönlich behagen, was man denn auch aus den strahlenden Blicken der Stillvergnügten und aus ihren heimlichen Seligkeitsseufzern deutlich erkennt.

Das Quartett genießt in Familie und Verwandschaft eine abgöttische Verehrung; es ersetzt den genüg-

ſamen Zuhörern Oper und Concert, Spiel und Geſang. Wenn der betreffende Hausvater z. B. ſeine Bratſche zur Hand nimmt und einige abgeriſſene Begleitungsſtellen, an denen dieſer „Eſel des Orcheſters“ ſo reich zu ſein pflegt, bedächtig herunterſtreicht, lauſchen ſeine Kleinen wie auf die myſteriöſen Hauche der Aeolsharfe und betrachten das räthſelhafte Inſtrument mit der Ehrfurcht von Wilden, als ob es eine eigene Seele beſäße. Wie das ſo oft von den Reichen muthwillig verſchleuderte kleine Geld in den Händen der Armen, kommt die ſchlechte Muſik in den Häuſern der Stillvergnügten wieder zu Ehren. Vater Haydn, der volksthümlichſte aller Componiſten, die je gelebt haben, muß faſt immer ſeine Quartette an den muſikaliſchen Pranger ſtellen laſſen, könnte er aber das Entzücken der Stillvergnügten mitanſehen, er würde lächeln und verzeihen; er würde gewiß verzeihen und ſich die Ohren zuhalten. Die Frauen ſitzen ſtill mit den Strickzeugen oder in der Stickerei begriffenen Pantoffeln im Nebenzimmer, die Kinder hocken auf Fußbänkchen, wer aufſteht, ſchleicht ängſtlich auf den Zehen einher, als liege nicht nur die Partitur des Quartetts in den letzten Zügen, ſondern ein wirklicher theurer Menſch und lieber Angehöriger — glückſelige, unſchuldsvolle Zuſtände, man kennt euch nicht in den Häuſern, wo ſchon der Junge mit dem Miethszettel an den Unausſprechlichen, das Clavier driſcht, oder die Violine grauſam zwickt und ſtreicht, wo von eingeladenen

Künſtlern wohlconditionirte Galamuſik gemacht wird, und jedes Fräulein den Erlkönig oder trockene Blumen, wie jede Feldgrille ihre Naturzwitſcherei, vortragen kann.

Außer dieſem lauten Spiel der Stillvergnügten giebt es aber noch ein ſchweigendes, das ſie kaum minder beglückt und über die Mühen des Lebens tröſtet: es heißt Vierſchach. Dieſes öde und langweilige, beſchränkte und ideenloſe Spiel wird nie von den eigentlichen Schachvirtuoſen geſpielt; es gehört den verkommenen bequemen Schachverbeſſern. Zum eigentlichen Schach verhält es ſich, wie die Gans zum Schwan, der Kantſchu zum Schwert, der Droſchkengaul zum Rennpferde, und der Ehrgeiz nach einem Orden, zur Ruhmſucht. Es gehören dazu beſcheidene Geiſter, verſtockte Gemüther und trockene Temperamente, die an den kleinen immer wiederkehrenden Kniffen dieſes Spiels ihr Genügen finden. Vorzeitig gealterte und ungerechter Weiſe zurückgeſetzte Aſſeſſoren, Privat-Philologen, penſionirte Polizeiräthe, taub gewordene Muſikdirektoren und emeritirte Zahnärzte lieben das Vierſchach am leidenſchaftlichſten, wenn man ihre amphibiſch-kühle Anhänglichkeit eine Leidenſchaft nennen kann. Das Spiel iſt dieſen Allen willkommen, weil es ihnen fortwährend Gelegenheit giebt, unter dem Anſchein des Nachdenkens über ſeine Verwicklungen den eigenen melancholiſchen Grübeleien nachzuhängen, ohne die Lippen öffnen zu dürfen. Der Aſſeſſor träumt von guillotirten Präſidenturen, der Philologe von bequemen Hauslehrer-

ſtellen mit reichlicher Station, der Polizeirath von munteren Spitzbübchen, die er in beſſeren jungen Tagen überliſtet, der taube Muſikdirektor von den Feſtabenden, an denen er den Dirigentenſtab geſchwungen, der Zahnbrecher mit jetzt zitternden Fingern, an die ſeligen Momente, wenn die Patienten, wie Aale unter dem Meſſer der Köchin, ſich unter ſeinen ſtählernen grauſam ſchimmernden Inſtrumenten krümmten. Die hölzernen Figuren ſtehen unbeweglich vor ihnen und ſtarren ſie mit lebloſen Geſichtern an, die beiden ſchlechtgeputzten Lampen — ſo fügt es ſich immer im Vierſchach der armen Junggeſellen — werfen ein unangenehmes Licht auf die ſchwarzweißen Schachfelder, vier ſtarre Phyſiognomien und geſenkte Häupter hängen darüber, wie Gewitterwolken über einem ſchlecht beſtellten dünnbewachſenen Haferfelde! Und dennoch ſind dieſe vier Spieler ſtillvergnügt auf ihre Weiſe, ja, ihr Vergnügen kann ſogar einen gewiſſen rauſchenden Charakter annehmen, wenn von einem Unaufmerkſamen ein Fehler begangen wird, der ſeinen gegenüberſitzenden Mitſpieler ins Verderben ſtürzt. Dann kommen erſt langſam, ſpäter in raſcher Folge, allerlei bittere Bemerkungen hervor, allerlei giftig ſcharfe Anzüglichkeiten, die ihnen ſo viele Freude zu machen ſcheinen, wie den Ottern und Vipern das Beißen. Die ſchwer beladenen Herzen ſchütten die Bürden auf die Häupter der Freunde, aber nie entſteht ein nachhaltiger Ingrimm; man ſagt ſich die Grobheiten, wie weni-

ger eigenthümliche Leute Liebenswürdigkeiten; das Genre der Vierſchachſpieler bringt es einmal ſo mit ſich. Wenn zwei Partieen beendet ſind, ſtehen die Freunde ſchweigend auf, nehmen Mantel und Hut, und gehen jeder für ſich zu einem andern Reſtaurant, um zu Nacht zu eſſen; das iſt das originellſte Stillvergnügtſein der Ungeſelligen, der Cultus des Vierſchach, die traurigſte Beluſtigung auf Erden.

Aus dem Knabenleben.

Berlin hat durch ſeinen Ueberfluß an minorennen Taugenichtſen, verdorbenen Schuljungen und talentvollen Vagabunden eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Nicht nur der Berliner Gaſſenjunge darf auf ſeinen Ruf ſtolz ſein; ſehr viele Söhne wohlhabender Eltern ſind ganz dazu geartet, ihm dieſen trauriaen Lorbeer ſtreitig zu machen. Schon frühzeitig entwickelt der Knabe von Berlin, wie wir zum Unterſchiede von dem profeſſionellen Straßenjungen ihn nennen wollen, eine beſondere Neigung, hinter die Schule zu gehen. Die Conditoreien, die Schaufenſter der Läden und die freien Plätze mit ihrem lebendigen Volks- und Handelstreiben erſcheinen ſeinem beweglichen Sinne ungleich anziehender, als die trockenen Regeln der lateiniſchen Declinationen, die Hauptſätze der Geometrie und die unerquicklichen Jahreszahlen der alten Geſchichte. Ohne den Fauſt zu kennen, hält

er aus Inſtinkt die Theorie für zu grau, um über ihr des Lebens grün-goldenen Baum unbeſtiegen wachſen zu laſſen. Noch nicht trocken hinter den Ohren, wirft er ſich ſchon in den Strudel der ſtädtiſchen Ereigniſſe, und genießt das Leben in ſeinen Aerſeln, Bonbons und Chokoladenplätzchen. Vier Stunden Vormittags und zwei am Nachmittage ſcheinen ihm nicht zu lange für die Spaziergänge und Beobachtungen eines angehenden Philoſophen für die Welt. Die Menge der Stadtviertel erleichtert ſeine Unternehmungen, und die einzige Vorſicht, die er zu beobachten nöthig hat, beſteht nur darin, daß er auf ſeinen Streifereien den engeren Bezirk ſeines angeſtammten Gymnaſiums vermeidet. Lange kann er ſein Treiben fortſetzen, ohne entdeckt zu werden, denn er ahmt als ein Talent in den bildenden Künſten, die Unterſchrift ſeines Vaters nach und unterſchreibt ſelber die eigenen Entſchuldigungszettel. Inzwiſchen leiden doch ſeine Schularbeiten entſetzlich unter dieſem genialen Wanderleben, und die halbjährige Cenſur erreicht endlich einen Grad von Schlechtigkeit, daß ſelbſt dem nachſichtigen Papa der Verſtand ſtille ſteht.

Väter, die ſich allabendlich mit ihren Söhnen beſchäftigen, ihre Arbeiten durchſehen und ihren Eifer anſpornen, gehören ſchon zu den Berliner Sehenswürdigkeiten. Auch der Vater, deſſen Sohn wir hier porträtiren, nimmt ſich ſeines Sprößlings nicht häufiger an, als die Univerſitätsprofeſſoren ihrer Studenten, d. h.

halbjährlich bei Unterschrift der Quittungsbögen: er liest nur die Censur und quittirt durch seinen Namen den richtigen Empfang der Nachrichten über die jüngste wissenschaftliche Vergangenheit des jungen Herrn. Ob die Censur ein wenig besser oder schlechter war, kümmert ihn im ganzen wenig, da er von seinen eigenen Schuljahren nicht die vortheilhafteste Meinung hegt, und doch ein geachteter, ja, was ihm wichtiger scheint, ein reicher Mann geworden ist. Diese Censur jedoch fesselt seine Aufmerksamkeit gleich durch ihre Einleitung. Sie spricht unverholen großes Bedauern darüber aus, daß ein so fähiger Knabe durch häufige Krankheit an dem Besuche der Schule wöchentlich mehrmals verhindert worden ist! Der Vater traut kaum seinen Augen, da er die Zahl der Versäumnisse aus „Krankheitsrücksichten" mit dem ihm wohlbekannten fabelhaften „Appetit" des jungen Schulschwänzers vergleicht. Er liest weiter und staunt immer mehr. Sein Sohn zeichnet sich durch einen tief in ihm liegenden Abscheu vor den alten Sprachen aus, ohne der Mathematik deshalb gewissenhafter Rechnung zu tragen. Wenn seine Leistungen in der Muttersprache dagegen bedeutend genannt werden können, so sind darunter dennoch nicht die schriftlichen Ausarbeitungen zu verstehen, sondern nur die lebhaften mündlichen Unterhandlungen mit seinen Nebenmännern während des Unterrichtes und die scharfen Lakonismen gegen die Lehrer, welche ihn zur Rede zu stellen pflegen. Er

ist deshalb wiederholt mit entehrenden Schulstrafen belegt worden, ohne daß diese auf ihn einen sichtbaren Eindruck hinterlassen hätten. Als Philosoph steht er hoch über dem verschrobenen modernen Ehrbegriff.

Der erschütterte rathlose Vater eilt zum Director des Gymnasiums, dem Manne der Erfahrung, der Geduld, der seufzenden Eltern und Vormünder; er will Licht und erhält statt desselben einen Sack voll Dunkel. Aber der menschenfreundliche Director weidet sich nur wenige Minuten an seinen Leiden: mit einigen Zügen meisterhafter Analyse entwirft er das Schreckensgewebe bübischer Faulheit und Tücke. Von den Fürsten, Hofleuten und Völkern mag es wahr sein, daß sie aus der Geschichte nichts lernen; von den Gymnasial-Directoren kann man so etwas nicht behaupten. Sie halten die Welt besser zusammen, als man nach dem ersten oberflächlichen Anblick glauben sollte, und sie kennen diese Welt. Aus den Gemüthern und Geistern der Jungen sammeln sie ihre Erfahrungen, und was sind denn von einem allgemein menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, alle geschichtlichen Persönlichkeiten anders als großgewordene Jungen? finden sich nicht schon alle Pfiffe und Kniffe der Historie in den sechs Abtheilungen der Gymnasien? studirt nicht die leichtsinnige Jugend ebenso vergebens die kostbaren Schriften des Alterthums, wie ihre Eltern die Lehren der neueren Weltbegebenheiten? Wenn Rabbi Akiba sagt: „Alles schon dage-

weſen!“ ſo meint er nur: auf der **Schule**. Deshalb liegt vor den Augen eines tüchtigen Directors ein ſolcher aufſätziger, fauler, gaunériſcher berliner Junge da, wie ein anatomiſches Präparat auf dem Tiſche der Charité.

„Ich ſehe Ihren Kummer, mein Herr,“ ſpricht der weiſe Mann, „hier muß raſch Einhalt gethan werden, ehe es zu ſpät iſt. Die **Schule** hat gegen den Knaben ihre Pflicht erfüllt, ſo weit dies möglich war, aber das **Haus** hat die Schule nicht genügend unterſtützt. Sie haben es an der häuslichen Ueberwachung fehlen laſſen. Der Knabe muß in eine ſtrenge Penſion gethan werden.“

Wie nach einem trübſeligen Regentage die Sonne im letzten Moment noch eine ſchmale Spalte in dem dunklen Wolkenſchirm findet, und mit einem wundervollen verklärenden Lichte die arme verſtimmt daliegende Erde anblinzelt, daß ſie wieder wie die Heimath des vernünftigen Menſchen ausſieht, ſo verbreitet das einzige Wort „Penſion“ über das Antlitz des unglücklichen Vaters einen verjüngenden Roſenſchimmer.

„Ich bin kein Freund von Penſionen,“ fährt der Director fort, „wenn ſie von leichtſinnigen Eltern nur dazu benutzt werden, um ſich gutgearteter Kinder zu entledigen, die keine andere Fehler haben, als daß ſie eben neugierige, unruhige und laute Weſen ſind; aber

ich ſtatuire Ausnahmen. Wenn Eltern auf dem Lande wohnen . . . . .“

Der Vater macht ein Geſicht, als wollte er ſagen, daß dieſes nicht ſein Fall ſei, und öffnet ſchon den Mund, aber der Director ſieht ihn mit großem, Sterbliche prüfenden Auge an, einem Auge, in dem die vollſtändige Bedeutung der Strafbarkeit liegt, einen docirenden Schulmann zu unterbrechen, und der Vater iſt auf der Stelle reuig und gebeſſert.

„Wenn Eltern auf dem Lande wohnen,“ betont der Director mit ernſter Miene, „dürfen ſie ihre Kinder in eine ſtädtiſche Penſion geben!“

Er könnte hinzuſetzen: „wenn Eltern ſo wenig Häuslichkeit beſitzen, daß ſie mitten in Berlin ſo gut wie in der Prairie wohnen,“ oder: „wenn Eltern Söhne haben, die ſtatt in die Schule, auf das Land gehen,“ aber er ſagt weniger pikant, wie es ſich für einen ernſten Pädagogen ziemt: „wenn Eltern ferner ſich vermöge ihrer Geſchäfte oder ihres Geſundheitszuſtandes ſo wenig um ihre Kinder kümmern können, daß dieſe bei lebhaftem Temperament in Gefahr ſtehen, ein Opfer der Verſuchungen der großen Stadt zu werden, ſo iſt es ihnen nicht nur erlaubt, ſondern ſie ſind verpflichtet, ihre Kinder in Penſion zu thun.“

„Können Sie mir eine gute Penſion für meinen Eugen empfehlen?“ fragt der Vater ſehr erleichtert.

„Eine gute und eine ſtrenge Penſion. Ihr Eugen

kann erſt wieder gut behandelt werden, wenn er eine Zeitlang ſtrenge behandelt worden iſt. Der Doctor Schlagentzwei iſt mein alter Freund und Univerſitätsgenoſſe; er könnte Ihren Eugen in ſein Haus nehmen."

Der Vater ſcheint innerlich bei dem ominöſen Namen des Doktors einige Scrupel elterlicher Zärtlichkeit zu empfinden, allein er hat ſchon ſo viel Reſpekt vor dem Director, daß er ſie nicht laut werden läßt. Dieſer bemerkt ſehr wohl den Gemüthsvorgang und ſetzt hinzu: „Doctor Schlagentwei beherbergt in ſeinem Hauſe jährlich wenigſtens ein Dutzend meiner Gymnaſiaſten und leitet ſelbſt ihre häuslichen Arbeiten. Die Abiturienten aus ſeiner Penſion pflegen im Examen ſtets am beſten zu beſtehen."

Da hieraus erhellt, daß Knaben, welche es bis zum Abiturienten-Examen bringen und gut beſtehen, nicht vorher als Opfer eines allerdings verhängnißvollen Namens gefallen ſein können, beruhigt ſich der Vater und überläßt dem Director das Weitere.

„Ich möchte vorläufig mit Doctor Schlagentzwei ſprechen," bemerkt dieſer, „da wir jetzt am Anfange eines neuen Curſus ſtehen, werden wahrſcheinlich in ſeinem Hauſe einige Veränderungen vor ſich gehen und er kann für Ihren Eugen bei dieſer guten Gelegenheit gleich Platz machen. Haben Sie unterdeſſen die Güte, dem Knaben die Veränderung anzuzeigen."

Mit schwerem Herzen, auf dem alle Unterlassungssünden eines gewissenlosen Vaters lasten, begiebt sich der schwache Mann nach Hause und zeigt dem unternehmenden Knaben an, daß er noch in den Ferien „Pensionär" werden solle. „Wo?" fragt lakonisch Eugen, dem gewisse Pensionen oder Freistätten junger Grafen geschrieben. „Beim Doctor Schlaaentzwei," sagt der Vater kleinlaut mit abgewandtem Gesicht und verläßt das Zimmer. Kaum hat er den Rücken gekehrt, so schleicht Eugen in das Zimmer der Mama und stiehlt seine Sparbüchse. Dann steckt er sein Terzerol in die Tasche, nimmt das Glas mit den beiden Laubfröschen unter den Arm und geht aus. Eugen hat beschlossen mit dem Abendzuge nach Potsdam zu reisen und von da aus sich für die englische Fremdenlegion anwerben zu lassen.

Nur in einer Richtung ist es schwer, Berlin mit der Eisenbahn zu verlassen, wenn man keine Legitimation besitzt, aber da Potsdam nicht in dieser Richtung liegt, so beachtet Niemand Eugen und er langt mit Einbruch der Nacht glücklich unter den architektonischen Schöpfungen Friedrichs des Großen an. Die Fahrt in der kühlen Abendluft hat ihn ein wenig verstimmt, er spürt Appetit und erinnert sich des häuslichen Soupers, bei dem er wahrscheinlich in diesem Augenblick vermißt wird. Empfindsamkeit ist nicht die Sache Eugens; er hat nur die einzige Sorge, etwas Gutes zu Abend zu

essen und behaglich zu schlafen. Von einer Vergnügungspartie mit seinen Eltern erinnert er sich, in der Nähe des Schlosses in einem Hotel sehr gut gespeist und zwei Apfelsinen bei Seite gebracht zu haben. Hier beschließt Eugen einzukehren, und seine ursprüngliche gute Laune kehrt beim Anblick der hellerleuchteten Fenster sofort wieder. Festen Fußes kehrt er ein, überzeugt sich beim Schimmer des Lichtes im Flur, daß die Laubfrösche auf der Fahrt keinen Schaden genommen haben und läßt sich behaglich an den gedeckten Tisch nieder. Nachdem er ein Beafsteack und ein Viertel Rothwein mit einer für seine Jahre frühreifen Standhaftigkeit verzehrt hat, begehrt er sein Nachtlager. Man führt ihn artig drei Treppen hoch in ein Hinterzimmer, setzt zwei Lichter unter den Spiegel und fragt, wann „Herr Eugen“ morgen frühe den Kaffee befehle.

„Kennen Sie mich denn?“ fragt der entsetzte Knabe den Kellner. „Ganz gewiß. Der Herr Inspector haben uns ausdrücklich auf die Seele gebunden, auf Herrn Eugen recht Acht zu geben und ihn nicht eher fortzulassen, als bis der Herr Inspector ihn selber gesprochen haben.“ Nach diesen Worten verläßt der Kellner das Zimmer und dreht den Schlüssel zwei Mal um. Eugen beschließt zu sterben, er hat die Wahl zwischen einem kühnen Sprunge zum Fenster hinaus und einem Pistolenschuß. Er öffnet das Fenster und überzeugt sich zu seinem Entsetzen, daß selbiges nicht auf die Straße,

ſondern auf einen nach ſchmutziger Wäſche duftenden Kaften in eine wohlverrammelte Kammer führt, er zieht die Piſtole und erinnert ſich zu ſpät, daß man zum Erſchießen Pulver und Blei brauche. Eugen beſchließt alſo, zu leben, und ſtatt die Piſtole abzubrennen, brennt er die ihm väterliche Cigarre an, die ihm vom jüngſten Beutezuge übrig geblieben iſt. „Kann dieſer Inſpecteur nicht ein Freund des elterlichen Hauſes ſein, der ihm die Merkwürdigkeiten Potsdams zeigen will? Nichts weiter, die Sache iſt einfach: legen wir uns auf das Ohr.“ Eugen hat in der Klaſſe niemals aufgemerkt, auch nicht, als die Geheimniſſe des electro-magnetiſchen Telegraphen erklärt worden ſind, deshalb combinirt er nicht, daß er beim Ausreißen von ſeinem Vater bemerkt, aber nicht mehr eingeholt worden ſei, daß der Vater nach Abfahrt des Zuges dem wachthabenden Lieutenant den Namen des Flüchtlings genannt und nach Potsdam telegraphirt habe, man möge dort auf Eugen ein ſcharfes Auge richten, kein Aufſehen erregen, ihn aber ſo feſt machen, daß er am andern Morgen mit leichter Mühe nach Berlin zurücktransportirt werden könne. Die Polizei hat Alles mit ihrer bekannten Virtuoſität ausgeführt. Mit dem erſten Fußtritt auf den Potsdamer Perron war Eugen, ohne es zu ahnen, Arreſtant.

Als Eugen am andern Morgen die Augen aufſchlägt, ſieht er einen freundlichen alten Herrn neben ſeinem Bette ſitzen und eine Priſe nehmen. „Sie ſind

der Herr Inſpector?“ fragt Eugen, etwas empört über die malitiöſe Gelaſſenheit des alten Herrn. „Ja Kleiner, ich bin der Polizeiinſpector, und wenn Du mein Sohn wäreſt, würde ich Dich hier im Bette durchſuchteln, daß Du vierzehn Tage liegen bleiben ſollteſt. Jetzt ziehe die Kleider an und komm mit, Du mußt nach Berlin zurück.“ „Aber ich will nicht nach Berlin, ich will nicht in die Penſion, ich will nach Sebaſtopol.“ „Du ſollſt auch nach Sebaſtopol kommen, Kleiner,“ ſchmunzelt der alte Herr, „aber auf der Landkarte, mein Sohn, wie es ſich für Dich paßt, jetzt mach' raſch.“ Der Inſpector ſieht dabei ſo unternehmend aus, daß Eugen es für gerathen hält, keinen weitern Widerſtand zu leiſten, ſondern ſich als politiſcher Märtyrer in ſein Schickſal zu fügen. „Nun trinke Deinen Kaffee und iß ein Milchbrod — es iſt ein kalter Morgen.“ Auch das thut Eugen, und nun geht es nach dem Bahnhofe, wo der Herr Inſpector ihn einem ganz unſcheinbaren Manne mit ſehr kurzen dicken Fingern übergiebt, welche der Unſcheinbare um Eugen's linkes Handgelenk legt und erſt auf dem Berliner Bahnhofe wieder losläßt. Hier ſteht der Vater und ein Herr in einem kaffeebraunen abgeſchabten Rocke, deſſen Haupt ein abgeſtoßener Hut und eine Art mit Grau durchſchoſſenes früher goldenes Vließ von Haaren bedeckt.

„Dies iſt der Miſſethäter, Herr Doctor,“ ſagt Eugen's Vater und empfängt ſeinen Knaben aus des

Unscheinbaren Händen, welche dieser sofort zum Trinkgelde krümmt.

„Ich habe sie schon schlimmer gehabt", lispelt gleichgültig Doctor Schlagentzwei und kehrt Eugen ein wenig bei den Schultern seitwärts, als wenn er sich durch Ocularinspection überzeugen wollte, ob alle Prügel, die er ihm zugedacht, auch auf seinem Rücken Platz haben würden, „zwei waren bis Hamburg gekommen, zu Fuß, und mit einem lebendigen Meerschweinchen, aber wir bekamen sie doch noch, sie hatten an den beiden letzten Tagen nur von Mohrrüben gelebt." Alles das erzählte der Doctor ganz tonlos, ganz in tiefe Gedanken verloren, man sieht ihm ordentlich an, daß Hamburg, die Jungen, das Meerschweinchen und die Mohrrüben vor seinem innern Auge schweben. Eugen schaudert: er schaudert noch mehr, als sein Vater scheidend sagt: Jetzt wirst Du mit dem Herrn Doctor nach Hause gehen; es ist Alles besorgt; ich werde mich nach Deiner Aufführung erkundigen." Es wäre nun allerdings dem jungen Flüchtlinge sehr gleichgültig, ob der schwache und vielleicht überrumpelte Vater dergleichen thäte, aber dieser Doctor schaut weit mißbegieriger nach der Aufführung von Knaben aus, als Eugen lieb ist. Der Vater verschwindet und der Doctor geht gelassen voran, als ob es gar keinen Eugen in der Welt gebe. Keine Besorgniß vor Ausreißen, kein argwöhnisches Umblicken, kein Festhalten — der ganze Mann klassische unerschüt-

terliche Ruhe, philologiſches Vorſichhinſchauen, ein antiker Charakter. Mit geſenkten Ohren ſchleicht Eugen hinter dem entſetzlichen Menſchen her; aller Muth iſt von ihm gewichen. Er war zu eiſernem Widerſtand entſchloſſen, er wollte ſich auf die unveräußerlichen Rechte der Menſchen ſtützen, aber er war nicht darauf vorbereitet, vollſtändig ignorirt als der Galgenvögel Kleinſten Einer betrachtet zu werden. Der Doctor wohnt ganz in der Nähe, in den neuen Straßen vor dem Potsdamer Thor; er beſitzt dort ein eigenes, aus gebeſſerten Jungen aufgebautes Haus, das er nie ohne ſtille Luſt betrachtet. Kein Portier bewacht argwöhniſch einen verſchloſſenen Flur; es iſt ein vergnügliches, Zutrauen erweckendes Haus, durchaus eingerichtet, zu kommen und zu gehen, wie Jeder will. Sie ſchreiten über einen gepflaſterten Hof, auf dem moderne Cochinchina-Hühner ihr Weſen treiben, und betreten ein zweiſtöckiges Hintergebäude, aus deſſen Flur man die Ausſicht auf einen neu angelegten allerliebſten Garten genießt.

„Ich werde Dich jetzt meiner Frau vorſtellen“, ſagt der Doctor und ſteigt rechts einige Stufen in ein Souterrain hinab, aus dem ein kräftiger Bouillongeruch quillt. Eine derbe Frau mit harten Zügen, die Frau Doctorin ſelber, dirigirt dort zwei Mägde, die in großen Töpfen rühren.

„Hier iſt Eugen, liebes Kind. Du biſt wohl ſo gut, ihm ſein Bett im Schlafſaal anzuweiſen, ich muß in die

Stadt gehen.“ Ohne Rachſucht, ohne Leidenſchaft, läßt der Doctor wieder den alten Hut über ſein von den Zähnen der Zeit aber nicht von denen des Kammes ruinirtes Haupthaar fallen und entfernt ſich.

„Nun Eugen ich hoffe, es wird Dir bei uns gefallen,“ ſagt die Frau Doctorin, „Du mußt nur hübſch artig ſein, dann wird Alles gut werden.“

Sie geht mit einem großen Schlüſſelbunde voran und öffnet eine Treppe hoch ein weites vierfenſtriges, nach dem inneren Hofe gelegenes Zimmer, einen Schlafſaal für acht bis zehn Knaben.

„Hier iſt Dein Bett und in der oberen Schieblade der Kommode kannſt Du Deine Bücher und Wäſche verwahren; die beiden Kleiderſchränke gehören Euch allen gemeinſchaftlich, packe jetzt Deine Kiſte aus und dann finde Dich zum Eſſen ein, wenn Du die Glocke läuten hörſt.“

Sie läßt Eugen allein, der ſich in die Neuheit ſeiner Lage ſo gut als möglich zu finden ſucht. Im elterlichen Hauſe beſaß er ein eigenes Zimmer mit eleganten Möbeln, einen feinen Schreibtiſch, ein Sopha, ja einen kleinen Lehnſtuhl; hier findet er nichts, als eine eiſerne Bettſtelle zwiſchen einer Menge ähnlicher, eine demüthige birkene Kommode und einen vielerfahrenen abgeſtumpften Stiefelknecht. Das Lokal macht auf ihn den Eindruck eines Gefängniſſes, trotzdem alle Thüren offen ſtehen und die kühnſten Reiſepläne in

ferne Welttheile ungeſtört ausgeführt werden könnten. Nicht einmal die geſtern geſtohlene Sparbüchſe mit einigen zwanzig Thalern haben die argloſen Menſchen Eugen abgenommen. Eugen kennt indeſſen noch nicht das menſchliche Gemüth; er ſteht unter dem Einfluß einer mächtigen Idee und wird ſich nicht klar darüber. In der Ruhe des Doctors, in der ſolidden Wirthſchaftlichkeit ſeiner Frau, in der ſpartaniſch kurzen Redeweiſe Beider, in der Einfachheit des Haushalts ſchlummert ein Geiſt der Strenge, den verwegen herauszufordern, nicht räthlich ſein möchte. Eugen reflektirt nicht weiter, ſondern ſtopft ſeine Bücher wie Kraut und Rüben in die Kommode, läßt den Schlüſſel ſtecken und eilt hinaus, um den Garten zu beſichtigen. An der Thür begegnet ihm wieder die Frau Doktorin.

„Biſt Du mit Deinem Einpacken fertig, Eugen?“ fragt die reſolute Frau und geht an die Kommode. Aber kaum hat ſie die Schieblade herausgezogen, als ſie auch ſchon ruft: „Nein, mein Kind, mit dieſer Unordnung wirſt Du bei uns nicht durchkommen — gleich noch einmal gepackt — die Großen nach unten — die Kleinen nach oben — nein dieſe Kinder — wie kann man ſich in den Kram zurecht finden.“

Eugen kehrt langſam um, wirft die Lippen auf und geht mit ſichtlicher Ermüdung an das Geſchäft. So etwas hat ihm noch Niemand zugemuthet: zu Hauſe hieß das ſchon eine muſterhafte Ordnung, und er erhielt

ein Zweigroschenstück zur Belohnung. Unter Assistenz der Penelope vollbringt er jedoch das lästige Werk und wird diesmal in Gnaden entlassen. Er eilt nach dem Garten; der Garten ist verschlossen und mit einem Vorhängeschloß verrieben. Er sieht sich im Hofe um, ob die Wassertonne offen ist, um mit einem Stock hineinzuschlagen; die Tonne ist mit einem Deckel verschlossen. Ringsum Todtenstille, nur aus den oberen Gemächern des zweiten Stockes ertönt ein monotones Summen; Eugen athmet schwer auf — da erschallt die rettende Tischglocke — er eilt ins Haus. Beim Eintritt in den Speisesaal fühlt sich Eugen überrascht, eine große, wenn auch nicht glänzende Tischgesellschaft versammelt zu finden. Man weist ihm einen Platz an, dem gegenüber ein schweres silbernes Serviettenband, das Geschenk eines gebesserten Goldschmiedsohnes, den Sitz des Dr. Schlagentzwei anzeigt, und Eugen sieht sich, bis die Suppe die ungetheilte Aufmerksamkeit von ihm abzieht, den forschenden Blicken von zwanzig bis dreißig Knaben jedes Alters ausgesetzt. Wir wollen die jungen Herren ihre vortreffliche Bouillon essen lassen und uns so stellen, als bemerkten wir nicht das prüfende Gesicht des Doctors, der als ein großer praktischer Philosoph die Eßmethode unseres Eugen studire, um daraus einen Schluß auf seine Schnelligkeit im Arbeiten zu ziehen; jetzt beschäftigt uns nur die Knabengesellschaft.

Dr. Schlagentzwei hat einen Ruf als Erzieher,

Knabenzurichter, Bubenbeſſerer, Abiturientenceinpreitſcher, einen Ruf, der mit dem Geſichte nach dem Nordpol gekehrt, mit der Linken den Rhein, mit der Rechten die chineſiſche Mauer berührt. So weit die Zunge ungezogener Schlingel ausgeſtreckt wird, kennt man auch den Namen des Dr. Schlagentzwei. Ein betrübter Vater preiſt ihn dem Andern an, ein ſorgenvoller Onkel tröſtet mit ihm einen fünfzig Meilen weiter entfernten Onkel, nicht Flüſſe, Gebirge und Seen halten den pädagogiſchen Ruhm des Dr. Schlagentzwei in Berlin auf: aus allen Weltgegenden bringt man die Kindlein zu ihm. Der Friedenscongreß hat wohl ſchwerlich eine ethnographiſch bunter tätowirte Phyſiognomie beſeſſen, als die Tiſchgeſellſchaft der Eleven des Dr. Schlagentzwei. Alle wiſſenſchaftlich feſtgeſtellten Racen können darin ihre jugendlichen Vertreter nachweiſen, und Alle vertragen ſich wie die Thiere im Paradieſe, ehe ſie als muthmaßliche Complicen Adams und der Schlange hinausgetrieben und mit einander verbunden wurden. Dank der Energie des unſterblichen Doctors. Merkwürdiger Weiſe ſtellen die Berliner das ſtärkſte Contingent. Nicht die ruſſiſchen und polniſchen Provinzen, nicht Ungarn und Galizien, nicht die Türkei und Aegypten, liefern ſolche Ausbeute, wie die Stadt am Fuße des Kreuzberges. Die Zöglinge aus der Fremde pflegen nur die Fehler der Naturkinder, der Indianer, höchſtens der Kannibalen zu haben: die kleinen Berliner ſind mit allen Gebrechen

der Civiliſation beladen. Der Unterſchied iſt, daß Jene vielleicht — unter Umſtänden — wer kann es mit Beſtimmtheit in Abrede ſtellen — etwas Menſchenfleiſch zu eſſen verſtehen; dieſe aber mit Entſchloſſenheit alles Menſchenfleiſch von den Knochen ihrer Eltern und Vormünder langſam, leidweiſe und teufliſch raffinirt herunterärgern. Gegen alle dieſe kleinen Angewohnheiten iſt der Dr. Schlagentzweit nur die Natur hat ihn ganz beſonders als Corrector ihrer Fehler angeſtellt.

Der Doctor beſitzt die beneidenswerthe Eigenſchaft, daß er einen Menſchen anſehen kann, ohne daß dieſer die geringſte Ahnung davon hat. Scheinbar theilnahmlos oder in ſeinen Teller vertieft, faßt der Doctor dennoch die ganze Tiſchgeſellſchaft, wie ein Feldherr ſeine kämpfende Armee ins Auge. Keiner iſt davor ſicher, entdeckt zu werden, wenn er die geringſte Unregelmäßigkeit begeht. „Jan, reiße Dein Surpenfleiſch nicht mit den Vorderpfoten auseinander," ſagt der Doctor ohne aufzublicken zu einem kleinen Ausländer, dem Sohne eines Holländers und einer Eingebornen von Borneo, den ſein Vater zur Abrichtung und darauf folgenden Erziehung nach Berlin gebracht hat. Der arme Jan iſt erſt ſeit zwei Monaten mit ſo künſtlichen Geräthſchaften, wie Löffel, Meſſer, Gabeln, Taſchentücher u. dgl. m. bekannt geworden und lebt noch immer ſo ungenirt, wie ſeine haarigen Vorbilder auf den Palmen der heimathlichen Inſel. Sein

olivenfarbiges Fell hat in Folge der Verlegenheit ein ſchmutzig feuerheerdrothes Colorit angenommen.

„Georg, Du wirſt wohlthun, Deinen Teller nicht mit den Fingern auszuwiſchen," murmelt der Doctor tonlos, aber bei der Univerſalſtille rings umher doch hörbar, einem kleinen Pausback aus Weißrußland zu, der nach Berlin gebracht worden iſt, weil alle Künſte deutſcher Hauslehrer an ihm fehlgeſchlagen ſind.

„Komm einmal her, Arthur!" ſo ruft er, wenn möglich noch leiſer, einen hübſchen jungen Berliner, welcher ſeine Nachbarn rechts und links mit den Beinen geſtoßen hat. Arthur erſcheint hinter dem Stuhle des Doctors mit ſo rothen Backen, als wenn er die mit Beſtimmtheit erwarteten Ohrfeigen ſchon einkaſſirt hätte. Aber der Doctor iſt weit davon entfernt, ihm „ein Leid zu thun;" er freiſt von dem eben aufgetragenen Pudding, demſelben, den die Mägde unter Oberaufſicht der Frau Doctorin mit Vehemenz eingeführt haben, ſo ruhig, als gäbe es keinen Arthur auf Erden. Dieſer iſt offenbar tief gebeugt über eine ſo empörende Vernachläſſigung. Lieber nähme er eine, auch zwei Ohrfeigen, und würde zum Pudding an ſeinen Platz zurückgeſchickt. Nichts von alledem: ohne Theilnahme an den irdiſchen Genüſſen ſeiner Commilitonen muß er am Horizont des Tiſches ſtehen bleiben und der Pudding mit der Kirſchenſauce geht an ſeinem Munde vorüber, wie die Wolke am Vollmonde. Der Doctor verſteht zu ſtrafen. Nachdem

auch nicht so viel von dem Pudding übrig geblieben ist, um die Zunge der Fliegen zu sättigen, sagt er mit äußerster Bonhommie: „Du kannst dich wieder setzen, lieber Arthur!“ Er sagt „lieber Arthur“ — ein Anderer, ein schlechter Pädagog hätte wahrscheinlich „Schlingel“ gesagt, aber nein, der Doctor Schlagentweil weiß, daß eine Erziehungsklur, namentlich bei Pudding, vollkommen gegen ein Uebermaaß von muthwilliger Lebenskraft ausreicht, ohne daß es nöthig wäre, obenein die menschliche Würde zu demüthigen. Die Tafel wird aufgehoben und Eugen entfernt sich mit seinen Genossen auf den Spielplatz, bis die Glocke wieder an die Arbeit ruft. Er ist mit dem Essen durchaus zufrieden gewesen, ja er hat zu Hause an Wochentagen nie so gut gespeist. Die Gerichte waren vortrefflich und die Portionen überreichlich; er fühlt, daß die reale Seite seiner künftigen Existenz gesichert ist und läßt sich, ohne noch den leisesten Gedanken an die Flucht aus dem Vaterhause und seine schmähliche Wiedererergreifung zu hegen, in allerlei heitere Spiele ein. Da erschallt die Glocke und die ganze Gesellschaft stäubt auseinander. Eugen bleibt allein, und zwar etwas rathlos, auf dem Hofe, zurück: er soll nicht lange zwischen Thür und Angel schweben. Das Fenster der zweiten Etage öffnet sich, der Kopf des Doctors, diesmal ohne Hut und nur von dem verschlissenen Heiligenschein seiner fuchsigen Haare umgeben, erscheint und ruft: „Eugen!“ Der kleine Flüchtling beeilt sich, dem Befehl des gestrengen Herrn nach-

zukommen: der Doctor hat angefangen, ihm ein wenig zu imponiren.

Eugen findet ihn in einem kleinen einfenstrigen Zimmer, deſſen ganzes Mobiliar in einem winzigen Stehpult aus Kienenholz, einem mit Wachstuch überzogenen Tiſch, wenigen Stühlen und einem kleinen Bücherregal mit einem Dutzend Schulbücher beſteht. „Bringe mir einmal Deine Hefte, Eugen," ſagt der Doctor und ſtochert mit einer alten Feder in ſeinen Zähnen. Eugen ſteigt mit ſchwerem Herzen in den Schlafſaal hinab und holt ſeine Hefte. Die Erinnerung an dieſe erfüllt ihn immer, wie die meiſten großen Männer der Gegenwart das, was von ihnen in den Annalen der Geſchichte verzeichnet ſteht, mit Herzklopfen und Bangigkeit. Seine Hefte ſind ſchändliche Schmierereien, nichts als Sudelarbeiten, höchſtens von einigem Werth durch ganz beſondere Federzeichnungen von den Köpfen ſeiner Lehrer mit langen Naſen und Ohren. Eugen legt mit zitternden Händen dieſe Documente einer jahrelangen Faulheit auf das Stehpult und ſtellt ſich außer Schußweite auf. „Alſo das ſind Deine Hefte, Eugen?" fragt der Doctor und beſieht das von Tinte ſtrotzende Packet, an dem eine Menge grauen Zwirnes niederhängt. „da wirſt Du Dir wohl neue machen müſſen." Zugleich ergreift der furchtbare Pädagog ein Heft nach dem Andern und reißt ſie Alle mit einem Ruck mitten durch, gleichviel ob ſie 4, 5, 6 oder mehr Bogen ſtark ſind. Wenn der Starke, König von Polen, ob-

gleich er ein Hufeisen aufbiegen und einen Thaler, wie ein Rosenblatt zusammenrollen konnte, hätte ihm mit Verwunderung zugesehen. Aber als nun die ganze Literatur auf einem Haufen liegt, geschieht etwas Unerhörtes, der Doctor rafft, wie empört über so viele Liederlichkeit und Sammuserei den ganzen Berg von Fetzen zusammen und wirft ihn Eugen an den Kopf, so daß dieser über und über damit bedeckt ist. Dann aber verfällt der Doctor wieder in seine frühere Ruhe und geht einige Male gelassen durch das Zimmer, indem er wieder kaltblütig in seinem Gebiß stochert. Eugen ist vernichtet. Alles, was sich um ihn zuträgt, ist so sonderbar, weicht so auffallend von dem ab, was er erwartet hatte, daß er sich vollkommen aus seinem frivolen Ideenkreise herausgerissen fühlt. Verleitet durch den verhängnißvollen Namen seines philologischen Principales, war er auf Schläge gefaßt gewesen, welche verdient zu haben, ihm eine leise Stimme in seinem Gewissen zuflüsterte, und nun straft man ihn, wie in der Hölle des Dante, an dem, womit er gesündigt hat. Er würde weinen, wenn ein kleiner Berliner überhaupt so leicht Thränen vergösse: er beißt dafür die Zähne zusammen. „Jetzt entferne Dich in den Arbeitssaal und melde Dich bei Herrn Dr. Optatianus.“ So befiehlt ihn der Doctor an und Eugen begiebt sich zu dem philologischen Alter Ego seines Chefs. Der Arbeitssaal ist ein großer öder Raum, in der Mitte besetzt mit fünf bis sechs Reihen Bänke und einem er-

höhten Katheder, ſeine Wände ſind mit groben Landkarten decorirt und einigen kleinen Geſimſen, auf denen ſchlecht ausgeſtopfte Thiere ſtehen, Beiträge dankbarer Eleven, von der Decke hängt eine eiſerne dreiarmige Lampe zur Beleuchtung mit Gasäther herab. In dieſem Arbeitsſaal ſitzen ſämmtliche Berliner Penſionäre und fertigen unter der Oberaufſicht des Dr. Optativus ihre Ferienarbeiten für die verſchiedenen Gymnaſialklaſſen an. Dieſer Mann belegt Eugen mit Beſchlag, ſetzt ihn an die ſcharfe Ecke neben das Katheder und inſtruirt den Knaben. Dr. Optativus kennt die Geheimniſſe des Lehrplanes und der Aufgaben aller Klaſſen des Gymnaſiums, welches die Penſionäre beſuchen. Sein lächerliches Ausſehen — er gleicht einem Kaliban von natürlichem Sohne des Lexikons und der Grammatik — hat ihn aus allen Lehranſtalten entfernt; nur eine philologiſche Beſſerungs-Anſtalt konnte ſich noch ſeiner bedienen. Er bildet die Ergänzung zum Gymnaſium, den wirklichen Geh. Rath aller Declinationen, Conjugationen, Exercitia, Extemporalia und mathematiſchen Aufgaben. Er lebt ſo in den Lehrkurſen und kennt die Manieren aller Lehrer ſo genau, daß er durch einen Zaubermantel an die Stelle eines Jeden von ihnen verſetzt, ihrem lateiniſch und grammatikaliſch in dem abgebrochenen Satze ſeines Vorgängers fortfahren würde. Dr. Optativus iſt ein Schatz für Dr. Schlagentweg; er verhält ſich zu dem großen Meiſter, wie die Executivbehörde zu ihrer Regierung. Den Dr.

Schlagentzwei fürchten die Penſionäre; den Dr. Optativus haſſen ſie: beliebt iſt Keiner von Beiden.

Eugen wacht am erſten Morgen ſeines Penſionslebens von dem gellenden Ton einer Glocke auf, welche ſich wie eine metallene Klatſchſchweſter in das Geſammttreiben der Penſion des Dr. Schlagentzwei miſcht. Unſer Berliner Prinz war zu Hauſe daran gewöhnt, auf die mahnende Stimme des weckenden Vaters durch einen verſtärkten und verbeſſerten Morgenſchlaf in zweiter Auflage zu antworten, aber er bemerkt rings um ſich her, beim erſten Glockenton, ein ſolches Aufſpringen ſeiner Saalgenoſſen, eine ſolche Jagd nach den Waſchſchüſſeln, Zahnbürſten und Kämmen, daß er den weiſen Mann zu ſpielen beſchließt und gleichfalls raſch aufſteht. Wie wohl er daran gethan, geht aus dem Geſicht des Dr. Schlagentzwei hervor, das durch die Thürritze ſieht, oder vielmehr den Hutkopf, mit dem es zu ſo früher Tageszeit ſchon bedeckt iſt, prüfend durchſteckt. Der Hutkopf, auf den etwas von der Scharfſichtigkeit ſeines Trägers übergegangen zu ſein ſcheint, zieht ſich, offenbar von der Sachlage befriedigt, zurück und die Knabengeſellſchaft eilt auf einen zweiten Ruf der Glocke an das Frühſtück. Gleich nach dieſem beginnt wieder die grammatikaliſche Arbeit mit dem Dr. Optativus an der Spitze. Dieſer unvergleichliche Mann ſieht ſo ſehr nach „geſtern“ aus, daß er offenbar in ſeinen Kleidern und zwar zwiſchen den Blättern der Zumptſchen Grammatik bivouakirt haben

muß. Eine andere Erklärung ſeines ungeſchwächten Exterieurs iſt durchaus nicht zuläſſig. Mit dem Gleichmuth unſterblicher Götter verbeſſert er ſofort wieder grammatikaliſche Schnitzer, corrigirt Rechenfehler und zerreißt flüchtig geſchriebene Hefte. Eugen kommt auf den Gedanken, daß dieſe Anſtalt eine Plantage für weiße Knaben ſein müſſe. Da die Schulzeit aber nahe iſt und heute nach den Ferien der Unterricht zum erſten Male wieder beginnt, eilt er mit leichterem Herzen „auf den Stall,“ wie die Berliner Gymnaſiaſten den Muſentempel klaſſiſcher Bildung zu nennen lieben. Er hofft, ſich durch einige Widerſetzlichkeit gegen den Ordinarius der Klaſſe von dem Penſionszwange zu erbolen.

Als daher die Reihe an ihn kommt, die Verſe des Ovid zu überſetzen, gelingt es ſeinem improviſatoriſchen Talent leicht, durch eine komiſche Wendung, das Gelächter der ganzen Klaſſe hervorzuzaubern. Sonſt pflegte die Folge eines ſolchen Intermezzo's die augenblickliche Degradation in eine niedrigere Klaſſe zu ſein, wo Eugen eine bis zwei Stunden zubringen mußte; heut ſchweigt der Lehrer und ruft ohne Weiteres Eugens Nachbar auf. „Sonderbar!“ denkt unſer junger Ritter, „ſollte man ſeit meinem Ausreißen mich fürchten?“ Er fängt laute Unterhaltungen mit den Nachbaren auf den vorderen und hinteren Bänken an — keine Einwendung des Ordinarius! Die Stunde verfliegt und Eugen iſt ungeſtraft geblieben.

In ſehr glücklichem Humor langt er Mittags zwölf Uhr in der Penſionsanſtalt an. Aus natürlicher Dankbarkeit wirft er mit dem Ovid, der ihm heute ſo gute Gelegenheit zur Entfaltung ſeiner Energie gegeben hat, nach einer eingewanderten Katze auf dem Flur, und begiebt ſich in den Schlafſaal an das hölzerne Reſervoir ſeiner Bücher. Noch ſind nicht zwei Minuten verfloſſen, als der kleine Aſiate die Thür öffnet und Eugen auf das Zimmer des Doctors beordert. Der winzige Menſch von den heißen Inſeln ſieht ſehr verlegen aus; mit dem Inſtinkt eines Naturkindes wittert er etwas in der Atmoſphäre, das Sturm bedeutet. Dies befremdet Eugen, aber er betritt feſten Fußes das Allerheiligſte der Penſion. Der Doctor geht auf und ab, und hat den Hut abgenommen. Wenn dies bei hohen Bergen gutes Wetter bedeutet, ſo verkündet es bei berühmten Pädagogen Sturm und Hagel.

„Was haſt Du heute in der Klaſſe gewagt?“ ruft der Schreckliche, und Eugen tritt vor dem vernichtenden Blick und der Grabesſtimme einen Schritt zurück. „Was ſoll der Herr Ordinarius von meiner Erziehung denken? wirſt Du einziger Junge mein Haus in Verruf bringen?

Kaum hat der Doctor dieſe kurze Anrede gehalten, als ſich auch ſchon aus ſeinen Händen mit myſteriöſer Geſchwindigkeit, die nur in atmoſphäriſchen Proceſſen ihres Gleichen hat, ein Rohrſtöckchen entwickelt und in einem raſend ſchnellen Zeitmaaß auf Eugen's Rücken zu

dürfen beginnt. Eugen ſtößt einen wilden Rachefchrei aus und ſucht eine Deckung hinter dem Tiſch in der Mitte des Zimmers, aber — unbegreiflich — ganz unerklärlich — obgleich der Doctor ruhig ſtehen bleibt, reicht er doch überall hin, wo Eugen ſich zu decken ſucht. Der Baumeiſter des Hauſes muß mit Rückſicht auf ſolche Vorkommniſſe mit dem Stöckchen das Maaß zu dieſem Zimmer genommen haben. Zugleich wird der Doctor, wie die Temperatur während eines Donnerwetters, immer kühler und gelaſſener, je länger er fuchtelt. Wenn Prügel itzend wie mit Regenwaſſer verglichen werden dürfen, ſo hat Eugen keinen trockenen Faden am Leibe. Der Doctor ſcheint es darauf angelegt zu haben, Eugen gewiſſenhafter zu behandeln, als die Alten den Achill, dem doch noch immer eine verwundbare Stelle an der Ferſe blieb; er iſt mit ſeinem Stor „in feſter Form“ überall hingelangt.

Wir nehmen Anſtand, die Gefühle eines Berliner Knaben aus gutem Hauſe zu ſchildern, der zum erſten Male in ſeinem Leben eine correcte Tracht Prügel erhalten hat. Von dieſem Augenblick an beginnt in Eugen's Leben eine ganz neue Zeitrechnung; der Knabe hat auch die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft kennen gelernt.

Seine Gefährten betrachten ihn, als er ſich wieder bei ihnen einſtellt, mit der Ehrfurcht, die den Gemüthern der Sterblichen jedes große Unglück einzuflößen pflegt, und dann auch wieder mit der Genugthuung, abermals einen Genoſſen des gleichen Mißgeſchicks zu beſitzen.

Wäre Eugen schon tiefer in die Sitten des Hauses eingedrungen, er wüßte, daß jeder jugendliche Bewohner desselben einmal eine solche Tracht doch erhalten muß. Wie der wahre Dichter die Weihe des Leidens, so genießt hier jeder Ankömmling seine Tracht und wird erst dadurch eingebürgert. Ehe er den schnellen Rohrstock des Doctors nicht gekostet, heimelt Keinen das Haus an. In dem Stäbchen liegt etwas Magisches: es bannt die Zöglinge, stimmt ihre Sitten milder, beflügelt ihren Gang, stärkt ihr Gedächtniß, beschleunigt ihre Federn und besänftigt ihre Rede, auch wenn sie nie wieder mit ihm in Berührung kommen.

Der Knabe von Berlin bessert sich sichtlich. Seine Hefte nehmen die Gestalt menschlicher Aufzeichnungen wieder an und gleichen nicht wie früher zufällig zusammengewürfelten Naturbildungen aus Papier, Tinte und grauem Zwirn. Er widerspricht den Lehrern nicht mehr, da ihm jetzt die wunderbare Wechselbeziehung zwischen Schule und Haus aufgegangen ist. Auch wandert er nicht mehr hinter die Schule, vielmehr betrachtet er diese schon als einen Zufluchtsort gegen die Arbeitsstunde in der Pension, wie die Strafgefangenen sich an den Begeverbesserungen im Freien, wo sie nur von Soldaten bewacht werden, von der Arbeit unter den Augen der Aufseher in der Anstalt erholen. Selbst in seine Klavierstunde überkommt ihn Etwas von musikalischem Genius; er übt, während er früher nur lose Streiche

gegen ſeinen armen Lehrer verübt hat. Wenn ſein Leben ſich auch weiterhin in ähnlicher Conſequenz der Tugend und Folgſamkeit entwickelt, muß Eugen einſt eine Zierde des Staates, vielleicht gar ein Geh. Rath werden. Man denkt bei ihm zu Hauſe bereits an eine ſolche Carriere, und aus Erkenntlichkeit beſchließt der Vater, dem Doctor Schlagentzwei, dem Regenerator ſeines Jungen, um Weihnachten eine „nachhaltige“ Freude zu machen.

Die Geburtstage eines Penſionsvorſtehers und ſeiner Gemahlin, namentlich aber das Weihnachtsfeſt, ſind die Solitäre im Kranze des Jahres. Damit ſoll nicht behauptet werden, daß die Eltern der Berliner Penſionäre nicht auch zu anderen Zeiten ihre Erkenntlichkeit zu beweiſen ſuchten. Das Bewußtſein, einen Taugenichts ohne Aufwand von eigener Mühe und Sorge gebeſſert zu ſehen, iſt wirklich Rehböcke, Haſen, Baumkuchen, Körbe mit Wein und Früchten werth. Um Weihnachten darf man einer Penſion in höherem Style nicht mit Victualien kommen: unter Kryſtall, Porzellan und Silber waar man ihr nichts anzubieten. Die Servante der Frau Dr. Schlagentzwei, in der die wackere Dame noch nach guter alter Sitte ihr Silber aufbewahrt, will von Dankbarkeits-Zuckerkörben, Freundſchafts-Fruchtſchaalen und Rührungstaſſen mit goldenen Theelöffeln faſt aus ihren Fugen gehen. Eugens Vater hält es unter ſeiner Würde etwas in die Wirthſchaft zu ſchenken: er fragt ſeinen jetzt wieder hoffnungsvollen Sohn, was

dem Doctor wohl Freude machen würde? Der Knabe hat Anfangs nicht üble Luſt, ſeinen Erzeuger ein wenig zum Beſten zu haben und einige ſehr merkwürdige Geſchenke vorzuſchlagen, als da ſind: zwei goldene Laubfröſche in einer Punſchbowle (ein Symbol der in Potsdam hinterlaſſenen armen Creaturen) oder einen ächten Rohrſtock mit einem Smaragdknopf zum Durchwalken kleiner Knaben, oder auch einen neuen — Hut, allein er entſchlägt ſich der ſpaßhaften Gedanken und bringt eine goldene Tabaksdoſe in Vorſchlag. Der Doctor nimmt nämlich zuweilen heimliche Priſen zur Wiederherſtellung des nervöſen Gleichgewichts oder zur Erweckung ſchwunghafter pädagogiſcher Inſpiration — er nimmt ſie — horribile dictu — wie der Doctor von ſchnöden Aufſätzen zu ſagen pflegt, aus einer leidigen Papierdüte: was könnte ihm angenehmer ſein, als ein goldener Behälter für ſeinen ausgetrockneten Chauſſéeſtaub!

Die Doſe wird am heiligen Abend, begleitet von einer geſtammelten Rede, übergeben und mit Herablaſſung angenommen: faſt gleichzeitig erhält der Direktor ein hübſches Oelgemälde, angeblich den Gewinn aus der Verloſung des Kunſtvereins. Wenn je eine ſchlimme Sache zum Beſten gewandt worden iſt, ſo ſind darunter die Angelegenheiten Eugens zu verſtehen. Der Rohrſtock in der Stube des Dr. Schlagentzwei iſt für ihn jetzt ebenſowenig vorhanden, als der vergiftete Pfeil irgend eines Indianers in Südamerika, er darf auf ſeiner

Kommode im Schlafſaal ein Glas mit Gidechſen und Salamandern halten, ja er wird ſelbſt nicht angeſchnauzt, als er einmal die Hausordnung übertritt und nach zehn Uhr an einem Sonntage nach Hauſe kommt. Alle Parteien ſind verſöhnt, nur ein Mann wandelt ewig unbeachtet und unbeſchenkt im Arbeitsſaal umher, der Homunculus der Grammatik, der ſchweinslederne Dr. Optativus. Keine Doſe, keinen Löffel, keine Sahnenkanne, nur alle Weihnachten eine Sandtorte und zwei Flaſchen holzſauren Medoc von dem Schlagentzweiſchen Ehepaar, ſonſt bringen ſie ihm nichts ein — die gebeſſerten Knaben von Berlin.

Silhouetten.

Der Bratenbarde.

Nicht ohne tiefen Sinn ſtellt man den Victualienſänger erſten Ranges unter die Barden, denn wenn dieſe ihre Uebungen nur im Schatten alter ſtattlicher Haine, an üppigen Opferaltären anſtellten, läßt ſich der Bratenbarde auch nur an reichbeſetzten Tafeln, im Schatten alter Weinferten, nieder. Er iſt faſt immer ein lebenslänglich engagirter Theaterſänger und meiſtens Baſſiſt. In der zarteren Natur der Tenorſtimme iſt es begründet, daß ein Menſch, deſſen hohes B eine längere Reihe von Jahren dauern ſoll, ſich von den Strapazen großer Diners und Soupers möglichſt fern halten muß. Die Baßſtimme hingegen iſt ſo wenig empfindlich gegen den Einfluß mitder unſchuldiger Flüſſigkeiten als Waſſer, daß der große Kritiker und Muſikus Mathejon ſogar ausdrück-

lich bemerkte: „Gutes Eulenburger Bier, bringt den Baßgesang herfür!“ Die Mehrzahl komischer Arien und Lieder ist zudem für die Baßstimme geschrieben, so daß jeder talentvolle Besitzer eines tiefen Organes gleichsam eine Menge Entremets und Dessertschüsseln in seinem Brustkasten mitbringt.

Der höhere Bratenbarde giebt sich keinen Täuschungen über seine Lage hin; er weiß, daß er nicht seiner Persönlichkeit wegen zu Gesellschaften gezogen wird. Sie ist das unter den Persönlichkeiten, was die Fußbürste unter angenehmen weichen Zahnbürsten, der Karbatsch unter den Spazierstöcken, das Commisbrod unter den Biscuits vorstellt; sie ist gewissermaßen aus lauter „Persönlichkeiten“ zusammengesetzt. Der höhere Bratenbarde weiß, daß man ihn seiner Stimme wegen einladet; seiner Gurgel wegen nimmt er die Einladung an. Er ist weit davon entfernt, daraus ein Geheimniß zu machen. Der Wirth berechnet gewisse schwere Sorten für ihn, wie ein Admiral seine größten Bomben für die Festigkeit mancher Mauern. So wenig als eine Lokomotive, wenn sie nicht gehörig geheizt worden ist, setzt sich das Organ des Bratenbarden in Bewegung. Nüchtern singt er nur die unvermeidlichen Oberpriester und Tyrannen der großen Oper; leere Becher erhebt er nur in Jessonda, Vestalin und Olympia gen Himmel; im bürgerlichen Leben, an den Brettern, die den Mittagstisch bedeuten, fordert er gutes Maaß und bessere

Sorten. Er entblödet ſich nicht, dem Bedienten einen Wein, der ihm nicht mundet, über die Achſel zurückzureichen und in der Eile ſeine engliſche Gabel an den Trauben der Champagnerflaſchen zu zerbrechen. Die Taſchen ſeines moriſchen Leibrocks ſind durch jahrelangen Gebrauch unabſehbar geriſſen. Wenn man von ihm auch nicht ſagen kann, daß er als ein Känguruh der Muſik ſeine Jungen darin umherträgt, ſo ſchleppt er darin doch alle ſeinen Händen erreichbaren Victualien für ſie nach Hauſe. Gleich nach dem Fiſch leert er den Tafelaufſatz in ſeiner Nähe und läßt ſich in ſeinem Werke nicht durch die verächtlichen Blicke der Wirthin und das Kichern der Mägdelein beirren. „Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.“ Von beiden Seiten ſeines Stuhles hängen die Backentaſchen ſeines Fracks in die Tiefe hinab, aber immer noch iſt darin Platz für einige Apfelſinen, Wallnüſſe und Bonbons: er hat, wie die Natur nach der Meinung der Alten, einen Abſcheu vor dem leeren Raume.

In den Zwiſchenakten des Mahles ſingt er ohne Zögern, ſo viel und was man will; der Wirth ſagt vorher nur mit freundlichem Kopfnicken: „Unſer Kramolini — unſer Kohlrabi, wird uns etwas ſingen, meine Damen und Herren!“

Die Stimme klingt natürlich nach einer ſo ſtarken Belaſtung der unteren Schiffsräume nicht ſonderlich; man

könnte ihren Ton sogar mit dem einer Tabackspfeife vergleichen, deren Schlauch durch einen Pfropfen verstopft wird, wenn es überhaupt lebenslänglich engagirte Tabackspfeifen von einem so großen Caliber gäbe.

Ist der höhere Bratenbarde mit dem Essen, namentlich aber mit den Weinen unzufrieden gewesen, so vermag ihn keine Macht der Erde wieder an denselben Ort zu bringen. Ueberhaupt singt er nirgends, wo nicht warm gegessen und getrunken wird: Landpartheen mit Naturreizen, kalter Küche und ansäuerlichen Rheinweinen sind für ihn nicht da. Zu bequem und zu stolz für diese kleinen menschlichen Schwachheiten, zieht er es dann vor, auf eigene Rechnung die Kegelbahn des Zirkels der gleichgesinnten Eingeweihten zu besuchen und aus seiner Tasche zu leben. „Mit Kleinigkeiten habe ich mich nie abgegeben," kann er mit Franz Moor sagen, „ich war nie ein gemeiner Sänger." Aber wir dürfen nicht verschweigen, daß der höhere Bratenbarde eigentlich doch ein guter Kerl ist und in Wohlthätigkeits-Concerten mitwirkt, wenn in Momenten der Trockenheit seiner Kehle, die Augen ihm naß werden und er seines Häufleins Kinder gedenkt.

Das Männerquartett.

Wenn ſonſt meiſtens Kriegshandwerk und Jagd die Männer auf Leben und Tod verbanden, ſo iſt es jetzt die ſanftere Kunſt und zwar der ſorgenbannende Geſang. Um ihm zu huldigen, ſchließen ſich vier Männer, deren Stimmen, wie die vier Elemente nach der alten Theorie, den Inbegriff ihrer Welt bedeuten, eng aneinander, und leben ſich zuſammen ſo in die ſüße Gewohnheit des Geſanges hinein, daß ſie ſich vor den Augen der Menſchen nicht mehr trennen, und wenigſtens an allen Abenden vereinigt geſehen und gehört werden.

Das Männerquartett bietet eine der ſchönſten vollgültigſten Bürgſchaften für unſere Geſittung, und zahlloſe Componiſten haben ſich befleißigt, ihm ihre Talente zu Gebote zu ſtellen, als gäbe es keine würdigeren Altäre, um darauf die Früchte ihres frommen Fleißes niederzulegen.

Unſer Zeitalter, in gewiſſer Hinſicht allerdings ſehr frivol, ſehr wenig geneigt, die zarteren Forderungen des Herzens anzuerkennen, und ſogar zum Spotte aufgelegt, achtet nichtsdeſtoweniger das Männerquartett als ein Verhältniß, welchem die bürgerliche Geſellſchaft auf alle mögliche Weiſe ihren Schutz angedeihen laſſen muß.

Vier junge Männer, zu einander geführt durch ungleiche Stimmen, und gleichen Hunger und Durſt, verbinden ſich auf Tod und Leben, bei Tag und Nacht, in Regen und Sonnenſchein, dem vierſtimmigen Geſange obzuliegen. Die argwöhniſche, polizeiliche Ueberwachung tritt zurück; ſie bedürfen keiner Erlaubniß zu ihren Zuſammenkünften; die vier Geſangsbündler kommen durch die Welt, wie die Currendeknaben, wie die Buddhaiſten mit ihrer irdenen Bettelpfanne. Wo ſie die Mäuler zum Singen öffnen, werden ſie ihnen mit Braten und Kuchen geſtopft: das Männerquartett iſt die am meiſten äſthetiſche Art der verſchämten Armuth. Es iſt zugleich die billigſte Form der Abendunterhaltung. Ohne andere Inſtrumente als vier unverwüſtliche Windſchläuche in vier Bruſtkaſten, bedarf es nur eines centnerſchweren Bündels ſchlecht geſchriebener Noten und in Ausnahmefällen höchſtens einer Stimmgabel zur Wiederherſtellung der erſchütterten Ordnung und Reihefolge der Tonarten. Wenn ein müder Greis eine Viertelmeile weit vor der Stadt bei Sonnenaufgang beerdigt wird, wenn ein Liebhaber ſeiner Holden um Mitternacht ein Ständchen bringen will, wenn es bei einem ſolennen Diner die Abſingung patriotiſcher Compoſitionen gilt, wenn es auf die Erheiterung einer Geſellſchaft, die Ergänzung einer ausgefallenen Concertnummer ankommt; das Männerquartett leiht unverdroſſen ſeine Kräfte. Es iſt im Stande, ſowohl mit leerem, als mit vollem Magen zu

ſingen, ſowohl mit leichtem, als mit ſchwerem Kopfe; nur befleißigt es ſich vor Tiſch gern rührender Volkslieder, wehmüthiger Alpengeſänge und erſtarkender Vaterlandsmelodieen, nach Tiſch aber wilder Trink- und Kampflieder. Wenn das Männerquartett ſeinen hartnäckigen Tag hat, ruht es nicht eher, als bis es aus dem Keller des Wirthes eine beſſere Weinſorte, als die übliche Medocrichte heraufgeſungen hat, doch verſchmäht es wiederum auch nicht in demüthiger Selbſtverläugnung, auf Hauſſuren und in Höfen lauwarmen Ständchenpunſch und Serenadentorte unter aufgeſpannten Regenſchirmen zu verzehren. Wie die vier Farben eines Kartenſpieles vereinzelt ſich zu keinem Spiele eignen, ſo taugt ein aus ſeinem Bunde geriſſenes Mitglied eines ächten Männerquartetts zu nichts Muſikaliſchem: vereinigt ſind ſie eine Armee. Sanft ſingend wiegen ſie ganze Straßen in Schlaf; brüllend ermuntern ſie die umfangreichſten Polizeibezirke. Wie verſchieden auch die Lebensläufe und Beſchäftigungen der Einzelnen ſein mögen, ſobald ſie einander zu Geſichte bekommen, probiren ſie ihre Stimmen mit dem bekannten Lalalala! Gehen ſie ſpazieren und ſie bemerken einen Buſch oder eine Düngergrube, ſo verſuchen ſie das ſchlummernde Echo der Gegend zu wecken. Auf Waſſerpartieen ſingen ſie ſo lange, bis die über ſo viele Anedauer entſetzten Fröſche vom Zuhören beiſer werden. Auf großen Landpartieen mit Damen in runden Strohhüten, Vätern mit langen Pfeifen,

ganzen Schinken und Bröden auf vierſpännigen Wagen, feiert das Männerquartett ſeine eigentlichen Triumphe. Maleriſch um den Stamm eines alten Baumes gruppirt, wird es von der ganzen Geſellſchaft umlagert und von der verſammelten Dorfjugend grinſend angeſtarrt. Dann ſingt es ſein ganzes Repertoir ab. Noch ehe der Morgenthau abgetrocknet iſt, hat es ſchon zwölf Müller- und Wanderburſchenlieder mit Brummſtimmen geſungen, und wenn der ſpäte Mond bei der Heimkehr aufgeht, beginnt es ſeinen erſten Cyklus von Heimathsklängen mit den ein und zwanzig: „Gute Nacht an Liebchen.“

Alle Welt verehrt und liebt das Männerquartett, nur die undankbare Preſſe überſieht es mit vornehmer Verachtung, und um dieſen Vorwurf von uns abzuwälzen, haben wir ihm dieſes kleine Monument unſerer Dankbarkeit für genoſſenes zahlloſes Gute hiermit aufgerichtet und gewidmet.

Der Sonntagsreiter und ſein Roß.

Unberührt von den Fortſchritten der preußiſchen Pferdezucht und Reitkunſt, exiſtirt noch eine beträchtliche Anzahl von Reſſen und Reitern in Berlin, zu deren Studium dieſe Zeilen einige Anregung und Anleitung

geben sollen. Diese Reiter werden Sonntagsreiter, und ihre Rosse Miethsgäule, Klepper, oder auch wohl unter besonders gravirenden Umständen Schindmähren genannt. Sie gehören zu Berlins Eigenthümlichkeiten, und sind in keiner Stadt Deutschlands in ähnlicher Vollkommenheit zu finden. Der Sonntagsreiter erhielt seinen Namen, wie viele belletristischen Blätter, von seinem einmaligen Erscheinen in der Woche, am Tage des Herrn. Das Corps rekrutirte sich damals aus solchen jungen Leuten, welche an den gewöhnlichen Tagen durch den Verkauf von Heringen, grüner Seife, Calicot und Cattun sich an chevaleresken Uebungen verhindert sahen. Seitdem aber die socialen Grenzen des Corps weiter gesteckt sind, und die verschiedenartigsten Kreise ihr Contingent zu demselben stellen, die Uebungen auch an jedem Wochentage angestellt werden, belegt man mit obigem Namen alle berittenen Personen, an denen man die Symptome einer gewissen, von den Regeln der Schule abweichenden Reitart wahrnimmt. Wie der Autodidact in den Wissenschaften, hat der Sonntagsreiter keine systematischen Studien gemacht, und er kennt die Vortheile seiner Beschäftigung nur soweit, als er sie durch zufällige Beobachtungen und Mittheilungen von Leidensgefährten gefunden und erhalten hat. Aus diesen Gründen lebt er in einer fortwährenden Abhängigkeit von dem Thiere seiner Wahl, und harmonirt mit jenen Privatbesitzern edler Pferde, welche „spazierenreiten“ nennen, wenn diese

ſie bei einem Ausgange auf dem Rücken mitnehmen und aus Nachſicht ihnen laſſen.

Das Roß des Sonntagsreiters läßt ſich nur ſchwer in eine der Klaſſen der Pferdewelt unterbringen; es beſitzt von den bekannten Fehlern immer einige, von den Tugenden nie die geringſte. Seine meiſtens üble Laune wird leider nicht durch eine nahrhafte Koſt im Stalle verbeſſert und ſein Umgang mit den verſchiedenartigſten Reitern dient nicht dazu, ihm mehr Achtung vor dem menſchlichen Geſchlechte einzuflößen. Das Sonntagsroß gehört zu den Originalen unter den Pferden, denn ein vielbewegtes Leben iſt ſtets ſeinem jetzigen Berufe vorangegangen. Bald lebt es in alten militäriſchen Erinnerungen, bald in Hetzjagdträumen; dieſes könnte von einer ſtolzen Vergangenheit in der Gabel des glänzenden Gabrioletts, jenes von den anmuthigen Situationen eines beglückten Damenpferdes erzählen. Roſſe und Bücher werden bei Seite geworfen, wenn ſie nicht mehr ſetzen und abgeſetzt werden können. Die Sonntagsgäule ſind die Maculatur ihres Geſchlechts. Fort mit dem veralteten Roman in die Materialwaarenhandlung — fort mit dem abgetriebenen Luxuspferde in den Reitſtall. Arme Leute treiben Aufwand mit den abgelegten Kleidern der Reichen; unbeſonnene Jünglinge brüſten ſich auf ihren ausrangirten Pferden. Wenn das Sonntagsroß den Ton des Cavallerieſignals hört, wenn es an den Thürflügeln eines Palaſtes vorübertommt, wo-

bin es einſt einen erhabenen Herrn getragen, wenn es einen Sportsman in rothem Rock erblickt, dann, o Knabe von einem Sonntagsreiter, raffe die Fragmente deiner Reitkunſt zuſammen, oder ergreife das Brett des Schiffbrüchigen: den Sattelknopf.

Der Sonntagsreiter und ſein Roß bilden den logiſchen Gegenſatz zu den alten Centauren. So feſt in dieſen die Menſchen- und Pferdenatur zuſammengewachſen war, ſo loſe verbunden ſind jene beiden. Der zarte Duft ſchwebt nicht ſicherer auf der Pfirſich, der Hauch nicht bleibender auf dem blanken Stahl, als ein Sonntagscavallerieſt auf einem Miethsgaule. Seine Schenkel ſind nicht ſtärker mit ihm verknüpft, als der Lebensfunke mit einem Kaninchendaſein. Ein Griff in den Nacken tödtet das Kaninchen: ein Seitenſprung ſetzt ihn auf den Sand. Reiten heißt bei ihm ſo viel, als gewagte Speculationen treiben: Abſteigen ſo viel, als aus einer großen Lebensgefahr gerettet, von einer ſchweren Krankheit geneſen zu ſein, oder ein verloren geglaubtes Kapital erhalten zu haben.

Früher, als der Beſitz guter Pferde noch nicht ein ſo allgemeiner, und die Reitkunſt unter den Privatleuten noch nicht ſo weit verbreitet war, zeigten ſich die Sonntagsreiter häufiger auf den Promenaden und Landſtraßen nach beliebten Vergnügungsörtern. Obwohl ihre Zahl ſtark zugenommen hat, ſo können ſie jetzt doch Anwandlungen von Scham nicht unterdrücken, und vermeiden

die beſuchteren Wege ſo viel als möglich. Wie koſtbare Schmetterlinge beſitzen ſie eine Ahnung davon, daß man ſie ſucht, um ſie auf die Nadel — der Satyre zu ſpießen. Sie haben deshalb eigenthümliche Begriffe von den nächſten Wegen nach einem Orte. Denken wir uns z. B. einen Sonntagsreiter, der von der Spandauerſtraße aus nach Charlottenburg will, ſo wird er nicht die Linden und die große Chauſſee entlang reiten, ſondern im Schritte durch die neue Friedrichsſtraße, die ſtille Dorotheenſtraße heimlich zu erreichen ſuchen, ſich die Mauer entlang raſch zum Brandenburger Thore hinaus ſchmiegen, und am Unterbaum die Spree paſſiren, um am naiven Moabiter Ufer einen unbeachteten Trab oder Galopp zu risiren, und oben nahe am Schloß, Charlottenburg unentdeckt zu erreichen. Wo ihm aber von ſoliden Pferden und reitkundigen Leuten, namentlich von Cavallerie-Offizieren, keine Concurrenz gemacht wird, traut er ſich hervor, und wagt es, ſeinem Thiere Einiges mit der Reitpeitſche zu verabfolgen.

Wer den ächten Sonntagsreiter beobachten will, muß an einen Kreuzweg gehen. Hier zeigt er ſich und ſein Pferd, wie die Magier des Mittelalters, in ſeinem Element. Faſt niemals trifft es ſich ſo glücklich, daß der Plan des Reiters mit dem des Pferdes übereinſtimmt, aber meiſtens verläuft alles, wie in einem Seelenkampfe der tugendhaften und läſterlichen Gefühle,

und zwar so, daß der Reiter die strenge Moral des sandigen Feldweges, das tückische Roß die Wollust der breiten, nach einer schattigen Krippe führenden Chaussee vertritt. Als der Alcide an dem bekannten Scheidewege stand, war er zum Glück für den heilsamen Schluß der Fabel und alle Schuljungen der Nachwelt — nicht beritten. So oft man also auf einer vielbesuchten Chaussee einen finsterblickenden Reiter ohne Sporen, mit tief in den Bügeln steckenden Füßen, auf einem heitern, ja verklärt aussehenden Pferde erblickt, darf man als gewiß annehmen, daß er wider seinen Willen spazieren geritten wird.

Wir wissen nicht, ob die englischen Lebensversicherungsanstalten Policen an Leute ertheilen, welche der gefährlichen Leidenschaft des Sonntagsreitens ergeben sind. So selten allerdings der curiose Fall vorkommen mag, wo ein Jüngling dieser Gattung schon an die Versicherung seiner kostbaren Existenz denkt, wollen wir doch die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt hiermit gelenkt haben. Im Interesse der Gesellschaften müßte am Sonntage, wie im Kriege und während der Cholera, die Police ruhen, oder ein höherer Beitrag erlegt werden. Dem Sonntagsreiter stößt sehr oft „Etwas zu". Im Allgemeinen stehen freilich so excentrische Pferde, wie jener kleine Schimmel, der vor unseren Augen seinen jungen Schneider auf dem ehemaligen Exercierplatze am Brandenburger Thor mit den Zähnen bei den Ho-

ſen wachte und aus dem Sattel zog, dann aber merkwürdiger Weiſe bei ihm ſtehen blieb und ſich mit ſataniſchem Lächeln der gelungenen Bosheit erfreute, ſehr vereinzelt da, allein es fehlt doch nicht an höchſt ſelbſtſtändigen Subjecten. Das Reiben an Zäunen iſt häufiger, als man glaubt, und Böcken oder Bäumen haben ſchon ſo manchen Ritter vom Syrupſäſſe und der Elle in den Staub gebettet.

Der Sonntagsreiter wird an einem Tage vom Pferde, an ſechs Tagen vom — Wolfe geplagt. Wir brauchen wohl unſeren erfahrenen Leſern nicht das Leiden zu beſchreiben, welches einen ſo ominöſen Namen trägt, aber ſo furchtbar ſind die realen Schmerzen, die es bereitet, ſo dringend iſt das Bedürfniß, ſie zu heilen, daß ein volksthümlicher Berzelius ein eau de loup erfunden und es allen unglücklichen, vom Wolf gebiſſenen Sonntagsreitern gewidmet hat!

Der Schuſterjunge.

Die politiſchen Ereigniſſe der letzten Jahre haben es dahin gebracht, daß unſer Straßenleben wieder in die alten Geleiſe zurückgekehrt iſt, der Meinungsaustauſch im Freien hat aufgehört, feierliche Aufzüge giebt es nur

noch im Theater oder außerhalb des zweimeiligen Umkreises von Berlin: wenn man das weibliche Geschlecht ganz aus dem Spiele läßt, könnte man sogar von dem männlichen behaupten, daß es gar keine öffentlichen Personen mehr giebt. Nur die Jungen lassen sich ihre Freiheit nicht nehmen und nehmen sich für ihr Theil wenigstens so viel Straßenfreiheit, als möglich. Sie betrachten sich als die Bürger des kommenden Jahrhunderts und der ungebundene Ton ihrer Rede ist der Ausdruck einer tiefen Verachtung unserer gesunkenen Zustände. Man pflegt deshalb auch von einer Schrift oder einem Journale, wenn sie sich einer rücksichtslosen Rhetorik befleißigen, im lobenden Sinne zu sagen, daß sie von Straßenjungen geschrieben seien. Aber das ist nun einmal der Hauptunterschied zwischen der antiken und modernen Welt, daß damals auf öffentlichem Markte die Alten, jetzt die Jungen das große Wort führen. Nicht die Ausgrabungen der Antiken können uns aufhelfen, sondern die Begräbnisse unserer Antiken; den Jungen soll nun einmal die Welt gehören!

Unter den modernen deutschen Jungen steht der Berliner Schusterjunge oben an. Schon als embryonischer Schuster ist er das, was der Schneider erst als Geselle wird: ein rother Republikaner, ein ikarischer Communist, ein gefundenes Essen für Staatsgerichtshöfe. Aber der kleine Schuster steht nicht unter, sondern über den Gelehrten: er sitzt nicht vor

dem Strafgesetzbuch, sondern nur vor dem Spannriemen. Der Schusterjunge sitzt meistens in einem tiefen Keller oder in einer dunkeln Hinterstube, aber es kommt der Augenblick, wo die Meisterin ihn entbietet, um den sauren Hering oder den süßen Syrup zu holen, oder wo der Meister ihn mit Schäften oder Vorschuhen entsendet: dann tritt er als Schusterjunge ersten Ranges in's Leben. Noch Niemand hat das Problem gelöst, warum der Schuster in gereiften Jahren einen unwiderstehlichen Hang zu philosophischen und moralischen Betrachtungen, in der Jugend einen unwiderstehlichen Thatendrang besitzt. Wie sonst aus tapfern Rittern die frömmsten Eremiten wurden, so jetzt aus den verwegensten Schusterjungen die contemplativsten Schuster. Es ist nicht unmöglich, daß die Reue über verübte Jugendsünden zu dieser melancholischen Richtung beiträgt, daß wer alle Genüsse des Lebens gekostet, wer in gleicher Weise den Finger in die Syruptasse und die Zunge in den scharfen Gurkeneisig getaucht hat, in reiferen Jahren nur zu geneigt ist, das Verwerfliche dieser Handlungen einzusehen und an Andern durch Hiebe zu bestrafen. So viel ist gewiß, daß in keinem anderen Gewerke, als bei den Schustern, eine tiefere Kluft gähnt zwischen den Neigungen der Meister und ihren Jungen. Nur die Meisterin differirt in ihren Ansichten vielleicht noch mehr von ihren Schutzbefohlenen. Daher ist das häusliche Leben des Schusterjungen das Dasein

eines Karthäuſers. Zum Schweigen verurtheilt, wichſt er den Pechdraht, und ſein einziger Troſt iſt, daß ihm Niemand die Butter vom Brode nehmen kann, weil es wie ein Oelbild, von dem Pinſel nur geſtrichen wird. Er kennt nicht den Hausfrieden, ſondern nur den Hauskrieg: alle nicht bezahlten Rechnungen empfängt er mit dem Rücken haar von ſeinem Meiſter; die Meiſterin aber händigt an ihn alle die Volksattachen aus, die von Rechtswegen der Buckel ihrer eigenen Kinder empfangen müßte. Dafür rächt er ſich an der Menſchheit auf der Straße. Wie jene berühmten orientaliſchen Tyrannen, läßt er ſie die Langeweile entgelten, die er in ſeinem Harem erdulden muß. Es iſt ſeine Lieblingsbeſchäftigung, um zwölf oder vier Uhr den aus der Schule kommenden Mutterſöhnchen aufzulauern und ihnen Katzenköpfe zu verabreichen. Dieſe Leidenſchaft iſt in ihm ſo unüberwindlich, daß er keinen Kampf, ſelbſt mit dem größten Jungen ſcheut, um dem ungeſtümen Drange ſeines edlen Herzens zu willfahren. Seine chagrinartige Haut unterſtützt ungemein ſeine Tapferkeit; wie hörnen Siegfried iſt er gefeit gegen Knuffe und Püffe, aber wie Achilles hat er eine ſchwache Stelle, doch nicht die Ferſe, ſondern die Haare, an denen die Meiſterin ewig läutet. Er geht ſtets auf der Mitte des Trottoirs und ſchlägt ſich mit den Stiefeln in der Hand immer durch die dickſten Haufen. Da er nur Sonntags zuweilen in's Theater kommt, ſo reißt er für gewöhnlich die

Theaterzettel als unnütze Waare von den Ecken. Sein Witz ist beißend, ja vernichtend; mit scharfem Auge erkennt er sofort die Schwäche eines Jeden. Wie der Igel ist er gerüstet, sofort seine Stacheln herauszukehren. Aber nicht nur gegen die Menschen richtet er seine Zorneswuth, auch das Thierreich leidet von seiner wilden Gesinnung. Wehe dem Hunde, der ihn arglos in seine Nähe kommen läßt, eines betäubenden Schlages um die Ohren darf er als sicheren Lohnes gewiß sein, wehe der Katze, die ihn zärtlich anmiaut und gekraut zu werden hofft; mit pechigen mörderischen Fingern kneipt er sie in den Schwanz, ihres Geschlechtes feine Zier. Außerhalb des Hauses fürchtet er Niemand; er diskutirt selbst mit dem Konstabler an der Ecke und treibt ihn durch seine Argumente in die Enge. In den Zeitungen ist er wohl belesen, da er sie stets vor seinem Herrn auf offener Straße studirt. Seine Lieblingslektüre ist der „Publizist" und interessiren ihn besonders alle mit Anwendung von Gewalt verbundenen Criminalfälle.

Wenn er es haben kann, raucht er gern seine Cigarre auf der Straße und verschmäht es auch nicht, weggeworfene Stummel wieder in Brand und in den Mund zu stecken. Bei den Kunden seines Herrn ist er fast immer beliebt und seine Trinkgelder fallen meistens reichlich aus, nur besitzt er die verzeihliche Schwäche, sie seinem Meister nicht, wie der Contrakt eigentlich verlangt, auszuliefern. Eine vortreffliche Seite an ihm ist

seine Liebe zu seinen Kindern. Diese Liebe ist um so merkwürdiger, als er einen Sonntag um den andern zu Hause bleiben und das jüngste Schusterkind warten muß. Dann scheint er seinen Charakter abgelegt zu haben; er sitzt stille vor der Hausthür und schaukelt das kleine Pechvögelchen. Es wäre Niemandem zu rathen, ihn darüber aufziehen zu wollen, sonst legt er das Kind hinter die Hausthür und fällt wie ein grimmiger Löwe über den Satyriker her. Die Natur giebt in der Jugend der Schuſters Alles aus, was ſie von Gewaltſamkeit und Thatkraft an ihn wenden wollte; der heranwachſende Schusterjunge wird ruhiger, friedliebender, ſein Witz verliert ſich, wie die Flügel an gewiſſen Inſekten, wenn ſie ihrer nicht mehr bedürfen; er prügelt Niemanden auf der Straße mehr, wenn man aufgehört hat, ihn zu Hause zu ſchlagen; er wird von Jahr zu Jahr einſylbiger und ſchwermüthiger und zuletzt iſt er ein Charakter, wie ſie jetzt in allen Verhältniſſen des Lebens am häufigſten ſind und die Oberhand haben: er iſt ein alter Schuſter!

Die Berliner Muſikantenbörſe.

Ein düſteres Verhängniß ruht auf den Concerten. Niemand will ſie bezahlen, die Freibillets haben ihre Anziehungskraft verloren und die Zeit ſteht vor der Thür, wo bewaffnete Banden von Concert-Guerilla's im Schatten des Kaſtanienwäldchens oder unter der großen Freitreppe des Schauſpielhauſes lauern, den harmloſen Wanderer überfallen und meuchlings in ein Klavier- oder Violin-Concert ſchleppen werden. Immer mehr neigt ſich das Virtuoſenthum zum Proletariat, bald werden wir berühmte Namen unter den Hausarmen ſehen, ſchon ſind die meiſten Scenen nur ein verſchämter Bettel: nur eine Muſik wird noch bezahlt, nur eine Art der Kunſt giebt es, die nicht nach Brod, ſondern auch zuweilen nach Wurſt und Schinken geht. Sie heißt fahrendes Muſikantenthum und hat ihren Sammelplatz und ihre Börſe zwiſchen der Neuen Wache und Univerſität.

Mittags um die zwölfte Stunde, wenn der Tambour ſein Grab verläßt, der Hambeſſ ſich auf der Parade neben dem Zeughauſe bei Wind und Wetter die Schwindſucht an den Hals bläſt, die Wache, mit friſchem Brode inſtrumentirt und mit blankem Lederzeug bepackt, ihren Poſten bezieht, Mittags, wenn der Tam-

gemischt mit den Händen in den Taschen stecken und — eines fremden Rockes, der unentgeltlichen Harmonie der militärischen Sybären lauscht, bildet sich neben dem sogenannten Erfrischungszelt die Musikantenbörse. Hier werden die musikalischen Geschäfte des Tages abgeschlossen. Etwa fünfzig Männer stecken die Köpfe zusammen und umgeben einen Großhändler der Tages- und Nachtmusik, welcher mit ihnen für das laufende Datum abrechnet.

Bei Geheimraths ist Ball, fünf Mann in schwarzen Fracks mit weißen Halsbinden werden gewünscht; es entspinnt sich also eine Debatte darüber, wer zu Geheimraths gehen solle. Andere, die von dem Großmeister designirt sind, können nicht gehen, weil sie weder einen schwarzen Frack, noch weiße Halsbinden haben. Andere die beides besitzen, sind leider schon für einen Wurstpicknick engagirt. Was thun? man tauscht nicht mit den musikalischen Geschäften, aber man tauscht mit den Kleidern. Die fünf Mann borgen sich für Geheimraths die Fracks und Halsbinden der Wurstpicknickisten!

Gastwirth Pieskenfeld ist aus der Vorstadt hereingekommen, meldet sich an der Börse und wünscht vier Mann „zum Tanzvergnügen", zwei Violinen, Klarinette und Baß. Weder auf weiß getragene Fracks noch auf schwarze Wäsche wird gesehen — nur Ausdauer — eiserne Consequenz! Zum Abendbrod giebt es warmes Essen, Bier

und Branntewein nach Belieben — Ende vier Uhr — aber Niemand will gehen.

„Mir iſt neulich bei Ihnen mein Hut über den Kopf geſchlagen worden, Herr Pieſkenfeld," ſagt ein kleiner Mann, bei dem es für gewiſſe Leute ein Hochgenuß ſein muß, ihm den Hut einzutreiben.

„Mir haben Sie den Hals von der Violine gebrochen?" fügt ein langer Menſch hinzu, ein ſo unbegreiflich langer, daß wenn er ſpielt, ſeine Geige ſich unter denen befindet, deren der Himmel voll hängt.

„Sehen Sie hier, Herr Pieſkenfeld, murmelt ein dicker Horniſt mit anklagendem Tone und zeigt ſein Inſtrument, an dem man noch die Spuren ſchrecklicher Quetſchungen wahrnimmt. „Es war ganz zuſammengekeilt," ſeufzt der Horniſt, „ſie haben es erſt verarbeitet, mich dann darüber geworfen und dann, dann haben ſie ſich auf uns Beide geſetzt!"

Bei dieſer lamentablen Beſchreibung der Schickſale eines Horniſten und Hornes auf einer vorſtädtiſchen Beluſtigung, veranſtaltet die ganze Börſe ein mißbilligendes Kopfſchütteln.

„Kinder, Kinder, was iſt das?" ruft Pieſkenfeld, und präſentirt ringsum ſeine Doſe mit Reiſing, „Kinder, Ihr werdet mich doch nicht ſitzen laſſen. Sie ſchlagen mir alle Knochen im Leibe entzwei, wenn keine ordentliche Muſik da iſt. Kinder, es giebt heute keine Prügel, wer ſich unterſteht anzufangen, wird vorher

hinausgeschmissen. Verlaßt Euch darauf, es setzt heute nichts — ich nehme Alles auf mich."

„Sie haben die Prügel gut auf sich nehmen, die wir bekommen haben, Herr Pfeffenfeld," bemerkte der Kleine vom graucarirten Hute, mit gelungener Ironie.

„Ich devenire zehn Thaler für den Schaden und die Reparaturkosten an den Instrumenten," sagt endlich der verzweifelte Pfeffenfeld. Nun entschließt sich das geforderte Quartett zu geben.

„Acht Mann zu einer Nachtmusik um elf Uhr!" rath der Musikmeister, „Was ist des Preußen Vaterland? — Annenpolka — Marsch aus dem Propheten — eine Ouverture, mehr wird nicht verlangt, hernach wird auf den Flur hineingegangen, dann giebt es Wein und Sandterte, Hurrah, Vivat hoch und Tusch geblasen!"

Die Nachtmusik wird rasch arrangirt und zwar von mehreren Künstlern, die aus Bequemlichkeits- und anderen Gründen am liebsten im Paletot erscheinen.

Eine Violine zum Klavier, für die ganze Nacht aber fin," heißt es jetzt, „wer will?" das Wort „fin" scheint sich wie eine gewaltige natürliche Grenze zwischen die Gelüste einiger Violinisten und Clavieristen zu stellen. „Es werden doch zwei „fin" kommen können?" ruft ermunternd der Großmeister. Nachdem zwei junge Herren mit einigen Andern vertrauliche Mittheilungen gepflogen haben, wie es scheint weniger über das Re-

vorteil der Muſikſtücke, als der Kleidungsſtücke, melden ſie ſich und erfahren das Nähere über Ort und Zeit.

Nun endlich alle Tagesgeſchäfte geordnet ſind, verläuft ſich das Häuflein eben ſo ruhig, als es ſich verſammelt hatte. Die Muſik ſänftigt ja die Sitten und veredelt das Herz. So ſieht es im Winter an der Muſikantenbörſe aus; anders iſt das Geſchäft im Sommer.

Der Muſikant führt in der ſchönen Jahreszeit ein Leben im Freien. Sein Inſtrument erſchallt unter ſchattigen Bäumen vor Kaffee- und Biertrinkern, in Scheunen bei ländlichen Feſten, er macht Kirchenmuſik auf Dörfern und bläſt Oberäle an Gräbern. Im Sommer kann ſich der Menſch mit mehrerer Gemütlichkeit ſelbſt begraben laſſen.

Während der vornehme Concertgeber in ſeiner Dachſtube am Hungertuche nagt, oder die beſuchteſten Badeörter beklarvert und beſtreicht, zieht der fahrende Muſikant von ſeiner Börſe, glücklich und mit leichtem Herzen, in's Freie. Am frühen Morgen hat er eine einträgliche Metzgermuſik gebracht, um neun Uhr am Sarge eines reichen Holzhändlers: „Nun ruhen alle Wälder," geblaſen, um elf Uhr macht er ſich auf und geht mit ſeinen Genoſſen über Land zum Kirchweihfeſte oder zum Erntekranze. Auf dem Lande giebt es keine Prügel. Dort wird die Kunſt noch im Künſtler geehrt. Wenn in den Städten der Grisarfel erſt in den Saal

geworfen und das erſte Stuhlbein abgebrochen wird: geht man auf dem Lande ſchon zu Bette. Die fahrenden Muſikanten kommen nach Hauſe, nicht beladen mit Prügeln, ſondern mit Würſten, Schinken, Kuchen, Bauerbrot, Butter, Käſe und einem Beutelchen voll baaren Geldes.

Für die Transportmittel iſt geſorgt. Es giebt einen Contrabaß, den Touriſten unter den Contrabäſſen. Dieſer Rieſe macht im Sommer alle Reiſen über Land, auf den Schultern zweier Träger. Vermöge einer ſtarken eiſenbeſchlagenen Spitze iſt er in den Stand geſetzt, auf jedem Boden feſten Fuß zu faſſen, hinten befindet ſich eine Klappe, die vielleicht ſeinen Ton beeinträchtigt, aber ihm eine national-ökonomiſche Tendenz verleiht. Wenn er ausgebrummt hat, dann öffnet man ihn und der Contrabaß verwandelt ſich in einen transportabeln Speiſeſchrank. Alle Gottesgabe, die den Nachmittag und Abend über zurückgelegt worden iſt, ſpaziert in den Contrabaß, man hockt ihn auf, und ſtatt der rumpelnden Grundbäſſe zu Galoppaden und Polkas ſchallen jetzt klappernde Würſte und Schinkenknochen aus ſeinem Innern.

So kommt man an das Thor: der Contrabaß iſt ein alter Bekannter der Acciſe, er wird viſitirt wie ein Schlächterwagen oder eine Mehlfuhre. Um Mitternacht iſt die ganze Muſikantenſchaft in den Federn. Glückliche Künſtler! ihr fürchtet keine kriti[illegible]e Feder, ihr braucht

keine Visiten zu machen, keine Anzeigen zu bezahlen, keine Zettel drucken zu lassen, keine mißgünstige Collegen um Mitwirkung anzusprechen, keinem Concertarrangeur einen Prozentsatz zu geben, ihr zittert vor keiner öffentlichen Meinung, sondern nur vor heimlichen Thätlichkeiten, gegen die ihr als entschlossene Männer euch eurer Haut wehren könnt.

Wohl euch, an eurer Börse werden keine gewagten Geschäfte gemacht, der ultimo eurer Abrechnung am Morgen bringt euch stets Gewinn, Alles tanzt nach eurer Pfeife, und durch eure Börsenspeculation wird kein Leichtgläubiger um Hab und Gut gebracht.

Cigarrenläden.

Johnsons Chemie des täglichen Lebens mit ihrer lehrreichen Abhandlung über den Tabak, nebst den Angaben über den unermeßlichen Verbrauch Deutschlands, ist ganz dazu geeignet, den Geist von der Theorie des Tabacks auf seine Berliner Praxis übergehen zu lassen. Schon vielen denkenden Köpfen des In- und Auslandes ist die Menge der hiesigen Cigarrenläden so sehr aufgefallen, daß bei der weit geringeren Anzahl der Schlächter- und Bäckerläden, jenes alte Vorurtheil beinahe gerechtfertigt erscheint, nach welchem die Naturalver-

pflegung von Berlin nur den mäßigsten Ansprüchen des Magens gerecht zu werden trachter. Erfahren wir außerdem von Johnsten, daß anhaltendes Tabackrauchen den Hunger zu beschwichtigen im Stande ist, so fassen wir eine höhere Meinung von den Cigarrenläden, und erblicken nicht allein solche Geschäfte darin, welche nur ihren Besitzern eine scheinbare Sättigung verheucheln, sondern verdienstliche Anstalten, die von den modernen Staaten auf alle mögliche Weise in Schutz genommen werden sollten. Mit Rücksicht auf diese hungerstillende Eigenschaft des Tabackrauchens haben also wahrscheinlich einige erleuchtete Regierungen die Sache der Nation zu der ihrigen, und aus dem Tabak ein Monopol gemacht. Es ziemt jeder Mutter, ihren Kindern die Nahrung in eigener Person vorzulegen. Wenn wir aber bei dem Tabacksverkaufe von Berlin stehen bleiben, so fällt uns jedoch auch ebenso sehr als die hungerstillende, die dursterregende Eigenschaft des Tabacks auf, zumal wir hinter jeder Pumpe und neben jeder Bierstube auch einen Cigarrenladen mit Bestimmtheit antreffen werden. Wir sprechen hier nicht von den exclusiven Lokalen, nicht von den Großkaufleuten in feinen Cigarren mit ihren Kistchen, die obgleich nur mit zierlichen Tabacksröhrchen gefüllt, doch ebensoviele werthvolle Gratoullen repräsentiren; wir besuchen diesmal nur die Proletarier des Tabacks.

Wenn in allen anderen Handelszweigen eine Be-

fähigung, eine längere Erfahrung und Ausbildung voraus-gesetzt wird, so glaubt Jeder einen Cigarrentrödel ohne solche Eigenschaften etabliren zu können. Die meisten Besitzer von Cigarrenläden sind die Dilettanten des Handelsstandes. Da Jeder raucht, glaubt er mit dem Rauche auch die Kennerschaft eingesogen zu haben. Es gehört nicht viel dazu, um einen Cigarrenladen zu etabliren, ein Minimum von Credit, eine Mauerritze und einige Thaler zu baaren Auslagen für die Ladeneinrichtung und die Gasröhren.

Man verschaffe sich aber vor allen Dingen mehrere Hundert leerer Kisten, aus denen man einige vielverschrechende Mauern im Laden aufrichtet. Mit einer solchen Umwallung muß sich die Reputation des neuen Cigarrenhändlers gegen böswillige Concurrenten und Zweifler im Publikum zu vertheidigen suchen. Die obersten Ziegeln dieser Mauern werden aber durch gefüllte Cigarrenkisten gebildet, die nach Erforderniß als besondere Raritäten heruntergeholt und vor den Augen verwöhnterer Käufer geöffnet werden können. In einem, durch einen Glasdeckel weniger gegen den Staub, als gegen lange Finger zu schützenden Kasten, liegen sorgfältig sortirt, alle Glimmstengelein in einzelnen Fächern. Sie werden theils an unscheinbaren Nummern, theils an wohltuenden Fremdnamen erkannt. Eine Kundschaft von Droschkenkutschern, Gesellen und Soldaten begnügt sich mit der einfachen Nummer, die feinen Lords, Knaben und Gents von

Gile und Waagschaale fordern tönende Titel. In der Sache wird damit keine Veränderung hervorgebracht. Betrachten wir diese köstliche Waare ein wenig näher. Die heimtückische „Esperanza“ ist eine wahrhaft feuerfeste Cigarre, zu der Lungen wie Borsig'sche Blasebälge gehören. Die kleine „Fides“ hat den Teufel im Leibe und brennt mit rasender Gile, während sie zuweilen kleine glühende Kohlenstückchen auf die Kleider fallen läßt. Die große dicke „Hermandad“ glimmt langsam, wie der Meiler eines Kohlenbrenners, und das Feuer frißt immer nur an einer Seite bis an die Lippen hinauf. Die winzige trockene „Isabella“ sprüht ein kleines Salpeterfeuerwerk um sich, und lodert gerade zwei Minuten; zur Noth kann man damit schon statt mit Pulver eine Pistole laden. Die unsterbliche „Granada“ hat man bis zu Ende geraucht und es noch nicht entdeckt. Sie kohlt so arg, daß man dasselbe Exemplar der radikalen Vertilgung wegen, eigentlich zweimal rauchen müßte. Manche Cigarrenhändler suchen das Vertrauen ihrer Käufer dadurch zu erhöhen, daß sie ihnen alle Sorten vorrauchen und mit verzückten Augen den Rauch mit hohler Hand der Nase zuzuschleudern versuchen, als wäre der Verlust auch nur eines Qualm-Atoms ein unersetzlicher Schaden.

Der proletarische Cigarrenladen hat keinen festen Käuferkreis, sondern nur eine sogenannte Laufkundschaft. Er verkauft nie Kisten oder auch nur Packete von fünf und zwanzig Stück und Duzende, sondern nur höchstens

— sechs Stück. Das größte Geschäft wird bei dem Verkauf von ¼₀₀ Kisten nebst freier Emballage gemacht. Sonntags nach der Kirche bis gegen Mitternacht ist die Blüthe des Unternehmens. Dann nimmt der feierliche Grenadier dem befreiten Schusterknaben von dreizehn Jahren, der finstere unvollkommen gewaschene Schlosser dem krummbeinigen geleckten Schneider, die rothnasige Nr. 1111. dem einsprechenden Nachtwächter den brennenden Fidibus aus der Hand. Aber keiner greift wieder zum Thürdrücker, ohne vorher seine Finger in das riesige Büffelhorn getaucht zu haben, das mit schlechtestem Schnupftaback gefüllt, wie ein muhamedanisches Karavanserai zur Erquickung aller Nasen offen steht.

Die Woche hindurch ruht das Geschäft im Ganzen: nur am Mittwoch und Sonnabend versehen sich die Landleute mit ihrem Bedarf an uckermärkischen Varinas. Aber an den Wochentagen dienen dafür die Cigarrenläden höheren Zwecken; sie erfüllen die Mission, welche früher den Barbierstuben oblag. Seit die Barbiere in unglaublicher Nachgiebigkeit gegen den menschlichen Eigensinn, den Kunden bis in die Schlafzimmer nachlaufen, sind die nach Seife duftenden Hallen der Redefreiheit verödet. Jetzt versuchen die Cigarrenläden sie zu ersetzen. Alle Neuigkeiten fangen sich dort zuerst. Die Nachricht vom ausgerissenen Pintscher, vom verbrühten Kinde, von der fortgeschickten Köchin, wird man am ausführlichsten und correctesten jedesmal im Cigarrenladen erfahren.

Aber es bleibt nicht bei den kleinen Vorkommnissen des bürgerlichen Lebens: Besitzer von Cigarrenläden sind meistens Mißvergnügte und sehen wie Verrina gern zahme Verschwörene bei sich. Wenn man neben der Thür eine Bank oder gar ein kleines Sopha erblickt, so kann man gewiß sein, daß von dort aus die gediegensten Vorschläge zur Verbesserung der städtischen Finanzen und Straßenreinigung, wie zur Verminderung der Abgaben, in die Environs des Tabackgeschäftes verbreitet werden sind.

Ein eigentlicher Segen ruht auf keiner dieser Miniaturhandlungen. Sie haben eine Zukunft wie ihre Waare — Rauch und Asche. An einem schönen Morgen gleich nach dem Ersten des Quartales klettert ein Mann eine Leiter hinauf und kehrt mit der Firma in das niedere Erdenleben zurück, nach einer Stunde werden auf einem Wagen die leeren Kisten abgeholt, welche zum Theil so ausgetrocknet sind, daß sie dem aufpackenden Jungen unter den Händen zerbrechen, die sonstige Ladeneinrichtung hat der Nachfolger erworben — der Besitzer ist aufgeraucht — die Pfeife muß ausgeklopft werden. Schon vorgestern hat er seine Pässe nach Amerika genommen, weil er nicht länger der Versuchung widerstehen konnte, endlich einmal wirklichen Tabak kennen zu lernen.

Der grosse Arzt.

Jede Stadt von einiger Bedeutung hat ihre Doctoren, die zweispännig, einspännig und als Infanterie des Äskulapios, den großen und kleinen Krieg gegen Tod und Krankheit führen, aber nur Wenige unter ihnen arbeiten sich zum Range eines Feldherrn der Medicin in die Höhe. In der Kunst Wunden zu schlagen und sie zu heilen waltet auf gleiche Weise das blinde Glück. Man kann mit dem Talente eines Turenne, Lieutenant, und mit den Gaben eines Heim, Unterarzt in einem Lazareth, Privatdocent und Landdoctor bleiben. Freilich giebt es eine Art, das Glück zu corrigiren, doch mehr als einmal haben wir die sieben ächten Bücher der unsterblichen Aphorismen des Hippokrates, und selbst die Sammlung der falschen gelesen, aus denen Schiller sein Motto zu den Räubern entlehnte, ohne den wichtigsten Lehrsatz für einen ehrgeizigen Arzt zu finden. Hippokrates

allerdings ſchrieb nur zum Beſten der Kranken und nicht der Doctoren, wie ſchon aus den Nachrichten der Alten hervorgeht, daß ſein Ruf nach ſeinem Tode bedeutender geweſen ſei, als bei ſeinen Lebzeiten. Der Größte der Aerzte verſtand noch nicht die Kunſt, ein großer Arzt zu werden; er war es und dachte darum nicht daran, es ſcheinen zu wollen. Erſt der neueſten Zeit blieb es vorbehalten, eine Gattung Männer zu erzeugen, die ſich weder durch ihre Schriften, noch durch ihre Kuren ausgezeichnet haben und doch für große Aerzte gehalten werden. Um der jüngeren Generation, zumal der Heilbefliſſenen, einen Fingerzeig für ihr Gedeihen in dieſer ſonderbar zuſammengeſetzten und wunderlich gearteten Welt zu geben, die wir „unſere Zeit“ nennen, haben wir dieſe, auf jahrelange Beobachtungen geſtützten Bemerkungen niedergeſchrieben und in das Bild des „großen Arztes“ eingerahmt, wie er vielleicht irgendwo exiſtirt, denn auch der Principe des Machiavelli war nicht ganz ein Werk der combinatoriſchen Phantaſie ſeines Urhebers, ſondern ein wirklicher Ceſar Borgia, das Muſter des politiſchen, wie unſer Arzt der Mann des mediciniſchen Scheines.

Der große Arzt hat nichts gemein mit den kleinen Doctoren, gleichſam den Vicaren des Arzneicultus; er gleicht den engliſchen Biſchöfen, die ſich nur mit den wichtigſten Anlegenheiten der Kirche beſchäftigen, den größten Theil der Einnahmen verzehren, und die Sorge

für die Gemeindemitglieder, den weniger begünſtigten Individuen ihrer Gilde überlaſſen. Fern von dem baſtigen Durcheinander klapperiger Doctorwagen, den conſiliis Conſultationen in ſchlechtem Latein, den ſpärlichen Jahreshonoraren, und unbehelligt vom nächtlichen Herausklopfen, ſitzt der große Arzt in ſeinem Studirzimmer und lauert wie der Ameiſenlöwe, was das Schickſal in ſeine Grube hinabrollen laſſen wird. Wie Franz Moor ausrief: „ich bin kein gemeiner Mörder, ich habe mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben," ſagt er zu ſich ſelber: „ich nehme keine regelmäßige Praxis an, ich ſpare mich für die verwickelten Fälle der Menſchheit auf, für die Momente, wo es an einem Haare hängt, ob die Aufführung des Daſeins, ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel heißen ſoll. Ich warte bis die Kunſt meiner Collegen erſchöpft iſt, gelingt es mir dann den Kranken zu heilen, ſo iſt die Ehre mein, ſo haben ſie allein die Schande davon!" Ohne dieſe Philoſophie ſchwingt man ſich nie zu einem großen Arzte empor. Man mag ſich mit dem Tode täglich in allen Geſtalten umherbalgen, man bleibt eben darum der gemeine Soldat der Medicin; aus ſicherer Ferne dem Kampfe zuzuſchauen, charakteriſirt den Oberbefehlshaber.

Der blinde Autoritätsglaube der Kranken und Doctoren mästet den großen Arzt. Er wird gerufen, wenn das Leben ſeinen Proceß in allen früheren Inſtanzen verloren hat. Soll er aber kommen, ſo iſt eine

genaue Bezeichnung des Standes ebenſo nothwendig, als die der Wohnung. Nur weil ſie ſeiner eigenen Behauſung näher liegen, beſucht er wohlhabende Stadttheile, ohne zweimal dazu aufgefordert zu ſein. Mit ernſter ſtrenger Haltung betritt er das Krankenzimmer, ſein Geſicht hat durch lange Selbſtbeherrſchung einen lapidariſchen Charakter angenommen: Hals und Kinn ſteckt er wie der vorſichtige Talleyrand, der die Muskeln um die Unterlippe als die ärgſten Verräther ironiſcher Gedanken kannte, in eine ſteife weiße Halsbinde. Die erſte Begegnung mit der Umgebung des Kranken zeichnet ſich durch ungeheure Grobheit aus. Welches Standes und Vermögens die Familie des Kranken auch ſein mag: ſie muß einſehen lernen, daß hier ein ſeltener Mann nur mit äußerſtem Widerwillen einen Theil ſeiner über Alles koſtbaren Zeit opfert. Diamant und Perle ſtecken beide in einer rauhen Hülle. Er ſirirt lange den Leidenden, und unbemerkt das Mobiliar, die Teppiche, die Gardinen, die Wandgemälde. Hierauf ſtellt er ein unermeßlich weitſchichtiges Krankenexamen an, welches dem Leidenden und ſeinen Angehörigen eine ferne Perſpektive auf alle möglichen Uebel des menſchlichen Geſchlechtes eröffnet. Wenn er ſich überzeugt hat, daß nicht Nahrungsſorgen oder verfehlte Börſenſpeculationen einen Mitantheil an der Krankheit haben, erhebt er ſich und ſagt mit etwas freundlicheren Mienen: „Ich bin über den Sitz des Uebels noch nicht mit mir einig, ich werde wiederkommen.“

Dann entfernt er ſich, ein Gebrumm von „Adieu“ und „Morgen“ ausſtoßend. Durch dieſe unübertreffliche Taktik iſt Alles gewonnen und der arme Hausarzt in den tiefſten Pfuhl der Mißachtung hinabgeſtürzt. Der berühmte Mann iſt noch nicht mit ſich einig geworden — er wird zu Hauſe nachdenken — wiederkommen — ja, man ſieht klar: wahre Größe iſt ſtets beſcheiden. Es wird ſeinem Honorar in Gedanken ſchon ein Doppelfriedrichsd'or zugelegt. Sehr pünktlich erſcheint der große Arzt am nächſten Morgen wieder. Er hat nachgedacht und gefunden, daß er trotz den Quackſalbern auf den alten holländiſchen Bildern, das Waſſer des Kranken ſehen, — iſt dieſer ein ſehr wohlhabender Mann — ſogar chemiſch unterſuchen müſſe. Solche Gründlichkeit iſt noch nicht dagewesen; man beginnt für ihn zu ſchwärmen: man erklärt ihn für den Erſten der Sterblichen und der Bediente muß des Doctors Oberrock am Ofen wärmen und im Vorzimmer mit Hut und Stock auf ihn warten.

Gegen die regulären Aerzte befleißigt ſich der berühmte Mann eines koloſſalen Hochmuthes; „wir wollen ja ſehen,“ iſt Alles, was er mit halbgeſchloſſenen Augen zur Erde blickend, und mit dem Stock imaginäre Buchſtaben auf den Fußboden malend, auf ihre Berichte erwidert. Da man ihn ſtets nur in den ſchlimmſten Lagen ruft, ſo befolgt er meiſtens die weiſe Theorie, alle Arzneimittel auszuſetzen und die entgegengeſetzte Diät der vom Hausarzte angeordneten, befolgen zu laſſen. Sehr

oft wird dadurch der Anſchein einer momentanen Beſſerung bewirkt und der Kranke triumphirt. Kommen nun die hinkenden Boten nach, ſo nimmt der große Arzt die Familie bei Seite und murmelt mit düſterer Stimme: „Sie haben mich zu ſpät gerufen, Alles hätte gut werden können, wenn nicht.....“ Dann geht er und überläßt mit tückiſch mitleidigem Lächeln dem Hausarzte die Beſorgung der wiſſenſchaftlichen Exequien mit Morphin und Moſchus; er wäſcht wie Pontius Pilatus ſeine Hände in Unſchuld und wiegt die Goldſtücke ſeines Honorares auf den Fingerſpitzen. In der Diagnoſe ihrer Krankheitszuſtände findet er ſeines Gleichen nicht auf Erden. Angenehmer iſt es ihm freilich, wenn ſein Patient durch das Wohlwollen der Natur am Leben bleibt. Dann bittet er wohl, Satelliten von jüngeren Aerzten mitbringen, und ihnen den wunderbarſten aller Fälle vorlegen zu dürfen. Dieſe Aerzte ſind die pariernen Trompeten ſeines Ruhmes im Auslande und ſeine Marktheifer in der Stadt.

Wenn der große Arzt ſich anfangs weigert, einen Kranken zu beſuchen, weil ſeine Zeit es ihm nicht geſtattet, ſo pflegt dieſer Kranke ſtets ſehr reich zu ſein. Es iſt ungemein ſcharfſinnig von ihm, bereitwilliger einen ärmeren Patienten zu beſuchen. Fremden Nationalitäten pflegt er durch ſeine Kunſtgriffe zu imponiren, um ihre Zahlungsluſt zu ſchärfen. Den Polen kann er heute nicht beſuchen, weil er bei einem polniſchen Prinzen zum

Diner eingeladen iſt, den Italiäner nicht, weil er ſofort brieflich dem Arzte eines Cardinals antworten muß, den Franzoſen nicht, weil der Geſandte ihn rufen ließ. Seine Mittel pflegen entweder ſehr einfach, oder ſehr excentriſch zu ſein. Verordnet er Bäder, ſo ſind es ſtets die wunderlichſten und entlegenſten. Reiche ſchickt er nach Vichy oder Piſa, nach einem tollen ungariſchen Bade, oder in irgend ein kurioſes Seebad, wo man nichts als Fiſche eſſen, auf Seegras ſchlafen und mit Sand ſpielen muß, wenn man nicht vor langer Weile ſterben will; aber immer bezweckt ein ſolches Bad das Gegentheil der Wirkung, die der Hausarzt für angemeſſen hielt. Der große Arzt verdiente nicht ſeinen Ruf, wenn ſeine Medicin nicht eine dunkle unergründliche Geheimlehre wäre, unerreichbar für den gemeinen Menſchenverſtand und die bisherigen Erfahrungen der Wiſſenſchaft. Zeitweilig würdigt er ſeine Getreuen einzelner pythiſcher Orakelſprüche, und dieſe erzählen dann von ſchauerlichen quintären Krankheitsformen, mythiſchen Abnormitäten in der Natur, wahnſinnigen Stimmungen im Organismus und totalen Schöpfungsverrücktheiten, in die der Magier geblickt habe, aber um der ſchwachen Faſſungskraft der armen Menſchen willen mit Mund und Feder ſchweigen müſſe. Wenn der große Arzt aber die Sterblichen einer Mittheilung würdigt, ſo bedient er ſich dazu, wie die vornehmen Herren fremder Köpfe und Hände. Nie ſchreibt er ſelber etwas, ſondern inſpirirt nur ſeine Vertrauten.

Bei geeigneten Gelegenheiten läßt er dann kopfschüttelnd durchblicken, daß er von seinem Jünger nur halb begriffen worden sei. Thut es Noth, so desavouirt er ihn auch wohl gänzlich. Mit den kleinen Koketterien der Aerzte hat unser Mann nichts zu schaffen. Er giebt sich nicht das Ansehen, so viel beschäftigt zu sein, um aus seinem Wagen ein transparentes Lesezimmer machen zu müssen. Wenn er fährt, so sitzt er zwischen den beiden englischen Spiegelscheiben so unbeweglich, nur nicht so schön, wie ein Putzkopf in dem Schaufenster eines Friseurs, und scheint in erhabene, aber traurige Gedanken versunken. Sein Hauptkunstgriff ist: zu rechter Zeit liebenswürdig zu sein. In diesem Punkte giebt sich seine gründliche Menschenkenntniß am glänzendsten kund, und Tausende seiner Collegen ringen sich nicht bis zu seiner Höhe empor, weil sie nie die wunderbare Kunst lernen, Grobheit mit Anmuth rechtzeitig zu vertauschen oder abwechseln zu lassen.

Unser Mann könnte seine exclusive Stellung in der Welt nicht behaupten, wenn die Fachgenossen sich verbündeten, ihm zu widerstehen und ihn zu entlarven; der Welt zu sagen, daß er nicht mehr geleistet habe, als einer ihrer Unbedeutendsten, daß keine große geniale Heilung durch ihn bewirkt worden; allein der große Arzt ist unantastbar. Enthüllungen über ihn wären Enthüllungen über das eigentliche Wesen der modernen Heilkunst; darum heißt es — der Rest ist Schweigen.

Seebadegeſchichten.

Die warmen Strahlen der Julisonne erhitzten die Atmoſphäre unter unſeren Strohhüten und zwangen uns wiederholt, ſie vor ihr ehrerbietig zu lüften, als wir aus einer Stettiner Dreichte ſteigend, an Bord des geturferten Dampfbootes Merkur gingen, dem wir uns bis Swinemünde anvertrauen wollten. Das Schiff hatte ein Zutrauen erweckendes Ausſehen. Der weiße Kopf des Merkur mit dem blank vergoldeten Flügelhute ſah zuverſichtlich in die gelbgraue Oder hinab, gepolſterte Bänke und reinliche Feldſtühle ſtanden und lagen in regelmäßiger Ordnung auf dem Hinterdeck und die Mannſchaft nahm uns zuvorkommend unſere Sachen ab. Man wolle ſich nicht durch romantiſche Seeſchreiber, wie den Captain Marryat und den guten Smidt, vom Meere abſchrecken laſſen. Wer ſein Paſſagiergeld bezahlt, hat nicht zu befürchten, wie die jungen Midſhipmen, welche als junge

Taugenichtſe von ihren Familien an Bord geſchickt werden, der bekannten Seemannsgrobheit zu verfallen. Auf einem Oderdampfboot iſt Alles noch ſüß, wie das Waſſer, und doch ragt ſchon ein wenig von der maritimen Biederkeit in das Gebahren der Mannſchaft herein. Die Packenträger der Eiſenbahnen ſind zartfühlende bedutſame Operateure an Koffern und Schachteln gegen die hartherzigen Matroſen, die euer Gepäck in den Schiffsraum verſenken. Man lernt erſt die kräftige Conſtitution eines Koffers, und die zähe Exiſtenz eines Bettſacks kennen, wenn man ſieht, wie ſie unter Deck, wie in die Hölle verſenkt werden: aber man zittert für irgend ein Käſtchen weiblichen Geſchlechtes mit einem franzöſiſchen Hute oder für eine Pappſchachtel, der das precaire Dasein eines Gibus anvertraut werden iſt. So blickt ein Philoſoph ſeinen Lieben nach, wenn ſie in die Gruft verſenkt werden. Der Glaube tröſtet ihn, daß er ſie alle wohlbehalten wiederſehen werde; der Zweifel flüſtert dazwiſchen — es iſt eine Trennung für immer! Der gefräßige Schlund der dunklen Lücke verſchluckt Alles und zwei dämoniſch verbrannte und mit Eboer parfümirte Hände langen fortwährend aus einer räthſelhaften Tiefe, wie das Verhängniß der Oderſchifffahrt empor, und fordern neue Opfer. Und auf allen Geſichtern aller ankommenden Paſſagiere lieſt man immer dieſelbe ſchmerzliche Empfindung und denſelben Zweifel an einer dereinſtigen Auferſtehung. Die Maſchine im Raume geht

das nichts an. Sie brodelt, unbekümmert um die ſchwachmüthigen Sorgen der ins Seebad reiſenden Menſchheit, ihr heißes Waſſer, und bringt ein Geräuſch hervor, als wenn ein Cyklop vor langer Weile mit rieſigen Fingern auf einem eiſernen Schilde trommelte. Allmählich hat ſich das Verdeck gefüllt, und Stühle und Bänke ſind reichlich beſetzt. Schon irrt der einzige Schiffskellner mit bittern Sicherheitsſchnäpſen auf dem erſten Platze umher und präſentirt ſie einigen Perſonen mit beſonders zaghaften Gemüthern und empfindlichen Magen. Schon werden kleine Flaſchen mit Porter von jungen Leuten vertilgt, denen man anſieht, daß ſie für alte Weltumſegler gehalten werden wollen. Schon zittern einige nervenſchwache Frauenzimmer, als die weiße Büſte des Merkur eine unangenehme Verneigung gegen den ernſthaften ſchwarzen Wladimir, das große ruſſiſche Poſtdampfſchiff, macht, das ſich zur Abreiſe rüſtet und viel von einem wanzenartigen Gekrabbel ſeiner rothbefrieſten Matroſen ausſtehen ſcheint. Um die Geiſter noch mehr einzuſchüchtern, wird jetzt die Schiffsklingel mehrmals heftig geläutet, worauf noch verſchiedene Perſonen und Obſtkörbe an Bord eilen und es ſich auf dem Verderdeck bequem machen.

Endlich iſt der entſcheidende Moment der Abfahrt eingetreten, die Maſchine ſtößt Laute des verbiſſenen Ingrimmes aus, der Merkur ſchießt in die Mitte des Fluſſes und die verwegenen Seefahrer aus allen preußiſchen

Provinzen und angrenzenden Landestheilen werfen noch einen wehmüthigen Blick auf das gastliche Ufer Stettins zurück, das so lieblich nach frischem Torfer und befahrten Seefischen duftet. Da erschallt von der Backbordseite ein banger Ruf: — „Himmel — es ist doch Niemand ins Wasser gefallen?“ — hört man die Damen schreien — ein Tau wird hinabgeworfen, die Maschine gestoppt — man wirft eine Strickleiter aus — ein schäbiger Mann mit einer Clarinette klettert über die Gallerie, ein dito mit einer Posaune, mehrere dito mit noch mehreren Clarinetten, Trompeten und Posaunen. Alle Befürchtnisse sind zerstreut: es ist nichts Unglückweissagendes vorgefallen; der Merkur hat nur seinen täglichen Bedarf an Schiffsmusik eingenommen.

Jetzt sind sämmtliche Hindernisse beseitigt; nichts steht unserer Betrachtung der harmlosen Schönheit der Oderufer entgegen, aber die Prüfung der Passagiere verspricht ungleich ergiebiger zu werden. Fangen wir mit der polnischen Familie an, mit der polnischen Familie, die nicht etwa eine feine großstädtische cultivirte Familie ist, sondern die Blüthe des sarmatischen Landlebens, der unverfälschte Ausdruck des alten Polens, das Napoleon charakterisirte, wenn er ihm nachrühmte, daß er dort ein fünftes Element, den T...f kennen gelernt habe. Vielleicht gab es noch nie einen Verein von erträglich modern gekleideten Frauenzimmern — die polnische Familie ist nämlich vollkommen herrenlos — dem der Stempel

der Bedürftigkeit einer längeren Reihe von Bädern und Abwaschungen so auf die Stirn, auf die Hälfte und — Finger getragt wäre! Man erstaunt noch mehr, wenn man aus ihren lebhaften Gesprächen und Fingerzeigen erräth, daß sie mit der Gegend bekannt sind, also schon mehrmals die Reise gemacht haben, denn die erdartigen Ablagerungen auf ihrer Oberfläche lassen auf eine Jahre lange ungestörte Ruhe der Niederschläge zurückschließen. Ja ein Geognost würde möglicherweise diese polnischen Frauenzimmer in die Periode der Alluvialbildung, wenn nicht noch weiter hinauf datiren. Ihre unglaublich leichte Bekleidung beunruhigt aber nicht weiter den Menschenfreund wegen möglicher Erkältungen, da sie augenscheinlich im Schutze ihrer natürlichen Erdrinde sich einer behaglichen und gesunden Temperatur erfreuen.

Eine andere Familie kommt aus dem Innern der Provinz und wahrscheinlich aus einer jener kleinen Städte, deren Namen nur von der Presse erwähnt wird, wenn sie von Gewitter, Hagelschlag oder einem Wolkenbruch überfallen werden, der ihre Gebäude unsicher macht oder im Schulsaal ein Klavierconcert giebt. Wer die Geschichte Noah's aufmerksam gelesen hat, kann sich eine Vorstellung von diesem angenehmen Bunde verwandter guter Menschen machen. Sie hat, wie der Erbauer der Arche, Alles mitgenommen, sogar die räderlose Karre des jüngsten Söhnchens, die korbiose Puppe des Töchterchens und alle langen Pfeifen des Stammvaters. Zerlachen

wir nicht weiter im Schiffsraum nach, was diese Provinzialfamilie noch weiter mitgenommen hat, sie scheint sich von nichts trennen zu können und zu Allem fähig zu sein.

Dort sitzt ein altes gemüthliches Ehepaar bei einander, zärtlich wie zwei vertrocknete Pflaumen an einem Zweige, von dem sie die Herbststürme nicht herabzuschütteln vermochten. Er scheint ihr Muth zuzusprechen: sie hört ihm zu, wie er ihr vor fünfzig Jahren etwas Anderes zugesprochen hat, was weniger für die Oeffentlichkeit war, als die — Seekrankheit. Mehrere Herren verwahren sich durch Mienen absoluter Sicherheit gegen den Verdacht, eine so niedrige Krankheit zu bekommen, Andere nehmen Pallast von Beefsteaks und Karbonaden ein, um sicherer im Fahrwasser zu gehen, und noch Andere, als deren Repräsentant wohl ein anscheinend wenig mehr als dreißig Pfund und einige Loth wiegender Herr mit einem feinen frostigen Strohhütchen und einem dünnen Stöckchen gelten kann, schlürfen kühlende säuerliche Getränke. Augenscheinlich bereitet sich die ganze Gesellschaft an Bord nach den besten Theorieen zum Empfange jenes Ungeheuers vor, das da draußen auf der weiten Fläche zu lauern scheint, welche der Captain „das Paremwasser" nennt, eine erweiterte Oder oder ein verengertes Haff.

Als ob sie gegen alle düstere Ahnungen ankämpfen wollte, beginnt jetzt die Schiffsmusik ihre Bestrebungen,

allein es iſt ſchwer, ſie näher zu beſchreiben. Zwar laſſen ſich nicht alle Vermuthungen unterdrücken, daß es doch wohl Märſche und Tänze mit bekannten Namen und von beliebten Componiſten ſeien, was dieſe Blech- und Holzinſtrumente verarbeiten, allein auf der andern Seite ſprechen triftige Gründe wieder dagegen. Die eignen Zuthaten der Schiffsmuſik überwiegen nämlich in einem ſo hohen Maaße, daß man dieſe Märſche und Tänze nicht allein für ihr unbeſtrittenes Eigenthum, ſondern auch für Schöpfungen in voller Unabhängigkeit von allen pedantiſchen Clauſeln der Harmonielehre erklären muß. Dieſe Anſicht gewinnt an Beſtimmtheit, nachdem man ihre Leiſtungen mit ihren geſchriebenen Noten verglichen und ſich überzeugt hat, daß ſie ſich eben ſo wenig danach richten, als die Staaten nach den Vorſchriften der Religion, von der ſie ſich „chriſtliche Staaten“ nennen. Auch ſehen dieſe Muſiker weit „unabhängiger“ aus, wie wir uns vorſichtig zur See und an einem Bord mit ihnen ausdrücken, als die vagabondirenden Talente des Feſtlandes, ſie verhalten ſich zu dieſen, wie die Barbaresken des Mittelmeers zu den regelmäßigen Kavern: auch in Betracht der Geſichte unterſcheiden ſie ſich weſentlich von ihnen. Selbige wird nämlich durch' eine alte, einſt grün lackirte Büchſe von der Größe eines jungen hoffnungsvollen Wallmörſers vollzogen und verräth bei dem herausfordernden Schütteln ihres Trägers einen eiſernen Fond von Hoſenknöpfen.

So sehr die Musik, die Meister der Töne, ihre Art, das Honorar einzukassiren, auch die Seefahrer beschäftigen, so wenig können sie die Seekrankheit entfernt halten. Ein frischer Nordwester kommt dem Merkur auf dem Haff entgegen und das alte brave Schiff, das schon von verschiedenen jugendlicheren Dampfböten zum Aerger alter Jünger Merkurs überholt worden ist, stampft ungeduldig mit seinen nassen Beinen und wehrt sich gegen den zudringlichen Wind.

„Wenn wir bei der Insel Wollin vorbei sind, kommen wir wieder in ruhiges Wasser," soll der Capitain in der Nähe des Verschlages bemerkt haben, wo die hitzigen Getränke verkauft werden und wo jetzt eben ein starker Andrang stattfindet. Der Andrang der Geister der Tiefe ist indessen mächtiger als die Kraft der hochfahrenden spirituösen Geister: es beginnen die Opfer auf dem Altar des Poseidon!

Zuerst fällt die älteste Tochter einer liebenswürdigen Familie. Ach, nicht die Ermahnungen eines würdigen Vaters, nicht das Flehen einer zärtlichen Mutter konnten sie retten! Lang ausgestreckt auf eine Bank, wirft sie jämmerliche Blicke auf die barbarische Menschheit — Ha, wer lacht da? — ja es lachen wirklich Einige — ganz besonders der kleine Kerl mit der Tabacksnase aus Angermünde! Kaum ist diese erste Blüthe geknickt, so sieht man die Mannschaft des Schiffes mit ganz neuen weißverzinnten Blechpfannen umherschleichen und sie heim-

lich unter Stühle und Bänke ſchieben. Der Anblick dieſer verdammten Blechpfannen, die Niemand für das hält, was ſie ſein könnten, für Beefſteakmaſchinen, läßt die Empörung ausbrechen. Das alte zärtliche Eheraar wird ſchwer betroffen. Er hält nicht mehr ihre Hand, er hält ihren Kopf! Die Provinzialfamilie iſt vollkommen zerſprengt und in ihre einzelnen Mitglieder aufgelöſt, und dieſe Mitglieder gebehrden ſich wieder im Einzelnen, als ſollten auch ſie gewaltſam zerſprengt werden. Der leicht wiegende Herr iſt wie weggeblaſen — hoffentlich iſt er nicht durch ein Verſehen mit dem Inhalt ſeiner Blechpfanne über Bord gegangen. Die Menſchen ſind indeſſen nicht ſo ſchlecht, als eine alte ſtehende Redensart behauptet: es macht ſich an Bord ein allgemeines Mitleid geltend — weil ſich Keiner mehr ganz ſicher fühlt. Nur mit Einem hat Niemand Mitleid, trotzdem dieſer Eine grade am härteſten vom Schickſal geſchlagen worden iſt. Der kleine Kerl aus Angermünde, der ſein ganzes Gepäck, lauter mit „Angermünde“ fett ſignirte Schachteln, bei ſich hat, der zuerſt über die Leiden der Maid gelacht hat — dieſes moraliſche Ungeheuer iſt ſeekrank geworden. So ſeekrank, daß eine Blechpfanne ſich zu ihm verhält, wie eine Taſſe zu dem Inhalte eines Ozeanes, daß er ſich weit über Bord hinausgelegt hat und hinausbrüllt in das Haff, wie ein am Meere gelegener Vulkan. Aber es hat Niemand mit ihm Mitleid, er iſt ſo unperſönlich, daß jedesmal, wenn er einen

neuen Anlauf zu seinen Expectorationen an die Gottheiten des Haffs nimmt, die ganze, noch gesunde Gesellschaft ein höllisches Hohngelächter aufschlägt und nur ein grauer Bootsmann bei ihm bleibt und ihn bei den Beinen an Bord hält, so wie er die Gepäckstücke mit „Angermünde“ überwacht. Nur eine Gruppe zeigt sich vollkommen taktfest gegen die Seekrankheit: die ganze polnische Familie, und die Verfasser von Reisehandbüchern zur See dürften sich als Mittel gegen die Seekrankheit für die Folge wohl nicht jene besondere Eigenthümlichkeit der Familie als „konservativ“ entgehen lassen.

Das früher geäußerte Gutachten des Capitains zeigt seine Richtigkeit. Kaum ist die sandige und mit Fichten bewachsene Küste der Insel Wollin passirt, so hört das impertinente Schaukeln des Schiffes auf, die Passagiere richten sich einer nach dem andern wieder auf, Niemand riecht mehr an Citronenscheiben und eine enorme Menge Tassen mit schwarzem Kaffee wird herumpräsentirt. Columbus, als an jenem verhängnißvollen Morgen endlich die Küste von Amerika vor ihm aufstieg, konnte nicht vergnügter ausgesehen haben, wie die Seefahrer, als endlich der bescheidene Hafen von Swinemünde sie empfing und die Eingebornen des Landes, sämmtlich am Quai aufgestellt, sie mit gastlicher Neugier zu erwarten schienen. Noch einmal schnarchte die Schiffsmusik in ihre Trompeten, noch einmal röchelte die Maschine und dann legte der Merkur bei.

Die Menſchen hatten nun zwar die Gefahren der Seereiſe überſtanden, aber es fragte ſich, wie dieſelbe dem — Gepäck bekommen war? Als wenn in dem Schacht eines Bergwerks ein Unglück geſchehen iſt, drängten ſich die Inhaber um die Lucke, aus der nun die Gepäckſtücke eben ſo wild gen Himmel flogen, als ſie zur Hölle gefahren waren. Die weiſe Einrichtung des Gepäckzettels beſteht nicht zur See: hier mußte Jeder ſehen, wo er bleibe, wie er's treibe — und wer ſieht, daß er nicht falle, denn die Frauenzimmer hatten ſehr ſpitzige Ellbogen und arbeiteten ſich ohne alle Rückſichten gegen Milz und Leber der männlichen Reiſenden nach vorn durch, um ihr Theuerſtes — ihre Bettſäcke wieder zu erhalten. Und nun ereignete ſich das Unerwartete, das Wunderbarſte. Alles kam wohlerhalten an das Tageslicht. Wie beim Tiſchrücken ſchienen alle Geſetze der Mechanik aufgehoben zu ſein, große Matratzen ſtanden auf Pappſchachteln, ohne ſie zu zerquetſchen, ſchwere Koffer zuckerhute Mäntelſäcke und Reiſetaſchen, ohne daß ſie barſten, und alle Hutſchachteln waren am Leben geblieben. Nie feierte die Menſchheit nach langer Unterdrückung ein ſchöneres Feſt der Wiedervereinigung mit ihren heiligſten Gütern, und dieſes Feſt wurde an der Küſte von Swinemünde gefeiert!

Der berühmte Badeort, das nahe Ziel unſerer touriſtiſchen Beſtrebungen, liegt hart an der Swine, dem mittleren Ausfluß der Oder, und wird gegen die

Fluthen derſelben durch ein Bollwerk aus Holz und Steinen, gegen die Fluth der hiſtoriſchen Umwälzungen aber durch ſeine Unbedeutendheit geſchützt. Zur Beruhigung für alle Diejenigen, welche von einer etwa ſogleich folgenden antiquariſchen Auseinanderſetzung zittern ſollten, bemerken wir indeß, daß von Niederlaſſungen der Römer keine Spuren vorhanden ſind, daß aber allerdings, um ein für alle Mal den hiſtoriſchen Punkt zu beſeitigen, phönizische Münzen an der Küſte gefunden ſein mögen, wenn man aus dem noch in erfreulicher Friſche herrſchenden numismatiſchen Eifer der Einwohner einen Rückſchluß auf die Zuſtände ihrer Vorfahren wagen darf. Denn nur aus der Hoffnung, gelegentlich ſeltnere Stücke zu finden, läßt ſich die Begierde erklären, welche ſie nach allen Geldſorten der ankommenden Badegäſte äußern. Außerdem giebt es in dem Orte wenig **Altes**, ausgenommen das — **Fleiſch**, welches theils weit hergebracht werden muß, theils ſo lange aufbewahrt wird, bis es eine gewiſſe Weihe der Vergangenheit erhalten hat, doch machen einige öffentliche Orte von dieſer Regel eine rühmliche Ausnahme. Die Einwohner ſelbſt ſind Ichthyophagen der ſtrengſten Disciplin und kochen alle Fiſche **grün**, verſtehen es aber nicht, ſie nach den Regeln der Kunſt zu **braten**, indem ſie dieſelben, wie die Inquiſition ihre Ketzer, meiſtens **ohne Butter dem Feuer** anvertrauen, woraus jener ſchmerzliche Zuſtand derſelben entſteht, den wir mit dem Ausdruck „**geſengten**

Hauptes" bezeichnen. Jeder berühmte Ort hat seinen **Nationalgeruch, Berlin duftet nach den Rinnsteinen,** Venedig und Hamburg nach den Kanälen, Moskau nach Juchten, München nach Bierhefen, Scheermeißel nach **Knoblauch und Swinemünde nach Theer und geräucherten** Flundern. Letztere Bewohner des Meeres bilden sowohl einen wichtigen Exportartikel, als auch ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner. **Wenn sie aber alle größeren Exemplare mit abgerissenen Köpfen — der Flundern** nämlich — auf Reisen zu schicken rügen, so lieben sie es, aus den kleineren Fischen Packete von Dreien zu machen, welche aus je zwei dickeren Stücken als Einband und einem ganz dünnen Dinge als Materie bestehen. Hierin und jeder denkende Geist, unter den Neueren die unverkennbare Aehnlichkeit mit Musenalmanachen und Gedichtsammlungen erkennen. Da dieses Triumvirat von Flundern durch einen mitten durchgezogenen derben Zwirns- oder Wollenfaden, der zuweilen von alten Strümpfen herzurühren scheint, miteinander verbunden sind, sieht ein solcher Flunderverrath in der Entfernung eines Pistolenschusses, wie eine in Unordnung gerathene Bibliothek von lederbraunen Klassikern aus. Diese Speise würzen die Landesinder durch die vortrefflichen Kartoffeln, die sie in dem noch vortrefflicheren Sande der heimischen Scholle bauen, in Betreff alles Uebrigen aber blicken sie vertrauensvoll nach Stettin und nach dem Meere. Die Fauna der Gegend ist nicht

mannigfaltig, doch pflanzen ſich die vorhandenen Thiergeſchlechter mit außerordentlicher Fruchtbarkeit fort. Ein Ausſterben des Flohs ſteht nicht zu befürchten, auch herrſcht ein Ueberfluß an Mücken der verſchiedenartigſten Größe, welche zwiſchen der Natur des ausgewachſenen Maikäfers und der winzigen, eben dem Schweizerjahnenkäſe entſtiegenen Fliege hin- und herſchwankt. Außerdem hält ſich die Saiſon über in der Strandgegend eine gewiſſe Klaſſe von grauen breitkörpigen Stechfliegen auf, denen die Damen, welche von dieſen galanten Inſecten beehrt werden, große rothe Beulen verdanken, die indeſſen nur wenige Tage anhalten und durch ihre Aufforderung zu anhaltendem Kratzen eine allen Badegäſten heilſame körperliche Bewegung veranlaſſen. Was ſind aber alle Uebelſtände, der Mangel eines zarten Beefſteaks und eines fetten, kräftig duftenden Portweins, gegen die unermeßlichen Wohlthaten des Seebades und der Seeluft! —

Es war an einem Sonntag in den friedlichen Morgenſtunden, wann die Konſtabler die Ladenbeſitzer auffordern, ſofort die Läden zu ſchließen, die Droſchken an den Kirchen langſam vorbeifahren müſſen, der Briefträger bei der uckermärkiſchen Havannah ſeine Sieſta hält, der greiſe Wüſtling über den Hof in den Weinkeller ſchleicht, um den heimlichen Madeira zu ſchlürfen: als ich am Ufer des Meeres ſpazieren ging. Die Ufer von Heringsdorf und Misdroy lagen im hellen Sonnenſchein. Um

die Tannenwaldung ihrer Hügel ſpann ſich ein zarter blaugrünlicher Dunſt und der dürftige Sand ſah auf zwei Meilen Entfernung ſo golden romantiſch aus, wie die italieniſche und deutſche menſchliche Bettelarmuth in den Bergen. Aus Nordweſt wehte ein friſcher Wind herüber und jagte die Wellen immer höher auf den Strand, die reine Bläue der Gewäſſer ſprach anregend zum Geiſte und das Brauſen der Brandung blies wie eine Trompete ganze Geſchwader von guten muntern Gedanken wach. So wandelte ich im Herrn vergnügt, denn ich war ganz und gar mein eigener Herr, in der köſtlichen feuchten Meeresfühle, als zu meinen Füßen aus der letzten Welle die ſchwarzen glatten Haare eines menſchlichen Hauptes auftauchten. Langſam hob das Waſſer die ſtolze Zier der Stirn und rann dann zurück, indem ſich die Haare wieder an den Schädel ſchmiegten, der tief im Sande vergraben ſchien. Himmel! was war das? Welcher unglückliche Schiffbrüchige hatte hier, fern von der trauernden Gattin und den zarten Kindlein, das naſſe Bett gefunden, wo nach Klopſtock's ſchönen Worten „Stürme das Grab ihm erhöhn'" Oder hatte der Mord die hagern harten Hände aus dem Hinterhalte nach einem beklagenswerthen Badegaſte geſtreckt? Gab es außer den bekannten Verbrechern des Pitaval, noch unerforſchte Strandmörder? Hatte ſich vielleicht ein Leander von Swinemünde um eine Hero zu Heringsdorf bemüht und war ein Opfer der göttlichen Leiden-

schaft geworden, die selbst die Geschlechter der Küche beherrscht? Waren es endlich die sterblichen Reste eines unversuchten Badegastes, und hatte die Badedirection die unverzeihliche Nachlässigkeit begangen, sich weiter nicht um die fernere Carriere des Ertrunkenen zu bekümmern.

Die Scene unterbrach schmerzlich meinen Sabbathfrieden, aber die Religion und das Strafgesetzbuch legten mir strenge Pflichten auf und verboten mir jedes feige Zaudern. Die Religion sagte: Rette ihn, wenn Rettung möglich ist; das Strafgesetzbuch rief: Gehe hin und mache die Anzeige, damit man constatire, ob Kennzeichen äußerer Gewalt vorhanden sind und in diesem Falle auf die Thäter fahnde! zwischen Kirche und Staat, entschied ich mich für die Erstere. Von dem Ertrunkenen oder Gemordeten ragte nur der Scheitel aus dem Sande hervor und ließ auf ein jugendlich blühendes Lebensalter schließen: der ganze übrige Körper lag tief im Sande und schien absichtlich fest verscharrt oder auch durch die Gewalt der Winde nach und nach mit Sand bedeckt. Wollte man Hülfe bringen, so mußte man zuerst den Kopf freimachen. Nach längerem Suchen fand ich endlich ein zugespitztes Stück Holz, das zu meinem Zwecke dienlich war. Mit vorsichtigen Händen begann ich den Sand an der Seite wegzuräumen, um nicht den armen Leichnam zu verletzen und vielleicht die spätere Obduction auf Irrwege zu führen, die leicht den mög-

lichen Prozeß ſo verwirren konnten, als die bekannten Tätowirungen in der Obermannſchen Streitſache — da mich plötzlich das behaarte Haupt vor meinem improviſirten Spaten zurück. Erſchrocken ſuchte ich es feſtzuhalten und hob auf der Spitze des Holzes — eine ſchöne neue Perrücke aus der See. Die Aermſte war beim Baden ertrunken. Ihr junger eitler Herr ging vielleicht auf Freiersfüßen und wollte ſein zarteſtes Geheimniß ſelbſt nicht vor Bademeiſtern und ſchwatzhaften Badegäſten enthüllen, oder gar ſeine Kahlköpfigkeit von dem mitbadenden Schwiegerpapa enthüllen laſſen. Er war, vertrauend auf die Kunſt der modernen Friſeure, in das Reich Neptuns hinabgeſtiegen, als ihn der zornige Gott erfaßte und ſich die Erſtlinge ſeiner falſchen Locken als Opfer ausbat. Thränenden Auges mag er dem prächtigen Korkſchmuck, der ihn zum Antinous machte, nachgeblickt haben — er mag an jenem Tage nicht an der Table d'hôte erſchienen, ſondern ſo lange bettlägerig und von unerhörten Kopfſchmerzen gefeiert worden ſein, bis Lobié von Berlin einen neuen „Jüngling" geſchickt hatte. Mit Pietät zog ich die Perrücke weiter auf den Sand, trug ſie dann auf eine Bank und hing ſie über das Geländer, um ſie von Sonne und Wind trocknen zu laſſen; dann ging ich von dannen, in dem lohnenden Bewußtſein einer vollbrachten guten That, und forſchte abermals nach dem Auswurfe der Oſtſee. Mein erſter Fund hatte mir Muth und Luſt gemacht, die Erzeugniſſe des

Meeres gründlicher zu erforschen. Wer das Haar eines göttergleichen Jünglings gefunden hatte, konnte auch so glücklich sein, wenn nicht eine ganze schaumgeborene Aphrodite, so doch einzelne, in Paris verfertigte Theile derselben als Strandgut zu entdecken und sich nach dem alten Strandrecht anzueignen. Doch die Gunst des Schicksals lächelte mir nicht ferner, oder die Lockenschleier des schönen Geschlechtes ließen ferner: ich fand nichts weiter, als einige von der See ausgeworfene Gigarrenenden, Tang, Gräten, todte kleine Häringe, Flundern und winzige Muscheln. Der Strand der Ostsee hat nichts gemein mit dem Conchylienreichthum der kaufmännischen Schaufenster von Swinemünde, wo die köstlichen Papiernautilus, Riesenmuscheln und Korallen sauber geglättet paradiren. Der Ostseestrand ist ein Proletarier; was man nicht hineinwirft, kann er auch nicht ans Land werfen.

Als ich in meine Wohnung heimkehrte, war das Resultat meines ersten Fischzuges verschwunden. Der rechtmäßige Eigenthümer schien sich die Perrücke nicht wieder angeeignet zu haben, allein einige Fischer, die ihre Netze am Sabbath ausbesserten, lächelten so vergnügt, als ob sie einen kolossalen Stör gefangen hätten. Was hatte ich gethan? welche Folgen konnte meine menschenfreundliche Gesinnung haben? Wenn nun die gebräunten stämmigen Männer nach Swinemünde hineingingen, der hohen Obrigkeit diese „Ergänzung" zu einem

ordentlichen jungen Manne übergaben und nun im Badeanzeiger das Signalement derselben nebst Finderlohn veröffentlicht wurde.' Erschüttert floh ich von dannen und verbarg heimgekehrt mein Haupt in einen Teller vortrefflicher Aale, bei denen ich mir zuschwur, nie wieder fürwitziger Weise den Strand zu durchforschen, sondern mich am andern und den folgenden Morgen ungetheilt den Studien im Männerbade zu widmen und auch wohl geeignete Nachforschungen über die Ereignisse und Sitten der Besucherinnen des Frauenbades anzustellen.

Die Gesellschaft in einem Seebade wird nicht im Gesellschaftshause, im Salon, am Kartentisch, an der Table d'hôte erkannt: um hinter ihre Geheimnisse zu kommen, muß man wenigstens bis an die Knie in's Wasser gehen. Die Gesellschaft des Seebades muß studirt werden, wenn sie sich Angesichts des Meeres enthüllt, wie die große Gemeinschaft der Menschen Angesichts des Moralgesetzes. Dem Wasser und dem Moralgesetze gegenüber sind alle äußeren Hüllen und Drapcerationen vom Uebel. An der Schneegränze und am Niveau des Meeres hören alle conventionellen Schnurren auf. Die Affenschande von Rang und Ehre wohnt in den mittleren Regionen, wo der Hafer und die Disteln wachsen. Schiller, wenn er sagte: „Auf den Bergen ist Freiheit!„ hätte hinzusetzen können „und am Strande des Meeres!" Es gilt dasselbe von beiden Linien, wo die Vegetation und mit ihr die krause, verworrene, vielfach zerfaserte

und zerriſſene Geſinnung des Menſchen aufhört! Im Waſſer ſein, heißt im Grabe ſein, und über die letzten Grashalme hinausſchreiten, iſt ſchon ein Vorgeſchmack von dem friedlichen Erloſchenſein, wenn die Grashalme über uns eine trennende Schneegränze gegen die unruhigen Lebendigen bilden.

Wie die Inquiſition, als ſie ihrer Zeit das Scepter der Welt führte, im Feuer alle Differenzen ausglich und ſämmtlichen Ketzern die gottloſen Geſinnungen ausbriet, ſo ſchicken heute die Aerzte ihre ſämmtlichen Patienten in's Seebad und laſſen ſie von dem mächtigen Elemente auswaſchen, wenn ſie gegen die Dogmatik des Geſundheitskatechismus geſündigt haben. Im Seebade kommen daher alle Ketzer in Sanitätsangelegenheiten zuſammen. Die Stubenhocker und Bücherwürmer, die Altenmenſchen und Kriegshämorrhoidarien (denn das heutige Kriegsweſen gehört offenbar ſchon in die Branche der ſitzenden Lebensarten), die abgeblaßten Mädchen und die bleichſüchtigen Knospen, die Mütter und ſolche, die es werden wollen, die Väter und ihre Stellvertreter; ſie Alle kommen im Seebade zuſammen.

Die Gallerie von Badezellen iſt eine reichere Fundgrube für Beobachtungen, als die Foyer's der größten Theater, die Kirchenſtühle, die Whiſtpartien, die Theezirkel, die Parlamente und die Expectorationen der Preſſe. Ueberall reſervirt ſich der Menſch einen letzten Reſt von einer Maske, einen ſchwachen Anflug von Schminke;

wenn aber der letzte Strumpf gefallen ist, wenn das **Hemde am Nagel der Badezelle hängt und der Bademantel „den Menschen an sich“**, entkleidet von allen den elenden Abstractionen der Welt, wie das Leichentuch umfangen hat, dann sehen wir, was wir an einander haben, und frei von den äußern Schranken und **den „Leute machenden Kleidern,“** spricht der Mensch **zum Menschen**: Die jetzige Generation ist sehr mager, ganz außerordentlich mager!

Nachdem alle norddeutschen Organe über die Thierschau des Längeren und Breiteren ohne alle falsche Schaam gesprochen und ihre unverhüllten Meinungen über die Gestalten von Pferden, Ochsen, Schafen und Schweinen gesagt haben, glauben wir keinen Anstoß zu erwecken, wenn wir bei der seltenen Gelegenheit einer Menschenschau unser Gutachten über die verschiedenen Mästungsmethoden und Stallfütterungen abgeben. Aus dem Exterieur der heutigen Menschheit, wie sie in den mehr als fünfhundert Exemplaren eines Ostseebades an den Tag tritt, läßt sich nur auf eine mangelhafte Naturalverpflegung und sehr schlechte Abwartung schließen. Im Ganzen wird offenbar noch schlechter gefüttert, als geputzt. Die gediegenste Klasse sind augenscheinlich mehrere würdige Oekonome und Amtleute. Sie sind gut bei Fleisch, von kräftigem Muskelbau und vortrefflichem Humor zu Wasser und zu Lande. Es schmerzt uns, dasselbe nicht von den anwesenden Militärpersonen

ſagen zu können. Wir ſprechen namentlich von den aktiven Vertheidigern des Vaterlandes, da die verdienten Penſionäre das Ihrige in Krieg und Frieden in ſo vollem Maaße gethan haben, daß ſie hier nicht mehr wohl in Betracht kommen können. Wir haben wirklich nicht für möglich gehalten, daß der menſchliche Körper es bis zu dieſer ätheriſchen, elfenartigen Feinheit und Durchſichtigkeit bringen könne, welche wir nach Ablegung gewiſſer ausgeſtopfter Uniformen zu bewundern Gelegenheit hatten. Welche Gefühle von Sicherheit müſſen in der Bruſt dieſer jungen Tapfern wohnen, wenn ſie ſich in dem Kartätſchenfeuer des Feindes ſagen, welche unbedeutenden Chancen für den Erfolg des Geſchützes die geringen Dimenſionen ihrer Gliedmaaßen bieten und wie unangefochten eigentlich ein menſchliches Gebilde aus mathematiſchen Linien dem Kugelhagel entgegen treten könne. Dieſe Glieder durchſchneiden, ſcharf wie Ruder, die Fluthen und ſind vollkommen unkenntlich, wenn ſie ſpäter, durch ihre natürliche Watte vervollſtändigt, im Ballſaale in einer ſanften griechiſchen Rundung prangen.

Gewiſſe bejahrte Rentiers verrathen zwar eine ausgezeichnete Verpflegung, allein die geringe Anſtrengung hat ſie ſchwammig werden laſſen und der Diogenes, der ſeine Laterne am Geſtade des Meeres ausgelöſcht hat, wendet ſich von ihnen mit Entrüſtung ab, indem er ſie den Kennern der Landwirthſchaft überweiſt.

Faſt eben ſo mangelhaft geſtaltet, als die jüngeren

Vaterlandsvertheidiger, ſind die moſaiſchen Männer, deren ſich aus den umliegenden Ortſchaften eine unbegreiflich große Anzahl angefunden hat. Das geſetzte Eſſen, das dieſe frommen Bekenner des alten Teſtaments und des Talmud's doch wenigſtens einmal in der Woche zu ſich nehmen, ſcheint auf ihr ſterbliches Gerüſte nicht den günſtigen zu erwartenden Einfluß ausgeübt zu haben und die betrübliche Verkümmerung ihrer Gliedmaaßen wirft ein neues und frappantes Licht auf jenen abſonderlichen Wunſch des Shylock im Kaufmann von Venedig. Es läßt ſich nämlich ſehr wohl begreifen, warum der bigotte Moſaiker von der Giudecca gerade ein Pfund Fleiſch von dem wahrſcheinlich ſehr wohlgenährten und gutgeſtalteten Antonio haben wollte. Andererſeits geht aus dieſem verzeihlichen Wunſche hervor, daß ſchon damals die Badevorkehrungen in Venedig beſſer waren, als ſie leider gegenwärtig ſind, und daß Shylock den Antonio früher geſehen und als vollwichtigen Mann gewürdigt haben mußte. Doch würde es den Shylocks von Stettin, Anklam und Greifswald leider ſehr ſchwer werden, einen genügenden Antonio in den nördlichen Seebädern zu finden, und müßten ſie ihren Wunſch dahin modificiren, daß ſie ſich, ſtatt eines Pfundes Fleiſch, nur die ſtatutenmäßige Knochenbeilage ausbäten.

Von den vorhandenen Schulmeiſtern, Geiſtlichen, Beamten und ſonſtigen Privatgelehrten ſchweigen wir,

da es eine Linie giebt, wo das Wort und die Lauten der herkömmlichen Begriffe nicht mehr ausreichen, um Zustände zu schildern, die innerhalb des Etats des Cultusministeriums liegen, und vor allen Dingen eine schleunige Anwendung von Schinken, Gurkreisen, Rettigeis und starken Bieren erheischen, ehe die deutsche heitre Presse so viel Stoff bei ihnen vorfinden kann, um ihre launigen Betrachtungen daran zu knüpfen. Wer aber den Ellbogen und das Knie in seiner ausgeprägtesten Entfaltung kennen lernen will, dem würde der Badeeteig ein ganzes anatomisches Museum von osteologischen Präparaten ersetzen und ihn belehren, daß auch das Knochensystem des Menschen für sich allein ein ganz erträgliches Dasein führen könne.

Wenn alle diese Menschen an das Proscenium der See hinaustreten, wo der kühle Morgen seinen Nebelvorhang aufgezogen hat, und die zahllosen neugierigen Häupter der Wellen nun auf die unglückseligen Schauspieler blicken, giebt es eine Reihe der köstlichsten dramatischen Scenen. In jedem, auch dem tapfersten Menschen tritt kurz vor dem entscheidenden Sprunge ins Wasser jener Zustand der Wasserscheu ein, den wir in unsrer eigensinnigen Legislatur nur bei den armen Hunden so strafbar finden. Es ist eine Analogie des Kanonenfiebers, das selbst die ältesten Soldaten vor dem Beginn der Schlacht empfinden können, ganz wie manche alte Matrosen, bei der Ausfahrt aus dem Hafen,

Anflüge der Seekrankheit. Die meiſten Armenſünder gehen entſchloſſener die verhängnißvollen Stufen hinan, als die traurigen Badegäſte die Stufen zur See hinabſteigen. Nach langem Umhergaffen, Reiben und Zagen erfolgt endlich der entſcheidende Sprung, und ein erſtickter Aufſchrei iſt Alles, was im erſten Moment von dem Opfer übrigbleibt.

Zwei Freunde nehmen jedesmal gleichſam für das Leben Abſchied, ehe ſie ſich in das Waſſer ſtürzen. Ihre Freundſchaft iſt ſo groß, daß ſie niemals dieſelbe Treppe wählen, um ſich in die Wellen zu werfen, gleichſam als ob ſie Einer dem Andern den traurigen Anblick des Momentes entziehen wollten, wo ſich, wenn auch nur für wenige Secunden, der grüne, weißgeſtickte Schleier der See über den Häuptern voll edler Gedanken ausbreitet. Mit welchem Entzücken ſehen ſich dann nach einer bangen Minute des Ausſchnaufens und heftigen Pruſtens die herrlichen Freunde zehn Fuß weiter auf der rettenden Sandbank wieder, wo ſie ſchon ein halbes Dutzend häßlicher Kerle finden, die ſich über die Achſeln nach den heranrollenden Wellen umſehen und kein Tröpfchen verlorengehen laſſen wollen, wie die Chemiker, wenn ſie einen Dukaten in Königswaſſer aufgelöſt haben. Wie freudig betreten die göttlichen Dioskuren ſpäter dann das Land, in Geſtalt des feſten Bretteß, wie maleriſch hüllen ſie ſich in die feuchten Mäntel, wie zärtlich blicken ſich ihre treuen Augen und ſelbſt ihre treuen Hühner-

augen untereinander an — nicht die Liebe Hero's und Leander's allein iſt fähig, im Waſſer zu ſterben, auch die Freundſchaft Müller's und Schulze's!

Dort ſchleicht Einer ſcheint ins Waſſer, eine rothe Badetappe macht ihn unter den vielen gelben Mützen und behaarten oder kahlen Schädeln weithin bemerkbar, wie die feurig glänzende Mohnblume unter Kuh- und Gänſeblumen. Sein in die Tinten der Leberkrankheit getauchtes Geſicht blickt mürriſch in die See, noch phantaſirt er, ob ſie tiefer ſei, als ſeine Hypochondrie, da ſchleicht von hinten ein Bube herbei, kein Freund, ſondern nur ein College der Schulmeiſterei, und ſtößt ihn unbarmherzig in den zwei Fuß tiefen Abgrund, um dann hinterdrein zu ſpringen und den Ueberraſchten unterzutauchen, daß die rothe Badetappe wie ein Karfunkel aus grüner Meeresnacht aufleuchtet.

Ein fetter Herr liegt behaglich wie eine Inſel der Seligen im Waſſer. Sein Rücken iſt ſo breit, daß die herangeſpülten Seegräſer eine Art Bank auf ihm angeſetzt haben und den Gegenſatz bilden zu ſeinem Wanſte, den er ſchon auf dem Lande zu einer Auſternbank beſtimmt hat. Die magern Herren verkriechen ſich da, wo das Waſſer am tiefſten iſt, und die Knaben halten ſich da auf, wo es am ſeichteſten iſt. Sie geben wider alle Lehren der Geſundheitslehre nur bis an die Kniee in's Waſſer, und bemühen ſich dann, durch die verſchiedenartigen Ränke der Jugend, den Gegner zu Boden

zu werfen und unterzutauchen. Wer mit trocknem Leibe aus dem Kampfe hervorgeht, wird von den Uebrigen als Sieger betrachtet. Aber nicht immer bleiben diese Seeschlachten ohne Intervention. Wenn ein großer Junge den kleinen Abraham so lange untergetaucht hat, daß er einen empfindlichen Mangel an Lebensluft spürt und zu fürchten steht, daß der Stamm um ein hoffnungsvolles Mitglied verkürzt werde, stellt sich zur rechten Zeit der Bademeister als vermittelnde Seemacht ein, und jagt den großen Jungen aus dem Bosporus in seine Badezelle.

Sollen wir nun noch einen bei fünf Thalern Strafe verbotenen Blick nach dem Damenbade werfen? Sollen wir ergründen, ob wir unter den langsam schleichenden, in Bademäntel tief vermummten trübseligen Gestalten eine der Heldinnen der Diners und Sonntagstänze wiedererkennen? Nein — niemals! Wenn jene griechische Schönheit vor dem ganzen Hellas unbekleidet in die See stieg, so hat unsere Woche ihre triftigen Gründe, den Bademantel niemals abzuwerfen. Seien wir nicht unbescheiden, und wenn wir selbst vor dem Schicksal des dummen Aktäon und vor der Anwesenheit jeglicher Diana vollkommen sicher sind!

Der Damenkaffee.

Zur Erlegung des zarten Zobels und zur Schonung ſeiner koſtbaren Hülle ſind die gewöhnlichen Schußwaffen viel zu grob und plump; man bedient ſich, um ſeiner habhaft zu werden, leichter Bolzen und kleiner Bogen. Die Moral dieſer Bemerkung möchte ſein, daß die ordinäre Stahlfeder und Schreibart für die duftige Poeſie des „Damenkaffees“ nicht anwendbar, ſondern der Beiſtand irgend eines Backfiſches von Muſe anzurufen iſt, um elegantes Schreibmaterial und einen gefälligeren Styl zu erzielen. Vielleicht iſt eine männliche Hand überhaupt nicht geeignet, dieſen gefährlichen Stoff zu ſkizziren. So aufmerkſam wir uns aber in der humoriſtiſchen Literatur umgeſchaut, wir haben kein Erzeugniß des weiblichen Schreibtiſches entdeckt, das von dieſem wichtigen Gegenſtande handelte, und wir müſſen annehmen, das ſchöne Geſchlecht fürchte, ſeine feierlichen Kaffeeverſammlungen

durch die Feder zu profaniren. Wir fühlen uns daher zu verdoppelter Vorsicht veranlaßt, indem wir eine Skizze des Damenkaffees zu schreiben wagen.

Diese bedeutsame Festlichkeit pflegt meistens anberaumt zu werden, wenn der Gemahl des Hauses zu einem Diner geladen, auf einer Geschäftsreise befindlich, oder durch amtliche Geschäfte bis spät in den Abend hinein gefesselt ist. Wenn ein Damenkaffee stattfindet, ohne daß der Gemahl in Wirklichkeit durch eine dieser Ursachen von Hause entfernt wird, so kann man annehmen, daß er die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, sondern einen plausibeln Vorwand erfinden, und seine Zeit wohl auszubeuten verstehen wird. Daher entspricht es ganz dem Geiste der neueren Geschichte, wenn im Gegensatze zu dem Alterthum, das aus dem Zusammensein der Diana mit ihren Nymphen einen Aktäon hervorgehen ließ, der Damenkaffee oft Veranlassung giebt, daß grade die liebenswürdige Wirthin von dem bedauerlichen Schicksal jenes kühnen Jägers ereilt wird. Wenn neue oder gewaschene Gardinen den Salon zieren, wenn ein Fortepiano oder ein großer Teppich angeschafft worden; dann pflegt auch der Damenkaffee genügend herangereift zu sein. Er beginnt mit einem allgemeinen Fensterputzen, Polliren der Thürgriffe und Abstauben der Möbel und Bilder. Wenn dieses Geschäft beendet ist, fängt es von Neuem an, und wird mit Erbitterung bis an den Mittag des nächtigen Tages fortgesetzt. Der

Meſſingbeſtand an Ofenthüren, Zangen und Drückern mag für gewöhnlich noch ſo blank polirt ſein, jetzt wird er bis zu einem trügeriſchen Goldglanz empergeängſtigt. Dann kommt die Reihe an die Epheuplantage. Welche Dame umgäbe ſich nicht am liebſten mit dieſem geduldigen und nachgiebigen Gewächſe, das am beſten um und auf Ruinen gedeiht! Die ganze Epheuvegetation wird gewaſchen und von den welken Blättern gereinigt. Erſt dann läßt man ein Gleiches der Blumenetagère und den ſonderbaren Krüppeln widerfahren, welche man Palmen zu nennen beliebt. Aber der Epheu bleibt immer der Liebling. Iſt er doch das eigentliche Symbol des Mannes, wie er ſein ſollte aber nicht iſt, eines anſchmiegenden, beſcheidenen Weſens, das gern im Schatten ſteht, billig zu unterhalten iſt, ſich an allen Enden beſchneiden läßt, und mit Kaffeegrund ernährt, am üppigſten gedeiht! Die Auswahl der Kaffeeſerviette iſt keine Kleinigkeit. Was dem Bataillon ſeine Fahne, das iſt für eine Kaffeegeſellſchaft die Serviette, nur muß ſie nicht möglichſt zerſchoſſen und zerſchliſſen, ſondern neu, bunt gewebt und glänzend ſein. Wenn die junge Garde nicht zuſammentreffen kann, ohne von Hunden und Pferden zu reden, verſammelt ſich nicht die alte Garde von Damen, ohne mit einer Kritik, von der Serviette zu beginnen und auf die Dynaſtie des Tiſchzeuges überzugehen. Das beſte Service wird aufgebaut, alles vorhandene Silber auf das Gewaltſamſte geputzt und dem Auge wohlgefällig

arrangirt, die verſchiedenen Kuchen geſchichtet und die erforderliche geſchlagene Sahne, ſo wichtig wie die Auſter für ein Herrendiner, an der kühlſten Stelle im Hauſe aufbewahrt.

Allmählig rückt die Stunde heran, in der die Wirthin Gäſte erwarten kann. Man iſt bei einem Damenkaffee nie pünktlich, das Erſcheinen richtet ſich nach dem beabſichtigten Effekte, je nachdem man auf das Tageslicht oder den Lampenſchein Toilette gemacht hat. Damen, die vermöge ihres Standes auf die ſchärfſte Sophacke Anſprüche erheben können, erſcheinen ſtets, wie kommandirende Generäle bei der Parade, zuletzt, und bringen eine von allgemeinem Präſentiren der Handarbeiten begleitete Störung hervor. Ehe alle Eingeladenen verſammelt ſind, nimmt das Geſpräch keine beſtimmte Richtung an. Es bilden ſich kleinere Gruppen, die ſich in noch leiſem Tone unterhalten. Man äußert ſich in geiſtreicher Weiſe über Potichinomanie, engliſche Stickereien und moderne Aermel- und Kragenfagons, man bewundert eine anweſende Haube und beneidet ein eintretendes Kleid, ein ſchweres Armband, eine Uhr nicht größer als ein Viergroſchenſtück, und begeiſtert ſich in Kaffee für die ſpätere Ventilirung der heiligſten Intereſſen des ſchönen Geſchlechtes.

Unterdeſſen haben die Arbeiten nicht eine Sekunde lang aufgehört. Alle anweſenden Damen ſticheln, als hinge der Biſſen trockenen Brodes für den nächſten

Tag, von der Vollendung der vorliegenden Borte oder sonstigen Tapisserie ab. Wenn Talleyrand meinte, die Sprache sei da, um die Gedanken zu verbergen, so meinen wir, daß wo Gedanken fehlen, es kein besseres Mittel giebt, ihren Mangel zu verstecken, als weibliche Handarbeiten. Nebenbei lassen sich aber für begabte hoffnungsvolle Naturen hinter diesen Cannevas- und Battistläppchen die gefährlichsten Ausfälle und Bonmots vorbereiten. Sie sind die Redouten, hinter denen der weibliche Witz plötzlich hervorbricht und den arglosen Gegner vernichtet. Der unglückliche Mann hat in der Gesellschaft nichts, hinter dem er das Auge verbergen kann, wenn er auf Verrätherei sinnt. Erst seitdem ich mehrere Damenkaffee's belauscht habe, ist mir in voller Klarheit aufgegangen, was es mit dem Gewande der Dejanira für eine Bewandniß hatte. O über diese kurzsichtigen Philologen, die den tiefsinnigsten Mythus Griechenlands in plumper Wörtlichkeit auffassen! Nicht in das Blut des Nessus hatte Dejanira das Gewand getaucht; es war nur eine Handarbeit, hinter der hervor sie dem Herakles das Leben so sauer gemacht, ihm so viele tödtlich verwundende Spitzen gegeben hatte, daß er sich von Hyllus auf den Oeta tragen und lieber verbrennen ließ, ehe er noch länger Stand hielt.

Von den Stoffen geht die Conversation bald zu den Hallen derer über, welche wie die Natur den Stoffwechsel aller Dinge, so doch wenigstens den des

ſchönen Geſchlechts mit wahrer Allmacht befördern; man verliert ſich in die Mode-Tempel, man kritiſirt die letzten Poſſen von Kleidern, Mantillen, Bändern, Tüchern, die jüngſte Acquiſition im Fache der Verkaufsdemoiſellen, und kommt durch eine elegante Wendung auf das kaufende Damenpublikum.

Der Damenkaffee hat nun ſeinen Culminationspunkt erreicht; er ſchwebt auf der Höhe der philoſophiſchen Meditation, der pſychologiſchen Analyſe, der humaniſtiſchen Intentionen. Niemals iſt eine größere Verläumdung gegen die freundlichere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes ausgeſprochen worden, als von jenem Böſewichte, der die Gefährtinnen des Mannes, zu maliziöſer Kritik und unberufener Sorge um das Befinden und Gedeihen des Nächſten, vornämlich aber der Nächſtinn, geneigt ſchilderte. Eine wohlwollendere Beurtheilung fremder Schwächen, als z. B. in einem Damenkaffee ſtattfindet, der denn doch als der reinſte Ausdruck ſchöner weiblicher Geſelligkeit betrachtet werden darf, wird man nicht leicht in einer andern Sphäre antreffen. Alle Worte ſind in milden, bittern Schmerz über die Hinfälligkeit des weiblichen Weſens getaucht, das z. B. eine ſchwere Atlasrobe gekauft, während ſeine Mittel ihm angeblich höchſtens zerknitterbaren Chagrean geſtatten. Wie ſehr wird der arme Mann dieſes Weſens bedauert, jener Märtyrer, deſſen glanzkörniger Hut nun ſchon das dritte Stiftungsfeſt erlebt, wie tragiſch

ſpricht man von den Kindern, welche die Dame in der Sophaecke, wohlbemerkt, die gelbſeidene Dame grand mousseux première qualité, neulich mit großen Butterbröden — Bröden, nicht Semmeln, vor der Thür ſpielend geſehen hat, obgleich ihre hübſchen Strohpelchen wohl auf Semmeln Anſpruch machen könnten; wie mißbilligt man die Knechtſchaft der Dienſtmädchen jenes Weſens, die nicht ſatt zu eſſen bekommen, da ſich das Hausmädchen neulich einen großen Pfefferkuchen gekauft hat, — man weiß es gewiß und findet es ſehr — ſehr Unrecht von der geizigen Hausfrau, daß ſie das arme Mädchen ſo hungern läßt.

Der Rath der Alten oder die Pairskammer beſchäftigt ſich ſo mit der ſocialen Frage; die zweite Kammer, deren Mitglieder unter vierzig Jahren zählen müſſen, iſt inzwiſchen auf das Schauſpiel, oder beſſer auf das Schauſpielperſonal gekommen. Die erſten Liebhaber genießen das unverbrüchliche Recht unerſchöpflichen Unterhaltungsſtoff für Damenkaffee's zu liefern, wie Louis Napoleon für die Bierbänke. Der erſten Liebhaberin wird, zur Ehre des ſchönen Geſchlechts ſei es geſagt, kein geringerer Antheil geſchenkt. Der Corpsgeiſt bringt es mit ſich, daß man ſie als die öffentliche Vertreterin der amoroſen Intereſſen mit nicht minderer Hochachtung betrachtet, als die Männer ein bedeutendes liberales Parlamentsmitglied. Verſteht die Dame zugleich „Toilette zu machen", ſo wird ſie doppelt geſchätzt. Man

könnte faſt auf die Idee kommen, daß die Damen glauben, ein moderner Paris würde, abermals aufgefordert, zwiſchen drei göttlichen Schönheiten den Schiedsrichter zu ſpielen, nicht wie ſein Vorfahr, ganz abgeſehen von den Ausgeburten des Modenjournals, ſondern einfach der glänzendſten Toilette den ſtreitigen Apfel überreichen.

Bald darauf nimmt der Damenkaffee eine neue Phyſiognomie an; das obligate bitzige Getränk nebſt den dazu gehörigen Torten wird umhergereicht. Da die Kunſt eine weiſe gemiſchte Bowle zu verfaſſen, ſelbſt unter Männern ſo weit verloren gegangen iſt, daß nur noch wenige Eingeweihte ihre myſtiſchen Regeln kennen und ausüben; darf man von den Damenkardinälen keine zu großen Erwartungen hegen. Es wird aber wohl keinen Mann geben, ſein Gaumen ſei denn vollſtändig verwahrloſt, der nicht bei ſeiner Heimkehr das hinter ſeinem Rücken fabricirte Gebräu für denſelben Stoff erklärte, der in Howald's bekanntem Trauerſpiel: die Heimkehr, eine ſo große Rolle ſpielte, nämlich für langſam wirkendes Gift. Einer der angewandten Stoffe, natürlich den Wein ſelber ſtets ausgenommen, muß in der Miſchung immer die Oberhand behalten. Gewöhnlich herrſcht der Zucker vor, ſehr oft aber auch die Ananas oder die Bitterkeit der Pomeranze, daß man allenfalls an ein Ananascompot oder an magenſtärkende eingemachte Pomeranzenſchaalen glauben kann. Hinter dieſe drei Stoffe

verstecken sich gern die angewandten Weine, wie das nur mit Kattun und Calicot bekleidete letzte Glied des Corps de Ballet hinter die in Seide gleißenden vorderen Reihen. Sie sind stets die jüngsten, kleinsten und noch nicht abgelagerten.

Nach dem Genuß der verderblichen Feuchtigkeit bricht die Anarchie herein. Die Tassenrunde der Königin Ginevra vor dem Sopha wird gestört, der Rath der Alten wirft sich an den Bostontisch und das Fortepiano wird aufgeklappt und beklimpert, um die Wilhelmine Claus oder die Jenny Lind des Damenkaffee's zur Kundgebung aufzustacheln. So kratzt der kunstsinnige Schneider im Mai mit seiner Scheere auf dem Bügeleisen, wenn er die tückisch schweigende Nachtigall vor dem Fenster zum Gesang anreizen will. Der Erfolg läßt nicht lange auf sich warten. Zwar ist kein Herr zugegen, auf dessen Herz zu zielen wäre, allein Mütter, die seit zehn Jahren theure Gesangs- und Klavierstunden bezahlen, lassen mit demselben Fanatismus, selbst im engeren Damenkreise ihre Töchter singen und spielen, als die Sportmänner nur unter sich mit ihren Rennern wetteifern. Nachdem einige Nocturne's, Phantasieen und Salonwalzer weidlich ausgeklopft, und „Gnade Robert — Gna . . . a . . . a . . . de für mi . . . i . . . ch!" ausgehaucht worden sind, fällt man über die armen Lehrer her. Piquirte Pro's und Contra's erheben sich auf beiden Seiten. Die Sternianerinnen widersprechen den Jähnsenistinnen, die Tesch-

nerianerinnen blicken herab auf eine arme Julius Schneiderin, und eine angebliche „Manuel Garcia“ (sie hat sich nur ein halbes Jahr lang in Cöln bei einer Tante aufgehalten) hüllt sich mit spröttischen Blicken in ein vornehmes diplomatisches Stillschweigen. Vom Gesange gelangt man auf die Sängerinnen, was natürlich so viel heißt, als auf Johanna Wagner. Jede Virago ist der Stolz sämmtlicher Damen. Sie bewundern die männlichen Eigenschaften der Kraft und Größe merkwürdiger Weise auch an dem eigenen Geschlechte und vermögen sogar sich leidenschaftlich darin zu verlieben. Johanna Wagner erregt den meisten Enthusiasmus unter den Damen, während wohl nie ein Mann für Mantius selbst in seinen guten Jahren geschwärmt hat.

Rasch ist die Zeit herangerückt, daß die Damen sich entfernen. Schon sind einzelne Hausknechte und Mägde angelangt, um mit Ueberbleibseln in den Gläsern in der Küche besänftigt zu werden. Auch ein Hausherr, der eigentliche Hausknecht seines Chez soi, findet sich ein, um das Weib seines Herzens heimzuführen. Man bedient sich seiner, um bei den Rüstungen in der Garderobe, den Damen die Mäntel überzuhängen, wobei er eine auffallende Dienstfertigkeit gegen die Jüngeren verräth, welche sich sogar bis auf die Ueberzieh-schuhe erstreckt. Endlich sind alle Schleier, Muffen, Handschuhe und Kragen gefunden, und der Moment der Trennung — des letzten Abschiedes naht.

Ich habe Verwandten, die über den Ocean ſchifften, für immer Lebewohl geſagt, ich habe von Menſchen, die wahrlich Urſache hatten, noch eine Weile im Leben zurückzubleiben, auf ihrem Sterbebette Abſchied genommen, ich habe dabei geſtanden, als Verurtheilte hart am Schaffot ihren bewegten Richtern zum letzten Male die Hand ſo heftig drückten, als wollten ſie ſich daran feſthalten — was iſt das Alles gegen die Schmerzen, gegen das Anklammern, das Adieu-Rufen, das Nachlaufen, Winken und Wedeln bei dem Fahrwohl nach einem Damenkaffee. Nicht der Ocean und der unfreiwillige oder unwillkommene Tod können dieſe Phänomene des Kummers hervorrufen: man glaubt, daß es ſich um eine Zerſtampfung aller Atome handelt, und daß auf dieſe heißen Küſſe nichts weiter folgen könne, als — erbarmungsloſe Vernichtung und Ausmerzung aus dem Univerſum.

Alte Knaben.

1. Er ſteht früh auf.

Vor drei Jahren bewohnte ich, größerer Bequemlichkeit in Redaktionsſachen halber, den Hinterflügel einer Druckerei. Der Sommer war verfloſſen, der Oktober kam, die alten Blätter der freien Natur fielen ab und die Literatur ſetzte neue Blätter an. Tag und Nacht ächzten und klapperten die Schnellpreſſen, täglich entließ der Druckereibeſitzer die alten Laufburſchen und nahm neue an, täglich entleerte der Möbelwagen das Vorderhaus und füllte es von Neuem; die untrüglichen Zeichen des Herbſtes waren da. Es war in den erſten Tagen des Oktober, als ich lange vor Tagesanbruch durch ein ſeltſames Geräuſch geweckt wurde, das nichts mit dem Lärm einer Druckerei, bei welchem ich, wie der Müller in ſeiner Mühle ruhig weiter zu ſchlafen pflegte, gemein

hatte. Das Geräusch ſchien von der gegenüberliegenden Seite des Hofes herzuſchallen. Es kam mir vor, als ob ein großer Schwimmvogel heftig in ein Baſſin untertauchte, das Waſſer von den Flügeln ſchüttelte und ans Ufer ſprang. Dieſes Manöver wiederholte ſich mehrmals raſch hintereinander. Zugleich ließ ſich ein furchtbares Prusten und Schnaufen vernehmen. Da ich genau wußte, daß kein Menagerieeſitzer ſeine Bude im Hofe aufgeſchlagen hatte, alſo kein Pelikan oder Eisbär die gebräuchlichen Abwaſchungen vornehmen konnte, ſprang ich auf, kleidete mich raſch an, ſchlug die Vorhänge zurück und bemerkte, daß die Fenſter eines großen, meiner Wohnung gegenüberliegenden Zimmers, in dem Niemand im Laufe des Sommers gewohnt hatte, offen ſtanden. Eine große Aſtrallampe erhellte das Gemach und in der Mitte deſſelben ſtand eine rieſige runde Waſſerkufe. Anfangs bemerkte ich keine Bewohner, aber plötzlich ſprang von der rechten Seite her ein langer alter Menſch von unglaublicher Magerkeit mit wahrer Wuth in die Kufe, aus dem Dunkel der linken Seite ſtürzte ſich ein Soldat im alten Militairmantel mit aufgeſtreiften Aermeln über ihn her und bearbeitete den Langen in dem Waſſer, als ob er ihn erſäufen wollte. Dann ſprang der Alte pruſtend heraus und das Experiment begann von Neuem. Zuletzt ergriff der Soldat eine Bürſte von der Größe der gewöhnlichen Treppenreinigungsinſtrumente, und bearbeitete den Alten, daß

er ihm das Fleisch von den Knochen gebürstet hätte, wenn solches vorhanden gewesen wäre. Der Soldat entfernte sich und mir fiel ein, daß ich durch meine Neugier indiskreter Zuschauer einer häuslichen Scene geworden war. Vollständig ermuntert kleide ich mich an und zünde Licht an. Von der andern Seite erschallt jetzt das mächtige Räuspern einer Stimme. Ich glaubte anfangs mein Nachbar rücke einen Kleiderschrank zurecht. „Guten Morgen — guten Morgen!“ höre ich von einem heiseren, aber kräftigen Basse herüberrufen. Auch ich öffne das Fenster und rufe „Guten Morgen.“ Jetzt sieht mein Nachbar auf einem Stuhle am Mittelpfeiler und schwenkt abwechselnd seine Beine in der Luft umher, als wollte er sie aus den Gelenken schleudern.

„Schöner frischer Morgen!“ schreit er, „ich mache mir jetzt etwas Bewegung.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er mit allem Kraftaufwand seiner Lungen das bekannte Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ intonirte. Der Mann machte sich also auch mit der Lunge eine heilsame Bewegung. Mitten in dem martialischen Gesange wird aber das Fenster einer benachbarten Dachstube aufgerissen, ein Kerl mit zerzausten Haaren, halb von einem zerfetzten baumwollenen Taschentuche bedeckt, guckt heraus, sieht und hört einige Sekunden zu und schreit dann auf Sächsisch: „Sie da, Sie, Preubund, schreien Sie nicht zu nachtschlafender Zeit — Sie da — still — ruhig Preubund!“ Damals

blühte grade dieſer Bund und Reliſtab hatte ſeinen berühmten Artikel: „Heil dem Treubunde!“ geſchrieben, in Folge deſſen ſämmtliche Pariere zehn Procente ſtiegen. Der Mann der baumelnden Beine unterbrach Thar und Sang, lauſchte, ſah zum Fenſter hinaus, entdeckte den Baumwollegekrönten und rief mit hoher Gelaſſenheit: „ruhig im Gliede!“ — „Wenn Sie nicht ruhig ſaind, muß die Bollizei morgen brollamird werten, ſingen ſie bei Dage, Treubund!“ „Still Sachſen — ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Das Dachfenſter Sachſens wird mit dem Refrain: Bolizei, zugeſchlagen und die Bewegung der Beine und Lungen nähert ſich ihrem Ende. Die Uhr des nahen Krankenhauſes ſchlägt vier. „Wollen Sie mit mir Kaffee trinken?“ ruft jetzt der Preuße, „ſchönen, heißen Roggenkaffee, Commisbrod und gute Faßbutter, Nachbar? Kommen Sie herüber, Nachbar, Sie ſcheinen auch gern früh aufzuſtehen?“

Ich weigre mich, weil ich einmal ermuntert, nun auch meine Zeit zweckmäßig benutzen will. „Dann laſſen Sie es bleiben,“ ruft der Preuße. Kaum ſitze ich am Schreibtiſche, ſo höre ich wieder ſeine Stimme: „Warum baden Sie nicht kalt, Nachbar, ſoll ich hinüber kommen und Sie begießen.“ Ich danke ihm verbindlichſt und er ruft wieder, aber jetzt ſchon etwas kleinlauter über die abſchlägige Antwort: „Dann laſſen Sie es bleiben!“ Mein Kaffee kocht und ich zünde die Cigarre an. Der Frühaufſteher hat ſeinen Roggenextract genoſſen, er

bemüht ſich demnächſt die Morgenſtunde unter angenehmen Zerſtreuungen zuzubringen. Ich höre, wie er mehrere Nägel in die Wand ſchlägt und wie deshalb ein über ihm wohnender Hausvater mit dem Stiefelknecht auf den Fußboden pocht. Der Preuße läßt nun aus Rache das Commißbrod zu Boden fallen, beſinnt ſich aber eines Beſſeren und zimmert an einem alten Koffer — Alles bei offenem Fenſter und rauher Oktoberluft. Es wird ſtiller; leiſes Geräuſch — was macht er jetzt? Er putzt ein Paar Sporen und nagelt ſie an ſeine Stiefel. — Nachbar, Nachbar!"

„Was wollen Sie denn?"

„Haben Sie nicht etwas zu leſen? Mir wird ſchauerlich die Zeit lang."

„Was ſoll es denn ſein?"

„Was Patriotiſches oder einen alten Kalender?"

„Ich muß bedauern, ich kann Ihnen nur den neuen Kalender geben."

„Wollen die Herren ſich nicht leiſer unterhalten? Hier oben liegt eine Kranke," ruft plötzlich noch artig genug der Hausvater von oben.

„Eine Kranke?" ſagte der Preuße, „was fehlt ihr denn? iſt Ihre Frau krank? begießen Sie ſie mit kaltem Waſſer — ſoll ich Ihnen beim Abreiben helfen?"

Der Hausvater ſchließt ſein Fenſter und iſt vernünftig genug, dem Heilkünſtler gar nicht zu antworten. Ich arbeite weiter. Von einem klirrenden Geräuſch fahre

ich empor; mein Nachbar ſchreit eben: verdammte Katzen! er hat mit einem leeren Blumentopf nach einer unter meinen Fenſtern promenirenden Mieß geworfen. Er ſieht, daß ich eine Bewegung der Ungeduld mache und verſucht mich zu beſänftigen. „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Nachbar, ich kann die Katzen nicht leiden — Sie halten doch keine?“ — „Nein.“ — „Ich prügle ſie durch, wenn ich ſie ſehe: ſchon mit mehr als zwanzig Hauswirthen habe ich mich der Katzen wegen erzürnt.“ — „Nun, und wer ſoll denn die Mäuſe fangen?“ — „Ich mauſe ſelber, wollen Sie einmal meine Fallen ſehen, ich habe zwei Arten, eine zum Lebendigfangen und eine worin gleich kalte Küche aus ihnen gemacht wird, ich will gleich den Draht friſch zuſpitzen, ſie pfeifen ganz verdammt, wenn er ihnen durch den Leib fährt; es giebt nichts Weichlicheres als ſolche Mäuſe. — Husch, Katz' — da iſt ſie ſchon wieder.“

Der Preuße holt ein großes Bierglas, füllt es mit Waſſer und begießt die Katze mit großer Gewandheit über den ganzen Hof weg. Die Sonne geht auf, ein katzenjämmerlicher Strahl bricht aus trübem Gewölk und erhellt die Geſtalt meines liebenswürdigen Nachbars. Ein verrunzeltes Geſicht mit einem Paar treuherziger aber dummer Augen, verſchönert durch einen abgetragenen Schnurrbart, blickt gutmüthig zu meiner Wohnung herüber und ſalutirt militäriſch mit einer langen Pfeife, die gegen eine alte Soldatenmütze erhoben wird.

„Noch eine Stunde, ehe das verdammte Weib mit der Zeitung kommt. So wie ſie da iſt, werde ich ſie Ihnen vorleſen.

„Um Gotteswillen," ſchreie ich aus Leibeskräften über den Hof, „laſſen Sie mich arbeiten, ſehen Sie denn nicht, daß ich vor Ihren ewigen Redensarten zu nichts komme."

„Nun, nun, Nachbar," ſagt der alte Preuße, „Nachbarſchaft muß doch ſein, und Sie ſtehen ja auch gerne früh auf."

„Nur, weil Sie mich geweckt haben — erbarmen Sie ſich wenigſtens und laſſen Sie mich meine Zeit anwenden."

Er nickt beifällig mit dem Kopfe und raucht weiter; ich ſchlage das Fenſter wieder zu. Ein Mädchen tritt aus dem Hauſe, reibt ſich die Augen und geht an den Brunnen. „Wie heißen Sie, liebes Kind?" Das Mädchen ſchweigt mürriſch. „Sie heißen gewiß Jettchen, ſagen Sie einmal Jettchen, Ihre Herrſchaft iſt krank, hat mir Ihr Herr erzählt; ſagen Sie Ihrer Madam', ſie möchte ſich kalt begießen laſſen; wie viel Kinder hat Ihre Herrſchaft? Sie haben gewiß auch ſchon einen Liebſten, Jettchen." Dabei lachte der alte Preuße koloſſal und noch mehr, als ihm das Mädchen die Zunge ausſtreckt. „Ganz geſund, Jettchen, ganz roth, wie eine friſche Kalbszunge; grüßen Sie Ihren Herrn, Jettchen; wollen Sie nicht einen Brief auf die Stadtpoſt mitneh-

men, wenn Sie nach Milchbrod gehen, Sie bekommen auch einen Kuß." Das Mädchen brummt etwas vor ſich hin und geht, dagegen kommt die Frau mit der Zeitung. „Sie kriegen nichts zu Neujahr!" ſchreit der Preuße herunter, noch ehe die Frau ihren Korb geöffnet hat, „Sie kommen alle Tage ſpäter — Nachbar, die Zeitung iſt da, die Zeitung!"

Wuthentbrannt antworte ich ihm nicht mehr, aber ich gehe um zehn Uhr zum Wirthe, wo ich ſchon Sachſen und den Hausvater finde, mit denen ich eine Triplalliance gegen das alte Preußen ſchließe. „Ich gebe ihm noch drei Tage Friſt," ſprach der Wirth nach Schillers Bürgſchaft. Am vierten Tage mußte er laut Kontrakt die Wohnung räumen. — Der Unglückliche war ein unverbeſſerlicher Frühaufſteher geweſen.

---

2. Er bleibt ſpät auf.

In einer hieſigen berühmten Weinhandlung befindet ſich ein langes dunkles Hinterzimmer mit zwei Gasflammen; ein großes ungaſtliches Sopha mit einer Rückenlehne, ſo hart und heilkräftig wie ein orthopädiſches Gradſitzungswerkzeug zieht ſich hinter einem mit Wachstuch bezogenen Tiſche als zweite Parallele an der Wand entlang, und zwei Senfnäpfe, deren jeder rechts und

links ein Pfeffer- und Salzfäßchen vertraulich am Arme hält, vervollständigen die Ausstattung des Gemaches. Die Kunst hat nichts für den Schmuck der Wände gethan, sowenig als für das Bild des General Wrangel, der auf einer bunt colorirten Lithographie, in der Stellung, ohne welche nie gestattet ist, einen Feldherrn und sein Roß abzubilden, für Schleswig-Holstein in die Schranken galoppirt. Dennoch ruht eine geheime Magie in dem anscheinend so ärmlichen Raume. Am Tage nie betreten, es sei denn zu vertraulichen Conferenzen des Wirthes mit einem Weinreisenden, kann er am Abend, namentlich nach dem Theater, kaum die Zahl seiner Gäste fassen. Dann scheint die Atmosphäre des Zimmers, dem Turiste der Kommenden nach zu schließen, salziger als die Küstenluft der Nordsee oder des adriatischen Meeres zu sein. Man trinkt wie das Kameel nach einem achttägigen Wüstenmarsch an der Quelle der Oase, aber man ißt verhältnißmäßig nur wenig, wie überall, wo große Trinker den Appetit zu verscheuchen pflegen.

Nach elf Uhr lichtet sich die Versammlung. Jünglinge mit den ersten Anfällen des Podagra's, fahnenflüchtige Ehemänner mit nicht stichhaltigen Vorwänden zum Langerbleiben, regelmäßig und richtig gehende Junggesellen und zufällig Einsprechende, nehmen sämmtlich um diese Stunde den Thürdrücker und den Hut in die Hand.

Um halb zwölf Uhr tritt ein alter Herr von ge-

meſſenem Anſtande in das Zimmer, der Kellner nimmt ihm den braunen Sackpaletot mit lebensſattem Fuchspelzkragen ab, der alte Herr geht, die Hände langſam reibend, zwei Mal an der ganzen Länge des Tiſches, die Gäſte muſternd, auf und ab, und ſetzt ſich dann in die dem Ofen zunächſt gelegene Ecke des Sopha's. Dieſe Ecke wird von gewöhnlichen Gäſten ihrer Temperatur wegen vermieden: ſie hält die richtige Mitte zwiſchen einem Brütofen und einem Bäckerheerde. Auf dieſem Platze richtet ſich der Herr ein, nachdem er mit dem Feuerhaken die eiſerne Ofenthür geöffnet und die Coaksſtücke ſymmetriſch geordnet hat, dann ſagt er mit entſchloſſenem Tone: „Anaſü, ein Achtel!“

Alle dieſe Eigenſchaften und Vorbereitungen würden aber die Aufmerkſamkeit eines anweſenden Neulings der Weinſtube nicht hinreichend ſpannen, wenn nicht die Naſe des alten Herrn dabei wäre. Wie ein plötzlich am Firmament auftauchender Komet die Augen ſämmtlicher Aſtronomen von den regelmäßigen Stammgäſten des Himmels abzuziehen pflegt, ſo auch dieſe Naſe Aller Blicke von den unintereſſanteren Perſonen und Gliedmaaßen der Anweſenden. In tyriſchen Purpur getaucht, erhebt ſich ein gewaltiger Bergapfel, einſam aus abendröthlicher Beleuchtung, ewiger Schnupftabak bedeckt ſeinen Gipfel und eine Warze mit ſtruppigen ſchwarzen Haaren deutet die äußerſte Grenze der Bartvegetation an. Sieben Vorberge von jungen Naſen verkünden, daß die Thätig-

keit dieses vulkanischen Bodens noch nicht ruhe und jeder Augenblick die ursprüngliche Gestalt des pittoresken Landschaftsbildes verändern könne. Alle übrigen Partieen des Gesichtes treten vor solcher Nase zurück: wie der Karfunkelstein der romantischen Schule überglüht sie der Menschen Logik und Besonnenheit. Der Artigste vergißt die Paragraphen des Meisters Alberti und starrt unverwandten Blickes das koboldartige Gebilde an und der Unartigste untersteht sich, laut zu lachen. In Deutschland giebt es nur noch eine derartige Nase und diese gehörte einem sehr genialen Tonsetzer in Dessau.

„August, ein Achtel!"

Noch sind nicht fünf Minuten verflossen, als dieser zweite Ruf erschallt, und der alte Herr mit solcher Gelassenheit seine Beine nach dem glimmenden Ofen ausstreckt, als wollte er die Gesellschaft noch um Mitternacht mit frischen Eisbeinen bewirthen.

„August, ein Achtel!"

Ist es die Hitze des Ofens oder die innere Trockenheit des Temperamentes, zum dritten Male in zehn Minuten wird August in Thätigkeit gesetzt. Im Mittelalter gab es großartige, aber uncultivirte Trinker, welche ohne Schwierigkeit das mit Wein gefüllte Spülfaß austranken, das neunzehnte Jahrhundert hat den Achteltrinker gezeugt, denn das Geschlecht derer von Schweinichen ist unsterblich.

„August, ein Achtel!"

Die anwesende Gesellschaft wird durch das Achtelspiel gefesselt, sie versammelt sich in der Nähe des Ofens um den alten Herrn, wie die Kindlein um die märchenerzählende Großmutter und nun ist der alte Herr in seinem Elemente.

„August, ein Achtel!"

Seine treuherzigen Augen beleben sich, er erzählt einige kleine Stadtgeschichten von Ehemännern unter dem eisernen Joche des Pantoffels, die sich nicht unterstehen dürfen nach zehn Uhr nach Hause zu kommen, er lobt den Genuß des Weines bei nächtlicher Stille, er regt die Gesellschaft so lebhaft an, daß diese mit großem Geräusch Champagner bestellt, daß der Wirth selbst mit wohlgefälligem Schmunzeln erscheint und mit dem alten Herrn vertrauliche Blicke wechselt. Aber eingeladen, am Genusse des brausenden Sektes Theil zu nehmen, sagt er nur:

„August, ein Achtel!"

Nun kommen die Mordgeschichten, Geschichten, die schon hundert Mal erzählt, nach zwölf Uhr und bei der Flasche ewig neu sind, Geschichten, die wie die erzählenden Mordkerle eine unverwüstliche Lebenskraft haben. Solche Geschichten lassen sich jedoch nicht mit trockenem Munde erzählen und da mit vorrückender Nacht das Glas immer kleiner und der Durst immer größer zu werden scheint, heißt es wieder:

„August, ein Achtel!

Was iſt der Menſch? Der Schatten eines Rauches — eine Spanne Leben und rings Schlaf — eine unaufgelöſte Diſſonanz — eine Schneeflocke am erſten Mai — ein Schwefelholz im Ofen bei achtzehn Grad Reaumur — der Menſch iſt ein Blatt, das welk wird, wenn ſeine Zeit gekommen iſt, abfällt und hinausgetragen werden muß in die Todtenkammer — alſo trugen ſie den Jüngling hinaus, in der Blüthe ſeiner Jahre, den Jüngling, den die zärtliche Mutter am Abend noch nüchtern geſehen hatte und der am Morgen ſchreien wird, wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, ſo nach dem ſauern Häring — der alte Herr kann nur mitleidig die Achſeln zucken über den Jünglinge fällenden Champagner.

„Auguſt, ein Achtel!“

Wie befindet ſich der Jüngling? „Hoffnungslos vor der Hand,“ lautet die Antwort. Eine Nachtdroſchke iſt das Einzige, deſſen er für heute noch auf Erden bedarf oder für morgen? O, es giebt Zeiten, wo der Menſch noch im Geſtern lebt und der morgende Tag ſchon angefangen hat — oder ſollte des alten Herrn Zeitrechnung vielleicht um zwölf Uhr Mittags beginnen und er erſt um dieſe Stunde ſeinem Tage den Namen geben?

„Auguſt, ein Achtel!“

Das ſind Dinge, um darüber den Verſtand zu verlieren, gewichtige Daſeinsfragen, ſich überſchlagende Kategorieen, ernſthafte Arbeiten für Philoſophen, aber nicht für eine Geſellſchaft, die nun einmal fröhlich beiſammen

iſt und nicht weiß, wie ſie den angebrochenen Abend zubringen ſoll. Einer wagt es, ein kleines Spiel vorzuſchlagen, da widerſetzt ſich der Alte von der Naſe mit Macht. Das ſei der alten Deutſchen Erbfehler geweſen, daß ſie bei dem guten Trunke auch das ſchlechte Spiel getrieben: beſſer ſei es, das Geld an die Gottheit des Bacchus, als an ſterbliche Menſchen zu verlieren, darum:

„Auguſt ein Achtel!“

Wer ſteht da am Büffet im Nebenzimmer? in der Urväter Mantel gehüllt, des Auerochſen Horn um die Schultern hängend, in der Hand den gewaltigen Spieß, am Gürtel die Schlüſſel der Stadt — ein ſiegreicher König der Nacht? — nein, der Nachtwächter. Das ſpäte Licht und die Kälte der frühen Stunde haben ihn hineingelockt, er wünſcht den Herren einen ſchönen guten Morgen, und der Alte von der Naſe ſagt: „Auguſt, geben Sie dem Nachtwächter auf meine Rechnung ein Achtel.“

„Auguſt, mir auch ein Achtel!“

Der Nachtwächter trinkt ſtehend auf die Geſundheit der Anweſenden, ſtößt mit der Großnaſe an und fragt, ob einer von den Herren wünſche, nach Hauſe gebracht zu werden, es habe ſtark geregnet und ſei ein wenig glatt? Die Geſellſchaft hat den Regen ſo wenig gehört, als Hüon und Rezia bei Wieland den Seeſturm: ſie iſt daher einigermaßen überraſcht. Einige gehen ſchon tief, wie holländiſche Kauffartheiſchiffe mit Ballaſt, Andere

empfinden den ſchrecklichen Rückſchlag des Weines und verfallen in ein leiſes Fröſteln — man beſchließt aufzubrechen. Die Zeche wird bezahlt, die nächtliche Toilette gemacht: man taumelt hinaus und ſtellt ſich unter den Oberbefehl des Nachtwächters, der die Führung der Avantgarde mit den Worten übernimmt: „Aufgepaßt, meine Herren, der Rinnſtein kommt.“ Halt! wird plötzlich der Arrieregarde nachgerufen. Auguſt bringt verſchiedenes Vergeſſene, wie Tabacksdoſen, Cigarrentaſchen und Foulards. Der Wein bewirkt ja wie der Trunk aus Lethe, Vergeſſenheit der irdiſchen Dinge.

Einer nur bleibt zurück, der Alte von der Naſe. Langſam ſteht er auf, zieht den Paletot an, ſetzt ſich wieder, legt die Beine lang auf das harte Sopha, ſeufzt und ſagt: „Auguſt ein Achtel!“

Auguſt hört ihn nicht gleich, weil er in ſämmtlichen anarenzenden Zimmern die Gasflammen auslöſcht, die Zeitungen auf einen Haufen packt und die Stühle unter den Tiſch rückt: der Alte ruft alſo mit ſtärkerer Stimme: „Auguſt, ein Achtel!“

Auguſt bringt das Achtel, aber nicht mehr mit der früheren Spannkraft. Es ſchlägt drei Uhr und der arme Menſch kann ſich kaum noch auf den Beinen erhalten. Seine Augen ſind trübe, er magert von Stunde zu Stunde ſichtlich ab, noch eine Stunde und er gleicht dem Portrait des Surrogat in ſeinem letzten Stadium.

„August, noch ein Achtel!“

„Aber mein Gott, es hat ja schon drei geschlagen —“

„August, gieb mir noch ein Achtel — August. Du bist mein Freund!“

„Meinetwegen, das ist aber das Letzte: denken Sie, wenn Jeder so lange aufbleiben wollte, wie Sie, was sollte dann aus uns armen Kellnern werden, die den ganzen Abend und die Nacht durch auf den Beinen bleiben sollen und am Tage noch ihr eigenes Geschäft haben?“

Der Alte von der Nase hat das Achtel ausgetrunken — — „August, gieb mir noch ein Achtel!“ — August verläßt das Zimmer und sagt halblaut: „Es ist nicht auszuhalten, alle Woche einmal die Wirthschaft mit ihm — er bekommt keinen Tropfen mehr!“ Zugleich stellt er sich neben das Büffet und zählt auf einer kleinen schwarzen Tafel gewisse ureinfache Zeichen, welche die Zahl der genossenen Achtel auf die leichtest faßliche Weise ausdrücken. Er kommt wieder und sagt tonlos: „Vierzehn.“ Nun wird Rothnase ernsthaft böse. „Vierzehn? nur vierzehn? so wenig habe ich noch in meinem Leben nicht an einem Abend getrunken. Hätte ich nicht schon vorher in der Leipzigerstraße zwanzig Achtel getrunken; Ihr sollt mich nicht so schnell loswerden. So seid Ihr Alle, Ihr seid undankbares Volk. Alle Woche komme ich nur einmal her, damit Euch das

Spätaufbleiben nicht ſchadet, und wenn die Reihe an Euch iſt, ſeid Ihr niederträchtig gegen mich und wollt mich in die kalte Nacht hinausſtoßen — Auguſt noch ein Achtel — Auguſt, wenn Du ein Menſch biſt, erbarme Dich — komm, gieb mir einen Kuß — ſei mein Freund, Auguſt!"

Der Kellner iſt unerbittlich. Er zündet den Wachsſtock bei der letzten Gasflamme an und löſcht dieſe ſelbſt aus. Ein unheimliches Halbdunkel zerſtört alle eitlen Hoffnungen auf das letzte Achtel. Der Alte ſetzt den Hut auf und ſpricht: „Auguſt, ich werde das nächſte Mal bezahlen;" er bezahlt nämlich ſtets ſeinen Wein erſt acht Tage ſpäter. Die Hausthür wird geöffnet, fällt hinter dem Alten in's Schloß — da klopft er noch einmal an.

„Was vergeſſen?" — „Ja, Auguſt, ich habe vergeſſen, Dir gute Nacht zu ſagen, bleibe mein Freund, Auguſt, hörſt Du — gute Nacht.

Eine privatliterarische Gesellschaft.

Das Leben eines Journaliſten in einer großen Stadt läßt ſich nicht ganz unpaſſend mit dem troſtloſen Zuſtande eines ungebändigten Roſſes vergleichen, das von Stallmeiſters Händen zu abſoluter Folgſamkeit herangebildet werden ſoll. Ein ſolches Roß ſteht angebunden vor ſeiner Raufe voller Heu und Hafer, begierig zu freſſen und zu ſaufen, allein ſobald es zu einem oder dem anderen Miene macht, rührt ein ſeitwärts im Verborgenen ſitzender Unhold den unglücklichen Gaul mit einer Ruthe an, daß er zuſammenſchaudert und von den fortlaufenden Störungen endlich in einen träumeriſch weichen Zuſtand verfällt, in dem er Alles mit ſich machen läßt, was mit Candare, Peitſche und Sporn zuſammenhängt. Auch der Tag des Journaliſten verfließt unter der unaufhörlich angewandten Ruthe der preßbedürftigen Beſucher, wenn aber der Abend herankommt, der die

Feſſeln aller Weſen löſen ſoll, erreichen ſeine Leiden ihren Höhenpunkt; er iſt von 6 Uhr an der Leibeigene der Theater, Concerte und Geſellſchaften. Das Schickſal wirft ihn unbarmherzig hin und her, heute darf er ſich in einem bequemen Lehnſtuhl der Oper dehnen, morgen muß er ſeine Beine im Theater unterzubringen ſuchen, heute beſpielen ihn Klavier und Violinen, morgen ſpielen Azteken um ſeine Kniee, heute ſpeiſt er am Tiſche eines Banquiers alle die guten Sachen, wie ſie Leute, die nicht nur ſollen, ſondern auch haben, auftiſchen, morgen — doch ich darf dem Laufe der Ereigniſſe nicht unkünſtleriſcher Weiſe vorgreifen. Wie die Preſſe ſich um Alles bekümmert und Alle ſich um die Preſſe bekümmern, bedürfen ihrer unglaublich viele Perſonen und laden unverhohlen ihre Vertreter zu ſich ein. So war auch ich ſchon ſeit geraumer Zeit von einem mich gelegentlich in dem Theater aufgreifenden Ehepaare hartnäckig eingeladen worden, eine ſeiner Abendgeſellſchaften zu beſuchen. Als liebreizende Lockung fügte die Gemahlin ſtets hinzu, daß es bei ihr ſehr literariſch zuginge und daß ſie viele „ſolcher Leute“ bei ſich ſehe. Lange hatte ich mit der Zähigkeit Malakoffs widerſtanden, allein jeder noch ſo feſte Platz muß ſich einmal ergeben, alle meine Redensarten waren abgeſchnitten, mein Muth war geſunken, die Bedingungen verſprachen ehrenvoll zu werden; ich gab mich endlich gefangen und verſprach der nächſten Einladung zu folgen.

Zwar verhehlte ich mir nicht, daß die Folgen dieſes Beſuches die Bekanntſchaften von wenigſtens zwölf lyriſchen Dichtern und Dichterinnen ſein würden, die ſämmtlich variierene Lorbeerkränze aus meinen Händen erwarteten, allein zugleich ſagte ich mir, daß ein Kritiker nie etwas bei dem Lobe ſchlechter Gedichte wagt, da kein Menſch ſich durch eigene Lectüre von dem Gegentheile zu überzeugen pflegt, und ein triviales Sprichwort ohnedies die Regel vorſchreibt, über die Todten nur Gutes zu ſagen. An dem beſtimmten Tage trat ich die Wanderung in die entfernte Stadtgegend an, wo die privatliterariſche Geſellſchaft ſtattfinden ſollte. Vier hellerleuchtete Fenſter verriethen mir in einer Straßenzeile, wo nach acht Uhr alle Familien um eine Lampe in der warmen Hinterſtube ſitzen, daß ich mich am Orte des Feſtes befinde. Das Viergeſtirn der Literatur ſchimmerte mir in dieſer lichtarmen Sphäre der Oeleinſchränkung und der Brennmaterialerſparung freundlich entgegen, und in erhobener Stimmung zog ich in dem großen ſtillen, im modernen Papiermaché-Style erbauten Hauſe die unheimlich laut ſchallende Glocke. Ein offenbar in Civillivrée geſteckter, für den Abend zur Bedienung geliehener Offizierburſche, öffnete mir mit dem allerliebſten naiven Accent, der dieſe in der „Bildungsſchule des Volkes“ erzogenen, nicht durch Lakaientum und Trinkgeldſüchterei verwüſteten Jünglinge auszeichnet. Im feurigen Dienſteifer zog er mir mit dem Oberrock auch den Frack aus,

drückte dann in der eiligen Verlegenheit, den Irrthum rasch wieder gut zu machen, meinen Hut mit den Knieen gegen die Wand, trat mir zweimal auf die Hühneraugen und hing dann erst die Sachen an den Nagel. Wahrscheinlich wären alle diese Uebereilungen nicht vorgekommen, wenn ich ihn durch eigene Thätigkeit unterstützt und gehemmt hätte, allein meine Blicke waren vom ersten Augenblicke an, durch ein Phänomen gefesselt, das allen bisherigen Beobachtungen zu fremd war, um nicht auf meine Geisteskräfte Beschlag zu legen. Das kleine nach dem Hofe hinausgehende Hinterzimmerchen, außer dem Belagerungszustande augenscheinlich das Allerheiligste des jungen Hausherrn, war heute zur Garderobe umgestaltet worden. Auf dem Schreibtische erhob sich das seltsamste Gebäude von der Welt, errichtet aus glänzenden Pickelhauben, die tütenartig übereinandergestülpt, eine ähnliche Mauer bildeten, wie in der Oper Alcidor die Schilder der geharnischten Männer des Prinzen. Augenscheinlich stand ich an der Schwelle einer überwiegend militärisch-literarischen Gesellschaft. Beim Eintritt wimmelte es denn auch von jungen liebenswürdigen Lieutenants, mit denen mich der Wirth der Reihe nach bekannt machte. In Folge dessen sah ich mich alsbald in anziehende Gespräche über die Eigenschaften einer Menge von Garnisonsstädten der preußischen Monarchie verwickelt, die erst durch das übliche Theeanerbieten unterbrochen wurden. Eine lange Erfahrung hat mich gelehrt,

daß man, was das Verhältniß des Thee's zum Magen anlangt, letzteren fast überall für ein unreines Geschirr ansieht, das lauwarmen Wassers zu seiner Reinigung bedarf; aber ich bekenne, noch niemals eine so tückische kleine Rumflasche erlebt zu haben. Trotz ihrer winzigen Natur klemmte sie ihren Pfropfen so fest an sich, wie eine große Holsteiner Auster die Schaalen, und da es vorläufig noch keine Rumflaschenmesser wie Austernmesser giebt, und außerdem bei fortgesetzten Versuchen das ganze Theebrett in Gefahr gerieth, standen wir Alle, selbst meine jüngsten Kriegsgefährten mit eingeschlossen, von ferneren Versuchen ab, die „Widerspenstige" in eine „bezähmte" zu verwandeln. Wenn zu diesem Geschäfte ein Kraftaufwand nöthig war, so forderte die Versüßung des Thee's, vermöge der Unscheinbarkeit der Zuckersplitter so viele Zeit, daß jene nur ungenügend, gleich der Verproviantirung mit weniger „altdeutschem" als „altem" Nankuchen erfolgen konnte. Nach Ueberwindung dieser Wasser- und Landplagen wurde ich in das eigentliche Hauptzimmer bugsirt und mehreren Personen vorgestellt, die ihre Orden in großer officieller Figur im Knopfloch oder auf der Brust trugen und sich unter einander bald „Herr Präsident", bald „Herr General" titulirten, mir aber vollkommen unbekannt waren. Dieser Umstand, obgleich gemildert durch eine fast tiraillirende Herablassung dieser hohen Aristokraten, erzeugte in mir jenes Gefühl von Niederge-

ſchlagenheit, deſſen ſich auch der unabhängigſte Menſch nicht ganz erwehren kann, wenn er auf Grund mangelnder Verdienſte um den Staat, mit unausgefülltem Knopfloch in der Mitte decorirter Helden daſteht. Ich ſchlich mich, ohne mit mehreren alten zahnloſen Damen, die nichts Geringeres als Excellenzen ſein durften, eine Unterhaltung anzuknüpfen, in die Lieutenantshalle zurück und erquickte mein Gemüth an der Friſche und dankbaren Unbefangenheit, mit der dieſe blühenden Jünglinge literariſche Anmerkungen aufnahmen, die meine Beſcheidenheit als nicht unterſtützt von der Gunſt des Augenblickes beurtheilen mußte. Schon war ich im beſten Zuge, ein „Löwe", „Mann im Monde", „Celebrität" oder ſonſt etwas zu werden, als ein officiöſes oder halb officielles Geräuſch im Hauptſalon entweder die Ankunft der wichtigſten Perſon, oder den Beginn des Ereigniſſes des Abends ankündigte. Letzteres war der Fall: der amtliche Vorleſer der privatliterariſchen Geſellſchaft hatte ſich eingefunden. Man erkannte ihn, wie an den ſchwarzen Pappdeckeln die Küſter, wenn ſie mit Hochzeits- oder Taufeinladungen Hochzeitungen unternehmen, an einem dünnen rothen Marocquinumſchlag, unter welchem Schanddeckel er mehreren Anſehens wegen das vorzuleſende Manuſcript oder Buch zu halten, und geſellſchafts- oder hoffähig zu machen pflegte. Beim Anblick dieſes bleichen und mageren, aber rabbiniſchen Mannes, der bei wohlgeſtutztem Knebelbarte und heftig

rotirenden Augen den Vorleser von Profession nicht verbergen konnte, entstand eine lebhafte Bewegung, die mir zum Theil an äußerste Niedergeschlagenheit zu grenzen schien. Die vorhandenen Stühle waren von den Präsidenten und Generälen, oder von den Präsidentinnen und Generalinnen besetzt, und es war gegründete Aussicht vorhanden, die Vorlesung stehenden Fußes anzuhören. Nebenbei trugen die wenigen Civilisten ihre Hüte noch in den Händen und die Officiere ihre Schwerter an der Hüfte. Aber auch wenn wir gewollt hätten, wäre ein Niederlegen der Waffen und Ablegen der Hüte unmöglich gewesen. Die Fensternischen standen voller Etagèren mit beängstigend kleinen Pomadenbüchschen, in denen Zwergpflanzen darbten, die sonstigen Möbel waren, um Platz zu gewinnen, so nahe an die Wand gerückt und so dicht mit Nippes bedeckt, daß Niemand sich getraute, ihnen zu nahe zu kommen, und die Hochebene des Ofens bestrich ein riesiger Gipsadler bis an den Rand mit seinen Flügeln. Wir blickten einander noch bekümmert an, als die liebenswürdige junge Wirthin ein zum Erschrecken kleines Tischchen mit zwei Stearinkerzen mitten in den Rittersaal stellte und den Vorleser durch eine Verneigung und demüthiges Niederschlagen der Augen einlud, an's Werk zu gehen. Jetzt entstand für mich wieder die Frage, wie wohl dieser Rhapsode seine Beine zwischen denen des hölzernen Vierfüßlers durchschieben würde, allein er kannte augen-

ſcheinlich das Tiſchchen und löſte das Problem im Sinne des genialen Columbus, indem er es, wie Chiron den jungen Achilles, zärtlich zwiſchen ſeine Kniee nahm. Hierauf klappte er, gleich den Alligatoren nach den Berichten der Reiſenden, mehrmals heftig mit den Kinnladen zuſammen, als ob er die Stärke der Muskelbänder erproben wollte, und begann das Heldengedicht, denn ein ſolches war es zu meinem Entſetzen. Der modernen gemüthsläppiſchen Schule angehörig, ſpielte es im Reiche der Ungeheuerromantik und behandelte Leben, Leiden und Thaten eines Holzkäfers, ſowie ſeine unglückliche Liebe zu einer ſpröden Bremſe. Es kamen darin Heimchen, Libellen, Tag- und Nachtſchmetterlinge, ein Chor von Kleidermotten und zwei ergraute Weſpen vor; bald handelte das Gedicht in dem Holz eines morſchen Wäſchetaſſens, bald unter dem rothen Zelt des Himmels am grünen Bache zwiſchen blauen Gräſern, bald in einem Paar alter Pelzſtiefeln, bald auf dem weißen Arme einer zarten Schönen als ſchwarzes hüpfendes Pünktchen, bald auf holländiſchem Käſe unter einer Glasglocke, welche die Heldin des Gedichtes, die ſpröde Bremſe, in ſchnöder Kerkerhaft hielt. Faſt alle landesüblichen Inſecten kamen darin als äußerſt zartfühlende, in regelrechten Versmaaßen ſprechende Perſönlichkeiten vor, und gebehrdeten ſich ſo lyriſch zudringlich, daß ich über den Effekt nachſann, welcher entſtehen mußte, wenn ein feindlicher Menſchendämon plötzlich unter die Geſellſchaft mit verſiſchem In-

jectenpulver geriethe. Der Vorleſer las und las, er verſchlang Stanzen und Capitel, wie das eiſerne feuerfreſſende Pferd eines Courierzuges, in Nacht begrabene Dämme und Brücken, Tunnel und Nebenſtationen. Unter eintönigem Stentordonner ging es weiter, als ob ſeine Lungen auf die Bombardementsprobe von Sebaſtopol patentirt worden wären, weiter mit achthundert Pferdekraft. Mir ſchwindelte der Kopf, mir zitterten die müden Beine unter dem Leibe; da machte er eine Pauſe: die Kunſtpauſe der kalten Speiſe. Nie wurde eine Erfriſchung innerlich freudiger, äußerlich mit größerer Gleichgültigkeit empfangen. Wir ahnten wie König Anläos von Samos nicht, daß zwiſchen dem Rande der Schüſſel und der Lippe noch eine weite Kluft gähnt. Die Speiſe war eine nahe Anverwandte der kleinen Rumflaſche; ſie trennte ſich nicht gern von dem Stammverbande. Hatte man mit Mühe ein Stück von der Maſſe abgearbeitet, ſo blieb es am Löffel hängen, hatte man es von dieſem endlich losgeſchüttelt, ſo klebte es an dem Glastellerchen, dann ſteckte der Theelöffel feſt und zuletzt verkleiſterte die zähe Subſtanz die Zähne. Keiner aß ſie ungeſtraft, als der Vorleſer, der ihre Gefahren als Intimus des Hauſes kannte und ſie in großen ganzen Biſſen verſchlang. Nun begann eine Epiſode des Gedichtes „Ohrwurms Erwachen", ich aber ſchmiegte mich leiſe in das erſte Zimmer zurück und ſuchte bei einigen Album's Troſt. Wie erſchrak ich jedoch, als ich die vergoldeten

Einbände aufsticking, und Stammbücher der Mutter, Groß- und Urgroßmutter, Predigten, Kochbücher und verschollene Kinderschriften voll trockener Blumen entdeckte! Ich hatte die sträflichste Indiscretion begangen; diese Album's waren nur Scheinalbum's, der Büchertisch ein Scheinbüchertisch, das Ganze unnahbar für die Eingeweihten; ein roher Fremdling hatte es entweiht, das zarte Vertrauen der Hausfrau getäuscht, den Schleier der Isis gelüftet — Wahnsinn oder Tod mußte mein Loos sein. Zerschmettert ließ ich vor Schrecken den Hut fallen, knickte, als einige junge Krieger sich nach mir umsahen, das junge Dasein eines der überall wuchernden Cactus, und drückte in der Eile, ihn und den Hut aufzuheben, fast den Trümeau durch eine retrospective Gebehrde ein. Seitdem rührte ich mich nicht mehr und dachte in der Stellung eines Obelisken darüber nach, wie wenig ein Literat vom Fach in eine privatliterarische Gesellschaft tauge. Viele Stunden mögen so verstrichen sein; ich weiß nur, daß ich den Wächter in wenigen nachmitternächtlichen Lauten pfeifen hörte und dann den Ruf: zu Tisch — zu Tisch, vernahm. Unter Schwertergeklirr, Rauschen seidener Kleider und dem Knistern der Treffen und Orden, verfügten wir uns in feierlichem Zuge in den Speisesaal, eine dürftig erleuchtete ehemalige Schlafstube, die nach Ausräumung der Betten mit einem gedeckten Hufeisen beschlagen worden war. Als die Lampen und beiden Wachslichter aus dem anderen Zimmer her-

beigebracht worden waren, beſſerte ſich die Beleuchtung, nicht ſo die Temperatur. In der künſtlichen Hitze des dunſtenden Ofens ſchwebte die hartnäckige Kälte eines ſeit Wochen nicht geheizten Zimmers. Wer wollte, konnte in dieſem zufälligen Umſtande eine Allegorie der mit ein wenig Wahrheit vergoldeten Lüge unſeres Jahrhunderts erblicken. Die trocknen Kalbs- und Schöpſenbraten, die ſauren Gurken und die rebbergig dünnen Sandtorten waren keine Lüge, ebenſo wenig die Zahnſtocheln meiner Nachbarin, der verwittweten Frau Geh. Kriegsräthin und der Wolfsappetit des Eſſers zur Rechten, eines Herrn Appellationsgerichtspräſidenten. Nie hatte ich bei der männlichen und weiblichen Büreaukratie dieſen ſchwärmeriſchen Hang zu den lieben Alltäglichkeiten des Tiſches wahrgenommen, nie ſelber weniger gegeſſen. Der Wirth, die nöthigende Liebenswürdigkeit, die um die Tafel ſpringende Aufopferung ſelber, ließ mir keine Muße, meine verwirrten Gedanken und geſtörten Ueberzeugungen zu ordnen. „Sie trinken ja nicht!“ „Warum trinken Sie nicht?“ „er ſchmeckt ihnen hoffentlich?“ „ich beziehe ihn direkt!“ ſprachs, trank und ſchwenkte die Flaſche, deren einzig paſſendes Etikett, ein Todtenkopf und zwei gekreuzte Gebeine geweſen wären. Beſſeren Chateau Lamort hatte ich noch nirgends getrunken. Und doch ſchienen nur die Wenigſten meiner Anſicht zu ſein' es entwickelte ſich ſogar eine gewiſſe Weinlaune, ein der Sorte entſprechen-

der anſäuerlicher Galgenhumor, doch muß ich hinzuſetzen, daß die alten Damen, denn junge waren außer der Frau Wirthin keine zugegen, dem geringen Zuckergehalt der räthſelhaften Feuchte ſtark nachhalfen.

Die Heiterkeit ward univerſell, der Vorleſer erwiderte in einem gereimten Toaſt auf „dies gaſtliche Haus“ „dies edle Paar“ „deutſche Männer, Frauen und Jungfrauen“ und ein ſtilles Glas wurde dem in die Heimath auf Remonte gegangenen Dichter der „Holzkäferiade“ gewidmet. Dann ward es ſtill, dann ſchlug es draußen in der Ferne etwas auf dem Thurme, dann drängten wir uns complimentirend hinaus, warfen Pickelhauben um, erlebten noch einen Kampf des Hausſchlüſſels mit dem Schlüſſelloch, gaben dem Sieger ein Trinkgeld und ſtanden im Freien.

Da fühlte ich, wie ſich ein Arm durch den meinen ſchlang; er gehörte einem Kollegen, mit dem ich ſeit einiger Zeit etwas geſpannt war, da ich ſeine lyriſche Käferſammlung getadelt hatte. „Alles ſei vergeſſen“, ſagte der liebenswürdige junge Mann, — „Sie hatten Recht — einmal und nie wieder: Holzkäfer wird aus Verſehen todtgehobelt, Ohrwurm iſt am gebrochenen Herzen geſtorben, und Bremſe in ein Käſekloſter bei Limburg gegangen — verwünſchte Romantik und verwünſchte grobe Koſt — Sie haben auch nichts gegeſſen; ich habe es wohl bemerkt — der Tag bricht an — frühſtücken wir alſo — hier iſt eine vortreffliche Trüffelwurſt,

meine letzte Reserve — Brod habe ich oben bei Seite praktizirt."

Wir gingen schweigend durch die öden Straßen und aßen. „Halt", sagte mein Begleiter, „wenn Sie einen Artikel darüber schreiben sollten, so vergessen Sie ja nicht anzugeben, daß alle Präsidenten und Generäle, die Sie gesehen haben, schon seit länger als einem Menschenalter pensionirt sind!"

Fastelabend.

Bei dieſem gemüthlich und faſt mittelalterlich klingenden, wohllautenden Namen wird der muthwilligſte Abend des ganzen Jahres überall gerufen, wo man ihn noch als einen alten luſtigen Freund am eigenen Heerde erwartet und nicht als einen ſchellenlauten jungen Thoren außer dem Hauſe auf fremder Diele und bei rauſchender Ballmuſik aufſucht. Dem nordiſchen Carneval leuchtet keine heſperiſche Sonne und ſeine letzten feierlichen Stunden ſitzen am Ofen, dem würdigen Hausaltar der langen Winterabende, der Bratäpfel, Geſpenſtergeſchichten und Punſchbowlen; der nordiſche Faſtnachtsabend hat deshalb im Laufe der Jahre, da wo er noch im Schooße der Familie gefeiert wird, eine ſelbſtſtändige Phyſiognomie angenommen. Wenn die ſüdlichen Nationen und ihre Nachbaren es lieben, den Uebermuth und die Tollheit im Freien ſpatzieren gehen zu laſſen, zieht der ächte,

ernſthafte und höchſt reſpectable Nordländer es vor, die Exceſſe ſeines Lebens auf dem Felde des Humors bei verſchloſſenen Thüren und herabgelaſſenen Fenſtervorhängen zu begehen. Es giebt noch Familien, die ſich die Erinnerungen an die gute alte Zeit erhalten haben und ihren „Faſtelabend“ auf eigenthümliche, ſelbſtſtändige Weiſe feiern. In ſolchen Familien, die gewöhnlich ſehr groß ſind, und unter ihren einzelnen Gliedern und Zweigen immer enge zuſammenhalten, giebt es ſtets einen Patriarchen, dem ein heilig geachtetes Herkommen aus der Zeit der Vorfahren, die Feier aller hervorragenden Feſttage des Jahres auferlegt. Gewöhnlich erbt er dieſe Pflicht von einem noch älteren Patriarchen, den endlich die Zeit aus dem Kreiſe der Kinder und Enkel ausrangirt und in den Lehnſtuhl, die Vorſchule der Philoſophie des Jenſeits, geſchickt hat. Die Sitte, bei einem derartigen, noch rüſtigen Stammhalter der Familie an Feſttagen zu ſpeiſen und ſich gütlich zu thun, iſt noch ein ſchwacher, aber ſchöner Ueberreſt aus dem grauen Alterthum. Aber in den bibliſchen Zeiten hatte der ſpendende Hausvater es leichter, als in der vielfach zuſammengeſetzten Gegenwart und bei dem verfeinerten Geſchmack der Zeitgenoſſen. Den alten würdigen Herren wurde, wie wir mit Erbauung leſen, die Beköſtigung ihrer Verwandten, Gäſte, oder der ſie beſuchenden Engel nicht ſchwerer, als die Auswahl. Sie liefen ſelber zu der Heerde, ergriffen ein fettes, gemäſtetes Kalb, ſchlach-

ieten es und buken ungeſäuertes Brod, während die Oberälteſten, Helden und Könige des Heidenthums, wie uns Homer belehrt, Rinder-, Schweine- und Ziegenbraten vorzogen, ſogar, wenn wir uns auf unſere Lectüre, vorbehaltlich der Fachphilologen, verlaſſen dürfen, ihren Kälbern niemals ein Leid anthaten. Der Patriarch des Faſtelabends und ſeine gute Alte, die Patriarchin, ſtehen dagegen noch ganz auf bibliſchem Boden; ſie bewirthen ihre Lieben nie mit einem andern, als einem Kalbsbraten. Die Auffindung beſagten Objectes von geeigneter Größe beſchäftigt die liebenswürdige alte Dame ſchon Tage lang vorher und erfüllt ihr harmloſes Gemüth mit ſchweren Sorgen. Sie würde es für eine nie mehr zu tilgende Schande halten, ſtatt eines Monſürebratens, an dem ſich alle Gäſte ſättigen können, zwei kleinere aufzutiſchen: dieſe goldbraun gebratene Maſſe gilt ihr für ein poetiſches Symbol der Einheit und Verträglichkeit der Verwandtſchaft, für ein künftiges Band der Treue ihrer Dienſtleute, für das nothwendige Opfer des Faſtelabends. Während ſie ſich zu Hauſe mit ſo großen Sorgen abmüht, und die abnehmende Körperconſtitution der Kälber der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beklagt und verwünſcht, leidet ihr trefflicher Gemahl zu Waſſer keine geringeren Qualen. Kein Hafenbaſſin ſeiner Wirthſchaft und keine Bowle der Porzellan-Fabriken des Ortes genügt ihm, um darin die Quantität des kräftigen Punſches anzufertigen, ohne

den nun einmal in unſeren Breitegraden der Gnome des Faßelabendes ſich befinden würde, wie ein Fiſch im dürren Sande. Die kriegeriſchen Erfahrungen der letzten Jahre und der ſteigende Durſt ſeiner jüngeren Mitverwandten haben den würdigen Herrn gelehrt, daß die Kriegsſchiffe und Bowlen von 1836 nicht mehr für die Anforderungen der Taktik und der Trinkgelage von 1856 ausreichen. Von Jahr zu Jahr hat er das Kaliber des Geſchützes und den Rumgehalt der Ladung vergrößert, und doch noch die Reſerve-Artillerie in's Feuer führen müſſen; jetzt durchirrt er die Stadt mit dem trotzigen Vorſatz, entweder eine paſſende Bowle von der nöthigen Zölligen Weite der Mündung zu finden, oder den Punſch in dem größten Waſchkeſſel der Küche anzufertigen. Dem Kühnen lächelt das Glück und in dem Curioſitäten-Cabinet eines Trödlers findet ſich noch eine Terrine aus den Jahren Auguſt des Starken von Polen, verziert mit Emblemen ſeines galanten Heldenlebens, ſo zu ſagen eine Art von Lancaſter-Terrine, von der die unverbürgte Sage erzählt, daß ein junger ſechsjähriger Großvater-Bruder des Trödlers, als ſie einſt mit kaltem Waſſer gefüllt geweſen, darin aus Unvorſichtigkeit ertrunken ſei. Der Hausvater, gegen Sagen ein zurückhaltender vorſichtiger Mann, erwirbt mit Freuden dieſes Geräth, beſchließt aber, die ſich daran knüpfende tragiſche Geſchichte des kleinen Trödlervorfahren als Geheimniß mit in das Grab zu nehmen und findet, nachdem er

einmal die Terrine in ſeinem Hauſe und unter dem Verſchluß ſeiner Gattin weiß, die verlorene philoſophiſche Ruhe vollſtändig wieder.

Nun ſteigt am Horizont des Faſtelabendes allmählig die Dämmerung herauf, die Mütter in den verſchiedenen Familienſeitenlinien putzen ſich und die kleinen Töchter heraus, prügeln die Knaben, welche einen unwiderſtehlichen Hang zeigen, die häuslichen Schularbeiten unbeendet zu laſſen, wieder an die rothgebeizten Schreibtiſche, und erwarten mit dem Rohrſtöckchen in der Hand, übrigens in der roſenfarbenſten Laune von der Welt, die vom Bureau oder aus den Geſchäften heimkehrenden Gatten. Im Feſthauſe herrſcht unterdeſſen eine aufgeregte, aber bei der vieljährigen Gewohnheit centraler Schmauſereien durchaus würdige Stimmung. In der Küche dreht der Kutſcher, ein gediegenes Inventariumsſtück des ganzen Stammes, den Kalbsbraten am Spieß, und äußert gegen die Köchin den beſcheidenen Wunſch, für ſein eigenes Hausweſen die correſpondirende andere Keule haben zu wollen, worauf dieſe ihn in gereiztem Tone fragt, wie lange er wohl mit „ſeiner Alten“ daran zu eſſen gedächte, und für ſeinen Schnabel würden ſolche Kälber überhaupt nicht gemäſtet, er ſolle lieber nicht vergeſſen, zur rechten Zeit den Braten zu begießen. Die Köchin verſchwindet inzwiſchen, wie eine geniale Schweizerreiſende, zwiſchen Bergen von Pfannkuchen, deren Gipfel wirklich mit einem ewigen Schnee von Zucker

beſtreut ſind, und kommt dann wieder zum Vorſchein, ein Bild des Herbſtes, mit Früchten beladen und zwar mit eingemachten, in altfränkiſchen runden und tiefen Glasſchaalen. Der alte Bediente des Hausherrn, deſſen Rücken nie eine Livree entadelt hat, vertritt zwiſchen der Küche und dem Speiſeſaal telegraphiſchen Trathes Stelle und ertheilt ſeinem Herrn und Vertrauten Rathſchläge über die Miſchungsverhältniſſe des Punſches, welche gegenüber der beſagten Bowle allen bisherigen Erfahrungsgrundſätzen ſpotten, und in ein ganz neues diplomatiſches Stadium getreten ſind. Nachdem Beide viele vergebliche Verſuche angeſtellt haben, den Kubikinhalt des Gefäßes zu ergründen und mit der Anzahl der erwarteten Gäſte, wie mit der Quantität des Weines und Rums in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen, ſtehen ſie endlich ermüdet davon ab, und beſchließen, den richtigen Treffer in Maſſe und Stärke, der Gunſt des letzten Augenblicks zu überlaſſen. Während nun alle Lampen und altmodiſchen ſilbernen Familienleuchter nebſt der achtarmigen, gewöhnlich nur in Sackleinwand trauernden, heute aber glänzend prangenden Glaskrone, angezündet werden, erſcheinen nach und nach zuerſt die verheiratheten Töchter, dann die Söhne, dann getrennt von beiden Klaſſen, die liebe Jugend, der nichts ein größeres Vergnügen verurſacht, als wenn jedes Individuum, durchaus vereinzelt, in ſeinen Angelegenheiten ſelbſtſtändig an der Hausklingel reißen, und ſeinen Einzug mit den Abſätzen auf der Treppe feiern kann; zuletzt

kommen die entfernteren Verwandten, z. B. Vettern, die nicht standes- oder geldmäßig geheirathet haben, ein Halbonkel, der ganz von Unterstützungen der Familie lebt, und an den Ausgehe-Sonntagen des grauen livreefreien Bedienten dieſem Geſellſchaft leiſtet, eine alte Jungfer, die früher durch Heirathe-Verwandtſchaft in die Familie gerathen iſt und ſich ſeitdem nicht wieder von ihr losſagen kann, und endlich ein Paar Hausfreunde des Patriarchen, ſeine Partner beim Whiſt in der Reſſource und Mitglieder des ſommerlichen Kegelclubs.

Alle dieſe Perſonen werden in dem behaglichen zwangloſen Style, der von Tage zu Tage mehr aus der Welt ſchwindet, empfangen, oder vielmehr, ſie ſind von dem Augenblick ihres Eintretens an, durch Wort, Blick und Handſchlag ſo verſchmolzen mit der Geſellſchaft, als ob ſie in ihr geboren wären, und noch nie eine Minute lang das Haus verlaſſen hätten. Da iſt für jeden ein Stuhl, eine Tiſchecke, ein Platz neben dem ſchweren Mahagonitiſchrank, am Ofen, neben der Theemaſchine, oder ſonſt irgendwo, eine Stelle, die er kennt, liebt, die ihm der Andere läßt; die Kinder finden ſich in den ſtattlichen weiten Räumen gleich in allerlei Spielwinkeln zurecht, die Geſpräche ſind ſchnell ſo lebhaft im Gange, als wären ſie vor kaum fünf Minuten abgebrochen worden, man ſteckt ſofort tief in der Geſchichte des Hauſes, hat alte beliebte Späße zur Hand und giebt Fortſetzungen zu Neckereien der Damen, die, aufrichtig bekannt, zehn Jahre

weiter zurückdauren und in der Meinung eines gemüthlosen Unbetheiligten nicht mehr recht paſſen wollen, hier aber aufrichtig beladt werden, — ſo iſt es immer in dem guten alten Hauſe: aber der Faſtelabend verſchließt in ſeinem verſchämten Buſen noch ganz andere muntere Ueberraſchungen, welche erſt im Vorrücken der Stunden und der durch geiſtige Erfriſchungen belebten Laune zum Vorſchein kommen und nicht von dieſer einförmigen Welt ſind, was die modernen Faſtnachtsdinge betrifft.

Während des vorrückenden Abends entwickeln ſich aus dem Schooße der großen und einträchtigen Familie zunächſt mehrere Masken, hinter welche ſich jüngere Freunde, die in einigermaßen zärtlichen Beziehungen zu den jungen Damen ſtehen, zu verbergen pflegen. Die Maske wird in dieſem respectablen Kreiſe noch durch die Brille der Poeſie angeſehen, es webt um ſie noch ein romantiſcher Schein und ſie dient nicht ſchlechtweg als Deckmantel zweideutiger Dinge; ſie ſoll vielmehr für ſich ſelber etwas vorſtellen. Ja die in ihr ſteckende Perſon gewinnt dadurch ein höheres Intereſſe und einige alte Damen vergeſſen es in ihrer Dankbarkeit einem jungen, gelungen maskirten Herrn das ganze Jahr hindurch nicht, wie ſehr er ſie entzückt hat. Eine ſchwarze ſpaniſch gekleidete Geſtalt, welcher ein verfängliches Gemunkel der Kleinen vorangegangen iſt, betritt zuerſt das große Geſellſchaftszimmer und verbreitet durch das Malteſerkreuz auf ihrer Achſel allgemeines Erſtaunen. Seine Privat-

Lectüre und eine der letzten Sonntags-Vorstellungen haben einen geistreichen Seifensieder-Affecté mittleren Alters auf den Gedanken gebracht, sich in den edlen Marquis Posa zu verwandeln. Mit gravitätischen Schritten stolzirt er durch den Saal und sucht anscheinend einen König Philipp, doch wird ihm statt jeder Gelegenheit, ein gutes Wort für die Menschheit einzulegen, nur hie und da von fyötischen alten Herren eine Prise Carotten angeboten, die er mit Würde ablehnt. Die Qualen seiner dichterischen Einsamkeit werden bald durch das Erscheinen eines Gärtnerpaares unterbrochen, dessen männlichen Bestandtheil der Halbonkel so lange für „Don Carlos“ zu halten geneigt ist, bis das naiveste Liescheu, das sich schon bis zur Maria Stuart heimlich in Schiller hineingelesen hat, ihn eines Besseren belehrt. Das Gärtnerpaar verdunkelt sofort durch seine bunte Tracht die wohlgebauten Beine des Jünglings, und die Anmuth der jungen Dame die düstere mönchisch ritterliche Gestalt des Seifensieders. Man erkennt zwar auf der Stelle in dem vergnüglichen Pärchen das neugebackene Brautpaar der Familie, aber man ist viel zu zartfühlend, um ihm und sich die Freude durch eine vorzeitige Enthüllung zu verderben. Ein kleiner Junge, der auf „seine liebe Marie“ losstürzen und ihr die häßliche weiße Maske, vor der er sich fürchtet, abreißen will, wird von seiner Mama ein wenig gemuffi und in eine Ecke zwischen zwei Stuhle gesetzt, und die Leutchen leben in der

glücklichſten Illuſion, durchaus unbekannt zu ſein. Mit der merkwürdigen Sicherheit, die ſich aller Menſchen zu bemächtigen pflegt, wenn ſie ſich an einem Orte vollkommen fremd glauben, vertheilen ſie aus ihren Körbchen kleine Blumenſträuße mit allerlei bezüglichen Pflanzen, von denen z. B. die traditionelle alte Jungfer nur Myrthen erhält. Aber auch dieſer Glanz ſoll verdunkelt werden, denn mitten in das idylliſche Treiben ſtürzt ſich ein höchſt ſcherzhafter Bäcker- oder Conditorgeſelle, deſſen Maske zwar von einem alten Herrn für nichts als eine ſehr gelungene Anwendung von ſaubern Unterkleidern gehalten wird, der aber durch ſein witziges und lebhaftes Gebahren die äußere Einfachheit ſeiner Maske vergeſſen macht. Er hat die ſchwache Seite der Menſchen ergründet und liefert ihnen den Witz in einer wohlſchmeckenden Form. Sein Korb enthält Bonbons mit jenen bekannten gedruckten Bonmots, die auf nichts in der Welt paſſen, ſpaßhafte Figuren aus Chocolade, Pfannkuchen, in denen Familienſcherze die Stelle der Füllung vertreten, u. dgl. mehr. Da er ſeine Waaren mit ſehr hübſchen Verbeugungen ganz unentgeltlich und nie ohne hinten mit dem Fuße auszuſcharren anbietet, nimmt er die Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß ein unterdeſſen eingetretener ungariſcher Huſar auf das Betrübendſte verdunkelt und nur von den Kindern nicht überſehen wird, die ſeinen krummen Säbel aus der Scheide ziehen wollen. Erſt ein Schornſteinfeger, ſchrecklichen und fabelhaften

Anſehens, befreit den Helden der Puſten von den kleinen Unholden und verbreitet ſehr viele Heiterkeit durch ſeine charaktervollen Beſtrebungen, in den Ofen zu kriechen. Nun finden ſich auch noch einige Türken und zwei ernſte Domino's ein, mehrerer zarten Griechinnen und Odaliſken nicht zu gedenken, mit welchen Poiz, ſeines ſtrengen Gelübdes leider ganz uneingedenk, unerlaubte Verbindungen eingeht und ſich ſogar, ein entarteter Sohn ſeines Ordens, an die Spitze einer Quadrille ſtellt, die nach vielem heimlichen Geflüſter endlich zu Stande kommt. Bis jetzt iſt das Incognito der Masken noch auf das Strengſte beobachtet worden, niemand hat ſich getraut, durch Wort oder Zeichen zu verrathen, daß jeder Einzelne vom erſten Augenblicke an erkannt und vollſtändig durchſchaut war; da macht der ehrwürdige Hausherr von ſeiner Autorität Gebrauch und ruft: „Wollen es ſich unſere Masken aber jetzt nicht bequem machen und die Larven beim Tanzen abnehmen? wir möchten gern wiſſen, wem wir dieſe hübſchen Ueberraſchungen zu verdanken haben.“ — Nun fallen alle Papierfutterale von den erhitzten Geſichtern und nur der ungariſche Huſar macht von dem erworbenen Rechte keinen Gebrauch, da ſein großer Schnurrbart mit der angeklebten krummen Naſe zuſammenhängt und er nicht Willens iſt, durch Abnahme dieſes martialiſchen Kennzeichens ſich für den Reſt des Abends um alles militäriſche Anſehen zu bringen. Was gleicht wohl der ausbrechenden Ueberraſchung, als nun

die Geſichter zum Vorſchein kommen und die Damen ſich endlich geſtatten, näher zu treten und die Maskenanzüge zu bewundern, die keineswegs aus einem Maskentrödel geborgt ſind, ſondern ſauber und friſch aus der Werkſtatt kunſtverſtändiger Theaterſchneider ſtammen. Man hat Geld und verachtet den erborgten Flitterputz ungerechnet, daß man nun einen Anzug für alle öffentlichen Maskenbälle beſitzt und nie in Verlegenheit gerathen kann. Die Quadrille tritt an, ein gemietheter Clavierſpieler, den noch Niemand bemerkt, der aber wie das erſte Mondviertel in den langen Tagen ſchon längſt da war und fortwährend Kuchen gegeſſen hat, geht nach kurzem Vorſpiel in Fleury'ſche Melodien über, und mit erhabenem Anſtande ruft Peſa die Touren aus und den Bäckergehülfen zur Ordnung, der zuweilen aus mangelhafter Tanzbildung Verwirrung hervorbringt. Mit der Quadrille iſt der feierliche Faſtelabendstanz beendet. Die unverkleideten Tänzer umgeben die Masken, die alten Herren machen luſtige Balletpas, der Hausherr nähert ſich einer guten Großmama, die ihn vergebens mit den Worten: „aber mein lieber Sohn", abwehrt, und endlich doch mit ihm zur Polonaiſe antritt. Der Kiſtingſche Flügel, älterer Wiener Bauart, muß jetzt ſeine letzten Kräfte unter den ehernen Fingern ſeines Tyrannen aufbieten, um das Scharren der vielen Füße und den lauten Jubel zu übertönen, das Geſinde öffnet die Flügelthüren des Eßſaales und ſieht zu, ja ein kecker Hausknecht

macht ſich raſch ein Gewerbe an einer Lampe und dringt neugierig umherſchauend in den Saal; das Familienfeſt entfaltet ſeine ſchönſten Reize und der Halbonkel, der mit der alten Jungfer tanzt, flüſtert ihr die Bemerkung in's Ohr, ob es nicht ihr ganzer Stolz ſei, einer ſolchen Familie anzugehören. Galopp folgt auf Galopp, Walzer auf Walzer, Jung und Alt tanzt durcheinander, bis der feierliche Ruf: zu Tiſch erſchallt und Alle in buntem Gewühl in den Eßſaal dringen. Man nimmt Platz, bittet aber den ungariſchen Huſaren vergebens, ſich von Naſe und Schnurrbart zu trennen; er exſtert nicht einmal ſeinen krummen Säbel, obgleich er ihm fortwährende heimtückiſche Ueberfälle von Seiten der Knaben zuzieht, die es ſich feſt vorgenommen haben, ihn aus der Scheide zu ziehen. Bei Ankunft der Monſtre-Bowle erntet endlich auch der Hausherr die Früchte ſeiner Bemühungen. Mit Schmunzeln nimmt er das Jubelgeſchrei in Empfang, als getragen von dem kräftigen Hausknechte das mit Punſch gefüllte Porzellanungeheuer erſcheint und auf den größten Dreifuß der Küche über eine luſtig flackernde Petroleumlampe geſetzt wird. Vielleicht iſt es nur ein flüchtiger Gedanke an den verunglückten kleinen Knaben, vielleicht auch die Ahnung, daß ſo mancher, der jetzt noch jubelt, bald wie alljährlich an dieſem Tage, ein ſtummer Mann, hinausgeführt werden wird, wenn ein leiſer Schatten von Ernſt über ſeine Stirn fliegt. Der Kalbsbraten iſt bis auf den in ihm ſteckenden Mammuths-

knochen verſchwunden, die Hochgebirge von Pfannkuchen ſind längſt aus der Schneeregion bis auf unanſehnliche Vorberge zuſammengeſunken, da kommen die Geſundheiten und die Tiſchreden an die Reihe. Niemand bringt den geringſten eigenen Gedanken zum Vorſchein, denn obwohl die ganze Familie die gründlichſte Verachtung vor dem literariſchen Geiſte hegt, verſchmäht ſie an dergleichen Feſtabenden doch nicht den „kleinen Geſellſchafter für Geiſt und Herz", das „luſtige Declamatorium", und wie deraleichen unentbehrliche Werke des Sammelwitzes ſonſt heißen mögen. Poſa trägt einen Dialog zwiſchen polniſchen Juden vor, der Bäcker declamirt die Parodie auf den Monolog der Jungfrau von Orleans, der ungariſche Huſar ſingt den Hymnus „Kühnarpel in Preußenland", und der Halb-Onkel führt eine komiſche Scene mit vorgebundener Serviette und ſtark geſchwärzter Naſe auf, eine durchaus klaſſiſche Scene, an der ſich die Familie ſchon zwanzig Jahre hindurch nicht ſatt ſehen kann.

Die Heiterkeit erreicht jetzt eine ſolche Höhe, daß man das Verſchwinden einiger halberwachſenen Jünglinge nicht bemerkt und nur ihre Mütter ſuchende Blicke durch den Saal rollen laſſen. Man würde ſich gar nicht mehr trennen, wenn nicht eine entſchloſſene Köchin mit angezündeter Stocklaterne ſich in der Thür zeigte und als eine wohlgelungene Allegorie des Morgenſternes an den Aufbruch mahnte. Wie viele Scherze, beim Einhüllen und Vermummen in Pelze und Mäntel, entgehen dem

Beobachter im Halbdunkel der Garderobe, wie eifrig ſucht der Sohn der ungariſchen Steppe nach ſeinem Säbel, den die Jungen im Bündniß mit dem Punſche doch noch über Seite gebracht haben, wie angelegentlich empfiehlt ſich der Halb-Onkel dem Hausherrn und wie geſchickt verbirgt er eine Tüte mit Pfannkuchen im Hute, wir dürfen das Alles nicht mehr ſehen, denn der Aſchermittwoch ſcheucht die Gäſte und uns mit ihnen durch ſein mürriſches Geſicht endlich zu Bette.

Tag und Nacht.

I.

Platon ſagt an einer Stelle, daß wir armen Sterblichen mit unſerer Erkenntniß der Wahrheit, nur unglücklichen Gefeſſelten zu vergleichen ſeien, die mit dem Rücken gegen das Licht, in einer Höhle ſitzend, von den Dingen der Welt nichts erkennen könnten, als die unbeſtimmten Schatten der Vorüberziehenden, wie ſie von den draußen flackernden Flammen auf die Wand der düſtern Höhle geworfen werden. Das poetiſche und tiefſinnige Urtheil des herrlichen Weiſen in Ehren gehalten, glaube ich doch, daß der Menſch, nach gewiſſen Seiten ſeines Weſens hin, beſtimmtere Wahrnehmungen hat, als uns der Nachfolger des Sokrates glauben machen will. Das Gehör namentlich ſcheint mir vom Schickſal auserleſen zu ſein, mit weit größerer Genauigkeit als die

übrigen Sinne, das Weh des Lebens in ſich aufzunehmen, was augenſcheinlich aus dem auf den Geſichtern der Stocktauben tief ſchlummernden Frieden hervorgeht. Ich will hier nicht unterſuchen, was aus der Menſchheit geworden wäre, wenn ſie niemals hätte hören können; es genügt vollkommen zu wiſſen, was aus ihr geworden iſt, nun ſie von jeher hat hören können. Alle Bronnen des Wohles und Wehes ergießen ſich durch das Ohr und ich habe mich in meiner Verzweiflung ſchon oft gefragt, was es doch für eine unbegreifliche Grauſamkeit der Natur ſei, daß zwar das Auge, aber nicht das Ohr eine Nacht habe.

Niemand antwortet auf ſolche Fragen, die Sonne geht auf und unter, über unſer Auge deckt der Schlummer einen weichen Mantel, aber des Menſchen Ohr ſteht offen, wie ein erſtürmtes Thor: es hat keine Lider, es hat keine Wimpern. Das Ohr iſt wie eine ſüdliche Straße im Faſching: alle Narren haben Erlaubniß ſich darin luſtig zu machen. Um aber auf die Höhle des Plato zurückzukommen, werden wir zwar Alle von der Wahrheit ihrer Schilderung überzeugt ſein, wenn wir jedoch prüfen, was wir in dieſer unſerer Lebenshöhle hören, ſo kommen wir zu dem Reſultat, daß Plato ſein ſchönes Gleichniß nur erfinden konnte, weil es überhaupt zu ſeiner Zeit und im ganzen Alterthum ſtiller in der Welt war. Kanonen und Glocken, die Einen wie die Andern die ultima ratio regum, waren noch nicht er-

funden. Nürnberg war noch nicht erbaut; also hatte Denner auch noch nicht die teuflische Clarinette ersonnen.

Es gab keine Schüler von Garcia und Bordogni, um zu Hause Tonleitern und Solfeggien zu üben, die Geschichte schweigt von den Treppchen zu Athen, man baute keine Treppen aus Holz und die Schuljungen trugen keine Hufeisen an den Stiefeln, sondern nur Sandalen, man lebte auf der Straße und in Hainen, deshalb belästigten Niemandes Ohr zwanzig knarrende ungeschmierte Thüren — es war jedenfalls stiller zu Platon's Zeit. Wollten die Alterthumsforscher sich einmal von ihren theoretischen Untersuchungen einige Augenblicke für diesen praktischen Stoff abmüßigen: es müßte eine schöne, eine erfreuliche Auseinandersetzung werden. Vielleicht entschließt sich einer unserer berühmten Akademiker zu einem mehrbändigen Werke über den Straßenfrieden im Alterthum.

Der moderne Mensch besitzt etwas, wovon man in der Blüthe Griechenlands vermuthlich gar keine Vorstellung gehabt hat; dieses etwas heißt Nachbarschaft. Um nun auseinanderzusetzen, wie unglücklich die heutige Welt durch diesen verderblichen Zuwachs geworden ist, habe ich mich entschlossen, diejenigen Eindrücke, welche ich, in meiner Höhle von Studierstube sitzend, durch die Nachbarschaft empfange, in der Hoffnung aufzuzeichnen, daß andere nachdenkende und schreibende Menschen Aehn-

liches mit gleicher trauriger Bestimmtheit wahrgenommen haben.

Wenn ich mich des Morgens um sieben Uhr an meinen Schreibtisch setze, so ist es oft ganz stille, wenn ich das Geräusch einer zufällig über Nacht eingesperrten und nun nach Freiheit strebenden Brummfliege ausnehme. Da dieses Thier eben so sehr als ich nach frischer Luft lechzt, öffne ich das Fenster und genieße die noch nicht von den chemischen Ausscheidungen des Tages verfälschte Atmosphäre. Aber der Genuß des einen Sinnes wird stets mit dem Leiden eines andern bezahlt. Alsobald höre ich den ersten Milchkarren, das Klappern der Blechkannen, das Niederfallen eines Maaßes, das Fluchen des Milchmannes und wie sonst das ganze Ensemble heißen mag. Nicht lange darauf fällt der Reflex des Sonnenlichtes auf meine Wand und zugleich beginnt das Geklimper in dem nahe gelegenen Klempnerkeller. Wahrscheinlich fällt derselbe Lichtreflex auch in die Kellerhöhle meines Nachbars und er hat sich das Erscheinen desselben zum Zeichen des Arbeitsanfanges festgesetzt. Der ägyptische Memnon war aber bei Sonnenaufgang nicht pünktlicher auf seinem Flageolet, als mein blecharbeitender Nachbar. Dieses Geräusch verläßt mich nun bis zum Sonnenuntergang nicht mehr, sondern begleitet meine Arbeiten als ihr unzertrennlicher Freund. Für gewöhnlich ist es nur so stark, daß ich mich daran gewöhnt habe, aber wenn mein Nachbar Gießkannen

anfertigt, dann mußte ich schon oft in stummer Verzweiflung mein Haupt auf den Tisch legen. Wer die Gießkannen in ihrem stillen ländlichen Berufe zu beobachten Gelegenheit hatte, weiß nicht welcher Korybantenlärm bei ihrer Geburt geherrscht hat. Die Rüstung des Achilleus kann bei ihrer Anfertigung nicht mehr Spektakel erfordert haben, als eine solche Gießkanne: eine Laterne, ein Blechdeckel, eine Kaffeemaschine sind dagegen nur sanfte Instrumente. Bald nachdem mein Freund an den Erwerb seines täglichen Brotes gegangen ist, beginnt auch meine unbekannte Freundin die Präparationen zu dem Ihrigen. Wer ist meine Freundin? Eine Frauensperson, die ich nie gesehen, sondern nur gehört habe, weshalb ich mir von ihr eine Menge düsterer Bilder entwerfen mußte. Sie stößt den ganzen Tag hindurch, mit alleiniger Ausnahme der Stunden, in denen sie ißt und verdaut, unartikulirte, langgehaltene Töne aus, welche das Eigenthümliche besitzen, daß ich davon leise Schmerzen im Leibe bekomme und zugleich die ungerechtfertigte Vorstellung nicht los werde, daß auch ihr etwas dabei weh thun müsse. Wie unwahrscheinlich diese hypochondrische Ansicht ist, geht daraus hervor, daß sie nun schon Monate lang stets dieselben Töne ausstößt, ohne daß ich eine Verminderung ihrer Kraft, die doch bei schmerzlichen Nebenumständen unvermeidlich wäre, bemerken kann. Ich habe daher dieses Frauenzimmer in Verdacht, daß sie sich für das Theater

ausbildet und bei irgend einem Gesanglehrer für anderthalb bis zwei Thaler die Stunde Unterricht genießt, weil sie nicht über die Anfangsgründe hinauskommt.

Zwischen acht und neun Uhr beginnt die Karavane der Schulkinder ihren Vorbeimarsch unter meinem Fenster. Sie klatschen mit Peitschen, sie johlen, sie stoßen einander gegen Hausthüren, schlagen mit Schiefertafeln auf kameratschaftliche Köpfe, necken die Milchhunde und schimpfen sich aus. Da sie in die Schule gehen, verzeihe ich ihnen viel; aber ich beklage doch noch mehr ihre Schulmeister. Sind nun die größeren Kinder nach dem Laut des Gesetzes untergebracht, so treten die kleineren Kinder mit ihrem Spektakel in die Welt der Erscheinung. Um halb zehn Uhr höre ich, wie ein kleines Mädchen, ein wahrer Wechselbalg, unter Heulen und Zetern von ihrer Mama die Treppe hinaufgeführt wird. Dieses kleine Mentum belustigt sich den Tag über mit Erklettern von Tritten, Waschgefäßen, Handwägen und Eckſteinen. Auf dem Gipfel angelangt, fällt es stets herunter, ohne sich aber jemals Schaden zu thun. Nichts desto weniger verfehlt es nie, ein durchdringendes Geschrei auszustoßen. Nach einer mäßigen Berechnung schreit dieses Geschöpf an jedem Tage zwei bis drei und eine halbe Stunde. Ein anderes Kind männlichen Geschlechtes aus der Nachbarschaft hat triftigere Gründe, Schmerzenslaute auszustoßen. Wenn dieser Knabe nicht eine besondere Organisation besitzt, so muß im Allgemeinen das menschliche

Fell eine größere Widerstandskraft haben, als die Philanthropen für gewöhnlich anzunehmen geneigt sind; aber auch die Frauen müssen eine bedeutendere Muskelkraft und Ausdauer besitzen, als sie selber einzuräumen pflegen. Wie das Vormittagsdasein dieses Sohnes nichts ist, als ein unausgesetztes Umwerfen von Stühlen und Fußbänken, oder ein schwindelfreies Hinausbängen von drei Vierteln seiner Persönlichkeit zu einem Fenster des dritten Stockes nebst lang herausgestreckter Zunge; so ist das gleichzeitige Dasein seiner Mutter nur ein unterbrochenes Walken seiner Haut mit klatschenden Instrumenten. Da man im Sommer bei offenen Fenstern lebt, so entgeht mir kein Ton dieser kontrapunktisch behandelten Melodieen einer siebenjährigen Knabenstimme. Nun entwickeln allmälig die ambulanten Gewerbe ihre Stimmen, die Böttcher lassen sich mit ihrem eintönigen Klippsignal vernehmen, ebenso die Scheerenschleifer mit ihrem melancholischen Laut und widrigen metallischen Zirpen, die verschiedenen Obstsorten werden ausgerufen, dann Klammern, dann bietet ein wehmüthig wiederndes Weib Schaafmilch aus und dazwischen kommt mir der Hahn in dem nahen Hofe mit seinem regenkündenden Krähen, wie eine holde Stimme aus der fernen wohlklingenden Natur vor. Das Entsetzlichste steht mir gegen Mittag bevor: der Wagen mit den Eisenstangen, die er regelmäßig um diese Stunde in ein nahes Geschäft bringt. Ueber diesem ehernen Zusammenschmettern zer-

reißen alle Fibern der Gehirnmaſſe und die Gedanken fliegen auseinander wie ein Volk von Rebhühnern, wenn darunter geknallt wird. Ach, es giebt nur eine Polizei gegen öffentliche Beleidigungen des Auges; das Ohr iſt vogelfrei, ein excommunicirter Sinn, ein armer Tropf, den jeder Elende verhöhnen, jeder Mächtigere knechten kann. Alle Philoſophie der Welt wird das menſchliche Ohr gegen dieſe Eiſenſtangen nicht zu ſtählen vermögen!

Gegen Mittag tritt, nachdem noch der Lärm der heimkehrenden Schulkinder überwunden iſt, eine auffallende Verminderung des nachbarlichen Spektakels ein; die Nahrung beſchäftigt die Menſchen, und auch Nachmittags lähmt die Verdauung ihre Neigung zu Geräuſch. Einige raſſelnde Wagen, ein vorübertrabender Reiter fallen nicht mehr in's Gewicht. Die Erfahrung hat indeſſen feſtgeſtellt, daß dieſe Erholungspauſe im Völkerleben nur einer abermaligen ungeheuren Aufwallung vorangeht. Von vier Uhr Nachmittags an bis in die ſinkende Nacht wird die Reihe der ohrenzerreißenden, nervenödtenden Geräuſche nicht mehr unterbrochen. Es war eine friedende Redensart des Dichters, wenn er ſagte: „Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht — vor dem freien Manne erzittre nicht!“ Vor dem Schulſungen erzittre — zittre um vier Uhr — wenn er die Kette Zumpt's und Buttmann's gebrochen hat! zittre Byzantium, wenn dieſe Bande herausgelaſſen wird! zittre dreimal — neunmal, wenn eine Stadtſchule geöffnet

wird! Eine halbe Stunde lang iſt die ganze Straße mit dieſem grimmen Volk bedeckt, dann verſchwinden ſie, die Torniſter, die Bücher, die Tafeln werden in den Winkel geſchleudert, das Veſperbrod verſchlungen und dann betritt ein Jeder von ihnen mit dem berühmten hüterſchen Motto: „Die Straße gehört mir!“ ſein Eigenthum. Gute Nacht, Schularbeit — gute Nacht aber auch, meine Arbeit! was für große Stimmen können kleine Knaben haben!

Jetzt erhebt die Freundin vom Theater auch wieder ihre Stimme, der Klempner ſchlägt darauf los, bei dem ſchönen Wetter wird jede leer vorüberfahrende Droſchke angeſchrieen, der Pachwagen von der Eiſenbahn iſt mit einigen ſechzig Centnern angekommen und lädt mehrere krachende Kiſten ab, und eine Fuhre mit Mauergerüſten wird zum Ueberfluß herangefahren. Der Skandal ſteht im Zenith; ärger kann es nicht werden. Zum Glück wird von einem talentvollen Knaben ein alter Trunkenbold in der Seitengaſſe entdeckt. Um dieſen Herrn gruppirt ſich bis zum Einbruch der Nacht die künftige Generation. Es gelingt mir wirklich etwas Faſſung zu erringen. Ich zünde die Lampe an und nehme meine Bücher vor, abgehärtet gegen das Klavier, das über meinem Haupte mit ſeinen roſtigen Zähnen klappert; es wird ſtiller — es wird ſogar einen Augenblick ganz ſtille — der Wächter ſchließt die Häuſer — eine Liebende ſpricht zum Fenſter hinaus mit „Ihm“ —

der Vater ſchreckt ſie hinein — ſollte es jetzt wohl ruhig bleiben, nun der Mond leiſe heraufkommt und die Stirnen der Häuſer verſilbert? Nein — ich habe ſeine Flöte vergeſſen, die unſelige Flöte der Mitternacht, des Schneidergeſellen oft abgebildete, oft gehörte und verwünſchte aſthmatiſche Flöte — zwölf Uhr und noch nicht das Letzte, was ſich die Nachbarſchaft erzählt? Da kommt ja wohl ein koloſſaler Wagen? Oh, daß wir uns nicht allein die Ohren, ſondern auch die Naſen zuhalten müſſen!

2.

Mein Schlafzimmer geht auf einen kleinen Hof mit dahinterliegendem Garten hinaus. Eine ziemlich hohe Mauer trennt dieſe freundliche Stelle von einem mit hohen und ſchönen Lindenbäumen beſetzten Platze, der zu einem zweideutigen Vergnügungslokale gehört. Im Winter, Frühjahr und Herbſt hört man nur wenig von dem bacchantiſchen Jubel, die ſchrille Trompetenmuſik, der heiſere Ruf des Maitre du Plaiſir und der Lärm der Tanzenden werden durch die Entfernung, die Mauern, die hohen erleuchteten Fenſter des Pavillons gedämpft.

Im Sommer thun ſich ſeine Pforten auf und die Odaliſken mit ihren gläubigen Verehrern verlaſſen den Kiosk, um ſich unter den Linden abzukühlen.

An einem der gewitterſchwülen Spätabende im Anfange des Juli hatte ich bis in die Nacht hinein gearbeitet. Die offenen Fenſter meines nach der Straße hinaus gelegenen Zimmers ließen keine anderen Laute zu mir herein, als den hohlen Klang der ſchweren Wächtertritte und das leiſe und unheimliche Flüſtern der Nachtlüfte; es war Schlafenszeit. Ich ſtand vom Schreibtiſch auf und begab mich in die hinteren Zimmer. Aber der Schlaf, der treuſte Freund des Menſchen, wollte von mir nichts wiſſen; er flieht alle diejenigen, welche ihn wegen der Erbärmlichkeiten des Lebens vernachläſſigen. Lange ſaß ich auf meinem Lager, beſchäftigt mit den peinigenden Gedanken, welchen der Menſch um die Zeit der Nacht verfällt, wo ſeine Urtheilskraft ruht, als der Lärm in dem angrenzenden Garten nach und nach meine Aufmerkſamkeit feſſelte. Schon oft hatte ich dieſen Spektakel gehört und mich an ihn, wie der Müller an das Rauſchen des Baches und das Klappern der Mühle gewöhnt, obgleich der Beſitzer des Lokals, als der eigentliche Müller, den glänzendſten Vortheil von dem Rauſchen der Luft und dem Klappern der hohlen Bubenköpfe zog — aber diesmal überſtieg der Lärm das Maaß des Gewöhnlichen. Die elektriſche Spannung der Luft, die den Schlummer von meinen Augen ſcheuchte, ſchien die

obicöne Geſellſchaft aufzuſtacheln; es zuckte und fuhr in dem Garten auf und ab, wie die leichten Körper unter dem Conducter der Elektriſirmaſchine. Noch niemals hatte ich Achtung gegeben auf dieſes Spiel der Maden in der verweſenden Geſellſchaft; jetzt fürte ich allmälig, wie die rohen, ſcharfen und ſchneidenden Laute Eindrücke in meiner Phantaſie hinterließen und wie dieſe Geſtalten zu der beſtialiſchen Muſik ſchuf. Ganz in gleicher Art pflegen wir, wenn in ruhigen Abendſtunden der Wind die Klänge wohlgeſtimmter Inſtrumente über Feld und Wald in unſeren ländlichen Aufenthalt weht, den Ort, woher der Schall kommt, mit lieblich geſtalteten fröhlichen Menſchen zu bevölkern, oder an dem Licht eines ſtrahlenden Sternes emporzuklettern bis zu dem poetiſch ausgemalten Aufenthalte glücklicher organiſirter Creaturen. Alles, was uns allein durch das Ohr zukommt, ohne daß wir die mechaniſchen oder organiſchen Tonwerkzeuge ſehen, hinterläßt einen tieferen Eindruck im Gemüthe, weßhalb wol die Tauben, die nicht Gutes und nicht Böſes hören, ſo friedfertige und ſtille Geſichter haben, wie die — Todten.

Das Fenſter meines Schlafzimmers ſtand weit offen, aus dem hellerleuchteten Garten fielen durch die ſtarkbelaubten Aeſte kleine grelle Streiflichter auf die Wand an meinem Bette; ich richtete mich auf und lauſchte. Niemand wird es tadelnswerth finden, wenn auch einmal die Geheimniſſe des wirklichen Lebens belauſcht wer-

den, wie die allabendlichen Intriguen auf den Brettern. Zuerſt vernahm ich eine tiefe Männerſtimme, zu der ich mir einen dicken Burſchen mit aufgeriſſener Weſte und feiſtem Stierhalſe dachte, einen Burſchen vom Lande, der ſein Erbtheil in der Stadt durchbringt. Es war eine Stimme, die wie ein Hafendamm auf einem ſichern Pfahlwerke ſo auf einem Roſt zahlloſer ausgetrunkener Biertonnen ruht. Alle weicheren muſikaliſchen Faſern waren von dieſem Organe längſt heruntergerieben; man hörte nichts als ein ſtarkes und doch leidenſchaftsloſes Brüllen. Der Löwe und Tiger, die das Motiv eines erſehnten Fraßes haben, brüllen weit edler und klangvoller. Der dicke Burſche brüllte wie der Sturm durch ein weites Stadtthor. Mit ihm correſpondirte eine tiefe Frauenſtimme, die zu einer alten Proſtituirten gehören mußte. Alles, was in jugendlichen Jahren in dieſem Organ zu Gellendes und Kreiſchendes geweſen ſein mochte, war gewiß mit dem Fleiſche längſt den Weg alles Fleiſches gegangen; es war nichts als eine dicke trübe Stimmhefe übrig geblieben. Wenn das Gebrüll des Burſchen etwas Feſtes und Abſtoßendes beſaß, ſo hatte die tiefe Stimme dieſes Geſchöpfs nicht die geringſte Beſtimmtheit; ſie glich dem häßlichen Klappern eines hohlen Kürbiſſes voller Chauſſeeſteine, wie ihn die Straßenjungen anzufertigen pflegen. Auf dieſen beiden garſtigen und ſcheußlichen Organen ruhte das ganze Stimmenconcert in dem Tanzgarten, wie eine Sympho-

nie auf Violoncell und Contrabaß. Aber die übrigen Instrumente paßten vortrefflich zu dem Charakter des Grundbasses: es war ein Ensemble, in seiner Art so vortrefflich und abgerundet, wie die Aufführungen des Pariser Conservatoriums, der Berliner Kapelle und des Domchors, nur daß die unsterblichen Meister der Töne davor ihre Häupter verhüllt und sich in ihren Gräbern umgekehrt hätten.

Die Mittelstimmen bestanden aus ordinären Organen menschlicher Bratschen, die überall sonst im Leben, also auch hier auf dem Tummelplatz der Liederlichkeit nur die Füllstimmen ausführen. Zuweilen klang dieser oder jener schärfer accentuirte Ton oder irgend ein seltenerer Provinzialismus hervor; aber im Allgemeinen schienen sich auch die Schreier den kräftiger begabten Naturen zu subordiniren. Etwas höher als diese zweiten Tenöre der nächtlichen Serenade der Liederlichkeit lagen die Knabenstimmen, denn das geübte Ohr eines alten Musikers unterschied mit Bestimmtheit eine Menge derselben in dem wüthenden Charivari. Diese Stimmen lagen alle auf der Grenze der Mutation, gehörten also Buben an, die an der Schwelle der Mannbarkeit stehend, hier die ersten Eindrücke des Umgangs mit dem schönen Geschlechte empfingen. Aufgeregt durch hitzige Getränke und Tanz schrieen diese Buben in einem wüsten Chorus durcheinander, der wie der Ruf der Eulen und Nachtdämonen im Freischütz stets aus der Tiefe

in irgend einen lächerlichen und hohen Ton überschlug. Aus einzelnen, zu meinem Fenster heraufklingenden, galanten Redensarten und elenden Theaterpossen entlehnten Bonmots erkannte ich Mitglieder aus der ehrsamen Zunft der Ladenburschen und Kaufmannslehrlinge, Leute, die ihren Charakter, wenn sie den Mund öffnen, so wenig verbergen können, als die Schwalbe ihren Flug, der Aliis seinen Geruch und der Giel sein Geschrei. Sie schienen eine herrschende Majorität zu bilden, die nur zuweilen auf die Insinuationen jenes dicken Burschen vom Lande hörte, der ihr Parteihaupt, Oberführer, Obernarr und Vorgaukler zu sein schien. Ich malte mir lebhaft den Gedanken aus, alle Principale dieser Buben an meinem Fenster versammelt zu sehen, wie ein Jeder von ihnen sich bemüht, die Stimme seines saubern Pflänzchens herauszuhören und das monatliche Salair desselben mit den Kosten einer solchen Berliner Ballnacht und gewissen unbegreiflichen Deficits bei der Inventur zu vergleichen. Ich dachte ferner an die armen Gymnasiasten, welche durch strenge Gesetze überwacht, weder harmlose Conditoreien noch Billardstuben besuchen dürfen, und wunderte mich über die Freiheit solcher Eleven des Kaufmannsstandes, die am andern Morgen wieder von Neuem die Hände in die Kasse ihres Herrn tauchen und die Woche über sein Detailgeschäft besorgen. Mir schien in dem Augenblicke, als wenn in der Ueberwachung der Jugend und der privilegirten Nichtsnutzigkeit solcher Un-

zuchtslokale noch „Einiges“ für den Gesetzgeber zu thun sei!

Die Sopranstimmen fesselten die Aufmerksamkeit am meisten. Sie gehörten mit wenigen Ausnahmen dem zartesten Mädchenalter an. Ihr helles, schallendes Gelächter verrieth, daß alle Scherze und Reden wesentlich an ihren Beifall gerichtet seien, aber das zeitweilige Aufkreischen einer einzelnen Stimme und das präcise Einfallen des ganzen Lachchorus bewies auch, daß es drunten in dem verlorenen Paradiese nicht immer bei Redensarten blieb. Eine zarte klare Kinderstimme, die sich in den Ausbrüchen einer jubelnden Heiterkeit besonders hervorthat, flößte mir eine geheimnißvolle Theilnahme und Rührung ein. Sie besaß noch die ganze Frische der weiblichen Jugend, die liebliche Klangfarbe der unschuldigen Seele; diese Stimme hat den Sturz des Engels überlebt. Mit solcher Stimme konnte eine Tochter für ihren Vater beten; mit ihr konnte sie für ihn bei mildthätigen Seelen betteln und auf Erhörung rechnen, mit diesem Organe mußten die einfachen Gesänge des deutschen Volkes gesungen werden, wenn harte Herzen erweicht werden sollten, diese reine süße Stimme war dazu geschaffen, die Sprache der Liebe zu reden und singen. Dort unten klang sie wie der lockende Ruf der Nachtigall, wenn ihn das Raubgevögel im nahen Gemäuer überkräht. Es lag Etwas in ihr, was einer Fürbitte für die gesammte verworfene Gesellschaft glich, ein Rest

Sittlichkeit und Hoffnung, wie man ihn in irgend einem vergeſſenen Winkel des Verbrechergemüthes findet. Ehe man die holden Laute dieſer Mädchenſtimme gehört hatte, nahm man ein Aergerniß an dem Volke, nachher jammerte es Einen nur noch. Daß jedoch eine ſolche weichere Stimmung nicht anhalten ſollte, dafür ſorgten die nächtlichen Ruheſtörer in vollem Maaße.

Wenn ſie eine Viertelſtunde den kleinen Park durchtobt hatten, rief ſie die Fanfare einer verblaſenen Trompete wieder zum Tanz in den Saal. Dann verſtummte der Lärm, der Ballſaal nahm ſeine Gäſte wieder auf und das Scharren der Füße zeigte an, daß die Orgie wieder begonnen hatte. Dieſer Wechſel von Salon- und Gartenvergnügen wiederholte ſich bis zwei Uhr Morgens mehrmals hinter einander; dann ſchien eine allgemeine Erſchöpfung einzutreten, Gelächter und Geſchrei wurden ſchwächer, die meiſten Paare ſchienen ſich ſchon früher entfernt zu haben, und zuletzt verſtummte auch die elende Trompetenmuſik; es blieb nichts übrig als die ſtille Nacht und ein bleich aufleuchtendes Morgenſignal am öſtlichen Horizont.

Es war unmöglich einzuſchlafen, der Höllenlärm klang noch in den Gehörnerven nach, wie die überladene Muſik mancher neueren Opern, man ſetzt auch im Schweigen die begonnenen Reflexionen weiter fort. Mir leuchtete ein, daß unſere Civiliſation kein Recht hat, über die Kriegstänze der Karaiben, die nächtlichen Ausſchweifungen

der Negersklaven, die Ehranschwelgereien der Grönländer und die Bacchanale der Indier den Stab zu brechen. Die authentischen Berichte der gelehrten Reisenden schildern diese Festlichkeiten nicht wilder und schmutziger, als das, was ich so eben erlebt hatte. Denn ich muß hinzusetzen, daß ich mich hier nur auf leichte Umrisse beschränkt und weislich gehütet habe, die brennenden Farben des Dialogs zu copiren, von dem einzelne kurze, aber sehr inhaltschwere Aphorismen zu meinem Lager emporschallten. Die Gesellschaft im Garten trug nicht das geringste Bedenken, sich einer Menge Ausdrücke zu bedienen, welche das Wörterbuch der deutschen Sprache gar nicht aufweist, oder die selbst von den unternehmendsten Schriftstellern nie anders als durch verschämte Punkte angedeutet werden. Dem Charakter der naiven Wilden getreu, dachte ferner die besagte Urgesellschaft inmitten der Civilisation nicht an die etwaigen Zuhörer ihrer Unterhaltungen über geschlechtliche Verhältnisse. Ein Vater von heranwachsenden Töchtern, ein Ehemann, oder die Vorsteherin einer weiblichen Erziehungs-Anstalt mußten sich nach meiner Meinung ernstlich besinnen, ob sie in einer Gegend wohnen bleiben sollten, wo man in jeder warmen Sommernacht das Schandlexikon der Menschheit und Sprache gestissentlich aufschlägt, wo man nach den Aussagen glaubwürdiger Zeugen gelegentlich schon das Messer auf einander gezückt hat, wo die Lemuren der modernen Sittlichkeit ihre Reigentänze ausführen. Gegen

giftige Dünſte kann man ſich durch Verſchließen der Fenſter ſchützen, gegen giftige Töne müßte man das Mittel anwenden, mit dem Odyſſeus ſeine Gefährten vor dem Geſange der Sirenen ſchützte. Auch wird ein Grenzbewohner dieſer idylliſchen Nachtlandſchaft ſich nicht mehr wundern, wenn die jungen Leute, im eifrigen Dienſte der parthiſchen Göttin, für den rauheren Dienſt des Kriegsgottes immer untauglicher werden und die Kreis-Erſatzcommiſſion nachgerade der Meinung iſt, daß die Reſidenz im nächſten Jahre ihren geſetzlichen Verpflichtungen wohl nicht mehr werde genügen können. — Da bricht aber der Morgen an, der Hausknecht des Kloſtergartens löſcht die letzte Laterne aus, der erſte Hahn kräht die Dämmerung an, der Himmel erröthet vor Scham — es iſt Schlafenszeit!

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von J. Jaffé in Berlin, Zimmerſtraße 98.

Bade-Bilder.

Von

E. Kossak.

Berlin.
Verlag von Reinhold Schlingmann.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Badereiſe-Epidemie.

Prüfen wir genau den Geſundheitszuſtand in den minder begüterten Ständen, ſo ſtellt ſich heraus, daß derſelbe vor der Einrichtung der deutſchen Eiſenbahnen ungleich günſtiger geweſen iſt, und ſich mit der Anlage jedes neuen Schienenſtranges ſichtlich verſchlechtert. Als man nämlich ſämmtliche Badeörter noch per Poſt oder mit Hülfe von Lohnkutſchern bereiſen mußte, waren die Krankheiten, welche eine Behandlung durch Heilquellen oder warme Bäder erfordern, nur in den höheren Ständen heimiſch, und höchſt ſelten waren ärmere Individuen ſo unglücklich, an dergleichen ariſtokratiſchen Uebeln zu leiden. Seit man für eine verhältnißmäßig geringe Summe binnen höchſtens 24 Stunden die äußerſten Grenzen Deutſchlands und die letzten Wald- und Felswinkel, wo die Natur ihr Waſſer deſtillirt, erreichen kann, ſind auch alle Rang- und Standesübel Contagien geworden und auf die gewöhnlichſten Naturen übergegangen.

Nach einer andern Auffaſſung ſoll der Grund der auffallenden Verallgemeinerung und Demokratiſirung der Heilquellen in der wachſenden Beſcheidenheit des Heilperſonals liegen. Wenn dieſe Lesart die richtige iſt, gleichen unſere liebenswürdigen Medicinkünſtler den hartherzigen und verzweifelnden Müttern, und ſetzen ihre Patienten wie neugeborne Kinder, auf das Gerathewohl an allerlei mildthätigen Quellen aus. Was aber auch die Urſachen der jährlich zunehmenden Wallfahrten zu den Altären der freundlich geſinnten unterirdiſchen Gottheiten ſein mögen, es iſt gewiß, daß ſich im Juli in zahlloſen Familien ein dunkler Wandertrieb regt, wie bei eingeſperrten Vögeln, wenn ihre freien Gefährten glücklicheren Zonen zueilen. Dieſe Reiſeentwicklungskrankheit von ihren erſten zarten Symptomen an, bis zum vollſtändigen Ausbruch und der Eiſenbahnkriſe zu verfolgen, ſoll in den folgenden Zeilen verſucht werden

Zunächſt iſt es überaus merkwürdig, daß vorzüglich das weibliche, damit wir einmal aufhören, das ſchöne Geſchlecht zu ſagen, ſich überaus empfindlich gegen die in der Atmoſphäre ſchwebenden Reiſemiasmen verhält. Das Jahr hindurch von der Heilkunde umkünſtelt, der Apotheke mit Leib und Seele verfallen, regen ſich bei zahlloſen Damen etwa in der Mitte des Juni Gewiſſensbiſſe, ob die ihnen bis dahin applicirte Methode auch die richtige ſei, oder ob ſie nicht gar zu den Opfern

eines ſchweren Irrthums gehören. Weibliche Weſen von höherer hyſteriſcher Energie gehen auch wohl ſo weit, ſich für Gegenſtände der Experimentalmedicin zu halten, an denen alle neueren Entdeckungen und Hypotheſen verſucht werden ſind. Thatſache iſt, daß die Abneigung gegen die Apothekenmedicin im Juni ihren Gipfel erreicht hat und zugleich die Schwärmerei für Buſchkuren, Naturbehandlung und Quellentränkchen in vollem Glanze culminirt. Es ſpricht nicht für die Glaubwürdigkeit der Arzneiwiſſenſchaft, daß ſogar die Herren Doktoren ſich zu der Anſicht der Damen bekehren und plötzlich eine eben ſo hohe Meinung von dem wirkſamen Weſen der Quellen äußern, als um Weihnachten oder während der erkältungsreichen Faſchingszeit von der Heilkraft der Pillen, Mixturen und Pulver. Die Natur, bisher ein neben der aufgeputzten Chaiſe Dulcamara's laufendes, baarfüßiges Bettelmädchen, tritt plötzlich in ihre Rechte. Man hebt ſie in den Wagen, man ſetzt ſich auf den Rückſitz, man ſpricht mit ihr geſenkten Hauptes, man lauſcht ihren leiſeſten Aeußerungen, und die Herren Aerzte ſpitzen beim Rieſeln der Heilquellen eben ſo andächtig die Ohren, wie der herrliche Humoriſt Altenglands, als ihm auf der Landſtraße plötzlich das vielverſprechende Rauſchen der bekannteſten unter allen Thermen entgegenklang.

Das erſte Symptom der Reiſekrankheit beſteht in einem anſcheinend zweckloſen Hin- und Herlaufen zwi-

ſchen Modemagazinen, Band- und Huthandlungen. Das leidende Individuum äußert ſeinen Schmerz nicht in Worten, ſondern nur durch vollwichtige Seufzer. Tief in ſich verſunken ſteht es da und betrachtet ſchwermüthig Proben von leichten Sommerſtoffen. Das Uebel kann innerlich einen ſehr hohen Grad erreichen, ohne daß die Umgebung es gehörig erkennt. Jetzt folgen leiſe Klagen, die, wenn ſie nicht beachtet werden, bis zu unverhohlenen Aeußerungen des Lebensüberdruſſes anwachſen können. Dieſe tiefgreifende Verſtimmung erſtreckt ſich nicht bis auf die Bewegungen der Finger. Sie gehorchen vielmehr einem anſcheinend wohlüberlegten Plane und unter ihrer energiſchen Thätigkeit ſieht man neue Kragen, Manſchetten und Hutgarnirungen entſtehen, welche zu der erfreulichen Hoffnung berechtigen, daß der innerſte Kern des Lebens noch unberührt ſei. So ſtreben oft Mütter und Töchter, ſtumm und nur dem ſchönen weiblichen Inſtinkte folgend, einem und demſelben Ziele nach, wie Bienen und Ameiſen. Aber dieſe Spannung hat etwas Unerträgliches und theilt ſich endlich dem argloſen Hausherrn mit. Er ſieht ſein ſonſt ſo beredtes Familienreich in Stillſchweigen und Heimlichkeitskrämerei verſunken und doch muß er ſich ſelbſt geſtehen, nicht unter die ſtarken Regierungen zu gehören und niemals durch ſogenannte väterliche Maßregeln die Seinigen auf die oberſten Aeſte geängſtigt zu haben.

„Liebes Kind“, ſagt plötzlich nach einer beſonders gelungenen Mahlzeit die Gattin in der gemüthlichen Kaffeeſtunde zu dem ſanften Despoten, „ich glaube, für Emilie muß etwas geſchehen.“

Der Hausherr ſtößt bei dieſen Worten den Rauch ſeiner Cigarre lebhafter von ſich. Für Emilien, die Aelteſte, iſt bereits ſo viel geſchehen, daß für Vater und Geſchwiſter nichts mehr übrig geblieben iſt; was aber eigentlich nach dem Laufe der Natur und den Gebräuchen des Staates und der Kirche für ſie geſchehen könnte, will ſich nicht zutragen. Emilie iſt noch immer eine deutſche Jungfrau. Der Hausherr weiß, daß wenn für Emilien etwas geſchieht, es ihn etwas koſtet, und er holt tief Athem und ſagt: „Was meinſt Du, liebes Kind?“

„Ich glaube Ems, lieber Mann, der Sanitätsrath hat ſchon öfter etwas davon fallen laſſen.“

„Das verdient die ernſtlichſte Erwägung, liebes Kind“, erwidert der Papa, „der Sanitätsrath iſt mir zu raſch bei der Hand euch in ein Bad zu ſchicken. Wenn Etwas für Emilie paſſend iſt, ſo kann ſie es eben ſo gut bei Soltmann trinken. Du weißt, daß ich ſchon ſeit vielen Jahren meinen Kiſſinger dort trinke und mich ſehr wohl dabei befinde.“

„Vergiß nicht, liebes Kind, daß du keinen Urlaub nach Belieben bekommen kannſt!“

Der alte Herr, mit Recht über diese herzlose Wendung etwas beleidigt, sagt scharf: „Vergeßt ihr nicht, daß mein Arbeiten im Joch euch euren fortwährenden Urlaub verschafft.“ Aber schon gereuen ihn seine Worte, als die Mama mit bitterem Kopfschütteln sagt: „Ich sehe wohl, Du liebst das Kind nicht mehr, seit Luise heranwächst“. Sie entfernt sich hierauf und verliert sich in ein Dickicht von Koffern, Hutschachteln, Reisetaschen, Gardinenstangen und Winterroulleaux, das sich wie ein wirthschaftlicher Urwald über eine ganze Bodenkammer erstreckt. Die ahnungsvolle Emilie schwimmt in Thränen und benetzt gedankenlos ein rosenfarbenes garnirtes Morgenhäubchen. Die Krankheit tritt jetzt in ein höheres Stadium; Emilie wird bettlägerig, verlangt, was sie schon seit Jahr und Tag nicht gethan, nach Lenau's Gedichten, spricht von geknickten Rosen und ernährt sich bescheiden aber ehrlich mit Himbeergelée. Der Sanitätsrath ist kraft seines Amtes und Staatseides verpflichtet, diesem Zustande ein Ende zu machen, er nimmt den Papa in eine Schraubenpresse und besteht auf Ems, wobei er zart andeutet, daß auch der Frau Gemahlin der Kesselbrunnen, als ein milderes Karlsbad, sehr bekömmlich sein werden. Wir übergehen, um nicht die Väter unter unseren Lesern während ihrer auflösenden Lokalbrunnenkuren zu heftig aufzuregen, des Papa's innere Kämpfe, seine Trennungsschmerzen von drei jungen Darmstädtern,

die, ach, nur kurze Zeit bei ihm verweilen sollten; wir sagen nur, daß der arme Hausherr in die Reise einwilligt und sich einverstanden damit erklärt, daß er auf eigene Kosten aus der nächsten Restauration beköstigt werde. Dafür erläßt man ihm gegen einen Aufschlag von der Taschengeldsteuer, großmüthig das Wirthschaftsgeld für einen ganzen Monat.

Das nächste Symptom der Badereiseepidemie äußert sich in der Anzündung von Kohlenfeuern und der Erhitzung von Plätteisen. Emilie erhebt sich von ihrem Lager, schleppt sich mühsam an das Plättbrett und glättet alle Unebenheiten der Natur. Nächstdem theilt sich der krankhafte Stoff dem ganzen Quartier mit und alle Fußböden und Möbel bekommen eine Art Badefriesel von Wäsche, Kleidern, Handschuhen und Hüten. Dieser Anschlag ist so empfindlich gegen Tabacksrauch, daß dem Hausherrn auf das Schärfste untersagt werden muß, seine Cigarre irgendwo sonst, als in seiner Aktenwerkstatt zu rauchen. Zur Belohnung vertraut man ihm die Besorgung der Paßkartenangelegenheit und die Bestellung des Wagens nach dem Bahnhofe an.

Der letzte Tag vor der Abreise mit dem Courierzuge wird in einem Delirium zugebracht. Durch das bisherige Reisefieber ist nämlich das Gedächtniß so geschwächt worden, daß eine Menge von wichtigen Sachen, darunter mehrere Abschiede von theuern Freundinnen, zu erledigen

bleibt, und die Mutter, nebſt Emilien und der heranwachſenden Luiſe, vor Erſchöpfung faſt beſinnungslos nach dem Bahnhofe transportirt werden müſſen.

Von dieſem Augenblicke an zeigen ſich Spuren von Beſſerung, doch nimmt die Seuche erſt einen harmloſeren Charakter an, wenn ſich der Zug in Bewegung geſetzt hat und die Geſtalt des Papa's im Dunkel des Bahnhofes verſunken iſt. Die Kranken erfreuen ſich jetzt eines leidlichen Befindens, bis der Einfluß des Brunnens ein neues Uebel hervorruft, das wir als „Badekrankheit" beſonders beſprechen müſſen.

Der Brunnenarzt.

Für die Zeit, in der J. J. Rouſſeau ſeine „Confeſſions“ ſchrieb, mag er Recht gehabt haben, wenn er von den Pariſern und andern Großſtädtern ſagte: er begreife wohl, wie eine Race, die nur Mauern, Straßen und Verbrechen zu Geſicht bekäme, weniger als Landleute und Einſiedler, an den göttlichen Geiſt in der Natur zu glauben geneigt ſei. Die Jahre haben ſeitdem einen Umſchwung in den menſchlichen Anſichten hervorgebracht, und die durch den Anblick von Mauern, Straßen und Verbrechen überſättigten Städter erkennen nicht nur bereitwillig und ſehnſüchtig den wunderbar belebenden Athem der Natur an, ſondern die Landleute und Einſiedler ſuchen ihrerſeits auch ſo oft als möglich von dem Buſen der Natur loszukommen, und ſich in den vielen tauſend Geldbeuteln der Stadt von der Langenweile und geringen Geſelligkeit des Landlebens zu erholen.

Schon länger als vier Wochen hindurch werden sämmtliche Zeitungen unseres Vaterlandes von großsprecherischen Proclamationen aller jener Badedirectionen überfluthet, welche sich für die Vormünder der Natur zu halten scheinen. Die Anwalte der Heilquellen und Bäder beobachteten sonst ein vornehmes Stillschweigen in den öffentlichen Blättern, und ähnelten darin manchen Regierungen, welche ihre Sache für zu edel und hoch halten, um in einem so unsauberen Terrain, wie in dem der Presse, die Feder zu ihrem Besten zu ergreifen. Nur die Badeärzte loci begnügten sich, bald in gelehrten, strafbar kauderwälsch geschriebenen, mit chemischen Analysen und Chiffern gespickten Büchern, bald in angenehm tändelnd gehaltenen, auf das leichtgläubige Publikum berechneten Wassernovelletten, die Vortheile und Reize ihrer flüssigen Domänen auseinanderzusetzen. Da jene Herren nun aber eingesehen haben, daß keine Sache wirksamer gefördert werden könne, als durch unausgesetzte Reclamen und persönliche Anstrengungen, ist die Angelegenheit der deutschen Quellen in ein Stadium des lebhaftesten Schwindels getreten, und es fehlt nicht viel, daß selbst Veteranen, wie die Quellgottheiten von Carlsbad, Teplitz, Salzbrunn, Gastein u. A., in die Tasche greifen, und sich in der Presse mit wohlwollenden Worten wieder in Erinnerung zu bringen suchen. Für heute lassen wir diesen, Jedem zu-

gänglichen Punkt außer Acht, und wenden uns zu denen, welche die Nymphen der Gesundbrunnen als melkende Kühe betrachten und Brunnenärzte genannt werden. Die Begründung und Erweiterung der Eisenbahnen darf als der mächtigste Hebel der Protection dieser geachteten Klasse des Heilpersonals betrachtet werden. Als ein im Osten wohnender Provinziale noch acht Tage brauchte, um nach Berlin, und wenigstens noch vier, um nur in den nächsten Badeort zu gelangen, gab es an den Gesundbrunnen nur jene ehrwürdige Sorte alter bemoofter Doctoren, an welche sich die grauköpfigen Kurgäste mit besonderem Zutrauen noch heute wenden, die sich jedoch von Jahr zu Jahr vermindern, und bald ganz ausgestorben sein werden. Sie sind stets in ihren Badeorten mit Grundbesitz stark ansässig, bewohnen große schöne Häuser an den reizendsten Punkten, deren größere Zimmeranzahl sie bereitwillig, jedoch nicht allzu billig vermiethen, und besuchen ihre Brunnenpatienten in stattlichen Equipagen. Diese Herren sind die eigentlichen Stammärzte der Quellen, die medicinische Aristokratie, die Rathgeber der reichen und vornehmen Leute. Sie haben ihren ortsangehörigen Quellen Herz und Nieren geprüft, und entscheiden über den Gebrauch derselben mit einer imposanten, ja uneigennützigen, ja zuweilen groben Ehrlichkeit. Der Saison geben sie im Ganzen nur geringen Spielraum

und außer ihrem komischen Stelze und einiger Mitgift von Pedanterie bieten sie dem Beobachter nur wenige Gelegenheit, sich über ihre Schwächen lustig zu machen. Der Unterschied zwischen ihnen und den beliebten älteren Aerzten in den großen Städten ist nur gering und Jeder kann sich mithin von ihnen ein getroffenes und deutliches Bild entwerfen.

Ein ganz anderes Geschlecht von Brunnenärzten ist das, nach Einführung der Eisenstraßen aufgeschossene. An ihm wird der Stempel jenes leichtsinnigen Geistes, der von den Phänomenen des Dampfes nicht zu trennen scheint, in tieferen oder oberflächlicheren Spuren wahrgenommen und der von den monotonen Bittern des städtischen Lebens abgespannte und ermüdete Brunnengast, wird täglich bei seinem Studium die reizendste Belustigung finden.

Nichts ist für den Reisenden anziehender, als sich sofort mit Selbstvertrauen auf den Standpunkt eines Autodidakten zu setzen, und sich nicht durch Handbücher, Gastwirthe und Lohnlakaien, sondern durch eigene Beobachtung und Menschenvergleichung zu belehren. In einem besuchten Badeorte von Ruf angekommen und am nächsten Morgen vor den Stufen des Quellentempels erscheinend, wird man alsbald gewisse männliche Individuen erblicken, welche sich durch eine vollständige Verzichtleistung auf den Genuß des Heilwassers auszeich-

nen. Mit einer ſorgfältigen Toilette ausgeſtattet, ſtehen ſie vor den Eingängen oder unten auf den Promenaden und werfen ſcharf prüfende Blicke auf die hin- und herwogende Menge. Dieſe Männer bilden das Corps der jüngeren Brunnenärzte, denn die oben ſkizzirten alten Herren erſcheinen niemals da, wo die Natur ihre Gaben aus erſter Hand verabreicht, es ſei denn, die Ausſicht eröffnete ſich ihnen, durch Nachgiebigkeit gegen ein regierendes Haupt, einen Orden zu verdienen.

Schon um fünf Uhr Morgens finden ſich die ambulanten Brunnenärzte ein und verweilen gemeinhin bis acht Uhr an den Quellen. Innerhalb dieſer drei Stunden kann ihnen aber auch nicht ein Einziger ihrer Patienten entwiſchen und ſie notiren ſofort die Ausgebliebenen, um ſie im Laufe des Vormittags zu beſuchen und ſich nach dem Grunde der Verſäumniß zu erkundigen. Da faſt alle Patienten, welche ſich nach einer Heilquelle begeben, wenigſtens auf den Beinen ſind, und nicht an Krankheiten leiden, die ſie das Bett zu hüten zwingen, aber deshalb auch bei verſtändiger Befolgung der Brunnenregeln in den meiſten Fällen keinen Arzt brauchen, müſſen die jungen Apoſtel des Aeskulap allerlei kleine Hülfsmittel erſinnen, um die Mehrzahl der leichtfüßigeren Patienten an ſich zu feſſeln und für ihre Rathſchläge empfänglich zu machen. Man hüte ſich von dieſem Verfahren gering zu denken und es mit ſolchen

kleinen Reklamen zu verwechseln, wie fast alle, mit dem Publikum im persönlichen Verkehr stehende Geschäftsleute, sie für nothwendig halten; es ist vielmehr tief und systematisch angelegt, und bereits im vorhergehenden Winter angebahnt.

Sobald Weihnachten und Neujahr vorüber sind, und die permanenten Stadtärzte sich in einer behaglichen Honorarstimmung befinden, machen sich die Brunnenärzte schon auf, und bereisen alle die Orte, welche ihnen die meisten Kranken zu schicken pflegen, oder aus deren Weichbilder sie gern Patienten haben möchten. Ganz wie die eleganten und beredten Herren, von denen uns Allen im Laufe des Lebens wohl ein Onkel, Ohm, oder Obrist Wein aufgeredet worden ist, machen sie als „Quellreisende" die Runde bei den beliebtesten, oder durch Fachschriftstellerei bekanntesten Doctoren und empfehlen ihre diversen Wasserforten ihrer geneigten Befürwortung. Es hieße im höchsten Grade von der Würde der Fakultät und dem Ernste der Wissenschaft klein denken, erlaubten wir uns die zarte Andeutung, daß zuweilen noch andere Mittel, als die der Redekunst, in Anwendung gebracht werden. Gewiß ist nur, daß so mancher Kranke, der vielleicht mit einer gelinden Lokalkur abgekommen wäre, um die gewöhnliche Trink- und Badezeit an eine Quelle gesandt wird.

Er erhält dorthin und an den betreffenden Allianz-

docter einen ausführlichen „Schreibebrief," gewiſſermaßen den Steckbrief ſeiner Krankheit, der ihn in die Hände des Brunnenarztes liefert. Das Seil, an dem er flattert, iſt lang, doch unzerreißbar. Sobald er das Schreiben abgegeben hat, beginnen die Manipulationen ſeines neuen Herrn und Meiſters. Er prüft den Patienten nicht minder genau, als ein Käufer den ihm vom Roßtäuſcher angebotenen Gaul. Die Zähne werden ſorgfältig betrachtet, der Unterleib befühlt, die Bruſt beklopft und ein weitläufiges Examen angeſtellt, in dem der Kranke natürlich immer auf das Glänzendſte beſteht. Zeigt er ſich nun, ermuntert durch die Verſprechungen des Brunnenarztes, geneigt, die Kur gleich den nächſten Tag zu beginnen, ſo macht Jener ein bedenkliches Geſicht und räth zur Vorſicht, denn wohlgemerkt, es iſt mit allen dieſen Wäſſerchen nicht zu ſpaßen. Möglicher Weiſe könnte es nicht nachtheilig ſein, mit einem Becher, oder anderthalb Sechsunzengläſern — dem üblichen Maaß der Quellgläſer — einen kühnen Verſuch zu wagen; jedoch wäre es immer gerathener, den erſten Tag ganz der Erholung zu widmen und erſt am zweiten die Kur zu beginnen. Auch dann duldet der vorſichtige Heilkünſtler nicht den ſofortigen Genuß der kalten Quelle, ſie muß vielmehr zur Hälfte mit erwärmtem Waſſer oder mit Milch vermiſcht werden. Hat der Patient ſich mit leidlicher Miene in dieſe Vorſchriften

gefügt, so schlägt er gut an und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Allmählig steigt er nun zu einer höheren Anzahl von Gläsern, sinkt aber sofort wieder auf ein geringeres Maaß, wenn sich das unbedeutendste Uebelbefinden einstellt, oder sein Meister vom Stuhle einen Hang zur Verschwendung oder Verschleuderung der vorhandenen Mittel bei der Natur bemerken will.

Die Diät des Kranken ist, so verschieden die Heilquellen nach Zusammensetzung und Wirkung auch sein mögen, so strenge geregelt, wie die Kost der Arbeiter, welche die Pyramiden erbaut und laut einer Inschrift, von Zwiebeln und Brod gelebt haben, weshalb der gutmüthige Herodot sich noch den Kopf zerbricht, was sie sonst dazu gegessen haben können. Wenn man dies freilich noch nicht herausbekommen hat, weiß man dafür, daß alle deutschen Brunnenpatienten Abends „Backpflaumen“ essen, und daß ihnen diese anscheinend mit den Feinheiten der Quellenchemie ganz unverträgliche grobe Kost, mit Respekt zu sagen, gut bekommt. Wie nun jede Wissenschaft ihren Zauberstab besitzt, so handhaben deshalb alle Brunnenärzte als solchen die Backpflaume oder Prünelle; es sei denn, es handle sich um Bäder, bei denen keine strenge Diät vorgeschrieben ist. Hart daneben steht die dringende Warnung vor dem Nachmittagsschlafe, welcher folgerichtig allen Patienten verboten wird, weil in Carlsbad zuweilen ein

uralter fetter Herr aus demſelben nicht wieder aufgewacht iſt.

Haben die Brunnenärzte dieſe wichtigen leiblichen Angelegenheiten geordnet, ſo ſorgen ſie für die Unterhaltung des Kranken, jedoch mit einer höchſt bewundernswerthen Feinheit und Vorſicht. Sie empfehlen ihm alle nahe gelegenen Partieen und ſchicken ihn um ſo weiter, je hypochondriſcher ſeine Grillen werden, ſie arrangiren Kaffeepartieen und Bergklettereien, ſie machen ihn, wenn er viel Geld verräth, mit umherſtreifenden Virtuoſen bekannt, welche mit Concerten umgehen, kurz ſie thun Alles, was den Kranken zerſtreuen kann, ohne ihn ſeinem Arzte zu nahe auf den Hals zu bringen, denn die Gefahr, daß der Fremde irgendwie dem Doctor in das Gehege ſeiner Häuslichkeit kommen könne, liegt überall zu nahe. Hat ſich der Brunnenarzt mit Geſchicklichkeit aus der Affaire gezogen, ſo wird er beim Abſchiede nicht unterlaſſen, bitterlich darüber Klage zu führen: wie man einander doch durch eine leidige Verkettung der Umſtände ſo fern geblieben ſei und wie im nächſten Jahre Alles gethan werden müſſe, um ein näheres gemüthlicheres Verhältniß zwiſchen zwei ſo geiſtreichen Männern anzubahnen.“

Außer dieſen Oberflächlichkeiten des mediziniſchen und weltmänniſchen Umganges muß ein geſchickter jüngerer Brunnenarzt, wenn er beſtehen will, noch einen künſt-

licheren Apparat für Originale bereit halten. Nur ein von seiner Regierung angestellter, und mit einem förmlichen Kurpatent versehener süddeutscher Wasserdoktor darf sich unterstehen, die anlangenden Patienten mit der Tabakspfeife im Munde zu empfangen und sie stehend abzufertigen; seine jüngeren Rivalen müssen sich höflicher und vielseitiger gebehrden. Wir haben die mannigfaltigsten Köder in ihren Wohnungen bemerkt. Singvögel aus der Gegend für den Liebhaber des Gesanges; ausgestopfte Thiere, Schmetterlinge, Käfer, Mineralien für den Sammler, Landkarten und Reliefpläne für den Geographen und Geologen; Gedichte und Volksmelodieen für den Poeten; Waffen, Folterwerkzeuge, alte Tapetenstücke, bunte Gläser und gestickte Kirchengewänder für den Forscher des Mittelalters, — von allen diesen Dingen haben wir bei verschiedenen jungen Brunnenärzten kleine aber anziehende Sammlungen gefunden. Wieder Andere speculiren auf die Frequenz der gelehrten Kreise. Sie halten physikalische Instrumente, Thermometer, Barometer, Hygrometer, Elektrometer, und sonstige Meter an ihren Fenstern, und werden um die Zeit des stärksten Promenadebesuches häufig mit anhaltenden Beobachtungen beschäftigt, erblickt. Als Curiosität haben wir sogar in einem Damenbade einen singenden Brunnenarzt gefunden. Er verschrieb sich stets das Neueste der Wiener Lyrik mit Pianofortebegleitung und sang dieselbe

ſpät Abends mit ſchmelzender Stimme. Der erwähnte Jüngling hat ſpäter wirklich ein ſteinreiches iriſches Frauenzimmer geheirathet, das leider nur ein Bein zu verbergen hatte, aber für Proch und Deſſauer ſchwärmte. Er kommandirt jetzt unter dem Oberbefehl ſeines Schwiegervaters eine Fabrik und ſoll ſelbſt zum Kummer ſeiner Frau den Geſang aufgegeben, dafür aber den Gebrauch der Whiskeyflaſche eingeführt haben.

Die jüngeren Brunnenärzte ſpeiſen ſtets bei den anſehnlichſten Reſtaurants, wiſſen aber auch über die anderweitigen Quellen der Naturalverpflegung gründlich Beſcheid. Einige haben wir in dem hoffentlich ungegründeten Verdacht gehabt, daß ſie für Zuſicherung von Koſtgängern ſich einer Ermäßigung, oder eventualiter gänzlichen Befreiung von den Koſten des eigenen Verzehrs erfreuten; ein Anderer iſt wohl vollſtändig überführt, aus unerforſchlichen Gründen alle an ihn empfohlenen Kranken in ein unbequem gebautes, und obendrein feucht gelegenes Haus gewieſen zu haben. Häufig tragen ſie irgend etwas ſie vor anderen Menſchenkindern Auszeichnendes an ſich, wie hohe weiße Hüte, buntbedruckte Hemden, ſeltſame ausländiſche Röcke und indiſche Stöcke: zuweilen machen ſie auch mit angeborenen Eigenthümlichkeiten Effect. So kannten wir einen, nicht mehr ſonderlich jungen Brunnenarzt, dem die Natur ſehr lange und buſchige Augenbrauen geſchenkt hatte. Dieſe Gabe deutete der

gewandte Mann zur Durchführung einer wohlüberlegten, ſehr einträglichen Rolle aus. Mit Hülfe von Bartwichſe und Pouder ſteifte und kräuſelte er dieſen ſtarken Augenſchnurrbart rechts und links ſo ſtraff in die Höhe, daß ſein überaus gutmüthiges Antlitz einen mephiſtophelifchen Anſtrich erhielt, und wenngleich er in ſeiner Seele nicht eine Spur von Bosheit und Tücke beſaß, legte er ſich doch conſequent darauf, das Air des Vaters der Lüge und Gottes der Ratten u. ſ. w. durchzuführen, welches ihm unter jenen Patienten, die nun einmal einen Arzt von markirter Außenſeite und curioſen Manieren lieben, eine ſehr erhebliche Praxis zuführte und erhielt.

Der moderne Brunnenarzt hält ſich wie ſeine Kranken nur in den Sommermonaten an der Quelle auf; während er im Winter von dem Ertrage des Sommers als verſtändiger Hamſter in der nächſtgelegenen großen Stadt lebt, und nach und nach eine ſolide Praxis zu begründen ſucht. Gelingt ihm dieſes nicht, ſo pflegt ſich bei ihm eine Leidenſchaft für die Literatur zu entwickeln und er ſchreibt entweder zum ſieben und dreißigſten Male die Geſchichte und Organiſation ſeines Badeortes, nebſt einer neueſten Analyſe der Quelle, oder er errichtet eine Reihe von Krankheitsromanen mit überwiegend glücklichen Ausgängen, aber nur mit Angabe der Anfangsbuchſtaben der behandelten Patienten.

In der neueſten Zeit, zumal ſeit der empfindlichen

Zunahme von Bädern und Heilquellen, Kalt- und Warmwasserheilanstalten, Fichtennadel- und Gasbädern aller Art, fangen auch unbeschäftigte oder unruhige Aerzte an, förmliche Kunstreisen zu machen und bald in diesem, bald in jenem entfernten Kurorte Proben ihrer medizinischen Virtuosität abzulegen. In einem noch weit höheren Grade gilt dieses von den sogenannten Balneologen, welche wie jene Kerle, die auf den Jahrmärkten sämmtliche Instrumente spielen, alle Brunnen höchst mittelmäßig kennen, sich aber mit einem seltsamen mysteriösen Nimbus zu umgeben suchen, und in jedem Sommer an einer andern Quelle von einer namenlosen Verachtung der zünftigen Brunnenärzte verfolgt, auftauchen und Winkelkuren machen.

Erinnerungen an Wildbad.

Sind wir vorurtheilsfrei und ſtrenge genug gegen geliebte Selbſttäuſchungen, ſo müſſen wir geſtehen, daß unſere heutige Art zu reiſen, der alten ſeligen Wanderpoeſie gar nicht zu gedenken, eines empfindenden, denkenden und auf die unveräußerlichen Menſchenrechte haltenden Individuums ganz unwürdig iſt. An irgend einem Abende ſchleppt eine lebensſatte Droſchke drei Packete nach einem Bahnhofe, das lebendige Packet von den Dreien ſteckt fünfzehn, zwanzig oder dreißig Thaler durch ein Loch, in dem zwei Hände mit Billetten, Stempeln und Geldſcheinen eifrig wirthſchaften, und erhält einen nach Umſtänden langen Leporellozettel, beſtehend aus lauter Städtecoupon's, gültig auf fünf oder mehr Tage. Ein Menſch mit einer meſſingbeſchlagenen nummerirten Stirn trägt die beiden andern wohl verſchloſſenen und beledrten Reiſenden fort und das zurechnungsfähige Subject unter den drei Touriſten ſetzt ſich gelaſſen nieder, wohl wiſſend, daß es ſich für eine ge-

raume Zeit aller freien Willensäußerungen freiwillig entschlagen habe, und nichts sei, als ein Mitglied des wandernden pennsylvanischen Zellengefängnisses, das draußen auf ihn lauert. Die wachthabenden Polizeibeamten scheinen diese Ansichten zu theilen und prüfen die Reisesträflinge mit durchbohrenden Blicken, als ob jeder Einzelne Raubmords überwiesen, aber nicht geständig sei, bis sich der ganzen Versammlung eine grenzenlose Niedergeschlagenheit bemächtigt und sich Alle bange nach der Thür drängen, um dem furchtbaren Magnetismus der amtlichen Blicke zu entgehen.

Endlich öffnen liebloſe Schließerhände die Glasthüren und die Packete stürzen sich mit absoluter Rücksichtslosigkeit gegeneinander in die Zellen, besetzen die Ecken, schieben die Fenster auf und nieder, als gäbe es hier ein Entkommen, und suchen ihre Beine unterzubringen. Wiederholtes Klingeln mahnt die saumseligen Sträflinge zur Eile und zuletzt naht der Reisegefängnißinspector und prüft, zu wie viel Meilen und Städten Strafe Jeglicher verurtheilt sei. Jetzt pfeift die Locomotive einige Male auf ihrer widerwärtigen Dampfflöte; die Wagen, unwillig die Heimath zu verlaſen, versetzen sich heftige Rippenstöße und der Courierzug entfernt sich in dem bekannten scharfen Eisentrabe.

Die Criminalgesetzgebung und ein Courierzug kennen keine Gemüthlichkeit, kein Erbarmen, keine Galgen-

friſt. Anmuthige Stationen mit belegten Butterbrödten, noblen Biergläſern und verzweifelt neugierigen Kleinſtädtern, durchfliegt er wie ein hölliſcher Geiſt, mittelmäßig bewohnte Ortſchaften läßt er rechts und links liegen — er hat ſich nie mit Kleinigkeiten abgegeben. Die Sonne geht unter, was kümmert es ihn? Die Paſſagiere blickten gern noch einmal in die purpurgoldne Scheibe, aber der Zug macht plötzlich eine Schwenkung und ſtürzt ſich in eine ſandige Kiefernſchonung. Es wird Nacht, er jagt weiter und ſpuckt wüthend glühende Kohlen umher. „Zwei Minuten Aufenthalt!“ — Für wen? doch nicht für die unglücklichen Sträflinge? nein, nur für die Dame Locomotive. Sie beliebt zu ſoupiren, ſchlürft einige Fäſſer Waſſer, ſteckt als Deſſert zwanzig Tonnen Coaks zu ſich, und läuft vom Tiſch weg, ohne ſich den Mund gewiſcht und geſegnete Mahlzeit geſagt zu haben. Während dieſer Kunſtpauſe ſind im Innern der Wagen die Lampen an der Decke angezündet worden. Es iſt bis jetzt noch unbekannt, welchem Zwecke dieſe Inſtrumente eigentlich dienen. Da ſie mit ungemeiner Geſchicklichkeit ſo angebracht ſind, daß ſie den unglücklichen Reiſenden in das Geſicht ſcheinen und ſie am Schlafen verhindern, möchte die Vermuthung viel für ſich haben, daß ſie die gegenſeitige Beobachtung der Reiſenden befördern ſollen, wenn nicht jene Lesart die richtige iſt, daß ſie nur für die Eiſenbahnbeamten an-

gebracht ſeien, um ihnen die Ueberwachung zu erleichtern. Zwiſchen Mitternacht und Morgen erreicht der Zug das Gebiet einer anderen Eiſenbahngeſellſchaft. Die ganze Truppe der Reiſegefangenen wird aus den warmen Ecken geſcheucht und ſtolpert über Holzſtücke und Steine auf eine ſchwarze mit Lichtpunkten beſäete Schlange los, die Feuer geifert und ausgeſtreckt an einem anderen Perron lagert. Greiſe ſeufzen, Männer fluchen, und Mütter fragen im Namen ihrer unſchuldigen Kleinen, ob man die neuen Wagen behalte — keine Antwort, nur mörderiſches Raſſeln der Gepäckkarren, wilde Rufe nach friſchem Waſſer, freche Anerbietungen von wahnſinnigen Reſtaurateurjungen von nächtlichem Kirſchkuchen und Madeira! Dieſe letztere Zumuthung kann auch einen feſten Geiſt in ſeinen Fundamenten erſchüttern. Bahnhofsmadeira — um ein Uhr Nachts — wer lacht da? — ſprach da nicht Einer noch von Portwein? Dazwiſchen ſchleicht ſtill ein Dämon um die Wagen, beleuchtet mit trüben Laternen die Räder und Achſen und tränkt die Durſtigen aus ſchmutziger Oelkanne. Oben auf dem Wagendeck gehen Leute ſpazieren — Pelotonfeuer von Wagenthüren — „Herr Gott, ich muß noch mit“ — „hier iſt noch ein Platz zweiter Klaſſe, Madame“ — vorn ruft es: „Alles fertig“, hinten: „Donnerwetter, vorwärts!“ — Sturmgeklingel — eine näſelnde Stimme: „Kirſchkuchen, Madeira, Portwein“

— zu ſpät, mein Sohn, genuß deinen Nachttrunk zum hundertſten Male in die Flaſche zurück; der gute ſanfte Eisengaul hat ſich bereits wieder auf die Beine gemacht!

Wenn ich Nachts in einem Waggon ſchlafen ſoll, ſo müſſen nicht neben mir drei Hofdamen aus einer ganz kleinen deutſchen Reſidenz nebſt einer Kammerzofe ſitzen und ſich mit Anprobiren von neuen, in Berlin gekauften Handſchuhen beſchäftigen. Beſagte drei Frauenzimmer gehörten unbedingt unter die Kategorie des nächtlichen Lebens in der Natur. Wahrſcheinlich durch langen Tagſchlaf geſtärkt, entfalteten ſie von 11 Uhr an die Munterkeit von Eulen und Hyänen, zogen die Toten aus dem Grabe der Erinnerung und zerfleiſchten ſie durch ihr Geklätſch. Am meiſten jammerte mich die Zofe. Als Gans war ſie eine geborne Nachtſchläferin und kaum im Stande, ihrer Müdigkeit zu widerſtehen. Aber ihre drei Herrinnen kannten kein Erbarmen mit der Unglücklichen — ein Romanſchreiber hätte ſofort den Plan zu einer „Tante Tom“ entworfen. Bald mußte ſie beim Abnehmen, bald beim Anlegen eines Mantels behülflich ſein, bald die Flaſche mit Eau de Cologne, bald meine auf dem Berliner Bahnhofe gekaufte Kreuzzeitung halten, die ſie mir in der Meinung, ich ſchliefe, heimlich weggenommen hatten. Endlich ſchielte der Morgen mißtrauiſch unter grauen Wolkenwimpern

hervor und jetzt war es Zeit für sie, zu Bette zu gehen, die Schleier zuzuziehen und sich tief in die Ecken zu kauern. Die Gespenster mußten verschwinden und der Tag erlangte wieder sein gutes Recht. Nur einmal noch machten sie sich bemerkbar, als ich ein Fenster zu öffnen wagte und sie im Chor über die eindringende Kälte Jammer und Zeter schrieen.

Wer ist nicht mit einem nächtlichen Courierzuge gefahren und hätte sich nicht beim aufflammenden Morgenroth, im wehenden Tannenduft und Heugeruch der Wiesen, für einen freien Reisenden gehalten? wer ist nicht auf der Station des Frühkaffee's, beim Eintreten in den Saal, sich seiner ganzen elenden Sklaverei bewußt geworden und hätte nicht den modernen Reiseteufel und das ganze Eisenbahnfegefeuer von ganzem Herzen verwünscht?

Das edle Getränk der ruhigen Orientalen, der beschaulichen Philosophen, der nach beendeter Mahlzeit heiter Rastenden, muß verschlungen werden, wie das Maul voll Wasser, das der zum Tode gehetzte Hirsch aus dem nahen Sumpfe aufschlürft. Gleich dem dürftigen Frühstück der Zuchthäusler sind auf langen Tischen Näpfchen und Kännchen aufgestellt, und alle Welt fällt mit wüthender Eisenbahngier darüber her. Eine weise Berechnung hat bei der Zubereitung dieses Kaffee's geherrscht und an seiner Wiege hat die milde Fee der

Cichorien gelauscht. Da frisches, warmes Backwerk für sehr ungesund gilt, sind die in Massen aufgethürmten Semmeln und Kuchenportionen hochbejahrt und nur nach tagelanger Aufweichung verzehrbar. Wahrscheinlich werden sie an jedem Morgen neu aufgetischt und gehören zum eisernen Bestande des Etablissements. Fast jeder Mensch auf Erden ist für seine Thaten verantwortlich, nur die Wirthe auf den Eisenbahnstationen lachen über das Schwert der Gerechtigkeit und das Walten der Nemesis, ihre Kellner aber sind wie die Lancasterkanonen auf dreifache Ladung von Unverschämtheit geprüft. Welche Beleidigungen der Menschheit sind unter dem Schutze der Stationsklingel und der zur Abfahrt pfeifenden Locomotive verübt worden! Sonst gab es wohl noch Beschwerdebücher hienieden! die Unthaten der Eisenbahnwirthe zeichnet nur der unsichtbare Richter in sein Hauptbuch und wird mit ihnen abrechnen, wenn die berühmten Bilder von Michel Angelo, Rubens, van Eyk und Cornelius schreckliche Wahrheiten geworden sind. Dennoch werden sie zuweilen schon bei ihren Lebzeiten gestraft und Manche wissen von Statienen voll verödeter Tische, verschmähter Gläser und Teller zu erzählen, wo die eiligen Reisenden nur Augen für die Inschriften: „Für Herren", „für Damen" haben.

Ich habe mehr Zeit gebraucht, diese Bemerkungen voll sittlicher Entrüstung niederzuschreiben, als der Leu-

rierzug, um eine Anhaltestelle zu erreichen, sich eines Dutzends abgematteter Elender zu entledigen und eben so viele Verurtheilte abermals aufzunehmen. Wie dankbar eilen Jene zu den harrenden ehrlichen und sanften Postkutschen, wie fröhlich erheben sie die mit Asche und Staub bedeckten Hände zum Himmel, wie glücklich blicken sie aus ihren müden Augen in die ihnen frisch geschenkte Welt! — Es dürfte schwer sein, die Behauptung zu widerlegen, daß der Mensch durch hartnäckiges, anhaltendes Fahren auf Eisenbahnen, in eine tiefere Rangordnung der Wesen hinabgedrückt werde, oder wenigstens in seinem moralischen Theile sehr erheblich leide. Jede Zeit hat ihr bestimmtes Feld für den Heroismus, und diejenigen mögen die Herkules' und Theseus' unserer Epoche sein, welche mit irgend einer enormen kaufmännischen Bestellung in der Tasche, von Warschau bis Lyon, oder von Edinburgh bis Triest, in einem Course fahren können, ohne blödsinnig geworden zu sein. Gewissermaßen hat es das unbeseelte Packet dabei noch besser, als der vernünftige Mensch; es wird mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Sorgfalt von einer Bahn zur andern expedirt und zärtlich in Acht genommen. Mit dem lebendigen Wesen macht man nicht so viele Umstände; es muß sich, wie aus dem Leben in den unbekannten Tod, aus eigenen Kräften in die oft verborgenen und plötzlichen Uebergänge zurechtfinden. Sind

wir endlich nach einem Aufwande von großer Aufmerksamkeit, mit zermalmten Nerven am Orte unserer Bestimmung angekommen, haben wir unser Gepäck zurückerobert, die geschäftigen Lastträger-Harpyen befriedigt, und werfen wir einen Blick auf unsere neue Heimath, so möchten wir in die tiefste Schwermuth versinken.

Das moderne Wirthshaus ist kein Haus und besitzt keinen Wirth. Meistens von einer Gesellschaft Aktionäre angelegt, wird es von einem Vertrauensmanne verwaltet, der keinem Reisenden Vertrauen einflößt. Es ist kein Haus, sondern ein Dampfboot, auf dem es erste, zweite und Deckplätze giebt. Nur bleibt dem Reisenden nicht die Wahl überlassen, sondern der Serviettes-Kapitain weis't ihm nach der Zahl und Schwere der Effekten seinen Platz an, erhebt aber von Allen einen gleichen Tribut für Logis, Table'hote, Bedienung und Bougies. Als ob das Institut der Raubritter nie aus der Welt verschwinden sollte, haben sich die heutigen Hotelbesitzer in ihren Beruf getheilt. Der Maschinengeist unserer Zeit hat ihnen jedoch eine ganz bestimmte Physiognomie aufgedrückt. Sonst gab es so viele Wirthshäuser, wie verschiedene Persönlichkeiten von Wirthen: jetzt sind zwei Drittheile von ihnen nur noch Eisenbahnanhängsel. Ihre eigenen Omnibus lauern auf den Bahnhöfen, holen den Reisenden und liefern ihn wieder ab, kein Mensch bekümmert sich um seinen Namen, wenn er nicht ein Fürst

oder ein Crösus ist, nur für die Lokalpolizei schreibt er seinen Namen in das Fremdenbuch; in den Augen des Hotels ist er nur eine Zimmernummer, wie ein im Zellengefängnisse für immer aus den Augen der Menschen verschwundener Bösewicht. „Dejeuner für Nr. 27", „Ein Platz mehr beim Diner für Nr. 83", „Bougies für Nr. 44", „Nr. 13 reist ab"; das ist die zärtliche Umgangssprache der Gasthöfe.

Seit langer Zeit habe ich jährlich den Fortschritten der Wirthshaus-Entmenschung eine sorgfältige Prüfung gewidmet; in diesem Jahre sind meine kühnsten Erwartungen übertroffen worden. Das so oft gemüthlos gescholtene Berlin besitzt den süddeutschen Gasthöfen gegenüber, in Wirthen, Ober- und Unterkellnern einen Schatz von Patriarchalismus, Benehmnie und Billigkeit, der mir eine warme Thräne aus den Augen preßt. Was soll ich noch zum Lobe unseres geschmähten Nordens sagen? In einem großen Hotel zu Heidelberg, wo ich noch vor einem Jahre leidlich gut und billig behandelt worden war, fand ich inzwischen den modernen Satan in diese Säne von Oberkellner und Kellner gefahren. Mein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt in dieser dreistöckigen Gastzelle war ein erbitterter Kampf mit ungesalzener Wassersuppe, essigsaurem badischem Weine, zähem Kuhfleisch, abgestandenem Hecht, Eichorienwasser. Den Besuch im Schlosse mußte ich abkürzen, um als

Fleckenvertilger in eigenen Angelegenheiten, einen Rock von der Rostbeatunke zu säubern, die mir ein in die Ferne starrender Kellner hatte angedeihen lassen. Dem neuen Rock zum Heile hinterließ die Tunke keine Spuren, sie war gleich destillirtem Wasser darüber hingegangen. Bei meiner Abreise hatte ich neun Gulden, und sechs und dreißig Kreuzer für Licht zu bezahlen, das man mir gar nicht einmal in das Zimmer gestellt; das ist der gewissenhafte Calcül der Gasthöfe.

Die moralischen Erschütterungen der letzten Jahre haben in den Menschen das Bedürfniß nach Ruhe an den Heilquellen ganz besonders stark angeregt. Die Reconvalescenten der Lazarethe, die von unaufhörlichen Spannungen fast aufgeriebenen Diplomaten, Finanz- und Börsenmänner, die abgesetzten Altenmenschen, die gelehrten glatzköpfigen Friedensfeldaten, die sorgenvollen Groß- und Kleinhändler, selbst das unscheinbare, aber zahlreiche Geschlecht der von ansehnlichen und unansehnlichen Renten lebenden Particuliers, sie Alle erblicken im Sommer eine endlich erreichte Ferienzeit. Landkarten, Pläne, Protokolle, Aktien, Coupons, Fascikel und Handelsberichte sind bei Seite geworfen worden und alle Hände strecken sich nach den kristallenen Brunnenbechern aus. Die geheimnißvollen Gaben der Erd- und Quellengeister sollen das Gleichgewicht der erschütterten Nervensysteme wiederherstellen und die aus wirklichen oder

nur eingebildeten Sorgen entſtandenen Furchen in der feſtgeſetzten Zeit von vier Wochen abwaſchen.

Wildbad in Würtemberg, eine Tagereiſe von Baden entfernt, tief im Schwarzwalde verſteckt, gilt bei den Aerzten für eine Filiale von Gaſtein, obgleich ein ſtrenger Brunnenhiſtoriker anderer Meinung ſein dürfte. Wir wagen uns nicht auf das ſchlüpfrige Gebiet chronologiſcher Unterſuchungen, ſondern berichten nur ſo viel, als feſtſtehend, daß Wildbad wie Gaſtein, die Folgen des Gut- oder Schlechtlebens, die Extravaganzen in leiblichen und geiſtigen Dingen, die Reſte, Niederſchläge und Ablagerungen der Civiliſation, aufheben und auflöſen ſoll. Das Waſſer dieſer beiden Thermen beſitzt nach dem Glauben der Menſchen, oder nach den Verſicherungen der Aerzte, ein wenig von der wunderbaren Kraft jenes Brunnens, den ein alter Niederländer in einem, auf dem Berliner Muſeum befindlichen Bilde ſo genial illuſtrirt hat. Wir ſehen hier auf der rechten Seite alte, mit allerlei Gebrechen behaftete Weiber, in das Waſſer wandeln, zur Linken aber in ſchmucke junge Mädchen verwandelt, heraushüpfen, auf dem Graſe mit den, ihrer ſchon harrenden Kavalieren tanzen, minnigliche Kurzweil treiben, und ſich endlich paarweiſe in den Wald verlieren. In Gaſtein und Wildbad fehlt es nicht an bumpelnden, runzeligen Greiſen und Matronen, nicht an der ſprudelnden Quelle, nicht an ſchattigen

Wäldern, aber die Wunderwirkung ist nur sehr bedingt bei einigen Wenigen wahrzunehmen, und die Regeneration des Hiob, der, obgleich bis aufs Aeußerste heruntergekommen, sich dennoch wieder erholte und die erfreulichsten nachkommenschaftlichen Beweise seiner Wiederherstellung gab, wird selten einem Sterblichen zu Theil, er sei denn ein solcher Bonvivant, wie der durch Gastein einst fabelhaft verjüngte Friedrich von Gentz.

Das hiesige 27 bis 30 Grad Reaumür warme Wasser gehört zu denjenigen Quellen, welche die Chemie „indifferente" benennt. Diese hochweise Wissenschaft, die in letzter Zeit das Wesen des Denkprozesses so genau anzugeben gewußt hat, wie ein Pariser Koch die Ingredienzien zu einem Kalbskopfe en tortue, befindet sich diesen unschuldigen Quellen gegenüber in einiger Verlegenheit. Die empfindliche Waage und die Reagentiengläschen lassen sie im Stich, und da in ihrem Parolebefehle nichts von Geistern der Tiefe steht, sondern alles weislich auf der Oberfläche definirt und abgehandelt werden muß, wird es nach den Antecedentien der Chemie Niemanden in Erstaunen versetzen, wenn sie dergleichen an niederzuschlagenden Bestandtheilen bettelarme Quellen „gleichgültige" genannt hat. Die Aerzte, denen in der letzten Zeit bei ihrer Gottähnlichkeit etwas mehr bange geworden ist, verhalten sich weniger gleichgültig gegen die bezeichneten Bäder. Sie haben sich überzeugt, daß

in der Pharmakopoe der Natur, oft in den allerunscheinbarsten Büchsen die köstlichsten Arzneimittel verborgen liegen und daß die gute Mutter Isis in einem und demselben Individuum zwar nicht, wie wohl ein geduldiger Schulmeister mit einem hartnäckigen faulen Buben, noch einmal ganz von vorne anfängt, daß sie aber in gnädiger Stimmung nicht selten eine oder mehrere Seiten in dem Sündenregister der wider sie begangenen Vergehen tilgt, und hinten im Lebensbuche einige unbeschriebene Blätter anheftet.

Eine höchst unscheinbare Büchse in der Apotheke der Natur ist dieses Wildbad nun allerdings, insofern nämlich die Verpflichtung der Menschen, alle guten Gaben auch äußerlich zu ehren, und sich und Anderen mundrecht zu machen, in Anschlag kommt. Obwohl schon das Mittelalter seine Patienten herfandte und der Ueberfall des Grafen Eberhard im Wildbade im vierzehnten Jahrhundert hier an Ort und Stelle spielte, sieht man dem Orte doch nicht an, von welchen schönen alterthümlichen Erinnerungen er unsichtbar umwoben wird, ja daß selbst ein edler deutscher Dichter jene Begebenheit durch ein romantisches Gedicht verherrlicht hat. Ich bezweifle, daß ein Eingeborener Wildbads den Namen Uhlands je nennen gehört hat. Was der Poesie und dem nationalen Ehrgefühle nicht gelungen ist, das hat die Ehrfurcht vor den Großen dieser Welt einigermaaßen

durchgesetzt und die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland hat dem Badeorte einen Impuls gegeben, der hoffentlich zum Heile der norddeutschen Brunnengäste, denen Wildbad leichter erreichbar liegt, als das in Felsen versteckte Gastein, für die Zukunft fortwirken wird.

Für einen Badetouristen von bescheidenen Mitteln ist die Nachricht, daß ein gekröntes Haupt ihm beehrt, mit ihm in einer Quelle zu baden, selbstverständlich ein Donnerschlag, und die kurzen geistreichen Correspondenzen aus Wildbad, daß es hier halbe und ganze goldene Imperiale regne, vermehrten meine Nervenaffectionen in einem solchen Grade, daß ich vor Schmerz einen Theil meines Geldes in russische Goldstücke umwechselte, um in einem so reichen übermüthigen Badeorte als Preuße, des verwandtschaftlichen russischen Glanzes nicht ganz unwürdig aufzutreten. Als ich aber um Sonnenuntergang von der sehr stillen Stadt Kalmbach, wo ich mich nur mit Mühe vor den heimkehrenden Ferkeln hinter ein Faß gerettet hatte, in Wildbad einfuhr und nun einen Ort sah, der in der Rangordnung der Städte etwa eine ähnliche Stelle einnimmt, wie die Jungen, denen die Hemdzipfel aus den Höschen knospen, in der eleganten Welt, wich die bange Furcht von mir und ich faßte wieder Vertrauen zu meinem Kassenbestande. Seitdem habe ich mich, mit meiner gewöhnlichen Fügsamkeit eingebürgert, die Einwohner beobachtet, ihre Sitten und

Gebräuche kennen gelernt und ihre speciellen Neigungen für bestimmte Geldsorten auf die Probe gestellt. Sie zeichnen sich im Ganzen durch eine stille Anhänglichkeit an Dreikreuzerstücke aus, in denen sich alle flüchtigen Gedanken und Wünsche des Badegastes leicht formuliren lassen. Ein höheres Ziel der Sehnsucht sind Sechskreuzer, eine etwas abgeschliffene Münzsorte, welche die Valuta einer Tasse Kaffee repräsentirt. Die großen Ausgaben des Lebens werden in ganzen und halben Gulden, oder in österreichischen Zwanzigern bestritten, die noch immer dem geschlossenen Geldfrieden in ihrer Heimath nicht trauen, und die Heimkehr, nebst dem Fraternisiren mit den papierenen Gulden vorläufig aufschieben. Meine Imperiale wurden mit Protest, selbst an der officiellen Kasse des Badebüreau's zurückgewiesen, und ich muß demnach den Jupiter der Neuen Preußischen Zeitung, der einen goldenen Regen in den Schooß der Danae Wildbad fallen ließ, für eine durchaus mythische Person halten.

Die Frau Kaiserin lebt hier verhältnißmäßig höchst still und einfach. Als ich am Abende meiner Ankunft von der Hauswirthin, die mir ein Glas Wasser aus einer nahen Quelle schöpfte, begleitet, vor die Thür trat, kam eine dunkelverhüllte Dame, im ernsten Gespräch mit einem jungen bleichen Geistlichen, links den abschüssigen Bergpfad herunter. Meine gute Hausschwäbin stieß mich

freundſchaftlich, aber recht empfindlich in die Rippen und rief ganz laut: „Das ihſch Kaiſerin!“

Die hohe Dame bewohnt das Hotel Bellevue, das größte und beſtgelegenſte des Ortes, und läßt weniger von ſich ſehen und hören, als die aus dem nahen Stuttgart zu ihrer Erheiterung hieher commandirte Trompetertruppe, die in permanentem Paradeanzug, von Morgens bis Abends unter ihren Fenſtern bläſt, und mir oft Thränen wehmüthiger Erinnerungen aus der erſten Kinderzeit entpreßt, wenn ſie die älteſten Walzer und Märſche der vorſtraußiſchen und vorlanneriſchen Zeit Deutſchlands blecht. Nur die ſanft rauſchende Enz trennt mich und meine Wohnung von den Bläſern, und es geht wieder an mir jene alte Prophezeiung, die wie an dem Hauſe des Lajos an mir haftet, in Erfüllung, daß mein Leben von Trompetenmuſik erfüllt ſein und der Tod mir unter den Tönen dieſer dauerhaften Inſtrumente nahen werde. Ob auf dem Schlachtfelde, oder beim Hofjäger, oder im Oreum, das näher anzugeben, hat die Sybille, eine alte Kinderfrau, die ich auf einem Trichter mächtig blaſend, als Bube verfolgte, nicht näher angegeben.

Mittags um zwölf Uhr ſieht man die Kaiſerin in einer verſchloſſenen Portechaiſe von vier Bedienten in blauer, mit Gold geſtickter Livree aus dem Bade tragen, und nach Tiſch liebt ſie es, etwa um halb fünf Uhr

kleine Partieen zu Wagen in das Gebirge zu machen. Dann wird ihre von feuerrothen Kutschern und Lakaien geführte Equipage wohl von einem halben Dutzend eleganter Wagen begleitet, deren einige mit jungen schönen Damen, den einzigen in diesem Paradiese der Gelähmten und Krüppel, besetzt sind. Die Gegenwart der hohen Frau zieht außerdem allerlei Passanten herbei, die aber außerhalb der Berührung mit dem eigentlichen Badeleben bleiben und das linke Ufer der Enz, die Nähe der Kaiserlichen Residenz und das vornehme Hotel de l'Ours noir (vom Schwaben „bei Luhrs“ genannt) nicht verlassen. Zuweilen sprengt hier eine stolze Amazone auf einem unglücklichen haferschmachtenden Miethsgaul vorüber, Bediente mit gekräuselten Backenbärten und dicken Bäuchen blähen sich in der Sonne, und Maler oder Virtuosen umschleichen scheu den Hofstaat, weil sie von ihrer Art nicht lassen können.

Weiter macht sich der Kaiserliche Einfluß nicht geltend und können wir mit diesen Bemerkungen das officielle Badecapitel Wildbads für geschlossen betrachten.

Wollte man im Laufe des heutigen Tages alle Güter und Capitalien der Erde zu gleichen Theilen unter die Menschen anthun und sämmtliche Standesunterschiede aufheben, wir würden morgen noch vor Tisch neue besitzende und arbeitende Klassen, einen jungen frischgebackenen Adel und ein unzufriedenes zurückgesetztes Bür-

gerthum entdecken. Es gehört zu den Steckenpferden der Menschheit, Kasten zu bilden, Rangunterschiede festzustellen, und es ist dieselbe Leidenschaft, welche den Usurpator antreibt, aus republikanischem Brei allerlei altfränkische Marionetten der mittelalterlichen Monarchie zu formen, und den nackten Indianer, sich vermöge eines gestohlenen und verkehrt angezogenen rothen Fracks, königliche und halbgöttliche Ehren beizulegen. Nirgends fühlen die Menschen sich unbehaglicher, als Angesichts einer Gleichheit, die sie nicht stören und beseitigen können, sei es, daß sie dieselbe im Spiegel der nachdenklichen Philosophie oder in der Dunkelkammer des Grabes erblicken. Für die zauberischen Genüsse der Einsamkeit unfähig, bestehen die Freuden ihrer Geselligkeit in dem fortwährenden Anlegen von Maaßen und der Handhabung der Gewichte, mit denen sie ihre Umgebung abschätzen und eintheilen.

Man würde einen komischen Irrthum begehen, wollte man glauben, daß der Zustand von anscheinender Gleichheit, in welche eine Anzahl von Menschen durch den Aufenthalt an einer Heilquelle versetzt wird, für dieselben etwas Wohlthuendes und Beruhigendes enthielte und ihnen gleichsam eine moralische Arzenei für die Leiden der verkünstelten Gesellschaft darböte. Im Gegentheil wird man sehr bald bei einiger Beobachtungsgabe wahrnehmen, daß auf allen Punkten Anstrengungen

gemacht werden, das Gleichgewicht aufzuheben und irgend eine Claſſification einzuführen. Ja dieſe angeborene Schwäche geht ſo weit, daß da, wo alle Elemente fehlen, um Auszeichnungen zu erlangen, wo ſämmtliche Individuen zu einer ſehr wenig nüancirten ſpartaniſchen, oder doch bukoliſchen Lebensart verurtheilt ſind, wo alle von Uebeln heimgeſucht werden, die ſich nur durch den Grad ihrer Entwickelung unterſcheiden, dieſe Krankheitsgrade ſelbſt in Anſpruch genommen werden, um eine neue Ständeordnung zu begründen. Der Badeort, an deſſen heilkräftigen warmen Quellen wir dieſe Zeilen ſchreiben, deutet durch ſeinen Namen „Wildbad“ zwar auf höchſt primitive Zuſtände, allein in Wirklichkeit finden wir hier die originellſten Ausdrücke der Rangſucht, und es iſt kein Spiel unſerer Laune und kein Auswuchs des Humors der hieſigen Geſellſchaft, welche überhaupt alle anderen Eigenſchaften des Geiſtes eher als dieſe beſitzt, ſondern ein hiſtoriſch entſtandenes ſociales Product, welches wir ſchriftlich niederzulegen, im Begriff ſtehen.

Die Ariſtokratie in Wildbad, eine zahlreiche und ſehr angeſehene Klaſſe, beſteht aus denjenigen Perſonen, die nicht mehr im Stande ſind, ihr Fortkommen in der Welt auf ihren eigenen Beinen zu finden.

Die Prinzen, Herzöge und Fürſten werden nur ſehr ſelten ſichtbar und leben verborgen in der Mitte ihrer

Leibwachen und Getreuen. Sie können auf die genannten hohen Würden Anspruch machen, weil sie aus dem Bette in die Badezelle getragen werden müssen und überhaupt zu schwach sind, um anders als auf Händen durch den Rest ihres Lebens getragen zu werden. Bei den eingebornen Wildbadensern genießen sie die höchste Verehrung und erfreuen sich der ausgesuchtesten Schmeicheleien. Obwohl sie häufig blind und taub sind und schon Beinhäusern gleichen, zeichnen sie sich durch eine rasende Lebenslust aus, und strafen das Wort Lord Byrons Lügen, daß der Reiche leichter stirbt, als der Arme, weil Jener alle Freuden des Lebens genossen hat und dieser stets noch eine Welt von unerfüllten Hoffnungen vor sich sieht. In der That ist das Leben eine Art Laster; man sagt sich von ihm um so schwerer los, je länger man ihm gefröhnt.

Der höhere Adel bedient sich ausschließlich der **Rollstühle**. Seine Beine sind fast immer gelähmt, oder so schwach, daß sie sein Gewicht nicht zu befördern vermögen. Nur bei Tisch und im Moment des Badens oder zu Bettegehens verläßt er seine kleinen dreirädrigen Fahrzeuge und die hohe württembergische Obrigkeit hat fast alle Pfade um Wildbad so ebnen lassen, daß sie von Rollstühlen befahren werden können. Diese stolzen Patienten lassen sich Anhöhen hinaufschieben, genießen mit feiner Kennerschaft anmuthige Aussichten, erquicken

ſich an Lectüre und bilden oft den Mittelpunkt lebhafter Geſprächsgruppen. An manchen ſonnigen und durch den Duft des friſchen Heu's verſchönerten Stellen erblickt man häufig ganze und halbe Batterieen von zuſammengefahrenen Rollſtühlen, deren Inhaber ſich in den lebhafteſten Debatten ergehen. Die geachtete geſellſchaftliche Stellung dieſer großen Klaſſe pflegt viele verachtete, weniger ſchwere Patienten mit einem ſolchen Neide zu erfüllen, daß ſie ſich, ganz wie manche eitle reiche Narren im gewöhnlichen Leben, unter den Adel drängen. Zu dieſem Behufe bedienen ſie ſich der Rollſtühle und enthalten ſich unter allen Umſtänden des entehrenden Gehens. Mir iſt eine junge geſunde Engländerin bekannt, die in den erſten Tagen ihres Aufenthaltes einer anſtrengenden Bergparthie fähig war, jetzt aber trotz ihrer unbeſcholtenen Geſundheit im Rollſtuhl gefahren wird, während ihr alter kranker Vater, der wirkliche Patient, nebenher trabt.

Da es keine Equipagen ohne Pferde, Maulthiere und Eſel giebt, ſo wird man gewiß nach der Beſpannung der hieſigen adlichen Rollſtühle fragen. Sie beſteht aus den ärmeren Einwohnern des Ortes und ſetzt bei ihrer Billigkeit unſeren verehrten hohen Adel nur mäßig in Contribution. Ein zweibeiniges Schubpferd koſtet täglich nur 36 Kreuzer oder nach unſerem Gelde 10 Silbergroſchen! Für dieſe Summe muß ein ſolcher armer

Teufel häufig ſehr ſchwere Perſonen, auf zwar gut gebahnten, aber mitunter bergigen Pfaden den Tag über ſchieben, und ſich oft bei drohendem Regen hinter dem Rollſtuhl in einen ſcharfen Trab verſetzen, wie ich denn aus dem Munde eines alten, natürlich engliſchen Herrn, das menſchenfreundliche Commando dieſer lebhaften Gangart mehrmals ſelbſt gehört habe. Meine Betrübniß darüber wurde noch weit lebhafter und ich empfand die ſchmerzliche Ungleichheit der Menſchen tiefer, als ich bemerkte, daß die Beſpannung des alten Herrn auf den Rollſtuhl eben ſo gerechte, wenn nicht noch weit dringlichere Anſprüche als ſein gegenwärtiger Beſitzer erheben konnte. Nicht nur der Trab, ſondern ſogar der Schritt wurde ihm ungemein ſchwer und wenn der Equipagenbeſitzer endlich Halt gebot, ſah man dem armen Zug- und Schubthiere die Freude an, ſich ins Gras lagern und den Schweiß abtrocknen zu können. Betrachten wir die tägliche Nahrung dieſes Rollſtuhl-Vorſpannes, ſo entſpricht ſie wirklich der unſerer übrigen Zugthiere. Der arme Einwohner von Wildbad lebt meiſtens von Mohrrüben, die er mit dem Kraut zugleich kocht, eine Koſt, von der es problematiſch iſt, ob ſie einem Menſchen hinlängliche Kräfte verleiht, um ſechs bis acht Stunden im Joche zu gehen und zuweilen anderthalb Centner ſteile Hügel bergan zu karren. Die des Stoffwechſels kundige Wiſſenſchaft, die ſo genaue

und zärtliche Berechnungen über die zum Gedeihen unserer Verbrecher in Kost, Kleidung und Wohnung erforderlichen Bedingungen angestellt hat, wird, falls sie es nicht unter ihrer Würde hält, sich mit „freien Sklaven" zu beschäftigen, darüber bessere Auskunft geben, als unsere unwissende und machtlose Entrüstung. Gewiß ist, daß die hiesigen Zugpferde und Reitesel sich weit besser stehen, als ihre Collegen: die Zug- und Schiebemenschen, und daß wir die großen Vereine gegen Thierquälerei, namentlich den höchst einflußreichen in München, auf diesen wunden Fleck in der Behandlung der deutschen Zugthiere, insonders durch Engländer, dringend aufmerksam gemacht haben wollen. Vielleicht verschlüge eine Aushülfe à la Lac Cafes, insofern man eine stärkere und besser gefütterte Race aus England nach Deutschland einführte?

Zum niederen Adel gehört, wer sich an zwei Krücken fortbewegt, und eine unbedeutende Bürgerklasse wird aus den Lahmen gebildet, die sich auf ihren Stock stützen; ein Subject, daß an einfacher Migräne leidet und nur sonst noch Nervenschmerzen hat, rechnet man ohne Weiteres zum Proletariat.

„Was wollen denn Sie da mitreden? Sie können ja gehen!" Diesen Satz mit der gehörigen schwäbischen Weihe ausgestoßen, hört man unter den Einheimischen und Patienten der angrenzenden kleinen deutschen Staaten

täglich oft genug. Ganz beſonders unglücklich müſſen ſich die weniger Geſunden, deren es, die pflichtgetreuen kaiſerlichen Hofſtaaten abgerechnet, etwa doch ein Dutzend giebt, bei dieſer Etikette fühlen. Sie gehören zu den allgemein gemiedenen und ihrer Leichtfüßigkeit wegen gehaßten Parias. Für ſie iſt, und wenn ſie die ſchönſten jungen Mädchen ſind, in dieſem Ständeweſen keine Stelle. In dieſem Bade giebt es keinen Altar der Venus mehr, hier erblickt man nur die Kinder des Saturn, alt genug, um von ihrem Vater verſchlungen zu werden.

Nach der eben gemachten Beſchreibung könnte es vielleicht ſcheinen, als ob dieſes Bad eine Art urbargemachter und bebauter Waldſchlucht für Asceten und Fakirs wäre, als ob man nur mürriſchen und verzagten Geſichtern begegnete, und jeder ſeine Bartweige von Leben ſchonte, wie Schiffbrüchige auf unſicherem Floß und weitem Ocean den letzten Trunk Waſſer im Faſſe. Es giebt vielleicht keinen Badeort, an dem mehr ungekünſtelte Fröhlichkeit und gute Laune herrſchte. Das mag zu den Gerechtigkeitsakten der Natur gehören, daß ſie der vollkräftigen Jugend den Schmerz und die Sehnſucht der Ideale, nebſt der dunklen poetiſchen Melancholie verleiht, dem Leiden und Alter aber den rettenden Frohſinn, ſo daß Keiner hienieden zu glücklich und Keiner zu unglücklich werden kann. Nicht an der Tafel eines eleganten und geiſtreichen Lebemannes, bei den edelſten und feu-

rigſten Weinen, entwickelt ſich eine Munterkeit, wie hier bei einem Rebenſafte, den zu trinken, man ſtark in der Liebe zum heimathlichen Boden und ſeinen Producten ſein muß. Es ſtört dieſe glücklichen Menſchen in ihrer guten Laune nicht, daß ihr Wein ſauer iſt, wie der Schweiß der armen Bauern im Schwarzwalde, faſt ſo ſauer, wie das Geſicht der Regierung über die Auswanderung nach Amerika, für die es ſelbſt in ſolch' einem Neſte ein ſtehendes Meldungs- und Vermittlungsbüreau giebt, und die Gelähmten und Blinden führen den Vorſitz.

Das äußere Anſehen unſeres eigenthümlichen Krüppelſtaates entſpricht unſerer Verfaſſung. Mit Ausnahme des eleganten Marktplatzes, um den die Ariſtokratie wohnt, beſteht Wildbad aus zwei Straßen von baufälligen Häuschen und Hütten, welche mit gutem Steinpflaſter verſehen, Abends vom heimkehrenden Vieh mit einem weichen grünen Düngerteppich geſchmückt werden. Das Schulgebäude, ein ſtolzes Palais aus ſchönem rothen Sandſtein deklamirt Bildung und Volksaufklärung unter dieſen ärmlichen Wohnungen von Reißſtuhlpferden, allein ich habe bemerkt, daß es dem Schulbeſuch nur ſpärlich gewidmet iſt. Ob auch die hieſige Regierung fürchtet, daß ihre Unterthanen zu klug werden, wage ich weder zu bejahen noch zu verneinen. Allein wenn Bildung Brod iſt, kommen mir die guten Schwarzwaldbewohner ſehr übel beköſtigt und äußerſt mager vor. Wenn

bei uns, trotz der läuternden Einflüſſe der Regulative, der Schulbeſuch der Kinder die meiſte Zeit im Jahre einnimmt, und die Ferien nur Ausnahmen bilden, gehören die Ferien hier zu den Regeln und die Stunden des Schulbeſuches zählen zu den Erholungen im Daſein dieſer Kleinen, die man ſchon frühe mit der Wartung der Säuglinge und dem Einſammeln von Dünger und Baumrinde ſich um das Vaterland und die Gemeinde verdient machen ſieht. Eine ſolche nicht ſitzende Lebensweiſe bekommt ihnen ſo gut, daß ſie wirklich die Mehrzahl der Einwohner ausmachen und die Lücken füllen, welche Auswanderung, ſchlechte Kartoffeln und ſchwere Arbeit unter den Alten bilden.

Jede Behörde geht in ihrer Stellung der Menſchheit gegenüber von einer beſtimmten, ſehr genau präciſirten Vorausſetzung aus. Die Seldatiſche hält Jeden für gut gewachſen, die Polizeiliche für beſcholten, das Zollamt für ſchmuggelluſtig, das Finanzfach für beſteuerungsfähig, ſo lange, bis das Gegentheil bewieſen iſt. Die Behörde des warmen Waſſers zu Wildbad hält ihrerſeits jeden Menſchen, männlichen und weiblichen, ja, wie ſie hier zuweilen vorkommen, ſächlichen Geſchlechts für ein Ferkel, und läßt ſich von dieſem Vorurtheil auch dann nicht abbringen, wenn durch Stand, äußeren Anſchein und dringendſte Betheuerung das Gegentheil ſchlagend bewieſen worden iſt. Jeder

Badegaſt, der ſich an den hieſigen Quellen niederzulaſſen gedenkt, wird nämlich von der Behörde weniger als ein mehr oder minder kranker, ſondern als ein unſauberer, der Reinigung bedürftiger Menſch aufgefaßt, der ſich einem ſogenannten Abwaſchbade unterziehen muß, das man ihm am Abende vor dem Beginn des eigentlichen Badecurſus in einer Halle unentgeldlich anweiſt. Ohne dieſes Abwaſchbad wird Niemandem der Quellengebrauch geſtattet, aber man kann immerhin, nachdem man es genommen, die Kur ausſetzen und eine Reiſe nach dem geſegneten Lande des fünften Elementes, wie Napoleon den Schmutz Polens nannte, antreten, ohne ſeine Kurfähigkeit zu verlieren. Dieſes ſind die glänzenden Conſequenzen der edlen deutſchen Büreaukratie. Einer ſchönen Lady, der man dieſes berüchtigte Abwaſchbad zumuthete, und die darüber in eine ſehr gerechtfertigte ariſtokratiſche Empörung ausbrach, ſetzte ihr geiſtreicher Gemahl Lord Swineagle den Sachverhalt folgendermaßen ſehr treffend auseinander: „Und wenn du hier, wie jene griechiſche Schöne, auf offenem Markte, vor allem Volke, allen Badegäſten, allen Aerzten, allen Bademeiſtern, ja vor der hohen Badebehörde ſelber, weiß wie ein Schwan aus dem Waſſer geſtiegen wäreſt, du würdeſt dennoch unmittelbar darauf in das officielle Abwaſchbad geführt werden, denn was du auch vor Aller Augen gethan, du haſt dich nicht officiell gewaſchen."

Damit wir nun aber auch die gerechte Seite an der Sache betrachten, müssen wir bemerken, daß die hiesigen Bäder der Mehrzahl nach, wie zu Leuk im Thale der Rhone, Gesellschaftsbäder sind, und der angeführte unvermeidliche Waschprolog nicht wenigen Individuen wirklich ausnehmend zu Gute kommt. Die hiesigen lauwarmen Quellen fließen vom Fuße eines leidlich bewaldeten Berges aus vielgespaltenen Granitblöcken, und spenden ihr Wasser nicht so reichlich, wie die indifferenten Thermen von Gastein, Pfäffers und Leuk. Es ist bei Weitem nicht möglich, jedem Badenden eine volle stets erneuerte Wanne zu verabreichen, und das Wasser kann, sowohl in den Bassins, wie in den Einzelzellen, nach Ablauf jeder Badestunde, nur zur Hälfte abgelassen werden, da die zwar zahlreichen, aber spärlich rieselnden Quellen nicht im Stande sind, die Bassins in der Zwischenstunde bis zur erforderlichen Knietiefe zu füllen. Jeder Nachfolgende erhält deshalb den halben Nachlaß seines Vorgängers, und nach den Frühbädern ist aus diesem Grunde die Nachfrage und der Andrang stets am stärksten. Wir müssen aber, um eine deutliche Vorstellung von diesen merkwürdigen, und nach Jahrhunderte langer Vergessenheit, wieder stark in Aufnahme kommenden Bädern hervorzurufen, einladen, uns Schritt vor Schritt von der Straße in das Allerheiligste zu folgen. Von vier Uhr an, bis Mittags zwölf Uhr beginnt alle zwei

Stunden in ſämmtlichen Baſſins und Zellen ein Curſus von ſechszig Minuten. Die jedesmalige Zwiſchenſtunde wird zur Reinigung und theilweiſen Erneuerung des Waſſers angewendet. Für die Bäder um ſechs und acht Uhr finden ſich die meiſten Candidaten, obgleich die eigentlichen Fanatiker der Quellen, des reinen Waſſers wegen, nicht die Mühen ſcheuen, vor vier Uhr aufzuſtehen.

Etwa zehn Minuten vorher, ehe die Glocke ſchlägt, bemerkt man an den verſchiedenen Eingängen des Badehauſes ein Geraſſel von Rollſtühlen, ein lebhaftes Geklapper von Krücken und eiſenbeſchlagenen Stöcken, und die rüſtigen Proletarier in der hieſigen Ständeordnung, beſetzen die Thüren, um die vorzüglichſten Plätze in den Baſſins zu erhalten. So wie der fungirende Bademeiſter ſeine Abtheilung geöffnet hat, eilt Jeder in ſeine mit gelben ſauberen Vorhängen verſchließbare Zelle, entkleidet ſich, und legt den Bademantel an, ohne den der Eintritt nicht geſtattet iſt.

Die Baſſins ſind je nach der Wärme der Quellen von einander verſchieden, doch beträgt die Abweichung nur einen Grad, ſo daß die ſtärkſten Bäder 29, die ſchwächſten der vorhandenen drei Abtheilungen nur 27 Grad R. an-nur zählen. Das Badegebäude iſt in byzantiniſchem Style aus dem trefflichen rothen Sandſtein der Gegend überaus reich und ſeltne aufgeführt, eine Sehenswürdigkeit an ſich. Der Baumeiſter hat die verſchiedenen

Schwierigkeiten, welche ihm aus der zufälligen Vertheilung der Quellen, der nothwendigen Berücksichtigung der beiden zu trennenden Geschlechter, und der gebotenen architektonischen Form bei spärlichem Raume erwachsen waren, höchst scharfsinnig erkannt und fast vollständig überwunden. Man kann das Institut in dieser Hinsicht als mustergültig bezeichnen. Neben den gesellschaftlichen Bassins ziehen sich die Einzelzellen hin, deren jede ihre kleine eigene Quelle hat, die freilich nicht hinzureichen scheint, binnen einer Stunde den Raum auszufüllen.

Neben diesen Räumen aber ist für einen geheizten, und, wie gemeldet, in Zellen getheilten und mit weichen wollenen Decken belegten Toilettensaal gesorgt, dessen comfortable Einrichtung bei der präcisen Bedienung durch Wärter und Wärterinnen die Möglichkeit jeder Erkältung ausschließt. Der Preis für jedes Bad im Bassin beträgt nur 24 Kreuzer, wozu einige Kreuzer als Trinkgeld für die Hülfeleistungen im Bade und Lieferung von Wäsche kommen. Für die Einzelzellen erhöht sich der Preis um 12 Kreuzer, immer noch ein ganz unverhältnißmäßig niedriger Satz, da der Kurgast sonst nicht das Mindeste am Brunnentage zur Unterhaltung der weitläufigen, höchst sorgfältig unterhaltenen Promenaden beisteuert. Außerdem existirt das sogenannte Fürstenbad, ein kleiner kapellenartiger Raum für höchstens fünf Gäste. Wegen der darin zahlreich sprudelnden Quellen und der

angeblich ſtärkeren Heilkraft des Waſſers koſtet ein Bad in dieſem Raume einen Gulden und zwölf Kreuzer, alſo eben ſo viel, wie die Moorbäder zu Franzensbad. Obgleich der Name anzeigt, daß man die höhere Macht der Natur für die auffpart, welche dieſelbe unter den Menſchen beanſpruchen, wird das Bad, wenn es nicht ganz und gar (wie diesmal von der Kaiſerin von Rußland) in Beſchlag genommen iſt, an diejenigen vergeben, welche ſich durch die Zahlung der angegebenen Summe zu „fürſten" vermögen.

Die gemeinſchaftlichen Bäder ſind hohe gewölbte, von dicken Sandſteinpfeilern getragene Säle, deren größter durch einen kleinen Steindamm in zwei gleiche Baſſins getheilt wird. Drei Stufen führen in das Waſſer hinab und ein ſchönes, aus weißen und bunten Glasſcheiben zuſammengeſetztes Kuppelfenſter erhöht den orientaliſchen Anſtrich des Enſemble's. Man ſteigt nun in die ſtille gelindwarme Fluth und ſtreckt ſich der Länge nach aus, denn die geringe Tiefe und die Menge der Badenden geſtatten weder eine andere Stellung, noch lebhafte Bewegungen. Die zuerſt Gekommenen ſuchen eilig die Plätze in der Nähe der aus grobem Quarzſande, mit dem man künſtlich den unebenen Granitfels bedeckt, aufſprudelnden Quellen. Dieſe Gegenden in den Baſſins beſitzen eine höhere, angenehmere Temperatur, und erfreuen ſich eines raſcheren Waſſerwechſels. Nach und nach füllen ſich alle

Plätze und Jeder lagert sich unter einem rothen Steinplättchen, das ein wenig aus der Mauer hervorsteht und immer einen Baderaum bedeutet, während es zugleich als ein Tischchen für Brille und Perücke benutzt werden kann.

In dem ungemein klaren, zart bläulichen Wasser erblickt man nun zwei Reihen weißgekleideter Menschen, ausgestreckt liegen, die man zuerst für Leichen in einer Morgue halten möchte, da das Wasser ihnen eine offenbare Todtenfarbe andichtet, wenn nicht der sehr vernehmliche Lärm anzeigte, daß diese Fluth nicht der Styx ist. Hier unterhält ein lustiger Blinder, der sich in dem Bassin unter zwanzig Badenden, wie in seinem Bette zurecht zu finden weiß, eine süddeutsche Patientengruppe mit mäßig zugespitzten Witzen, dort liegt schweigend ein alter preußischer Major von 3 Centnern nette, d. h. ohne Uniform. Sein Eintritt in das Bassin macht jedesmal das Wasser um einen Zoll steigen. Hier haben sich zwei Inseparables von Glatzköpfen zusammengefunden und schwatzen in einem durchaus unverständlichen Schwabenjargon von ihren gestrigen Zechgeschichten, dort erzählt ein Franzose mit zerschmettertem Arm, wie er seine Wintersaison zuzubringen gedenkt, im nächsten Bassin endlich belustigt ein Greis, dem Alles bis auf sein Mundwerk gelähmt ist, ein heitrer Reichsbaron, die ganze Gesellschaft, indem er die Stimmen sämmt-

licher Singvögel, trotz dem Magier Hermann, täuschend nachahmt.

Die Patienten aber, welche ihre Zeit abgebadet haben, machen den Uebrigen durch unverholene Freudenbezeugungen über ihre nahe Abreise das Herz schwer und trösten sich selber, da sie bis dahin noch keine Linderung ihrer Schmerzen gespürt haben, mit den Hoffnungen auf die mysteriösen Wirkungen der Nachkur, diesen alten Zauberstab der Brunnenärzte und das Evangelium der armen Badelazari.

Wiesbadiana.

Bei dem herrschenden Ruhestande der Philosophie in Deutschland, müssen wir darauf verzichten, daß irgend ein tief- und scharfsinniger Kopf sich mit einer gründlichen Untersuchung beschäftige, auf welchem Wege die deutsche Nation dazu gekommen sei, den bekannten Begriff einer äußersten Widerspenstigkeit im Punkte der Honorarzahlung für geleistete Dienste, mit dem Namen der Nassauer zu verbinden? Der Volksstamm, welcher die gesegneten Gegenden bewohnt, in welchen wir für einige Zeit unser Domizil aufgeschlagen haben, ist nämlich von einer solchen liebenswürdigen Genügsamkeit und allen Wünschen entgegenkommenden Bereitwilligkeit, daß es uns schwer wird, diese löblichen Eigenschaften mit jener beinahe ehrenrührigen Bezeichnung unter einen Hut zu bringen. Ja, es bleibt uns, denen einmal nichts Besseres einfällt, nur übrig, anzunehmen, daß der allen Dingen auf den Grund gehende Deutsche darum jenen Landesnamen zu dem angegebenen Zwecke auserfah, weil

er annahm, daß ein so uneigennützig hingebendes zutrauliches Wesen, wie der Nassauer, wahrscheinlich auch am schwersten und langsamsten begreifen und sich am spätesten entschließen werde, an ihn gerichtete Forderungen im Baarpunkte zu befriedigen, vielmehr Alles hienieden für Werke der Gefälligkeit zu halten geneigt sei.

Im Dienstlokale der Taunuseisenbahn zu Frankfurt zeigen sich schon die ersten Spuren der humanen Philosophie der Nassauer. Die ausgestellten Erfrischungen bestehen in einer durch zeitwillige Anspferung eines edlen Passagiers draußen am Brunnen gefüllten Karaffe mit Wasser, deren Gebrauch aber bei der Hitze unentgeltlich Jedermann freigestellt ist. Gleiche Uneigennützigkeit der Gesinnung verräth das Auslegen der Frankfurter Diraskalia und eines in Mainz erscheinenden Tageblattes auf dem mittelsten Tisch. Gemächlich werden die Koffer und Schachteln über den Hof getragen, die Passagiere setzen sich in die Wagen, wenn es ihnen gefällig ist, kurz die Taunus-Eisenbahn giebt sich nicht die geringste Mühe, ihren Charakter als bequeme, in den Weltverkehr nicht vreziös eingreifende Zweigbahn zu verleugnen; sie besitzt einen Anstrich von „Nöbau Zutau," Gott sei Dank aber nicht hinsichtlich ihrer Rentabilität. Unter ihren Wagen zeichnet sich eine vierte, nicht zu beschreibende Klasse aus, die wahrscheinlich für die finanziellen Eigenthümlichkeiten der eigentlichen versteckteften Nassauer

berechnet ist. Die angenehme, nach einem courierzug-mäßigen tollen Anfange den Reisenden süß fächelnde Fahrmethode auf der Taunusbahn scheint von der kleinen Zweigbahn, die eine Sackgasse nach Soden bildet, und diesmal zwei Passagiere und fünf Koffer nebst drei Reisesäcken dorthin mittelst einer riesengroßen glänzend geputzten Lokomotive beförderte, weit übertroffen zu werden. Nur im Sommer giebt es auf dieser paradiesischen Strecke einen Fahrplan; im Winter scheint wie in Portici bei Neapel abgefahren zu werden, wenn genug Leute da sind.

Wir kauften häufig reife Aprikosen, tranken mehrmals frisches Wasser, aßen Kuchen, plauderten mit reizenden polnischen Damen und kamen endlich nach Castel vis-a vis von Mainz, einem durch das letzte bekannte Verbrüderungsfest preußischer und österreichischer Krieger nicht unberühmten Orte. Daß es möglich sei, noch langsamer zu fahren, erfuhren wir jetzt, und endlich erblickten wir gar, schreckliche Ironie auf das eisenstarrende hastige neunzehnte Jahrhundert, abermals auf einer westlichen Zweigbahn einen kleinen Train, der mit — vier alten Braunen bespannt war und von Biebrich kam. Unter so heitern, den Reisenden anregenden Eindrücken, wurden wir endlich, zwar etwas später, als das amtliche norddeutsche, selbst als das Frankfurter Coursbuch verspricht, aber doch schon mit Bestimmtheit nach

der Wiesbadener Tischzeit, in das Herz Nassau's geführt, und theilten uns in einen Omnibus und drei gutmüthige Droschken, deren dritte ein altes nicht los zu werdendes Fräulein und unsere Wenigkeit, nebst einem Koffer- und Schachtelberge für die nassauisch bescheidene, einen berliner Droschkenherrscher sicher in Tod und Verzweiflung stürzende Summe von sechs und dreißig Kreuzern in öder Mittagsgluth vom Bahnhofe, d. h. von einer anmuthigen rheinischen Gegend, in der über einigen Schienen ein kleines Regendach steht, in die Residenz Wiesbaden brachte.

Wollerwogen sind stets die Gaben der Natur denen vorzuziehen, welche die Kunst den Menschen spenden kann: das muß man sich oft genug bei der Betrachtung von Städten und ihren Einwohnern im Stillen sagen. Diesen Satz beherzigen die angestammten Söhne unserer herrlichen Stadt in allem ihren Thun, und erhalten ihr dadurch einen herzerfreuenden Charakter. Wer mit offenen Augen durchs Leben geht, bedarf nur kleiner geringer Züge, um das Wesen einer Lokalität zu begreifen, und als ich am ersten Morgen meines Erscheinens auf der Brunnenpromenade einen alten rheinischen Herrn mit gestickten Pantoffeln, und einer kurzen silberbeschlagenen Pfeife im Munde, begegnete, wußte ich, daß hier noch nicht die Furien des Conventionellen ihre Hütte eingerichtet haben, und daß von der Bestellung von 2000

Tons Stahlreifen zu steifen Unterröcken, über welche der englische Punch aus London berichtet, nichts nach Wiesbaden geschickt wird.

Meine Ansichten haben sich seit jener glücklichen Begegnung nicht geändert; die Etikette, die Ziererei und die Gefallsucht vermögen nichts gegen die Majorität der einfachen Naturen. Hier herrscht für Eingeborene und Fremde eine sanfte, menschliche Sitte, und dieser Badeort gleicht, wie so viele seiner Collegen, keineswegs jenen verderblichen Inseln im Ocean, wo der Gast nur zu landen braucht, um an langsamem Feuer geschmort und aufgezehrt zu werden. Alle Welt ist höflich, billig und zuvorkommend, die Kinder begleiten freundlich den Fremden, um ihn in den Straßen zurechtzuweisen, die Hunde laufen ohne Maulkörbe umher, und vertragen sich auf eine friedensapostolische Weise mit den Katzen jedes Standes, ja als Unglaubliches trägt es sich zu, daß man bei einem Restaurant, mit dem Unbekannten, ohne Frage nach Namen und Wohnort, bei plötzlich ausbrechendem Gewitter einen Regenschirm, bekanntlich die unwiederbringlich verlorenste Sache von der Welt, vertrauungsvoll borgt. Und wenn auch so Manches vorkommt, das die Vermuthung, hier sei der goldene Frieden, die Idylle der einigen Menschheit, zu finden, schlagend widerlegt; wo Niemand bettelt, müssen gute Menschen wohnen, oder die Polizei muß außerordentlich

wachsam sein. Aber eben diese gefürchtete Mannschaft ist nirgends zu sehen, und nur über einem stattlichen vereinsamten Hause in einer Hauptstraße, steht mit großen Buchstaben jenes Wort über der Thür, das den Berliner (die Zeiten sind noch nicht lange verflossen) einst bis in seine Träume und sein Gebet verfolgte. Man könnte, wenn die Kurgäste sich eben am lebhaftesten umhertummeln, in diesem Herzogthum ein Königreich für einen Polizisten bieten, und ebensowenig befriedigt werden, als der unglückliche Richard der Dritte.

Verweilen wir zuerst bei dem Gedanken, daß diese kleine Stadt ein weltberühmter Kurort ist, so fällt uns die Zärtlichkeit der Einwohner für ihre Heilquellen auf. Sie haben sie so innig und liebevoll mit ihren Häusern eingehegt und überbaut, daß der Tourist sie nur hie und da zu Gesichte bekommt. Wie unser berliner Stadtboden von zahllosen Kloaken, Gas-, Telegraphen- und Spreewasserröhren durchzogen ist, so erstreckt sich hier unter dem sauberen bläulichen Pflaster ein Adersystem, durch welches ein segensreiches, heißes Wasser fließt, das schon dem römischen Rheumatismus kräftig entgegen wirkte. Ueberall haben sich Phalansterien gebildet, wo alle Personen eintreten, welche aus körperlichen Gründen die nähere Bekanntschaft mit einem so wohlthätigen Wasser machen wollen. Das von den zahlreichen Quellen ausgesprudelte Quantum ist aber so groß, daß die

Anzahl der Badehäuser verdoppelt werden könnte, ohne zu einer größeren Sparsamkeit im Verbrauch des Wassers Veranlassung zu geben.

Die meisten Hotels sind daher auch Badehäuser, aber nicht jedes Badehaus ist ein Hotel, wenn auch immer ein Logirhaus. Diese Einrichtung ist für alle Leidenden, deren Gesundheit ihnen große Vorsicht auferlegt, im höchsten Grade angenehm und gedeihlich. Die Bäder befinden sich überall in einem hellen, geräumigen Erdgeschoß und bilden, vergleichsweise zu sprechen, ein pennsylvanisches Zellensystem. Von dem widerwärtigen Gebrauch: in halben Compagnieen und Sectionen zu baden, ist hier nicht die Rede, und unser großer Schiller hat mit seinem tiefen, zuerst nur rein geistig gemeinten Worte, daß alles Gute in der Schöpfung auch viel sei, wohl Recht. Die Quellen von Teplitz, Gastein und und Wiesbaden strömen im Ueberflusse und werden von keinem menschlichen Gebrauche erschöpft. Die Therme des Ortes ist im Ganzen ein Chlornatriumwasser, mit einem stattlichen Gefolge von allen jenen alliirten Salzen, welche sich im Schooße der Erde verträglich zusammenfinden, von der ihren Frieden störenden Chemie aber auseinandergebracht, gewogen und scharf klassifizirt werden. Da die Durchschnitts-Temperatur der Quellen 45 bis 50 Grad Réaumür beträgt, müssen die Bäder schon geraume Zeit vor dem Gebrauch bereitet werden,

und es bildet sich alsdann ein dünnes Häutchen, von der Farbe des Damaszenerstahles auf der Oberfläche, das aus einem Theile der sich an der Luft ausscheidenden doppeltkohlensauern Salze besteht, und den peinlichen Neuling nicht abschrecken darf, da es eben ein Zeichen der Makellosigkeit des Wassers ist, und sich unmittelbar nach Füllung des Bassins entwickelt. Ein weit größerer Uebelstand, weniger für den Badenden, als den Besitzer des Badehauses ist die den Stein der Bassinfütterung angreifende Schärfe der Quellen. An den Wänden und auf dem Boden setzt sich stets ein gewisser erdartiger, bei der Berührung nicht unangenehmer Schleim in geringer Quantität ab, der trotz der lobenswerthesten Reinlichkeit nicht zu beseitigen ist, und mit Unrecht Vorstellungen von Mangel an Ordnung und Sauberkeit erweckt. Die angegebene hohe Temperatur erfüllt den in kleine, eben offene Zellen getheilten, stattlich gewölbten Baderaum fortwährend mit Wasserdämpfen, welche selbst bei großer Sommerhitze sich an den Fensterscheiben niederschlagen. Zugleich ist überall der steinerne Fußboden erwärmt, daß die Badewäsche nur darauf niedergelegt werden darf, um nach einer Viertelstunde brauchbar zu sein. In kleinern besondern Abtheilungen sind Vorrichtungen zu Douche- und Dampfbädern getroffen.

In diesem, wie oben gesagt, ganz pennsylvanischen System hat jeder Rheumatismus- oder Gichtsträfling

nichts als seine Wanne, ein Tischchen, einen Stuhl oder Sopha, eine Strohdecke, einen Bademantel und einige Nägel für seine Kleider; jedoch verbietet ihm Keiner, sonst noch mitzubringen, was sein Herz begehrt. Wie in Bruchsal und in Moabit sieht Niemand seine Leidensgefährten; nur die Verbindung durch das Gehör und die Sprachwerkzeuge ist gestattet, und wird auf das fleißigste ausgebeutet. Die Stunde von 7 bis 8 Uhr ist deshalb diejenige Tageszeit, in welcher ich am bequemsten meine Hausgenossen studiren kann, während ich später meine Betrachtungen im Freien und im Kursaale fortsetze.

Nach den bisherigen Erfahrungen ist unsere Badehalle eigentlich eine musikalische zu nennen. Wir beschäftigen uns fortwährend mit Singen und Pfeifen, und ich müßte mir selber untreu geworden sein, wenn ich der Lust widerstehen sollte, ein wenig wohlwollende Kritik zu üben. Unser Matador ist ein Bassist im Genre von Carl Formes, nur mit mehr „Bier“ im Organ, eine Stimme, die ich wohl einmal außerhalb dieser gewölbten Halle hören möchte, um zu erfahren, ob ihre Kraft wirklich so bedeutend ist. Wie jedes Concert, beginnt das unsrige mit der Ankunft der einzelnen Zuhörer und Mitwirkenden, Thüren werden aufgerissen und zugeschlagen, man hört überall Wasser rauschen, Geplätscher, oder das Brausen der Douche; wenn die Gesellschaft es sich in den Bassins bequem gemacht hat,

wird es ſtille. So dringend Jeder das Bedürfniß empfindet, dem ihn überkommenden wohlthuenden Gefühle in dem edlen Quellwaſſer durch Geſangübung Luft zu machen, traut ſich doch Niemand mit der Stimme heraus. Nicht als ob man „Kritik“ fürchtete; dieſe Unholdin iſt hier zu Lande nicht bekannt; nein, nur die Unerfahrenheit legt den lieben Dilettanten noch ein Pflaſter auf den Mund. Plötzlich läßt ſich ein tiefer Ton, ein Summen, ähnlich den Klängen in Fauſt's Oſternacht, vernehmen; dies iſt der Baſſiſt. Durch eine laute, vocale Verſtudie bringt er das Organ in Ordnung, und vertilgt die noch von geſtern vorhandenen Reſte von Frankfurter Bier oder Deidesheimer; dann bricht er zum Entſetzen Aller, die des Genuſſes, ihn zu hören, zum erſten Male theilhaftig werden, mit Gewalt in die Melodie heraus:

S' wird beſſer geh'n, s' wird beſſer geh'n,
Die Welt iſt rund und muß ſich dreh'n!

Nachdem er dergeſtalt, unter einem ehrfurchtsvollen Schweigen der Verſammlung, dem Ausdruck ſeiner Sanitätshoffnungen gerecht geworden iſt, giebt er in irgend eine andere, nur allgemein gefühlvolle Arie über, z. B. aus dem Nachtlager von Granada, in welcher Oper er, wenn ich, analog dem Worte „beleſen“, ein ähnliches bilden darf, ſehr „beſungen“ ſcheint. Die ſchwärmeriſche Sentimentalität Konradin Kreutzer's regt das Auditorium

jedoch noch nicht an, höchstens fragt Einer den Andern, ob er gestern in Mainz oder in Bibrich gewesen sei; erst wenn er die Barcarole Masaniello's anstimmt, und mit brüllendem Donner frische Morgenlüfte wehen läßt, beginnen zwei junge Leute zu pfeifen und ihn mit vielem Wohllaut sopranistisch zu begleiten, auch singt wohl ein schwächlicher Baryton mit. Leider krankt unser Lablache an dem Fehler, nie lange in einem Tonstücke oder einer Schule aushalten zu können. Er läßt die erste Arie des Max und gleich darauf Kaspar's wildes Trinklied hören. Zum Glück fragt Elise, die in der Zelle neben der meinigen bahet, in diesem Augenblick ihren Vater: „Du befindest Dich doch wohl?“ und der Bassist dämpft den auf „Kartenspiel und Würfellust“ folgenden kühnen Reim mit ritterlichem Takte bis zur gänzlichen Unverständlichkeit. Einige, die das Lied gleichfalls kennen, lachen jetzt, und der Bassist kommt auf den Gedanken, daß es wohlgethan sein könnte, einen komischen Gesang anständigen Styles anzustimmen. Sehr sinnreich leitet er selbigen durch Sarastro's „in diesen heiligen Hallen“ ein, bricht, während die ganze Versammlung, natürlich ein bis zwei Octaven höher, im Chore mitsingt, gewaltsam mitten im Tacte ab und stimmt ein lustiges Trinklied an, das er von dem Kölner Männer-Gesangverein gehört haben muß. Nun hat der Frohsinn seinen Gipfel erreicht, die jungen und alten Damen lachen, Sänger und Pfeifer

ſtimmen im Fortiſſimo mit ein und der Meiſter ſieht ſich endlich genöthigt, die Exaltation zu mäßigen, und „Sohn, da haſt Du meinen Speer!“ oder „Gaudeamus igitur“ anzuſtimmen. Dieſe anziehende Concertform wiederholt ſich ſelbſtverſtändlich unter zahlreichen, immer ſehr unterhaltenden Variationen des Programms, an jedem Morgen, und haben wir jetzt auch einen Tenoriſten erhalten, der als ſtrebſamer Künſtler zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt.

Gleich nach beendigter Badeſeſſion eilen wir Alle, ohne Unterſchied des muſikaliſchen Talentes, der Stimmlage und der Methode, wieder auf eine Stunde zu Bette und überlaſſen uns angenehmen Träumereien, die nur ein wenig durch die ſchon im Badehotel ausbrechende Unruhe beeinträchtigt werden. Die Leidenſchaft Jochem's, des Hausknechtes, und ſeines jugendlichen Amanuenſis, in der Frühe überſehene oder gar vergeſſene Stiefelpaare aus den Stuben zu holen und zu putzen, wallt um dieſe poetiſche Stunde am heftigſten auf, gerade jetzt überbringt der Kellner einen Brief oder eine angenehme, von einer beſſeren Stube der Zukunft Kunde gebende Botſchaft des Hauswirthes, niemals ſonſt empfinden die leidigen kleinen Buben, welche im Ueberfluß von ihren Eltern mitgenommen worden ſind, das Bedürfniß, mit den geſtern gepflückten Haſelgerten an die Thüren zu ſchlagen, lebhafter: geſtärkt von der ſanften Naturkraft

erträgt der sonst so ungeduldige und reizbare Mensch diese kleinen Leiden, steht dann auf, macht Toilette, und setzt sich an das Parterrefenster seines Zimmers, um beim Anblicke des kleinen üppigen Hausgartens das Frühstück einzunehmen. Den Duft der Rosen einsaugend, beschattet von dunklen Weinblättern und blauen Blüthen der Winde, versucht der Badegast nun seinen Geist an der Lösung eines der Quadratur des Zirkels ebenbürtigen Problem's: sieben kleine Stücke Zucker auf vier Tassen cichorirten Kaffee einzutheilen. Nachdem er so lange gerechnet, daß der Kaffee droht, seinen letzten Reiz „die Wärme" zu verlieren, entschließt er sich, an das Ei des Columbus denkend, die Kanne en gros zu versüßen, wie auf einer Hochzeit kleinbürgerlicher Leute, und erträgt gelassen die hohe Bewunderung der im Garten promenirenden und seinen tiefsinnigen chemischen Calcül beobachtenden Damen. Sie gehören sämmtlich zu der in Wiesbaden weitverbreiteten Verschwörung der „Cichorari", einer Sorte Nachkommen der Carbonari, an deren Spitze ich mich als Kaffee-Mazzini zu stellen und den Preis von 24 Kreuzern für die Portion zu stürzen gedenke. Ich glaube um so sicherer auf ein Gelingen dieser Revolte rechnen zu dürfen, als beinahe alle diese Damen zu der Gattung der magensauren Frauenzimmer gehören und bereits eine Trinkkaison in Schwalbach durchgemacht haben, mit

hin zu den mißvergnügtesten Frühstückscreaturen gehören.

Fast noch unzufriedener sehen mir mehrere weingeübte Greise aus, welche in den Morgenstunden stets den Garten durchmessen, und das heiße Wasser unserer Hausquelle eigenhändig schöpfen. Ich kann mir durchaus keine Rechenschaft ablegen, warum mir Angesichts eines dieser Veteranen des Bachus immer der gedankenvolle Spruch einfällt:

Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tischler und das Winkelmaaß.
Freut Euch des Lebens,
Eh' es entfliehet!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblühet!

Er trägt einen gelbsammtnen, braungetiegerten Schlafrock, rothsaffianene Stiefel: raucht zum Brunnen Barinasknaster, und wirft, wenn er an meinen Fenstern vorübergeht, mit seinem Gesichte einen Feuerschein an die Wände. Fast eben so stolz und unzufrieden wie er, sieht ein Bedienter zweier Damen von edlem Hause aus. Er folgt den Gebieterinnen sogar, wenn sie in unserem unschätzlichen Garten promeniren, und Salz und Wasser schlürfen, trägt einen dicken Bauch und eine rothe, mit Silber beschlagene Weste, schnupft aus einer glänzenden Dose und kommt mir wie der wohlversorgteste Mensch

vor. Ueber solchen interessanten Blicken in die Gegenwart vergehen uns die Morgenstunden. Dann regt sich allmählig die Natur, wir fühlen, daß die seit Tagesanbruch fortgesetzte Gesundheitsarbeit von wechselndem Trinken, Baden und Schlafen einiger Nachhülfe bedarf; wir gehen also um ein Uhr langsam, aber scharenweise aus, und versuchen zu essen. Diese Beschäftigung veranlaßt uns zu der Entdeckung, daß durch eine überaus weise und gütige Combination der Natur die in der Umgegend der Quellen geborenen und großgezogenen Thiere mehr Sehnen und ein viel zäheres Fleisch haben, als ähnliche Exemplare ihrer Gattung in andern Gegenden, damit der gierige, aber zur Brunnenkur verurtheilte Mensch der Leidenschaft des Magens nicht zu wild fröhne. Die Kunst der Sterblichen hiesigen Ortes folgt aber den feinen Andeutungen der gütigen Mutter und kocht, um jede aus heftiger Befriedigung des leckeren Gaumens entstehende Ueberfüllung zu verhüten, Alles, ja Alles mit einer Sauce, deren ungesalzenes, fades Wesen das Herz um so lebhafter entzückt, als hier sonst alle Fluida, selbst das Trinkwasser, warm und gesalzen sind.

Einst gab es eine Zeit, in welcher ich den Wahn hegte, es sei dem Journalisten vergönnt, gleich manchen anderen Menschen, Ferien zu machen und sich einige Wochen von seinem mörderisch aufreibenden Geschäfte auszuruhen, ich habe seitdem eine bessere Ueberzeugung

gewonnen. Wenn ich in früheren Jahren mir eine Sommersiesta herausgenommen und die Journalarbeit unterbrochen hatte, kamen mir wohl liebevoll mitgetheilte Gerüchte zu Ohren, wie die guten Leute, die sich für ihre ehrlichen deutschen Silbergroschen Blätter in Bäder und Sommerwohnungen nachsenden lassen, verdrießlich geworden und der Meinung seien, ich habe mich der Faulheit ergeben und vernachlässige schmählich meine Pflichten. Wer kann solche Vorwürfe hören, ohne von nagenden Gewissensbissen überfallen zu werden; ich dachte nach und fand, daß die Tadler nur zu Recht hatten. Journalisten und Proletarier dürfen Hände oder Köpfe nie ruhen lassen, wenn sie ihr tägliches Brod essen und den Beifall ihrer Herren erhalten wollen; das sagte ich mir an jedem neuen Morgen laut vor und regelte mein Leben nach diesem Spruch.

Nun giebt es keine Ferien mehr, die Sonne geht auf und nieder, der Mond wechselt, der Wind bläst bald aus dieser, bald aus jener Weltgegend, und die Feder steht, wie das Herz, nicht mehr still. Am Rhein, wie an der Spree, an der Seine, wie an der Brenta; auf dem Taunus oder auf dem Kreuzberg, auf dem St. Gotthard oder auf dem marmorpolirten Abhang des Pere la Chaise, ist die Schreibmappe meine treue Begleiterin; man soll sie mir einmal unter das letzte Kopfkissen legen und ich werde den jüngsten Tag nicht verschlafen.

Auch unter der Anstrengung und Ermattung der hiesigen Bäder ist mir die Ruhe nur nach dem strengen Gesetze des Polizeistunden-Systems zugemessen. Wenn die Post besorgt und dem Magen sein Recht widerfahren ist, gestatte ich mir den Besuch des Kurhauses und begebe mich in den zwischen den Speisesälen und den Lesezimmern gelegenen Pavillon. Hier herrscht um diese Nachmittagsstunde ein poetischer Friede; der große Hülfsspieltisch, an dem gegen Abend, wenn der Andrang der Menschen wächst, ein zweites Spiel von Trente et Quarante etablirt wird, steht leer da, die Geldhaken liegen reihenweise, sauber geordnet auf dem grünen feinen Tuch, die hochbeinigen Stühle der Croupiers erwarten ihre Herren und die mit rothem Saffian überzogenen kleineren Sessel ihre Opfer; die Stille ist höchst einladend zum Schlummer. Unter einem der vier schwervergoldeten Candelaber steht ein kostbarer bequemer Armsessel, gleich seinen zahlreichen Collegen in diesem fürstlich decorirten Gemach von den Meisterhänden eines Pariser Kunstschreiners in Eichenholz geschnitzt, und von der Weisheit des Tapeziers weich gepolstert und mit dem schwersten geschmackvollsten Seidenstoffe überzogen. Kaum Se. Hoheit der Herzog Adolph von Nassau, schwerlich ein hiesiges Gasthaus, gewiß aber nicht meine klösterlich-einfache Schlaf- und Arbeitszelle im Bären, besitzt ein solches wundervolles Möbel. Um drei Uhr gestatte ich

mir die Dreiſtigkeit, mich in ſeine ſtolzen Arme zu werfen, die gewiß nicht für einen einfachen, dem Spiel nur zuſchauenden Journaliſten, ſondern eher für einen ausgebeutelten Fürſten geöffnet ſind. Habe ich Platz genommen, ſo ſtecke ich den Hut auf den Krückſtock, ſtelle Beide hinter mich in die Ecke des prächtigen Sophas, auf welches ich um Alles in der Welt mich nicht zu ſetzen wagte, ſchlage die Arme übereinander, theils aus Bequemlichkeit, theils aus Vorſicht, daß mir die Briefſtaſche nicht aus dem Buſen gezogen werde, beuge den Kopf hinten über, richte den Blick auf das Medaillon an der Decke, welches den wüthenden Amor mit dem Drachen vorſtellt, und erwarte, bis mir die müden Augen zufallen, was natürlich gar bald geſchieht.

„Seize cent florins .... quatre mille francs ... ou billet .... rouge perd .... et la couleur .... après .... la carte pique ....“

Dergleichen Redensarten glaube ich in dem erſten Schlummer zu hören, aber bald verſchwimmen die Worte der Croupiers in einander und bei dem unaufhörlichen Klimpern der Louisd'or vor mir im Trente et Quarantesaale und dem leiſen wehmüthigen Rauſchen der großen engliſchen und franzöſiſchen Journale zu meiner Linken, entſchlafe ich ſo ſüß, als hätte ich mit dieſen tonerzeugenden Inſtrumenten nie etwas zu ſchaffen gehabt, was in Betreff der erſten Klaſſe auch vollkommen wahr iſt,

ſo ſüß, als läge ich auf irgend einem friedlichen Dorfkirchhof. Meinem Schlummer ſind indeſſen gewiſſe Grenzen geſteckt. Aber nicht die eleganten Lakaien der Bank ſtören ihn, obwohl der Aelteſte von ihnen, ein wahrer Patriarch, der ſelbſt ſchon ein wenig Deutſch gelernt hat, nie verfehlt, mir eine Karte und eine Punktirnadel zu überreichen, nicht der Beginn des Spieles, oder irgend eine heftige Scene ſcheuchen mich auf, ſondern einfach die Infanteriemuſik auf dem Balkon über dem Garten hinter dem Kurhauſe, eine grimmige Muſik, die allen empfindſameren Kurgäſten, Tag aus, Tag ein, wie der brennende Sonnenſchein des Rheingau's auf dem Nacken liegt.

Dann reibe ich raſch meine Augen, rüttle mich zurecht und athme mit Vergnügen die auf den Flügeln des Waſſerſtaubes der großen Fontaine in den Pavillon flatternden Blumendüfte ein. Mein Herz ſchwillt vor Wonne, und ich ſegne die Spielpächter, daß ſie mir eine ſo liebliche Ruheſtätte gegönnt haben; ich ſegne ſie, obgleich vier Fuß vor mir, rechts von dem hohen Stuhle, aber ſchwerlich wohl auf dem jetzt neben jenem ſtehenden Seſſel, im vorigen Jahre ein Menſch, der ſein ganzes Vermögen verſpielt, ſich erſchoſſen hat. Ich habe heute keine Luſt zu moraliſiren, und gedenke nur in ganz gemüthlicher Weiſe eine kleine Skizze des Spieles zu entwickeln.

Nachdem die hiesige Spielpacht aus den Händen der Franzosen in die der vaterländischen Zeitgenossen übergegangen ist, hat das Spiel zu **Wiesbaden** nach dem Urtheil der Kenner einen großen Aufschwung genommen. Was der Deutsche einmal anfaßt, behandelt er mit Ernst und Gründlichkeit, und die hiesige Bank weiß sichtlich die Ehre zu würdigen, das Hazardspiel, gegenwärtig ausschließlich eine ächt deutsche Institution, an einem großen Stapelplatze des Verkehrs zu vertreten. Als ich am ersten Tage in den großartigen Lokalitäten des Kurhauses erschien, fand ich in fünf Sälen **drei** Roulettes und **zwei** Tische mit Trente et Quarante in voller Arbeit. Nicht weniger als 35 Croupiers und Maitres du Jeu wirkten in ihren Kreisen mit allem möglichen Eifer, und das Geräusch der eingestrichenen Gelder glich, wenn man sich in den Mittelpunkt dieses Treibens stellte, dem Tone einer kleinen metallenen Kaskade. Diese bedeutende Entwicklung von industriellen Kräften findet aber nicht an allen Tagen statt. Nur bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. am Geburtstage des Landesherrn, und an Sonntagen, bietet die Bank ihre ganze Macht auf; für gewöhnlich arbeiten nur zwei Roulettes und ein Tisch für Trente et Quarante, der in den Mittags- und Abendstunden, wann die meisten Fremden oder Neugierigen und Gelangweilten zuströmen, noch einen Substituten erhält. Dafür sind die **drei**

regelmäßig aufgestellten Tische von 11 Uhr Vormittags bis 11 Uhr Abends ohne Unterbrechung in Thätigkeit. Dies Personal muß, wennschon es bei der herrschenden Hitze stets nach wenigen Stunden abgelöst wird, bis zur äußersten Erschöpfung Dienste leisten. Man besoldet es vortrefflich, was daraus hervorgeht, daß die Kosten der Salaire täglich 1000 Fr. weit übersteigen, und der Geschäftsbetrieb der Bank scheint ein ausgedehnter und reichlicher zu sein. Die Actien derselben sind in den letzten Tagen um ein Procent gestiegen. Man bezahlt sie heute mit 108 und eine tüchtige Dividende steht, wenn sich keine außergewöhnlichen Zwischenfälle ereignen, in sicherer Aussicht.

Halten wir uns zunächst an dem permanenten Haupttische für Trente et Quarante auf, als bei dem Spiele, welches durch seine Phasen alle Spieler von Beruf am meisten fesselt und fast unwiderstehlich zu einem mystischen Calcul anreizt, so werden die Vormittagsstunden von 11 bis 1 oder 2 Uhr die geeignetsten zur Beobachtung sein. Alle Personen, die dem Spiele mit wissenschaftlichem Ernste obliegen, finden sich, eingedenk des schönen und wahren Wortes: „Morgenstunde hat Gold im Munde," um diese Zeit mit soldatischer Pünktlichkeit ein. Mit dem Glockenschlage 11 Uhr tragen die Lakaien, unter Aufsicht eines Kassirers, eine schwere mit Messing stark beschlagene Kassette in den unübertrefflich geschmack-

voll decorirten Saal neben dem Pavillon, der Kaſſirer ſchließt auf und in wenigen Secunden iſt mit fabelhafter Geſchwindigkeit der Inhalt auf dem Tiſche ausgebreitet. Nun ſchwingt ſich, während die zum Dienſt beſtimmten Croupiers ſich ſo vor die ſchon verſammelten Anweſenden ſtellen, daß Niemand dem Gelde zu nahe kommen kann, der dirigirende und die Hauptcontrolle führende Maitre du Jeu, ein eleganter blonder Franzoſe mit einer entſchiedenen Sperbernaſe, auf den nächſten Stuhl, ergreift eine Geldhacke und zählt ſeinen Subalternen den anvertrauten Betrag der Kaſſe auf. Fünfzigtauſend Francs in Billets zu 1000 Fr., ebenſoviel in gelben Rollen voller Doppel-Louisd'or und in weißen voller einfacher, und eine ungefähr halb ſo große Summe in Silber und diverſen goldenen Münzſorten, pflegen an dieſem Tiſche aufgelegt zu werden. Die Roulettes gehen natürlich mit weit weniger ins Feuer. Kaum iſt die Zählung vollendet, ſo verſchwindet die leere Kaſſette pfeilgeſchwind in ein dunkles Kabinet, die Croupiers nehmen Platz, die Francbillets à 1000 werden in ein kleines Käſtchen gethan, die Goldrollen nach ihrem Genre geordnet, das Silber in Kolonnen geſchichtet und die einzelnen Goldſtücke zum raſchen Auszahlen in runde, aus vier Abtheilungen beſtehende Näpfe gethan. An jeder Seite des Tiſches ſitzen zwei Croupiers, hinter dem Paare aber führt, namentlich ſobald das Spiel hoch

wird, ein höherer Beamter der Direction die Controlle. Um Unterſchleifen der Croupiers vorzubeugen, ſcheint gewiſſen, nie vom Spiele weichenden Geſichtern nach, eine förmliche geheime Polizei organiſirt zu ſein. Mit einer Eile, die jeden Moment des menſchlichen Lebens ängſtlich berechnet, werden jetzt ſechs oder acht Spiele kleiner ſauberer Karten abgezählt und vielfach gemiſcht. Mehrere andere, nur mit einem hellblauen Oblongum bedruckte Karten dienen dazu, um beim Abheben und beim Theilen der Maſſe dazwiſchen geſteckt zu werden. Jetzt iſt das Vorſpiel geendet und die Spieler nehmen Platz. Kleine Kärtchen in Tabellen getheilt, die jedesmal ein N (noir) und R (rouge) oben bezeichnet, deuten, wenn ſie mit einem Sousſtück belegt ſind, an, daß auf dem davorſtehenden Seſſel ein beſtimmter Spieler Platz zu nehmen wünſcht. Dieſe Anordnung wird mit vieler Pietät beachtet und nie abſichtlich verletzt. Auf den Stühlen, deren Kärtchen nicht gemünzt ſind, nimmt Jeder Platz, der ſitzen will, um ſein Spiel länger fortzuſetzen. Die Plätze zur Rechten und Linken der beiden Croupiers, welche abwechſelnd das Spiel machen, werden eifrig geſucht und ſind Eigenthum der „großen Spieler.“ Man ſchreibt dieſe Vorliebe einem gewiſſen Aberglauben zu, in Wirklichkeit aber rührt ſie nur von dem ſehr natürlichen und verzeihlichen Wunſche her, das Abziehen und die Zahl der aufgelegten Points genau zu

controlliren. Im Allgemeinen kann man nämlich annehmen, daß *absichtliche* Täuschungen seitens der Angestellten *nicht* vorkommen, allein durch Schwerfälligkeit des Geistes, oder Flüchtigkeit, entstehen zuweilen Versehen, die nicht immer von den Aufsicht führenden Oberbeamten bemerkt oder gerügt werden, und die höchste Achtsamkeit der Spieler selber erfordern.

Das Zeitmaaß, in dem der Regel nach Trente et Quarante gespielt wird, ist sehr rasch, wenn auch nicht so hastig, wie an den Tischen der Roulette. Die Bank muß natürlich so viel als möglich die Geistesgegenwart der Spielenden zu verwirren suchen, und ihnen die geringste Frist zur Ueberlegung lassen. Zu diesem Zweck werden die Karten, anscheinend aber nur unter dem Anschein einer erforderlichen Eleganz, mit einem außerordentlichen Aplomb abgezogen, und die Auszahlung oder Einstreichung der Gelder ebenso schnell bewerkstelligt. Einige Croupiers besitzen darin eine sehenswerthe Technik und die Bank von *Wiesbaden* hat in diesem Sommer dem Monsieur Benazet in *Baden* einen seiner „ersten Ténöre" entführt. Schon im vorigen Jahre erregte dieser Blondin dort unsere Aufmerksamkeit: hier macht er gegenwärtig Furore und ein französischer Correspondent schreibt nach Paris, daß das von seinen Händen geworfene Gold „comme une douce rosée" auf den grünen Tisch niederfiele. Die zierliche Behen-

digkeit dieses Menschen zeichnet sie allerdings aus, allein sein Haupterfolg beruht auf seinem sonst angenehmen Wesen und einer gewinnenden, stets artigen Persönlichkeit. Einige alte Bankveteranen stehen ihm an Gewandheit nicht nach, ohne je beachtet zu werden. So existirt hier ein behäbiger Einwohner des Ortes, ein gewisser Staud oder Stauf, der jährlich mit 5000 Gulden besoldet und seiner großen Handfertigkeit wegen der Bank unentbehrlich ist. Sieht man diesen ehrsamen Philister an freien Tagen mit Weib und Kind zu Biere ziehen, so erräth wahrhaftig kein Beobachter das „elegante Gewerbe" des würdigen Familienvaters. Neben ihm glänzt ein Mann von der alten Spielgarde zu Paris. Er hat noch die ruhmreichen Tage von Frascati erlebt, und es ist so viel Geld durch seine Finger gegangen, daß er sich rühmt, die ganze Erde und noch einige Kleinigkeiten kaufen zu können, wenn jene Summe sein Eigenthum gewesen wäre. Schneeweiße Locken umgeben seinen oben kahlen Schädel, aber auf seinem verwitterten Gesicht lagert eine eigenartige harte Ruhe; der alte Mann zeigt die kaltblütige Gleichgültigkeit eines Scharfrichtergehülfen. Nur der Deutsche besitzt das Talent, auch das gemiedenste Gewerbe mit einem Anstrich von Wohlwollen, ja von Liebe und Freundschaft zu treiben; so weit bringt es kein Franzose, kein Italiener.

In dem hundertſten Theile der Zeit, deren wir bedurft haben, dieſe Zeilen niederzuſchreiben, iſt der große ovale Tiſch beſetzt worden, und rings um ihn hat ſich, wie die Franzoſen ſagen, die „Gallerie“ von Zuſchauern gebildet. Jeder Spieler baut vor ſich kleine Kolonnen von Gold oder Silber auf, die gewechſelten Geldſtücke, Bankbillets und Rollen fliegen hin und wieder, die Nadeln werden aus den Punktirkärtchen gezogen, die Notizblätter hervorgeholt (denn manche Spieler notiren nicht allein die Farben, ſondern alle ſonſt vorkommenden Nüancen und Qualitäten des Trente et Quarante), und die Einſätze mit den Krücken zurechtgeſchoben.

„Le jeu est fait!“ ruft der taillirende Croupier und die Karten werden abgezogen. Jetzt zeigen ſich in der Gallerie hie und da die ſorgenvollen tiefgefurchten Geſichter alter verarmter Spieler, die darauf angewieſen ſind, täglich ihren Lebensunterhalt an der Bank zu gewinnen, das Spiel mit einer bangen Aufmerkſamkeit verfolgen, ſtets mit punktiren und endlich, vielleicht nach einer peinlichen Stunde, ihren kleinen Satz wagen. Neben ihnen tauchen muntere neugierige Geſichter auf. Sie gehören Durchreiſenden und blicken ſo naiv in das gefährliche Spiel, wie Antilopen des inneren Afrika, die noch nie den Knall des Feuergewehres gehört haben, auf den zielenden Jäger. Die ganze fein gebildete, ſaubere Geſellſchaft mit den anweſenden Damen, hat ein

so interessantes Ansehen, haucht einen so angenehmen Duft der frischen Toilette aus, paßt so vortrefflich zu dem glänzenden Orte, daß der oberflächlich zuschauende Neuling vor Entzücken außer sich geräth. Geben wir nach diesen Präliminarien näher auf die Sache ein, machen wir die Runde um den Tisch und fangen wir mit dem Mysterium der Taillen an, mit den beiden kahlköpfigen Fremden, die schon vor 11 Uhr sich eingefunden, auf einem Sopha ruhig gewartet, und jetzt vis à vis von dem taillirenden Croupier Platz genommen haben.

Gegenüber dem die Karten abziehenden Croupier nehmen zwei Herren mit sittigen Gebehrden und Mienen Platz. Zwischen ihnen und dem zur Rechten sitzenden Croupier werden gleichfalls einige, anscheinend sehr verbindliche und für Gleichheit der Gesinnung sprechende Complimente gewechselt; dann aber verstummen die Herren bis auf Weiteres, und beschäftigen sich nur mit ihren speculativen Privatangelegenheiten. Der Kleinere, ein Mann von geistreichen Gesichtszügen, die nur durch ein zuweilen düster stechendes Auge einen Schatten erhalten, zieht ein Schreibebuch aus der Tasche und spitzt sauber die Bleifeder, während sein gewöhnlicher aussehender Genosse sich mit Punktirtäfelchen in Bereitschaft setzt und einige Goldstücke in Silber wechselt. Unter seinem linken Arme liegt eine schwarze lederne Mappe mit einem künstlichen Schlosse, die er sorgfältig über-

wacht. Jetzt beginnt das Spiel und der Kleinere, den die Eingeweihten, wenn sie von ihm reden, mit Achtung Mr. Barraine nennen, setzt zwei Doppelgulden und einen Louisd'or. Dieses Sümmchen gewinnt oder verliert; Mr. Barraine und seinen Adjutanten kümmert es nicht. Die Farben wechseln eine Stunde lang, rouge gagne et la couleur! rouge perd et la couleur! Die Herren setzen und setzen, immer gemischt: halb Silber, halb Gold; augenscheinlich wollen sie nur sehen, wie heute der Hase läuft, denn alle Chancen des Spieles werden sorgfältig notirt und aufpunktirt. Endlich giebt Mr. Barraine seinem Gefährten einen Wink, dieser zieht einen Schlüssel hervor, öffnet die schwarze Mappe und zieht ein Packet Billets von 1000 Francs heraus. Von diesem Augenblicke an nimmt ihr Spiel einen großartigeren Charakter an. Zweitausend Francs werden auf Roth gesetzt; „rouge gagne" und die Summe wird ihnen ausgezahlt; sie lassen das Ganze stehen und — „rouge gagne!" Sie erhalten viertausend Francs und bleiben auf Roth. Sie gewinnen abermals und lassen zum dritten Male die Summe stehen. Sie gewinnen wieder; der höchste Satz, welchen das Bankstatut zuläßt, ist erreicht, 400 Napoleonsdor oder 8000 Francs dürfen nicht überschritten werden, und Mr. Barraine, der aus einem offenbaren Spieleraberglauben, den großen Haufen Banknoten nicht vom grünen Tische nehmen will, setzt

ſich von jetzt an mit den Croupiers in mündliche Correſpondenz, und ſagt ihnen mit einer etwas fettigen Stimme, wie viel davon für jeden ferneren Abzug gelten ſoll.

„Douze cent florins ou le billet!“

„Seize cent florins ou le billet!“

So ſchallt es hin und wieder mit jener halblauten Stimme, wie ſie ſich bei dieſem tugendhaften Geſchäfte ziemt. Ein lautes Wort erſchreckt die zarten Nervenſyſteme aller dieſer guten Leute ſo ſehr, daß gleich mit dem Holzſtäbchen gegen eine Glocke geſchlagen wird, um den heiligen Bankfrieden, die Sabbathſtille des Geldes wieder herzuſtellen. Mr. Barraine gewinnt mit Conſequenz, ſcheint es doch, als ob er jene merkwürdigen Vorkommniſſe des Trente et Quarante: die Serien, durch ſeinen merkwürdigen Calcül ſtets vorherzuſehen wüßte!

Ein etwas lebhaftes Geräuſch, parterre im Garten von dem Kurſaale, feſſelt unſere Aufmerkſamkeit; wir ſtecken neugierig den Kopf zum Fenſter hinaus. Auf den grünen breiten Bänken um einen der langen Tiſche ſitzt ein Parlament von Wiener, Berliner und Frankfurter Spielchriſten oder Spieljuden, und debattirt auf das lebhafteſte über die in durchſtochenen Täfelchen beſtehenden Aktenſtücke der Tagesordnung. Die ganze Geſellſchaft hat mit ſtenographiſcher Genauigkeit und

Schnelligkeit nachpunktirt, aber jetzt war sie nicht mehr im Stande, es länger auszuhalten. Daran gewöhnt, täglich einen Louisd'or zur Bestreitung der Tageskosten zu gewinnen, haben sie sich dem „tiefsinnigen" Spiele des Mr. Barraine weislich angeschlossen, und ihr Geld vertrauungsvoll neben seinen Sinai von Banknoten gesetzt, aber beinahe immer in solchen Fällen wechselte ihr Paladin im letzten Moment vor dem „le jeu est fait" die Farbe, und das arme Parlament wurde mit seinen Einsätzen jammervoll aufgelöst. Draußen im Grünen sitzt es jetzt in unheimlicher Aufregung.

„Ich sage Ihnen, meine Herren," murmelt ein dicker Wiener mit einer Unterlippe, dick und blank wie eine Speckschwarte, „wir können mit den Leuten nicht mitspielen, selbst nicht in Silber. Wir könnten es nicht, wenn wir selbst ihren Calcül wüßten!"

„Ach was, sie spielen ein sehr schönes Progressionsspiel und haben viel Geld, die Herren!" ruft ein Berliner aus dem Orden der bekannten Templer.

„Das geht nun schon seit vierzehn Tagen," setzt ein Anderer mißmüthig und neidisch hinzu.

„Nach einer ungefähren Berechnung haben sie 200,000 Francs gewonnen!"

„Kunststück! ich sage Ihnen, meine Herren, wie heißt Progressionsspiel? es sind zwei Franzosen oder Belgier, die als Deputirte einer Actiengesellschaft gegen die Bank spielen."

„So iſt es. Der Kleinere mit der kahlen Stirn hat ein neues Syſtem gefunden. Er ſpielt und der Andere controllirt ihn.“

„Die Geſellſchaft hat eine halbe Million zuſammengeſchoſſen.“

„Nu, am Ende wird ſie doch noch nachſchießen müſſen!“

„Wenn Sie doch ſtill ſein möchten, Itzig, gehen Sie, ſetzen Sie einen Gulden auf Paſſe im Roulette, aber reden Sie nicht von Trente et Quarante.“

Itzig beherzigt dieſen aus einem weiſen Frankfurter Munde kommenden Rath, und verſchwindet ſofort aus der Debatte. Die Unterhaltung wird fortgeſetzt.

„Geſtern iſt neunmal hintereinander Roth gekommen und die Franzoſen hatten erſt viermal und dann noch zweimal darauf gewonnen, ſo etwas paſſirt uns niemals.“

„Sie haben mehrmals hintereinander 1200 Gulden gewonnen. Wenn ich nur mit einem Doppelgulden dazu gekommen wäre, hätten ſie nicht einen Heller erhalten — Alles zum Teufel!“ brummt ein melancholiſcher Alter mit der tiefen Falte der alten Spieler, die wie eine böſe Parentheſe den ſchweigſamen Mund einklammert.

„An keinem Tage gehen ſie mit weniger als mit 10 bis 12,000 Francs nach Hauſe!“ murmelt ein anderer

Greis, beinahe kahlköpfig, wie alle Spieler, die über dem wahnſinnig machenden Geheimniß grübeln, den Wechſel des Glückes und des Momentes zum Stehen zu bringen.

„Und ich ſage Ihnen, ſie laſſen zuletzt doch noch Alles hier; einmal ſchlägt die Martingale um, glauben Sie mir!“

Wir gönnen dieſen Mißvergnügten des Hazard ihre Verſtimmung und kehren wieder an den Spieltiſch zurück. Das Packet der Banknoten iſt immer größer geworden, und unter dem Schreibbuche des Mr. Barraine hat ſich eine mäßige Anhöhe von Louisd'or aufgehäuft. Das Intereſſe des ganzen Tiſches und aller übrigen Pointeurs dreht ſich um das Spiel des Franzoſen. Viele von den kleinen Stümpern ſind à la Gordon im Wallenſtein „in ſeines Glückes Schiff mit ihm geſtiegen,“ und die Bank verliert beträchtlich.

Die Uhr zeigt auf halb zwei und Mr. Barraine kratzt plötzlich alle Banknoten an ſich, bittet den nächſten Croupier ſehr artig, das Gelt in Papier umzuſetzen, macht ſein Diarium zu und entfernt ſich mit einem ſchleifenden, etwas nach leiſer Affection des Rückenmarkes ſchneckenden Gange. Es entſteht eine allgemeine Unruhe im Saale, ſämmtliche Spieler treten zurück und folgen mit verwunderten Blicken dem glücklichen Eroberer, deſſen Satellit die volle Mappe wieder zuſchließt und feſt unter

den Arm nimmt. Beide drücken vor der Saalthür ihre schwarzen, etwas abgenutzten Tuch- oder Zeugmützen über die Augen, und verschwinden in Eile spurlos in einem Seitengange. Das Spiel nimmt nach ihrer Entfernung wieder seine gewöhnlichen Dimensionen an, die Surveilleurs des Tisches ziehen sich im Stillen sachte zurück und wie ein Mühlwerk klippt und klappt leise Gewinn oder Verlust über die trostlose grüne Fläche.

„Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" singt aber der Dichter und auch Mr. Barraine muß zuweilen an die Wahrheit dieses Schillerschen Satzes glauben. Obgleich ein Spieler von bewundernswürdiger Festigkeit des Nervensystems, einer seltsamen Kälte der Berechnung und großer Concentration der Aufmerksamkeit, läßt er sich vorzugsweise im Mißgeschick zu außerordentlichen Wagnissen hinreißen. Es ist für einen deutschen Journalisten, der von seiner Feder lebt, ein sonderbares Schauspiel, einen Mann ohne Veränderung der Gesichtszüge 60,000 Francs verlieren zu sehen, in nur fünf Minuten eine Summe, welche deutscher Fleiß und heldenmüthige Anstrengung im Blachfelde der Gedanken nie zu erwerben im Stande wären, eine Summe, von der sich der ernste, diesem, dem ehrlich mühseligen Leben ins Gesicht speienden Schandauftritt zuschauende Beobachter sagen muß, daß sie für immer hinreichen würde, nach seinem Tode die Zukunft seiner

Kinder über die zufällige, problematiſche Barmherzigkeit der Menſchen zu erheben. Wir unterbrechen dieſe Reflexion, da wir verſprochen haben, vor der Hand nur im cavaliermäßigen Tone von dem Spiele zu reden.

Treten zuweilen dergleichen Unglücksfälle ein, ſo wird das auf dem Tiſche ausgebreitete Gold nicht gewechſelt. Der Gefährte zieht ein kleines Schweißtüchlein aus der Taſche, es wird ſauber ausgebreitet, Mr. Barraine thut das Gold, wie einen Haufen Stachelbeeren hinein, faßt die vier Zipfel zuſammen, und geht nachdenklich damit ab. An ſolchen Tagen erlebt man das komiſche Schauſpiel, den Meiſter auch Abends, in einem weißen Sommercoſtüm, die Füße mit rothen Saffian-Pantoffeln bedeckt, am Trente et Quarante zu erblicken. Sein Schmerz hat nichts Anhaltendes und die nächſten Tage pflegen gemeinſam die empfangenen Wunden wieder zu heilen. Wenden wir nun unſeren Antheil auch einigen anderen Capacitäten großen Stiles zu. Abends, „wenn in unſerer Zelle, die Lampe wieder traulich brennt“, ſitzt mit dem Rücken gegen das Fenſter des Kurſaales gekehrt, neben dem Croupier ein kleiner, vertrockneter Alter mit ſchneeweißen Haaren. Gewöhnlich ſchützt er mit der Rechten ſein tiefliegendes Auge vor dem an ſich leidlich milden Lampenlichte, aber wenn er die Hand erhebt, entdecken wir einen wahren Todtenſchädel, einen tiefgekrümmten Rücken, die Finger eines Skeletts. Der

alte Herr iſt der Prince S.... aus der Wallachei. Nachdem er in den letzten Wochen die ſtattliche Summe von 200,000 Francs verloren, hat er ſeine Kaſſe wieder verſtärkt und iſt von Paris von Neuem mit friſchem Bankfutter eingerückt. Mit Kleinigkeiten, wie einzelnen Goldſtücken hat er ſich nie abgegeben; er treibt ſein Spiel nur mit Banknoten und zwar nach einem Calcül, der, wie man auch von den abergläubiſchen Maretten der Spieler denken mag, offenbar nur nach dem traurigen Syſtem der Alterſchwäche rechnet. Eben hat er wieder das letzte Tauſendfrankbillet aus der Buſentaſche gezogen und verloren. Er erhebt ſich mühſelig, der alte Lakai im Saal reicht ihm den Hut, und mit ſchweren Schritten ſchleicht er zwiſchen den Marmorſäulen und der Wand des großen Kurſaales hinaus nach ſeinem Hotel „zu den vier Jahreszeiten.“ Die ſich unbemerkt glaubenden, aber unſerem Auge nicht entgehenden jüngeren Lakaien der Bank, lachen und grinſen zwiſchen den Säulen heimlich hinter ihm her und machen einander komiſche telegraphiſche Zeichen. Nach einer kleinen halben Stunde iſt Prince S.... wieder da; er hat nur ſeine Rocktaſche zum zweiten Male mit Banknoten gefüllt und bei derſelben gemeſſenen Artigkeit und Ruhe von beiden Seiten, wandern auch dieſe werthvollen Papiere ſehr bald in das lakirte Käſtchen neben den aufgeſtapelten Goldrollen. So wiederholt ſich die Scene einige Tage

hindurch, aber plötzlich iſt Prince S.... verſchwunden, ſein reſervirter Platz zeigt eine andere Maske und kein Menſch weiß, wohin der alte Wallache ſeine Poſtpferde beſtellt habe.

Sein Stuhl iſt von einem langen, in Nanking gekleideten Franzoſen beſetzt, der ſchon lange vergebens nach dieſem Platze geſtrebt hat. Jetzt nimmt er ihn für immer in Beſchlag. Er begiebt ſich zwiſchen elf Uhr Vormittags und elf Uhr Abends nur aus dem Saale, um ein wenig zu eſſen und in dieſer Pauſe hält ein altes häßliches Frauenzimmer Wache hinter ſeinen Goldſtücken und notirt für den Chef die Farben. Dieſer Mann, mit abgeſpanntem Geſicht, das mit einer ſchönen hellbraunen Perrücke grauenhaft contraſtirt, gewinnt ziemlich regelmäßig. Nicht weit von ihm ſaß einige Tage hindurch ein zweifelhaft vornehm ausſehender Mann mit einem Schädel ſo kahl und platt, wie polirter Marmor. Eine köſtliche goldene Doſe ſtand vor ihm auf dem grünen Tiſche, ſein Stock war mit Gold beſchlagen und am Griffe mit Diamanten beſetzt, er ſpielte hoch aber nicht mit Glück und zur Abwechſelung kam es vor, daß ſein Söhnchen eilig herbeiſprang und für die Frau Mama, die an einem andern Tiſch ihr Glück verſuchte, um ein Tauſendfranckbillet bat. Gewiß eine vortreffliche Methode die heranwachſende männliche Jugend zu erziehen.

Das Gros der Spieler beſteht aus einer beträcht-

lichen Anzahl von Leuten, die ihren Lebensunterhalt aus der Bank gewinnen müssen, und die deshalb, je nach dem Glückswechsel und ihrem Aberglauben, sich bald in diesem, bald in jenem Spielbade aufhalten. Sie belegen sorgfältig ihre Plätze, finden sich an jedem Vormittage pünktlich ein, und arbeiten in ihrem Berufe, so lange noch eine Karte vor 11 Uhr Nachts abgezogen wird. Man muß sich dieses Geschäft nicht leicht denken. Um der Bank täglich ein paar Doppelgulden abzuzwacken, bedarf es einer anhaltenden Aufmerksamkeit, pünktlichen Buchführung und genauen Controlle der Sätze. Abgesehen von dem nicht sonderlich ehrenvollen des Geschäftes, würde der Verfasser dieser Lebensumrisse, wenn man ihn zu wählen nöthigte, dem nützlichen und unbescholtenen Amte eines Ackerknechtes unbedingt den Vorzug geben. Eine untergeordnete Species der Fachspieler besteht aus jenen unglücklichen, und von ihrem Jahrhundert verrathenen Industriellen, welche in gewissen, noch wenig aufgeklärten größeren Staaten leben, die alles öffentliche und geheime Hazardspiel strenge verboten haben. Unbefriedigt in ihren Leidenschaften, mit nicht zu vielem Gelde versehen, daher furchtsam, umkreisen sie die grünen Tische, schnappen hin und wieder einen kleinen Gewinn auf, stellen im Ganzen jedoch nur reichen ausländischen Privatleuten nach, die Lust zu einer Partie Whist oder L'Hombre haben und von ihnen ausgebeutet zu werden.

pflegen. Von gleich kleinem Genre sind die freien alten und jungen Frauenzimmer, die man meistens erst Abends von neun Uhr an zu finden pflegt. Sie treiben nur ein kleines „Subsistenzspiel", und erst wenn es ihnen, eine seltenere Sache, als man glauben möchte, gelingt, einen bemittelten Gimpel in ihre Netze zu ziehen, verwandelt sich ihr dürftiges Silber in reichliches Geld und sie wagen sich auch Vormittags an den grünen Tisch.

Dazwischen tauchen für Momente stolze aristokratische Gesichter auf, wilt zerrissene Fratzen, unschuldige lächelnde Knabenphysiognomieen, elegante fürstliche Frauenköpfe; ein Maler von Geist könnte mit Erfolg Tage lang die interessantesten Studien für eine Hölle anstellen, wie sie etwa ein Künstler unserer Tage entwerfen würde, wenn man ihn beauftragt hätte, das jüngste Gericht zu malen.

Bis jetzt haben wir versucht, durch die Darstellung des feineren deutschen conceissionirten Glücksspieles den Lesern einige Unterhaltung zu gewähren, beschäftigen wir uns nun mit den untergeordneten Kreisen desselben, mit der Roulette. Selbst einem äußerst gutmüthigen und nebenbei schwachsinnigen Menschen muß es schwer werden, wenn er die Einrichtung und den Gang dieses Spieles, nebst seinen Resultaten für die Spielpächter, nach gehöriger Erklärung durch eine erfahrene Person begriffen hat, an die humanen Versicherungen zu glauben, welche

Landesregierungen und Fürſten der Gegenden, in welchen Spielbanken geſtattet ſind, ſo gut wie alle Anderen, von Zeit zu Zeit bei vorkommenden geeigneten Gelegenheiten veröffentlichen. Allerdings läßt ſich dagegen einwenden, daß die betreffenden Regierungen den Unterthanen ihrer Landſtriche die ſpeculative Betheiligung am Spiele ſelbſt ſtrenge verboten haben, mithin die landesväterliche Liebe anſcheinend nicht verläugnet wird. Allein wenn auch den Naſſauern ihr Strafgeſetzbuch zum erſten Male 50 Gulden, zum zweiten Male 100 Gulden, bei dem dritten Ergreifungsfalle an der Spielbank ſogar Einſperrung in das Zuchthaus androht, iſt es ihnen nicht verboten, nach Homburg zu fahren, und dort ihr Glück zu verſuchen, ſo wenig den Homburgern von ihrem Landesherrn unterſagt worden iſt, zu ähnlichen Zwecken nach Wiesbaden oder Baden zu fahren. Die Berückſichtigung der eigenen Landeskinder löſt ſich daher in ein leeres Spiel mit Geſetzesworten auf und bringt nur der unterſten Klaſſe der Unterthanen, jenen Aermſten, die nicht die wenigen Kreuzer Bahngeld bezahlen können, einen wirklichen Vortheil.

Wenn man ſich die freilich ſehr läſtige Mühe geben will, an einem Sonntage Nachmittags einige Stunden lang im großen Kurſaal zu Wiesbaden das ſich in Maſſe heranbrängende Publikum zu muſtern, wird man uns die Richtigkeit unſerer Bemerkung zugeben. Aus einem

meilenweiten Umkreiſe bringen die Extrazüge der Eiſenbahnen allerlei nicht-naſſauiſches Landvolk nach Wiesbaden, wie ſich umgekehrt in Homburg gelegentlich ein ſtarkes Contingent aus Frankfurt und Naſſau, oder Darmſtadt, an den grünen Tiſchen verſammelt. Das Schauſpiel, wie dieſen ärmlichen Bauern und Handwerksleuten, die weder das Spiel verſtehen, noch hinreichend bei Kaſſe ſind, um, wenn ſie es verſtänden, irgend welche Combination zu verſuchen, von den Croupiers die Gulden aus den Beuteln gefegt werden, könnte man höchſt lächerlich finden, wenn es nicht ſo überaus widerwärtig und das menſchliche Gefühl beleidigend wäre.

Ein geiſtreiches deutſches Blatt hat zur Entſchuldigung des Spieles angeführt: daß es den unruhigen Köpfen Beſchäftigung gewähre und ſie von politiſchen Grübeleien und Verſchwörungen abhalte; die Redaction muß niemals den eine Roulette umſtehenden Menſchenhaufen genauer betrachtet haben. Mit Ausnahme der gewerbsmäßigen Spieler, die wahrlich nicht die Leute ſind, um ſie als Mazziniſten und Rolliniſten zu fürchten, bemerkt man auf den Geſichtern faſt nichts, als den Ausdruck der naiven Verwunderung, der erwachenden Habgier und der getäuſchten Hoffnungen. Von der Raubritterſchaft des Mittelalters iſt das Ausplünderungsſyſtem der vorüberziehenden Reiſenden auf die Induſtrieritterſchaft der Bankdirectionen und ihrer Actionaire übergegangen.

Stellen wir uns hinter den hohen Stuhl des die Roulette überwachenden dicken Burschen, dessen wohlgenährtes Gesicht sich den Tag über so wenig verändert, wie die unbewölkte Sonne ihren Glanz, und merken wir auf, wie die Roulette ihre Fliegen fängt.

Die Kasse, eine ungleich geringere Summe, als am Tische für Trente et Quarante, vielleicht kaum acht bis zehntausend Gulden, ist um elf Uhr aufgezählt worden und die Croupiers haben Platz genommen. Die Administration der Spielbank hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, zu solchen, Personen von angenehmem oder auch nur anständigem Aeußeren auszusuchen. Wenn die Messieurs an dem von uns früher geschilderten Tische wenigstens einige Manieren besitzen, kann man die Croupiers an der Roulette, will man vorsichtig in seinen Ausdrücken sein, nur „Kerle" nennen. Verkommenes dürftiges Volk aus dem Orte, mit dessen sonstigem Geschäfte es durch Selbstverschuldung oder Nachlässigkeit nicht fortgewollt hat, läßt sich von der Administration zu Croupiers anwerben und wird im Winter für die Sommerfeldzüge einexercirt und angelernt. Ein verdorbener Goldschmiedsgehülfe nimmt natürlich mit Freuden für die Sommersaisen 3000 Francs Gehalt. Er parlirt gut französisch, ein wenig englisch, ist durch Uebung ein fertiger Kopfrechner geworden, und versteht die Handgriffe beim Auszahlen und Wechseln des Geldes.

Ein Subject dieſes Kalibers gehört aber noch immer zur Elite; ich möchte darauf ſchwören, daß mehrere Croupiers an der Roulette, ihren grundgemein gebildeten und grob ausgearbeiteten Händen nach, früher das ohne Frage weit ehrenwerthere Geſchäft von Haus- oder Pferdeknechten verſehen haben. Außerdem pflegt ihr Naturell ſchnell an den Tag zu kommen, wenn ſie einmal gezwungen werden, das angelernte Franzöſiſch aufzugeben und die deutſche Mutterſprache zu reden. Ich ſtand dabei, als an einem Sonntage, auf den mit vielem Geld bedeckten Trente et Quarante-Tiſch, ein kothiger Guldenzettel in einem Zuſtande, wie wir Preußen ihn, ſeit dem Verbote der klein-deutſchen Einthalerſcheine, nicht mehr kennen, über die Köpfe der Zuſchauer auf Noir flog. Sofort erwiſchte der neben der Farbe ſitzende Croupier den unberechtigten Eindringling und ſchwenkte ihn mit unnachahmlicher Gewandheit mittelſt einer Terz ſeines Holzes wieder über den geweihten Kreis hinaus. Wie groß war aber mein Schreck, als ich den, von mir bis dahin für einen eleganten Franzoſen gehaltenen Menſchen zugleich mit der tiefſten Baßſtimme ſagen hörte: „Zwee Gulden iſt der niedrigſte Satz!“ Bis dahin hatte dieſer Wurm nur, wie ein Flaneur der Boulevards zierlich mit den Spielern geliſpelt. Am chriſtlichen Sonntage und Angeſichts eines Guldenzettels ließ er aber ſorglos die Maske fallen.

So lange ſich das Spiel noch nicht lebhaft entwickelt hat, verſchmähen es die Herren nicht, die Umſtehenden und Vorübergehenden zuweilen mit eigenthümlich fragenden Blicken zu betrachten, als ob ſie daran mahnen wollten, ſich zu betheiligen. Es mag ihnen ſehr peinlich erſcheinen, ihr unehrbares Gewerbe vor den Augen vieler Zuſchauer, aber nur um eine geringe Kleinigkeit auszuüben. Selten habe ich eine lächerlichere Scene geſehen, als im glänzenden Reuniensſaale, wo Sonnabends die Bälle für die Fremden gegeben werden. Hier war Mittags eine dritte Roulette aufgeſtellt worden, an der bis jetzt erſt ein Spieler Platz genommen hatte. Der Mann war keiner von den Waghälſen; er ſaß züchtig und beſcheiden an einer Seite des großen grünen Tiſches, ließ die Kurbel drehen, die Kugel rollen, die Nummer und Farben, nebſt den ſonſtigen Eventualitäten ausrufen, beobachtete, und ſetzte dann mit Bedacht einen Gulden. Nie wurde wohl auf eine ſüddeutſche Münze dieſes Betrages eifriger gefahndet, als von den ſechs Croupiers, wenn die Kugel gefallen war und der Herr nicht gewonnen hatte. Der nächſte Croupier zog den Gulden mit einer Zärtlichkeit an ſich, wie die liebe Prinzeſſin von Aegypten den kleinen ausgeſetzten Moſes, und der unbekannte Herr, offenbar ein wunderlicher Humoriſt, ſchien ein hohes Vergnügen daran zu finden, ſich zuweilen einen Gulden wegnehmen zu laſſen. Wenn

dagegen das Spiel gehörig im Gange iſt, haben die Croupiers keinen Sinn für Individuen mehr; nur die Manipulation der Roulette, das fortwährende Zuſammenkratzen und weit ſeltener vorkommende Auszahlen der Gelder beſchäftigen ſie. Sie nehmen offenbar einen leidenſchaftlichen Antheil an dem Vortheil der Bank, obgleich ſie denſelben im Ganzen ſehr geſchickt hinter eine kühle Gleichgültigkeit gegen das Geld verſtecken.

Fortwährend öffnet ſich die Saalthüre und theils aus der Stadt, theils aus dem Garten hinter dem Kurſaale und den Anlagen, treten Badegäſte oder Durchreiſende vorübergehend an die Spieltiſche. Die Anzahl der Letzteren läßt ſich auch nicht einmal annähernd abſchätzen. Die Nachbarſchaft des Rheines, den man bei Bieberich von Wiesbaden aus in wenigen Minuten erreicht, die anſehnliche Menge von Dampfböten, Omnibus, Poſten und Fiakern bringt täglich große Schwärme von Paſſanten in die Spielhölle, welche ſich nur wenige Stunden aufhalten, ihr Mittagbrod oder Abendeſſen verzehren, und ſich entfernen, ehe man ihnen die Fremdenliſte zur Unterzeichnung vorgelegt hat. Mit den am Sonntage herbeieilenden Schaaren überſteigt die Maſſe dieſer Durchzügler, die regelmäßig erſcheinenden und notirten Badegäſte gewiß um das Dreifache. In jeder Viertelſtunde tauchen neue Geſichter auf, und kaum haben

sie sich den Spieltischen genähert, so macht sich schon der dämonische Einfluß der Aktion bemerkbar.

Junge, blühende Leute, in eleganten Kleidern und feinster Leibwäsche, ihr Reisegeld in niedlichen Ledertaschen an Riemen über der Schulter tragend, treten heran und freuen sich über die vielen blitzenden Silber- und Goldstücke. Anfangs lachen sie über diesen oder jenen Unglücksvogel, dem ohne Unterlaß das Geld aus der Tasche fliegt, als aber einem Phönix oder Paradiesvogel vor ihren Augen ein erheblicher Gewinn in Gold und Silber ausgezahlt wird, nehmen ihre Gesichtszüge einen ernsthaften Charakter an und sie berathschlagen untereinander, ob sie ihr Glück versuchen sollen. Der Kühnste wagt einige Gulden, er gewinnt und die andern Furchtsamen folgen seinem Beispiele. Kommen wir nach einer Stunde wieder an den Tisch, so finden wir sie in einer Ecke des Saales, bleich, verneinigt, in Berathschlagungen vertieft, was zu thun übrig bleibe. Das Reisegeld ist bis auf wenige Gulden verloren, die Schaam verhindert sie, den Eltern die Unvorsichtigkeit mitzutheilen, — man beschließt, die Reiseeffecten zu verkaufen, und das Glück noch einmal zu versuchen. Fast noch schlimmer gestaltet sich die Sache, wenn lebhafte Jünglinge das Unglück haben, anfangs viel zu gewinnen. Ein junger, nicht unbemittelter Schauspieler von Talent gewann 3000 Gulden. Unzufrieden mit dieser Summe und be-

gierig, ſich ein Vermögen zu erſpielen, fuhr er am nächſten Tage in ſeinen Operationen fort, und verlor nicht allein dieſes Geld, ſondern einen Theil des ererbten väterlichen Vermögens, das er durch eine telegraphiſche Depeſche an ſeinen Banquier hatte flüſſig machen und ſich nachſenden laſſen. — Einen angenehmen Contraſt mit dieſen Unbeſonnenen bildete jener feine, faſt vornehm ausſehende Herr, der im letzten Frühjahr an die Bank trat, den Croupier vor dem Abzuge der Karten einen Wink gab und ſagte: „Un billet — rouge!“ Die Beamten betrachteten den Fremden, und nahmen nach gewohnter Weiſe bei diſtinguirten Fremden, durch Wiederholung dieſer Worte den Satz an, ohne daß das Geld auf der Farbe ſtand. Aber Roth verlor und jetzt erlaubten ſich die Croupiers ihrerſeits ein wenig zu winken und den Fremden zum Zahlen zu begeiſtern. Da erhob der unbekannte Jüngling ſeine Stimme und entließ dem Gehege ſeiner Zähne die denkwürdigen Worte: „Meine Herren, ich habe nichts zu bezahlen; ich bin nur ein Schneidergeſelle aus Mainz. Schmeißen Sie mich hinaus.“ Wir brauchen wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß dem Kühnen der Wille gethan wurde.

Die Frauen und jungen Mädchen erliegen bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit meiſtens ſehr ſchnell den Verführungen des Spiels. Ein Paar kommt auf ſeiner Hochzeitsreiſe an die Bank, die junge Frau läßt ſich von

ihrem Manne eine Handvoll Gulden geben, sie sind verspielt, und die ersten leidigen Zwistigkeiten der neuen, noch ungetrübten Ehe im Anzuge. Merkwürdig ist ferner, mit welcher Leidenschaft alte Frauen und Männer, sich einem so dummen, und für den Pointeur nachtheiligen Spiele, wie Roulette, hingeben können. Fast scheint es, als bereitete die große Aufregung abgelebten, oder auch durch übermäßigen Genuß blasirten Menschen, ein eigenthümliches, an die Wirkung der Stimulantia erinnerndes Vergnügen. Der Prinz H . . . . . e verspielte täglich in der Roulette zwischen zwei bis dreitausend Francs und verfolgte hartnäckig ein System, das ihm augenscheinlich gar keine Hoffnung auf Wiedereroberung seiner Verluste ließ. Eine sonderbare französische Alte dagegen arbeitete recht eigentlich im Schweiße ihres Angesichts in Gulden und Nummern, und Fortuna lächelte ihr anfangs lebhaft zu. Zweimal hintereinander gewann sie auf Nr. 36, dann auf 28 und Zero, endlich wurde sie frech und erhöhte die Einsätze auf einzelnen Nummern so bedeutend und so anhaltend, daß der ganze Gewinn wieder von dannen ging und die Croupiers die fortgegebenen Goldrollen wieder in einzelnen losen Stücken zurückerhielten. Eine andere Greisin mit einer Perrücke und einem Liebhaber saß mit irrem, rückwärtsgewandten Blick den Tag über am Tisch, notirte jede Zahl, und setzte stets mit mysteriösen Mienen auf irgend eine wun-

derliche Combination, die nie gewann. Am leichtſinnigſten und mit dem meiſten Nachtheil für ihre Kaſſe verfahren die jüngeren Franzoſen, und es würde wirklich für dieſe ein Vortheil daraus erwachſen, wenn ihr Gouvernement durch irgend eine ſtrenge Maßregel das tolle Spiel in den deutſchen Bädern einſchränkte.

Eine ſtarke Regierung, die ſich in der Maaßnahme ihrer geſetzlichen Vorſchriften ſo wenig um nationale Liebhabereien oder Eigenheiten kümmert, wird durch ihr ausgebildetes Polizeiſyſtem auch dem übertriebenen Hazardſpiel ihrer Angehörigen im Auslande eben ſo gut ein Ende machen können, wie in Paris. Was wollen aber alle heftigen elektriſchen Schläge in die Geldbeutel unſerer überrheiniſchen Nachbarn bedeuten gegen die ſyſtematiſche Verbettelung der deutſchen Beſucher. Es giebt keinen zweiten Badeort, der in dieſer Hinſicht ſo gefährlich gelegen iſt, und durch ſeinen anerkannten Charakter als Weltkuranlage einen ähnlichen Rückhalt für Spielſpeculationen beſäße, als Wiesbaden. Homburg mag mehr von Spielern um das tägliche Brot beſucht werden; ſeine untergeordneten Quellen werden ihm nie eine auch nur annähernd ähnliche Frequenz verſchaffen, wie der Reſidenz des Herzogthums Naſſau. Die im Allgemeinen erfreuliche Billigkeit Wiesbadens lockt Tauſende von wenig bemittelten Leuten jedes Alters an, denen Spielverluſte die empfindlichſten Leiden verurſachen müſſen.

Endlich liegt der Ort so nahe am Rheine, der großen Heerstraße des europäischen Verkehres, und ist von zahlreichen Bildungsstätten der deutschen Jugend so leicht und bequem zu erreichen, daß die mörderischen Einflüsse des Spieles auf materielle und moralische Verhältnisse wohl verdienten, von mächtigeren Personen erwogen zu werden, als die sind, welche aus dem Pachtzins und den Beisteuern der Bank für städtische Vergnügungen erheblichen Vortheil ziehen. Im Gefühle ihrer finanziellen Bedeutung und im Bewußtsein der meistens geringen Vornehmheit des sich an ihren Tischen einfindenden Publikums sind die Croupiers deshalb auch von einem kalten, abstoßenden Benehmen. Wir sind selbst Zeuge vielfältiger Zänkereien um Auszahlungen und Wechseln von Geld gewesen, ja wir haben sogar einige „Versehen" eigener Art bemerkt, wie die Nichtauszahlung einer gewonnenen Summe an einen Menschen, der weder das Spiel noch die französische Sprache zu verstehen schien. Das eingesetzte Geld wurde zwar nicht eingestrichen, allein es blieb unberücksichtigt auf der Nummer stehen, die Croupiers grinzten einander heimlich und unendlich ergötzt über den dummen Teufel an, und in der nächsten Taille war die Kleinigkeit natürlich verloren. Verschwenden wir aber, reiflich erwogen nicht unser Papier und unsere Worte an eine bei den obwaltenden, staatlichen Zuständen kaum zu beseitigende Jammer-

ſeite des deutſchen Lebens. Die Actien von Homburg ſtehen nach ſüddeutſchen Blättern 364 und wenn die von Wiesbaden bis jetzt nur wenig über Pari hinausgehen, wird die vorausſichtlich ſehr bedeutende Dividende ſie gleichfalls zu einem ſehr rentablen „Kurhauspapier“ machen.

Unſer Kurort hat ſeinen großen Ruf bekanntlich nur durch ſeine Bäder und ſein ausgezeichnet warmes Klima erworben, betrachten wir ihn aber jetzt von Seiten ſeiner übrigen Eigenſchaften. Das heiße Salzwaſſer, welches die vielgerühmten Wunderkuren gegen Gicht und Rheumatismus bewerkſtelligt, wird nach dem Rathſchluß der Herren Aerzte, ganz wie andere Mineralwaſſer unmittelbar aus dem Kochbrunnen, dem Hauptquell des Ortes, in erklecklichen Quantitäten getrunken. Da ſich außerdem noch eine Menge Patienten einfindet, welche neben dem Gebrauch der Bäder, anderweitige Geſundbrunnen anwendet, iſt eine vollſtändige Trinkhalle, d. h. eine elegante, aus zierlichen Gußeiſen-Conſtructionen angefertigte und bedeckte Promenade errichtet worden, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, als eine andere Umgebung. Wenn nämlich ſonſt dergleichen Kurſtätten und Wandelbahnen ſich möglichſt in's Freie ausdehnen und zu Nutz und Frommen der Patienten der friſchen Wald und Bergluft ausgeſetzt ſind, liegt hier die ganze Partie noch in der Stadt und wird zum Theil von allen

jenen verschiedenartigen Düften umgaukelt, welche der Zusammenfluß einer großen Menschenmenge und ihre Verpflegung immer mit sich bringt. Die Promenade für die Brunnentrinker zu Wiesbaden bleibt deshalb weit hinter den meisten Badeörtern zurück und hat nur für einen Beobachter von einiger humoristischer Anlage ein lebhafteres Interesse.

Meine nothwendigen Arbeiten zwangen mich, die täglichen Kurgeschäfte schon um vier Uhr Morgens zu beginnen, und ich pflegte deshalb stets der Erste auf der Promenade zu sein. Der Rauch aus dem Kochbrunnen stieg in leichten Wolken gen Himmel, die Morgensonne tändelte mit den zarten Nebeln der Höhe und die Mädchen am Quell rieben sich noch die Augen und füllten die steinernen Krüge, um dem heißen Naß Zeit zur Abkühlung zu gewähren. Bald darauf eröffnete der Mann, welcher einzig und allein einen Vorrath fremder Mineralwasser hält, beide Thüren seines kleinen Ladens und ich erstand die mir verordnete Kruke Homburger (unter Verantwortlichkeit des Herrn Badearztes). Nicht immer wurde mir dieses edle Fluidum mit Bereitwilligkeit gereicht. Sein Importeur hatte zuweilen schlecht geschlafen, und ließ seinen gerechten Unwillen an mir, dem zuerst erscheinenden Kunden aus. Zuweilen ließ er sich auch rasiren, und der Meister von der Seife, den mein alter grauer Bart verdrießen mochte, stellte durch Verzögerung

der bartkrazerischen Operationen meine Geduld stark auf die Probe.

Endlich hatte sich der Chef der herben und bitteren Salze herabgelassen, die Krucke zu entkorken, das erste Glas war genossen und der vorgeschriebene Lauf von zehn Minuten begann. Die Gesellschaft in der ich mich bewegte, bestand nicht aus den gewählteren Elementen der Gesellschaft Wiesbadens, sondern nur aus Vertretern der unteren arbeitenden Klassen. Maurer fanden sich bei den Neubauten hart neben der Brunnenpromenade ein, die Leute eines Fuhrherrn zogen die Kutschen und Halbwagen aus der Remise, und wuschen den Staub des vorhergehenden Tages ab, Lastpferde vor zweirädrigen Karren schleppten Schutt und Erde weg, oder Kalk und Steine heran, Bauern trugen Wirsingkohl und Mohrrüben, die Leibgerichte der Nassauer, vorbei, kurz es fehlte nichts, um einen auf Ruhe und Beschaulichkeit angewiesenen Kurgast empfindlich zu stören. Das Genrebild wäre nicht vollständig, wenn ich nicht der zahlreich anwesenden Hunde gedächte. In den sorgfältig überwachten böhmischen Bädern ist diesen treuen Gefährten des Menschen strenge untersagt, sich zu jeder Tageszeit auf der Promenade blicken zu lassen, und eine Warnungstafel enthält die strafrechtlichen Bestimmungen für den Uebertretungsfall; hier genossen sie eine beneidenswerthe Licenz, die für die Kurgäste noch unange-

nehmer durch die Abwesenheit jeglichen Maulkorbes wurde. Die angenehmen Vierfüßler jedes Formats pflegten daher die kühlen Morgenstunden zur Ausfechtung aller jener Meinungsverschiedenheiten und Rangstreitigkeiten zu benutzen, welche sich in der Hundewelt so gut entwickeln, wie unter den Menschen, und ich habe keinen Spaziergang gemacht, ohne Zeuge der lebhaftesten parlamentarischen Beißereien und Bellereien zu sein. Da sich unter besagten Fractionsmitgliedern eine nicht geringe Anzahl Hunde befand, die außer Conditien standen, meistens in Folge von Bleßuren auf drei Beinen gingen, und dem Kurgast, von nagendem Hunger getrieben, angelegentlich folgten, oder sich mitten in dem Wege, im Schatten des Promenadendaches lagerten, wird man sich den fashionabeln Charakter des Ortes bei einiger Phantasie leicht ausmalen können.

Allmählig fanden sich jetzt die ersten Brunnentrinker ein. Meistens waren einige alte Demoiselles, die Kissinger Ragoczi, den Brunnen des überreifen Jungfernthums nippten, die Vorläufer der Karavanen. Auf sie folgten norddeutsche Räthe unter der Fahne des Marienbader Kreuzbrunnens oder der Salzquelle von Eger, ernsthafte, steife Herren, die auch ohne das Band des rothen Adlerordens leicht zu erkennen waren. Israeliten aus Frankfurt wurden an ihrer stolzen selbstgefälligen Haltung, an der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung und

an dem Umstande erkannt, daß sie Sonntags ausnahmsweise ihr Salzwasser zu Pferde tranken. Alte kranke Landleute aus dem Rheinlande, polnische Juden, Engländer, Franzosen und Amerikaner errieth man aus Sprache und Dialekt; zuletzt erschienen endlich die von Podagra geplagten Zecher, die Schoppenstecher des Rheinthales, ein mannhafter corpulenter Menschenschlag mit aufgeschwemmten Gesichtern und tiefen Baßstimmen. Der Weingenuß des gestrigen Abends — wer vermöchte diese Leute zu einer Brunnendiät zu zwingen — hatte sie so lange an das Bette gefesselt, und sie wandelten, nicht in der besten Laune, auf und ab, den mageren Genuß des Kochbrunnens durch die Erinnerungen an den gestern hinuntergespülten Asmannshäuser und Rüdesheimer belebend.

Die mündliche Unterhaltung der nach und nach auf etwa 5 bis 600 Personen angewachsenen Gesellschaft drehte sich überall um dieselben Dinge. Wo man auf der Promenade ging und stand, wurden die Resultate des gestrigen Spieles besprochen, und die Nummern der Roulette schallten fast aus jeder vorüberwandelnden Gruppe an das Gehör des Lauschenden. Um wie viel harmloser und natürlicher ist dagegen doch die böhmische Conversation, wo die Kurgäste nach dem alten guten Satze: naturalia non sunt turpia, die Wirkungen der Tages vorher genossenen Becher und die erzielte vor-

treffliche Stimmung des Gemüthes besprechen. Man erlaube uns hier einen Abstecher auf ein eben nicht ästhetisches Gebiet, das indessen zu Wiesbaden so sehr einer zeitgemäßen Reform bedarf, daß wir im Interesse von vielen Tausend künftigen Leidensgefährten die Hand nicht vor den Mund halten dürfen. Für die zahlreichen Trinker auflösender Wasser sind so erbärmliche und spärliche Einrichtungen getroffen, daß den Meisten nichts übrig bleibt, als bei der Peripetie der tragischen Handlung ihr Hotel zum Schauplatz der Begebenheiten zu machen. Zwei schmutzige Löcher seitwärts vom Kochbrunnen, und zwei dito hinter der Kurhalle, viel zu weit von der Promenade entfernt, sind Alles, was ein Weltkurort, wie Wiesbaden, der Jahr aus Jahr ein von den Kranken und Reisenden lebt, ihrer Bequemlichkeit bietet. Außerdem ist der Vertrauensmann, der für die Sauberkeit der letzteren Beiden von Amtswegen zu sorgen hat, auf die allerdings „rettende Idee" verfallen, dieselben zur Zeit der lebhaftesten Nachfrage, in den Morgenstunden, fest zu verschließen und sich mit den Schlüsseln zu entfernen. Ohne die leibliche Nähe der meisten Hotels und die Freundlichkeit der anwohnenden Ortsangehörigen würde die Brunnenchronik von erschütternden Ereignissen noch mehr als jetzt zu erzählen wissen.

Um sechs Uhr, wenn die höher steigende Sonne be-

reits die Promenade etwas unbequem zu machen anfängt, läßt ſich die Muſik neben dem Kochbrunnen ſehen, aber noch nicht hören. Das Stimmen der Inſtrumente und die Abwicklung mannigfacher Geſpräche aus der Häuslichkeit und Bierkneipe nehmen noch eine ſtarke halbe Stunde in Anſpruch, ehe die Nachkommen des Orpheus ihr Werk beginnen. Die gegenwärtige frömmelnde Mode hat auch den Weg nach Naſſau gefunden und ſtatt einer Ouvertüre oder eines luſtigen Marſches, werden die Muſikſtücke an jedem Morgen durch einen Choral, ein ſehr ernſtes, weltliches Lied, z. B. wie Mendelſohn's „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath," mitunter ſogar direkt durch einen Grabgeſang eingeleitet, deſſen erſchütternde Poſaunenklänge einmal die weiblichen Kurgäſte und andere nervenſchwache Perſonen bis in das Nerothal verſprengten. Unmittelbar auf dieſe Litanei pflegt eine Polka oder ein Galopp zu folgen, die ſchrecklichſte Ironie auf all das Volk, welches an Stöcken und Krücken, in dicken Stiefeln und Filzpantoffeln, langſam auf und ab humpelt.

Ueber dieſem Kunſtgenuß iſt die Sonne ſo hoch geſtiegen, daß ihre Strahlen anfangen, unerträglich zu werden. Das muldenartige Thal, in welchem Wiesbaden liegt, ſperrt faſt jeden Luftzug ab und macht aus der Gegend ein vollkommenes Schwitzbad. So raſch als thunlich eilt Alles nach Hauſe, die Fenſterläden werden dicht verſchloſſen und in tiefer Zurückgezogenheit die

Badegeschäfte abgethan, zu denen mehr als 800 gemauerte Bassins vorräthig sind. Die medizinische Wissenschaft, unter ihren solideren Schwestern diejenige, welche sich am meisten mit Vermuthungen abgiebt, hat noch nicht endgültig entschieden, ob die Kuren Wiesbadens durch die warmen Bäder oder durch die warmen Lüfte der Gegend hervorgebracht werden. Erfahrungsmäßig steht fest, daß in kalten Sommern die beabsichtigten Heilungen oft gar nicht, oder doch nur höchst mangelhaft erzielt werden, wie andererseits viele Kranke in einem heißen Sommer von leichteren Uebeln genesen sind, ohne sich der Bäder bedient zu haben.

Um ein Uhr Mittags denkt ganz Wiesbaden, mit Ausnahme einer sehr kleinen französischen Clique, die nicht von den Gewohnheiten ihres Vaterlandes lassen mag, an die Naturalverpflegung. Die engen, aber nicht unfreundlichen Straßen der von Fremden hauptsächlich bewohnten, und mit Badehotels vollgepfropften Gegend beleben sich plötzlich und aus den Fenstern der meisten Erdgeschosse dringt ein Geruch von warmen Speisen. Wer sich schmeicheln wollte, wie in den von uns öfter mit Lob citirten böhmischen Bädern, kurgemäß und streng diätetisch beköstigt zu werden, müßte seinen Irrthum bald einsehen. Der Küchenzettel verkündet nichts, als die bekannte, buntzusammengesetzte und qualitativ doch so magere Kost der meisten rheinischen Hotels. Nur die Masse

der dargebotenen Gerichte bildet den Unterſchied zwiſchen der Table d'hote für einen Gulden und 12 Kreuzer im Naſſauer Hof, der Roſe, dem Adler und anderen erſten Hotels und dem Couvert für 18 Kreuzer bei dem kleinen Reſtaurant, wo der unverheirathete Eingeborene ſein Mittagsmahl genießt; in der Qualität iſt nur eine ſehr geringe Verſchiedenheit wahrzunehmen. Dazu kommt eine mangelhafte langſame Bedienung an den meiſten Orten. Namentlich iſt dieſelbe erbärmlich, wo man die Bewirthung der Gäſte Frauenzimmern übergeben hat, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit den jüngeren Tiſchfreunden fortwährend mündliche Unterhaltungen führen und darüber ihre officiellen Pflichten vernachläſſigen. Doch haben wir damit nicht geſagt, daß überall, wo Kellner fungiren, die Bedienung eine beſſere ſei. Ausdrücklich warnen wir alle Reiſenden und Patienten vor der, in den Wiesbadener gedruckten Cicerone's über alles Maaß gerühmten Reſtauration im Kurſaale. Die Küche iſt unbeſtreitbar ſchlecht, die Preiſe ſind unverſchämt theuer, und die Kellner vernachläſſigen ihre Gäſte, wie es eben nur Burſche zu thun pflegen, die durch Trinkgelder für die geringſte Dienſtleiſtung verdorben ſind. Sie ſcheinen ſich in dieſer Hinſicht die Lakaien an den Spieltiſchen zum Vorbilde zu nehmen, deren einen ich verächtlich die Achſeln zucken ſah, als ihm ein Spieler für ein geholtes Glas Waſſer nur einen halben Gulden gab. Wahr-

ſcheinlich hatte er einen Louis oder Fréderik erwartet. An den meiſten Abfütterungsſtellen iſt außerdem das Trinkwaſſer und der Wein, wegen der Nähe ſo vieler unterirdiſcher warmer Quellen neben den Kellern, lauwarm, ſo daß es für uns ein wahres Bedürfniß geworden war, in der Abendkühle einen ziemlich weiten Spaziergang zu machen, und ſtatt dieſes durch Röhren hergeleiteten matten Getränkes, einen Schluck friſchen Quellwaſſers am ſchattigen Waldabhang zu genießen.

Ein geſchenter Reſtaurant, der ſich entſchlöſſe, das leidige Dinerſyſtem von Süddeutſchland aufzugeben, und ſelbſt für hohe Preiſe, wenige, aber ſorgfältig zubereitete, reichliche kurgemäße Schüſſeln zu bieten, könnte ſich in wenigen Jahren einen reichen Mann nennen. Alles, was aus Norddeutſchland zur Kur käme, würde in ſein Revier fallen, denn die Gewohnheiten unſerer Mitbürger und Landsleute haben ſich in dem letzten Jahrzehnt ſo verfeinert, daß die übliche ſtatutenmäßige Abfütterungsmanier der Süddeutſchen uns auf das Aeußerſte widerſteht. Wir wollen aber damit den Wiesbadenern keine Unarten geſagt haben. Der Mangel an Präciſion und Geſchmack liegt von Hauſe aus in den Leuten. Man überraſche z. B. einen reichen Hotelbeſitzer, alſo einen Mann aus der Klaſſe, welche bei uns vorzugsweiſe zu „leben“ weiß, wenn er eben mit ſeiner Familie bei Tiſche ſitzt und man wird ſich ſchwerlich ferner über die eigene Ver-

pflegung beklagen. Wenn kein Mittagstisch für Fremde im Hause stattfindet, bemerkt man auf dem Tische des reichen Mannes eine tiefe plumpe Schüssel dürftig gekochten Gemüses, ein Stück Fleisch, nicht von den delikatesten Theilen des Thieres und eine Masse des landesüblichen Salates, nebst grobem unschmackhaftem Brode.

Alle dergleichen Uebelstände für Patienten sucht die Administration der Bank von Nachmittag an, auf ihre Rechnung, durch mannigfache Zerstreuungen gut zu machen. Auf dem Balkon des Kurhauses trompetet täglich die Nassauische Militairmusik, welche für diese Kunstleistung, nebst ihrer Mitwirkung bei den Bällen, jährlich die runde Summe von 18,000 Gulden erhält, während sich für 2000 Gulden weniger, ein tüchtiges Orchester von Streichinstrumenten herstellen ließe, das dem Gehör kunstsinniger Kurgäste weit weniger beschwerlich fallen würde. Zweimal wöchentlich finden Bälle statt: am Mittwoch ohne sonderliche Toilette, unter Betheiligung der Wiesbadener, deren Tanzsaison mithin im Sommer gefeiert wird, am Sonnabend mit großer Toilette im kleineren Redoutensaale für die Fremden. Beide sind unentgeltlich, gleich den von der Administration veranstalteten Concerten, bei denen nur Frack und weiße Cravatte unerläßlich zu sein pflegt. Etwa alle vierzehn Tage werden ansehnliche Feuerwerke, entweder auf den Inseln in dem Bassin

hinter dem Kurhause, oder auf der vorderen Stadtseite desselben abgebrannt. Letztere sind gemeinhin die größeren und enden stets mit einer bengalischen und Strontianbeleuchtung des Platzes, der Kaskaden und Kolonnaden.

Um zwölf Uhr streckt Alles in Wiesbaden die müden Glieder aus und der letzte Laut in jedem Bathotel rührt von der Bürste des Hausknechtes her, der für den nächsten Morgen pränumerando die Stiefel putzt.

Ein Hauptreiz des Aufenthaltes in einem Badeorte, wer kann sagen, ob nicht gar ein eigenthümliches Heilmittel, liegt für bewegliche und unruhige Geister in dem Gefühl und Bewußtsein der Heimathlosigkeit. Bei der Ueberfüllung der meisten Lokalitäten in ein kleines, glühend heißes Zimmer gebannt, das hart neben einem viel betretenen Gange des Hotels liegt und bei Tage von der unerbittlichen Sonne, bei Nacht durch ein Fenster über der Thür von Reflexen einer Gasflamme ewig erleuchtet wird, unaufhörlich gestört durch dumme und zur Unzeit dienstfertige Domestiken, durch rücksichtslose und und unverschämte Besucher aus allen Gauen des gelangweilten Deutschlands, geängstigt durch Arbeit und Postabgang, erzeugt sich im Geiste nach und nach ein grauenhafter Haß gegen die Stätten, wo badende Menschen wohnen, essen, spielen und schwatzen, ein siegreiches Gefühl vollständiger Vereinsamung und der wehmüthige Drang, sich der allbarmherzigen Mutter Natur in die

Arme zu werfen und um Troſt bettelnd in ihr lächelndes Auge zu ſchauen.

Wenn der Badegaſt ſich unter kräftiger moraliſcher Hülfe von kleinen ſteinharten Sopha's, unabgewiſchten Schreibtiſchen, erſt ſpät gegen Abend gereinigten und aufgeräumten Zimmern, lauwarmem Trinkwaſſer und hartem Kuhfleiſch bis zu dieſem Standpunkte des Kurhauſes durchgearbeitet hat, iſt er für die übrige Zeit gerettet. Er hat die erſten aber ſchweren Prüfungen der Freimaurerei der Heilquelle überſtanden, ſchließt ſeine Papiere und Effekten in den Koffer, füllt ſeine Cigarrentaſche mit einer edlen Havannahſorte, die ihm ein feinfühlender, den tiefen Badejammer verſtändnißinnig begreifender Freund, der ſich ſelbſt höchſt ſinnig „der kleine Gerolt“ nennt, als eine wohlthuende Mahnung an die reichen, tröſtlichen Gaben des göttlichen Berlin in das Naſſauiſche nachgeſandt hat, knöpft den Rock über der weiten öden Sahara in ſeiner Bruſt zu, ergreift Paletot und Stecken und verläßt den Ort, entſchloſſen, nicht vor Mitternacht wiederzukommen. Sein Weg führt ihn, wenn er nicht an dem Mordſchauplatz der Spielbanken vorbeikommen will, zu der Brunnenpromenade, und hier ſtellen ſich ihm etwa 30 bis 40 geſattelte Eſel mit rothen Schabracken, und zwei Zelter, d. h. zwei alte ſteife braune Wallache, die unangebunden ſtundenlang gezäumt in der Sonne ſtehen und auf leichtgläubige Reiter warten

zur Dispoſition. Sofort erheitert ihn ungemein das lebhafte freie Pendelſpiel der Eſelſchwänze, womit ſie ſich die Fliegen abwehren. Es iſt das erſte Zeichen der Genialität, das ihm aufſtößt, eine anmuthige Tändelei der liebenswürdigen Laune, welche die Zelter vergebens nachzuahmen ſtreben, da ihre Schwänze ihnen durch die unbegreiflichen Fügungen des Lebens längſt abhanden gekommen ſind. Der Badegaſt widerſteht dieſem verführeriſchen Anerbieten, ihn beriten zu machen, er will die eben herbeieilenden jungen Damen auch nicht eines Eſels berauben und ſchlendert gelaſſen weiter. Die Straße endet, und zwiſchen lieblich begrünten Hügeln mit gaſtlich liegenden Landhäuſern thun ſich zierliche Bleichplätze auf, die mit der weißen Leibwäſche aller Vertreter des eleganten Europa's bedeckt ſind. Hat der menſchenſatte Spaziergänger vielleicht ſein kleines Fernglas bei ſich, ſo wirft er ein Auge auf dieſe Wäſche und macht die Entdeckung, daß Hemden ſelbſt von diſtinguirteſtem Schnitte und feinſter Leinwand bisweilen ſehr geflickt ſein können. Allein er hält ſich aus Diskretion dabei nicht lange auf, ſondern ſteigt gemächlich den breiten Fußpfad des Neroberges hinan, von deſſen umlaubtem Abhange ihm die fünf vergoldeten Kuppeln einer byzantiniſchen Kapelle fremdartig aus ehrlichem Eichen- und Buchengrün entgegenblicken.

Der Weg iſt ausgetreten, aber einſam vereinzelte

Nußbäume leihen ihm ſtellenweiſe Schatten, und eine wonnige Kühle fächelt aus Waldſchatten und Weinbergen darüber hin. Bald iſt, an einem Beſitzthum vorbei, auf welchem ein edler Wein, der Neroberger, gen Süden gelagert, lächelnd verſchwiegen, tief in helles Laub gebettet, dem Becher entgegengreift, die Höhe erreicht, und es eröffnet ſich eine angenehme Ausſicht auf das im Thal von freundlichem Baumſchlag umkränzte Wiesbaden. In der Mitte eines freien ebenen Platzes liegt die Kapelle. Die Sonne ſpielt ſtrahlend um das neue Geſtein ihrer hohen Wände und der ſtolzen Goldächer, die Vögel flattern im Athem des Spätnachmittages muthwillig umher, in blauer Ferne blickt neben den röthlichen Thürmen von Mainz der ſilberne Rhein, die Scene athmet Glück und Frieden, und doch iſt dieſer Frieden nicht mehr der fröhlicher, zufriedener Menſchen, die hier nach Tagesmühe und Laſt zu ihrem Gott beten gehen; das glänzende, ſtolze Haus an dieſer heitern Stätte iſt nur ein Mal der Erinnerung, ein Zeichen ſchrecklicher Stunden, ein ernſtes Grabmonument.

Der regierende Herzog von Naſſau war in erſter Ehe mit einer Nichte des Kaiſers Nikolaus vermählt. Dieſe junge Frau beſaß die ganze Liebe des Fürſten; die Ehe der beiden Gatten trug jenes Anſehen von moraliſcher Vollkommenheit, wie ſie in unſerer Zeit als ein ſchönes Zeichen des gehobenen ſittlichen Bewußtſeins

dieses einst so verkommenen Standes, in vielen Ländern Europa's zur Freude ihrer Bürger als Muster leuchtet. Jene blinde düstere Erbarmungslosigkeit der Natur, daß in einigen Fällen eine Mutter ihr Kind nicht zur Welt zu bringen vermag, machte dem kurzen Traum von Glück ein Ende. Wie Augenzeugen berichten, soll das Schauspiel erschütternd gewesen sein, wie die Leiche der zu frühe Geschiedenen im Paradesarge, mit dem todten Körper des nicht geborenen Sohnes zu ihren Füßen, im Schlosse aufgestellt war, wie der Herzog von Gram niedergebeugt, sich hinter dem Leichenwagen herschleppte, wie der lange Zug der aufrichtig Leidtragenden sich durch die kleine Stadt zog und die erste und geliebteste Frau betrauerte. Später sind ihre Reste an dieser Stätte beigesetzt worden. Die Prinzessinnen des russischen Kaiserhauses ändern, wenn sie einen Fürsten niedrigeren Grades heirathen, nicht ihre Religion, daher ist die Kapelle dem griechischen Kultus geweiht, und nicht allein in der dazu gehörigen Bauart errichtet, sondern auch mit allen Ornamenten dieser Kirche ausgestattet. Das elegante Innere erinnert augenblicklich an die so reich verzierte Kirche dei Gesuiti zu Venedig, dem Bauwerk Manini's, des letzten Dogen von Venedig. Dieselbe glatte Pracht, dieselbe nüchterne Heiterkeit des Reichthums. In einer Seitenkapelle zur Rechten des Altars ruht die Fürstin, und über ihrer Gruft steht ihr Denk-

mal, eine Copie des unendlich vollkommneren Monumentes der Königin Louise. Die genannte Arbeit Hopfgartens iſt kahl und roh in der Auffaſſung, eben nicht mehr als das ſaubere Werk eines geſchickten Steinmetzen; ſie erinnert in nichts an die tragiſche Combination, die ſie einſt ins künſtleriſche Leben gerufen hat. Nur zu leicht verſchmilzt der ſich ſelbſt täuſchende Beſchauer die in ihm durch die Erzählung der ſchmerzlichen Begebenheit hervorgerufene Richtung, die ergreifenden Betrachtungen über das Loos einer ſo jugendlichen, anſcheinend nur für den langen und reichen Genuß aller vermeintlichen Lebensgüter gebornen Frau, die Fernblicke auf ihre hohe Abſtammung und das ergreifende Ende ihres kaiſerlichen Onkels, den das Schickſal als im vollen Bewußtſein Sterbenden über die Unzulänglichkeit aller materiellen Macht noch im letzten Augenblicke belehrte, mit dem Wenigen, Unvollkommnen, das hier eine fertige, aber nicht von Geiſt belebte Künſtlerhand geleiſtet hat.

Ueber das ſonſtige geſammte Innere läßt ſich viel Gutes ſagen; das koſtbare Material iſt mit ebenbürtigem Geſchmack behandelt, und die ſtrengen Regeln des Styles ſind von dem geſchickten Baumeiſter mit wiſſenſchaftlicher Conſequenz beobachtet worden. Wahrſcheinlich wird das nach hundert Jahren lebende Geſchlecht von dem ganzen architektoniſchen Charakter tiefer ergriffen ſein. Dann hat die Zeit das ganze Haus mit jener

ernsten Farbe des Einflusses der Elemente gezogen, die Gebrechlichkeit der Dinge hat gewisse nothwendige Mängel und Lücken erzeugt, ohne die der menschliche Geist selten an die eigene Schwäche erinnert wird, und um dies jetzt so gleichgültige Marmorbild, dessen köstliches Original noch so viele persönlich gekannt haben, schwebt schon die Sage. Wenn dann die jungen Buchen des nahen Bergabhanges als alte ernste bemooste Stämme dastehen, fühlt sich der wieder ins Freie tretende Pilger vielleicht eher zu einem poetischen Aufschwunge angeregt, und scheuer betritt die Neugier die geweihte Stätte.

Es geschehen dort ohnehin mancherlei Dinge, die als ungehörig bezeichnet werden müssen. Das Hauptvergnügen der heraufsteigenden Menge besteht darin, durch rothe Gläser in dem südlichen Portal die Landschaft zu betrachten und sich an dem grellen Farbenspiel zu erfreuen. Wiesbaden setzt in diese rothen Gläser eine Art Stolz. Auch der Grabeswächter, ein langer junger Mann von fashionablem Aussehen, vermehrt nicht die angestrebte Feierlichkeit des Ortes. Er entwickelt bei einer angeborenen Anlage zum Jähzorn, nicht allein eine unter Umständen verzeihliche Grobheit, sondern läßt sich auch zu unverzeihlichen Thätlichkeiten fortreißen. So ergriff er einen uns bekannten liebenswürdigen und gebildeten Berliner Mitbürger, der angeblich zu stark um Einlaß an die Kapellenthür geklopft hatte, und warf ihn

hinaus. Sein Schwager, ein hieſiger junger Buchdruckereibeſitzer, der ſehr natürliche Einwendungen machen wollte, theilte daſſelbe Schickſal, und es fehlte nicht viel, daß auch ſeine junge Frau, als Dritte im Bunde, ihnen die Treppe hinab nachgeflogen wäre. Ein ähnlicher ſtrenger Aufſeher von Monumenten iſt uns noch nicht bekannt geworden, und wir ſtehen nicht an, zu ſeinem Ruhme und zur Warnung für die anklopfenden Badegäſte der nächſten Saiſon hiermit ſein Lob zu ſingen.

Durch ſchattige Waldgänge gelangt man auf die Höhe des eigentlichen Neroberges. Es mag dahin geſtellt bleiben, inwiefern es mit der vorgeblichen Niederlaſſung Nero's an dieſer Stelle ſeine Richtigkeit hat. Die geſammte Gegend leidet ohnehin ſo ſehr unter römiſchen Erinnerungen und Alterthümern, daß man ſehr bald zu einiger Nachſicht geſtimmt wird. Gegenwärtig mahnt nichts mehr an die einſtigen Herren der Welt. Nach der baumfreien Gegend des Berges hin iſt ein Ausſichtstempelchen errichtet, und auf dem kuppenförmigen Gipfel ſelber werden unter ſchönen alten Eichen Volksfeſtlichkeiten, z. B. am Geburtstage des Herzogs, gefeiert. Dann tummelt ſich die Menge bei einer derben Muſik umher, die auf einer oben in den Zweigen errichteten Tribüne ſitzt, bei Bier und urſaurem Wein werden von einem militairiſchem Bardenchore Lieder geſungen, Leute aus allen Ständen ſitzen fröhlich und verträglich bei-

sammen, die blau und orange gestreiften zahlreichen Fahnen bilden einen angenehmen Kontrast mit dem dunkeln Grün der Vegetation, die Kinder rollen muthwillig im Grase umher, und auf der knorrigen Wurzel eines alten Eichstammes sitzt der vereinzelte Kurgast einsam und läßt den Blick in die fernen, blau verduftenden Gauen des Rheinlandes und zu dem lichten Streifen des Rheinstromes schweifen.

Ein Abstecher nach Hochheim.

Wenn man von Mainz nach Frankfurt fährt, locken die auf dem nächsten Stationsgebäude hinter Castel an der Wand prangenden Sylben „Hochheim" auf allen männlichen Gesichtern ein freundliches, durch und durch wohlwollendes Lächeln hervor. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein", als die Namen blutiger Schlachten, gräulicher Mordthaten und Unglücksfälle, berühmter Begräbnißstätten und furieuser Begegnungen merkwürdiger Menschen — dieser unschuldige Ort ist nie mit Blut befleckt und nie mit zweifelhaftem Ruhm von Thaten und Gedanken umkleidet worden, aber es wächst in seinem Umkreise ein gar vortrefflicher Wein und geistreiche Sterbliche haben dort eine große Champagnerfabrik angelegt. Bei meiner Verehrung für die Gaben der Natur hatte ich mir längst das stille Gelübde abgelegt, diesen mit so vielen natürlichen Anlagen begabten Ort gelegentlich zu besuchen und nach Kräften zu durch-

forſchen. An einem Sonnabende, als bereits von Seiten unſerer Kurpfleger alle Vorſchriften einer vernünftigen Medizin ſchmachvoll verletzt worden waren, begab ich mich in Geſellſchaft eines liebenswürdigen Künſtlers, der gleich mir gründlich „bademüde" war, und ſich gleichfalls nach einer gehörigen Beleidigung der Kur ſehnte, von Mainz aus nach Hochheim.

Der Zug hielt pflichtſchuldigſt an, ſetzte uns Beide allein, an dem Abhange der weltbekannten Rebenhügel ab und entfernte ſich dann mit dem gewöhnlichen polniſchen Abſchiede. Der Contraſt war großartig und beluſtigend. Vor zehn Minuten hatten wir uns unter einigen tauſend öſterreichiſchen und preußiſchen Soldaten umhergetummelt und alle möglichen deutſchen Bauerndialekte genoſſen, jetzt ſtanden wir in tiefer Einſamkeit im Schatten des kleinen Stationsgebäudes der Eiſenbahn und ertrugen die mitleidigen Blicke des Beamten, der uns für zwei Stillwahnwitzige, die ihren Wächtern in Wiesbaden entflohen waren, zu halten ſchien. Da wir aber nur allzugut wußten, was wir wollten, brachte die heroiſche Entſchloſſenheit, die aus unſerem Weſen ſprach, den guten Alten auf andere Gedanken. Er öffnete ſanft lächelnd die unter Weinlaub nach der Landſtraße führende kleine Thür und entließ uns ohne eine Frage. Wußte er doch, daß wir ihm nicht entgehen konnten und daß wir mit dem um 7 Uhr Abends von Frankfurt vorbei-

kommenden Zuge entweder ſelber heimkehren oder von andern Leuten zurückgebracht werden mußten.

Es war halb drei Uhr Nachmittags und die Sonne von 1857 lächelte in ihrer gnädigſten Laune. Wir ſtiegen langſam, wie Maus und Kröte in der alten Sage, den ziemlich ſteilen Berg hinan und ſpürten nach kurzer Zeit, nicht das urſprüngliche Verlangen nach edlen Weinen und Sekt, ſondern nur nach friſchem Waſſer. Kaum hatten wir mit einiger Verſchämtheit gegenſeitig unſere Wünſche ausgeſprochen, als ein liebliches Murmeln erſchallte, und aus einer gemauerten Niſche rechts unterhalb einer ſaubern neuen Weinbergsanlage, ein klarer Quell in ein Granitbecken traf. Man muß drei Wochen nur warmes Wiesbadener Waſſer genoſſen haben, um dieſe unſchätzbare Spende zu würdigen, und wer gleiche permanent lauwarme Lebens- und Schwitzſituationen durchgemacht hat, wird nicht über das Unedle und Niedrige des Gleichniſſes murren, wenn ich ſage, daß wir Beide wie Kamele tranken, die nach mehrtägigem Marſch durch die Wüſte in einer Oaſe angelangt ſind. „Es iſt unglaublich, was für eine Menge Waſſer der Menſch vertragen kann!“ ſagte mein Begleiter und beugte abermals ſein ernſtes romantiſches Haupt unter das blanke Metallröhrchen der Quelle. Nach dieſer rechtzeitigen Erfriſchung ſchritten wir mit einer verbeſſerten Weltanſicht weiter und erreichten nach einigen Minuten das

Thor von Hochheim. Ich kann nicht sagen, daß uns etwas Besonderes daran auffiel, weder römische noch deutsche Inschriften; das Thor war von jenem gleichgültigen, nichtsnutzigen Alter, das Menschen und Gebäuden gleich schlecht steht. Aber es besaß dennoch einige unschätzbare Vorzüge, nämlich einen absoluten Mangel an Thorflügeln, an Wachen, an Accise und Polizei; noch niemals habe ich ein gastfreieres, einladenderes, altes Thor gesehen und es hat gewissenhaft Wort gehalten: Ehre, wem Ehre gebührt.

Die Bevölkerung von Hochheim schien augenblicklich nicht zu Hause zu sein und der gute Ort wurde nur von einigen alten Amazonen bewacht, welche ihre Mußestunden mit Straßenfegen ausfüllten und nebenbei auf das jüngere Hochheim Acht gaben, dessen Höschen am geeigneten Ort nicht allzu reinliche Leinwandproben zeigten. Unsere gute Laune und der Umstand, daß mein Gefährte sofort die Bleifeder zog und einen der drolligsten Strohfinken für sein Album abconterfeite, machten uns augenblicklich höchst volksthümlich, und bald sahen wir uns von einer kleinen Versammlung alter Weiber und Straßenkinder umringt, die uns bereitwillig das Geleit nach der Champagnerfabrik gaben. Wir zogen durch den kleinen Ort, der hinter seiner schlichten und unscheinbaren Bauart nicht ganz die herrschende Wohlhabenheit der Leute verstecken kann, und langten in Be-

gleitung eines Häufleins von Backfischen, die den Kaffee für ihre Väter nach der Fabrik trugen, bei dieser selber an.

Das Etablissement liegt am Ende von Hochheim auf dem Gipfel des Bergrückens außerordentlich frei und schön, und gewährt eine weite Aussicht auf alle jene ausgezeichneten Weingegenden, deren kostbarstes Gewächs am Orte selbst gezogen und gepflegt wird. Die Fabrik besteht seit dem Jahre 1836 und ist von den Herren Burgeff und Schweickardt gegründet, Letzterer hat sich jedoch zurückgezogen und an seine Stelle ist eine große süddeutsche Bank getreten, die mit dem erstgenannten Besitzer gemeinschaftlich dem Geschäfte durch bedeutende Geldmittel einen glänzenden Aufschwung gegeben hat. Der geschäftliche Inspicient des Ganzen ist aber Herr Tresel, ein liebenswürdiger und vielseitig gebildeter Mann, der uns sofort auf das Zuvorkommendste empfing und in der gesammten Fabrik umherführte.

Bei dem großen Absatz der hier fabricirten Weine, der gegenwärtig jährlich schon auf eine halbe Million Flaschen steigt, reichen natürlich die kleineren Gewächse des Ortes nicht aus, und es sind erhebliche Ankäufe geeigneter Sorten aus den Gegenden des Rhein- und Mainlandes nothwendig. Abgesehen von dem Weine selber, betragen die Herstellungskosten für jede Flasche etwa einen halben Thaler, so daß der fertige Wein von der Fabrik etwa für den Preis von 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

bis 1 Thlr. 10 Sgr. abgelassen werden kann. Da aber das Vorurtheil gegen jedes deutsche Fabrikat kaum mehr auszurotten sein dürfte, so sieht sich die Fabrik genöthigt, die meisten ihrer Weine unter französischem Namen courfiren zu lassen, was der Mehrzahl der heutigen Fabrikanten jenseits des Rheines nur zur besonderen Empfehlung gereichen kann. Obwohl eine beträchtliche Menge des Productes im Vaterlande bleibt und unter den tönenden Firmen des Auslandes ausgeleert wird, geht doch eine überwiegende Anzahl Flaschen über See, nach England, Indien und Südamerika. Die ganz leichten französischen Champagner halten nämlich meistentheils die Temperatur der Tropen nicht aus, während der kräftigere rheinische Wein dem deutschen Schaumweine eine solide Grundlage verleiht, die ihn nicht allein vor dem nachtheiligen Einfluß der Hitze schützt, sondern auch seine Fortentwickelung auf der Flasche begünstigt, so daß dieser Wein in jenen Gegenden vervollkommnet erscheint und den echten Champagnern, unter deren Aegide er natürlich gleichfalls auftritt, von den feiner unterscheidenden Händlern vorgezogen wird.

Nachdem wir uns mit Grubenlichtern bewaffnet hatten, verließen wir die freundlichen, sehr sauberen überirdischen Räume der Fabrik und stiegen in die, mehrere Stockwerke tiefen Gewölbe hinab. Unter den Heerschaaren der hier aufgethürmten Fässer und Flaschen läßt

ſich der Bildungsprozeß dieſes anziehenden Weines ziemlich genau verfolgen. Dort in jenen koloſſalen Stückfäſſern liegt gleichſam das Rohmaterial des noch nicht vollkommen entwickelten jungen Weines. Jene vielen Hunderte von Ochſoften ſtellen die Knabenjahre der Lehre und Erziehung vor; dann wird der mit Mühe gezähmte Schüler auf die Flaſche gebracht und täglich auf das Sorgfältigſte inſpicirt. Die mit ſehr ſtarkem Bindfaden zugeſchnürten Flaſchen liegen auf feſten Geſtellen zu Tauſenden in Reihen übereinander und zwar mit dem Boden etwas höher. Dieſe Geſtelle ſind ſo gebaut, daß jede einzelne Flaſche ſich leicht von den Händen des Arbeiters erreichen läßt. Es gehört eine nur durch lange Uebung zu erreichende Fertigkeit dazu, die Flaſche am dicken Ende ſachte mit den Fingern aufzuheben und ohne die Mündung von ihrem Stützpunkt zu entfernen, ſie raſch und kräftig zu ſchütteln. Dieſe tägliche Motion, die ſich der künftige Sect machen muß, befördert die chemiſchen Vorgänge im Wein und den ſtarken Niederſchlag aus der Gährung. Nun folgt eine ſorgfältige Prüfung und Verſetzung in eine höhere Klaſſe, aber zugleich tritt der ungezogene Burſche in die gefährlichen Flegeljahre. Faſt ſcheint es, als ob alle bisher an ihn gewandte Mühe verloren ſein ſollte. Er beträgt ſich äußerſt ungezogen, und das Knacken und Klirren zu Boden fallender Glasſcherben verräth uns, während

wir durch diese hohen und dunklen Schulstuben tappen und die Hand vorsichtig vor das flackernde Grubenlicht halten, die sehr problematischen Erziehungsresultate. Im Allgemeinen werden jedoch die Hoffnungen der Erzieher nicht ganz getäuscht und nur eine Minorität widerspenstiger Flaschen geht zu Grunde und läßt ihren Inhalt in die kleinen Vertiefungen am Fußboden laufen, aus denen er wöchentlich mehrmals geschöpft und zur Fabrikation eines sehr feinen Essigs angewandt wird. Die Majorität der Zöglinge wird zum Abiturientenexamen zugelassen. Das Lokal, in dem diese Feierlichkeit vorgenommen wird, ist anständig vom Tageslicht erhellt und zeichnet sich durch eine heitere Physiognomie aus. Die Commission, die den langgequälten Gymnasiasten des Rebenreichs jetzt unter die Hände bekommt, ist aber wohlwollender, als ihre Colleginnen in gewissen anderen Fächern; der abgehende Scholar leidet nicht die gewöhnlichen Qualen der Schule. Beschreiben wir kurz den ihm vorgeschriebenen Weg.

Zuerst packt ein vor einer ganz geheimnißvoll aussehenden Nische stehender Mann jede ihm zugereichte Flasche, löst den jeden Pfropfen haltenden Bindfaden, und läßt jenen gegen die Wand der Nische explodiren. Wir treten neugierig näher und begreifen alsbald den Zweck des Verfahrens. Zugleich mit dem Kork werden nämlich durch die sich hastig entwickelnde Kohlensäure

alle letzten Ausscheidungen des Weines gewaltsam gegen die polirte Wand geschleudert und fließen in eine steinerne Wanne, aus der sie gleichfalls zur Essigfabrikation wandern. Bewundernswerth ist die große Sicherheit des Arbeiters, der ungeachtet der äußersten Geschwindigkeit des Verfahrens, nie ein Atom Unreinigkeit in der Flasche zurückläßt, aber auch nie einen Tropfen mehr, als nöthig ist, verschleudert. Ein rascher Blick durch die in die Höhe gehaltene Flasche bestimmt seine taschenspielerartig schnelle Handbewegungen. Jetzt gelangt die Flasche zum Katheder eines ernsten Chemikers, der hinter einem großen Kessel, voll von einer goldbraunen durchsichtigen zähen Flüssigkeit sitzt, und ein größeres und ein kleineres Maaß handhabt. Der noch bitterliche und nur wild aufbrausende Wein erhält hier den sogenannten Liqueur, den nothwendigen Zusatz von Weingeist, ein Gemisch von Cognac und Zucker der ausgesuchtesten Beschaffenheit. Je nach ganzen und halben Flaschen wird mit den beiden Blechmaaßen gewechselt. Kaum hat der Abiturient Zeit, die höllisch starke und süße Mixtur hinunter zu schlucken, wobei die Genauigkeit, mit der jede Flasche gleich voll wird, auf den Zuschauer wieder sehr erfreulich wirkt, so packt ihn auch schon ein äußerst gewaltsamer Wüthrich und schlägt ihm, mittelst einer eisernen Maschine, die den vorher gebrannten und weichgekochten Pfropfen momentan zusammenpreßt, mi

einem Hiebe des hölzernen Hammers, einen Kometenkork in den offenen gläsernen Mund. Wahrscheinlich würde sich der leidenschaftliche Zögling dieses beleidigenden Zwangsapparates schon in der nächsten Viertelstunde entledigen, wenn ihm nicht sofort der Mund mit Bindfaden geschlossen und mit starkem Drath zugeschmiedet würde. So weit unschädlich gemacht, bekümmert sich das männliche Geschlecht nicht weiter um ihn; er ist hinreichend gesittet, um sich in Damengesellschaft anständig zu betragen. Wir finden ihn zuerst hart vor der Thür in das Treiben der Welt, noch einmal in einem stillen Kreise von jungen Mädchen, die ihm eine glänzende Staniolperrücke aufsetzen, und seinen runden Bauch mit einer wunderschönen Etiquette in vielen Farben, Gold und Silber bekleben. So geschmückt legt er sich in einen Korb oder eine Kiste zu 24 oder 49 Gesinnungsgenossen und tritt seine große Tour an.

Unter den gewöhnlichen angenehmen Empfindungen, welche eine erhaltene Belehrung hervorzurufen pflegt, stiegen wir wieder an die Oberwelt, allein wir beanstanden nicht zu erklären, daß die Empfindungen, die aus der persönlichen Bekanntschaft mit einigen uns vorgestellten Zöglingen der Champagnerfabrik hervorgingen, noch angenehmer waren. Regte uns die köstliche Aussicht aus den geöffneten Fenstern des Salons auf die entzückenden grünen Gegenden des Rheins und Mains so

an, war es der nicht gründlich genug am Quell vor Hochheim geſtillte Durſt, oder endlich die Trefflichkeit des Weines ſelber; genug, nie hatte uns ein Sect beſſer geſchmeckt und mit einer wahrhaften Rührung riſſen wir uns von dem liebenswürdig plaudernden Gaſtfreunde und der gemüthlichen Stätte los, um in das Weichbild der Stadt Hochheim zurückzukehren.

Wir vermieden jetzt die engen heißen Straßen des kleinen Ortes und begaben uns durch die berühmten Weinberge nach der Domdechanei. Neben den Weinen dieſes ehemaligen mönchiſchen Inſtitutes werden auf dem ſogenannten Schloßſtück und Bachſtück gleichfalls hochausgezeichnete Sorten gezogen, allein der allervortrefflichſte Rebenſaft entſprießt doch nur der nächſten Umgebung der Kirche. Einmal iſt dieſe glückliche Stelle durch die hohen Mauern des Bauwerks vor dem Nordwinde geſchützt, andererſeits iſt ſie ſo glücklich gelegen, daß ihr den ganzen Tag über kein Sonnenſtrahl verloren geht. Die merkwürdige Temperatur des Sommers hatte denn auch einen wahren Ueberfluß der köſtlichſten Trauben erzeugt, die um den Fuß der niedrigen ſtarken Pfähle, an welchen man den Rhein entlang die Reben aufzuziehen pflegt, in maleriſchen Bündeln hingen und von dem das Auge köſtlich erfriſchenden, ſaftig grünen Laubwerk leicht beſchattet wurden. An der ungemeinen Reinlichkeit der Boden- und Pflanzenbearbeitung erkannte

man, welch' einen hohen Werth die Besitzer ihrem Produkt beilegen und wie sie sich selbst die äußersten Mühen nicht verdrießen lassen, den Wein zu hegen und zu pflegen. Es war ein wahrer Genuß, sich neben dem Fußpfade auf einen alten behauenen Stein, vielleicht das Grabmalsfragment irgend eines verschollenen Dechanten zu setzen und die Blicke in diese vegetabilische Fülle und Ueppigkeit zu versenken. Mein Begleiter vom Griffel widerstand denn auch nicht der Versuchung, eine Skizze der Landschaft auf das Papier zu werfen, während ich den Boden untersuchte und mich freilich über den Bacchussegen nicht weiter wunderte, als ich entdeckte daß ein etwa drei Fuß starker Lettenboden seine Grundlage sei.

Man muß sich übrigens keine zu weitgreifende Vorstellung von dem Ertrage der genannten Grundstücke machen. Die drei Elitestellen betragen nicht mehr als sechszehn Morgen, und die höchste Erntespende des ganzen Hochheimer Gewächses beträgt in den reichlichsten Jahren nur 600 Stückfaß. Wie so mancher ehrliche, wenn auch gute Tropfen Bauernwein aus dem Oertchen mag nicht unter der stolzen Firma „Hog" auf die silberbeladene Tafel des edlen englischen Lords als Domdechant oder Schloßwein spazieren!

Nachdem der Maler seine Zeichnung und ich meine Beobachtungen vollendet hatte, marschirten wir auf die neben der Kirche liegenden Gebäude los und standen

bald vor einer sehr ungastlich aussehenden und höchst vornehm zugeknöpften, d. h. mehrmals verschlossenen und verriegelten Thür. Durch das Gitter sahen wir in einen gepflasterten, aber stark mit Gras bewachsenen Hof, der uns belehrte, daß der Verkehr an diesem Orte in gewisse bescheidene Grenzen gebannt sei. Wenn auch die geistlichen Besitzer der gesegneten Stätte längst dort hinübergegangen waren, wo man so leidige Bedürfnisse, wie Trinken, namentlich von edlen und feurigen Weinen ist, sich durchaus abgewöhnt hat, wehte doch noch ein sanfter elegischer Hauch jener glücklichen Vergangenheit, wo der hier gewonnene Wein auch hier an Ort und Stelle aufgesogen sein mochte, um die alten Mauern. Wer sich viel in Klosterruinen, Kreuzgängen und Kirchen umhergetrieben hat, wittert sofort den edlen humoristischen Geist der „Mönche“ der Vergangenheit heraus. Stille, Kühle, Schatten und die Traubenzähre über diesem oder jenem verwitterten Grabstein, und man sieht sie aus jener Pforte treten — doch es trat trotz alledem niemand hervor und ließ uns ein.

„Es wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als umzukehren und den weiten Weg durch die Weinberge zurückzugehen, — kein Vergnügen bei 26 Grad Réaumur —“ sagte der Maler.

„Und bei einer Flasche Sekt auf den Kopf!“ setzte ich hinzu.

„Machen wir noch einen Verſuch. Ich glaube, es iſt möglich, die Kirche zu umgehen und zwiſchen Mauer und Weinbergen auf die Landſtraße zu kommen.“

„Ehe wir zu dieſem verzweifelten Aeußerſten ſchreiten“, ſagte ich weislich überlegend, „laſſen Sie uns erſt ein anderes Mittel verſuchen. In den Zeiten, als hier wohlhabende geiſtliche Herren ſaßen und Leib und Seele mit allerlei guten Gottesgaben pflegten, war an dieſer Thür gewiß eine Glocke, und arme Pilger, wie wir, die ſo eben im Schweiße ihres Angeſichts vielen Champagner vergoſſen haben, durften dieſe Glocke ziehen; dann wurde ihnen gaſtfrei geöffnet, der Bruder Pförtner führte ſie zu dem Abte, der ſie willkommen aus Jeruſalem hieß und ihnen einen ſtrammen Imbiß reichen ließ. Sie ſehen ein, Freund Maler, daß wir eine Art Imbiß hier oder ſonſt wo haben müſſen.“

Der Maler machte dazu die erfreulichſten Gebehrden und Zeichen eines unverhohlenen Einverſtändniſſes.

„Gut, hören Sie auch das“, fuhr ich fort, „die Pilgerglocken und der Katholizismus ſind fort, der Proteſtantismus und die naſſauiſche Regierung ſind eingezogen; wir müſſen mit einer anderen Glocke läuten!“

Nach dieſen inhaltſchweren Worten zog ich einen kleinen ledernen Seckel aus der Taſche und vollführte mit den darin enthaltenen zahlreichen Kreuzerſtücken ein lebhaftes Sturmgeläut. War es nur ein leerer Zufall

oder wirklich die mächtige Wirkung dieser feierlichen Töne: plötzlich erschien ein schwarz gekleideter heiterer Mensch mittlerer Jahre, der wie ein Laienbruder aussah, an der hermetisch verschlossenen Thür und entpferchte unseren Weg. Dankbaren Gemüthes reichte ich ihm für seine Mittheilung zwölf Kreuzer, allein wie ward uns, als dieser angenehm und nicht ganz unbemittelt aussehende Nachfolger der Domdechanten, ob dieser Summe in eine wahre Phrenesie ausbrach und fortan, was seine mündlichen und thatkräftigen Herzensergießungen betraf, nicht mehr gestillt werden konnte. Statt uns auf unsere ernste Frage, wo hier ein nahes, aber gutes Gast- oder Wirthshaus zu finden sei, mit männlichem Ernste zu antworten, holte er schweigend, aber eilig einen großen Tubus herbei, zog ihn uns zu Ehren so lang aus, daß gar nichts dadurch zu sehen war, als verwaschenes dämmerndes Zeug, und ersuchte uns dringend die Gegend mit seiner Hülfe zu betrachten. Dann führte er uns in das Amthaus neben der Kirche, schleppte uns durch alle Zimmer, riß mit Macht alle Läden östlich, südlich und westlich auf und zwang uns förmlich aus allen Fenstern mit dem Tubus, den wir bei Leibe nicht optisch richtig zusammenschieben durften, die Gegend zu studiren. Obwohl nun gar nichts, auch nicht das Allermindeste, an und in diesem einfachen Hause, das im Spätherbste als herzogliches Jagdschloß dient, zu sehen war, blieb

uns doch nicht das Geringste erlassen und endlich in guter Champagnerlaune auf die telle Höflichkeit unseres Führers humoristisch eingehend, besahen wir zuletzt Alles so genau, daß dieser in begeistertes Erstaunen gerieth. Ich ließ ihn die Oefen aufmachen und die Stühle, wurmstichige, mit Oelfarbe gestrichene Holzbursche, umkehren, sich auf alle Sopha's setzen, um die harten Polster zu probiren und alle Glasperlen an dem winzigen Krystallkronleuchterchen in Bewegung setzen. Mein Maler lachte, daß er sich die Seiten halten mußte, aber der Führer war jetzt in eine solche Zwölfkreuzerbegeisterung gerathen, daß er uns in die Kirche schleppen und das Manöver von vorn beginnen wollte. Abermalige zwölf Kreuzer dämpften jedoch seine Leidenschaft; er wurde nachdenklich, dann ehrfurchtsvoll, zuletzt beinahe devot und führte uns auf ausgesprochenes Verlangen nach dem Gasthause. Wahrscheinlich hat er uns, verleitet durch den unglaublichen Betrag von 24 Kreuzern, für zwei incognito reisende kleinere deutsche Fürsten gehalten.

Das Gasthaus, wohin er uns geführt, machte ihm und der Stadt Hochheim alle Ehre; es war ein ehrwürdiges, klassisch reinliches Haus, älteren rheinischen Styles mit dunkelbraunen polirten Eichenschränken, gebohnten schweren Tischen, feinen weißen Servietten, silberglänzenden Messern und Gabeln, nebst einer prächtigen siebenzigjährigen Baucis. Wie glücklich war die

gute alte Frau, zwei luſtige Geſellen in ihren vier Pfählen zu haben, Geſellen, die nicht blos mit gefurchten Geſichtern und ſorgenvollen Stirnen um den Wein handeln, ſondern ihn vielmehr unbehandelt aus dem Keller heraufbringen laſſen und trinken. Freilich entſprach der ehrliche Gaſthauswein nicht ganz den idealen Erinnerungen, die in mir in Betreff einer unvergeßlichen Litreflaſche Domdechant (in Naſſau gilt das größere franzöſiſche Maaß) fortlebten, allein er ließ ſich mit Anſtand und Rückſicht auf ſeine traurige Jugend, welche in den letzten Jahren ſo viel von Näſſe und Kälte gelitten hatte, ſogar ſehr gut trinken und bekam uns, wie ſich allerdings erſt ſpäter auswies, ganz vortrefflich. Ja mein Freund ſah ſich endlich gemüßigt, in ſeinen Hochheimerſtudien nicht allzugründlich zu werden, und ſelbige durch einen proſaiſchen ſchwarzen Kaffee zu unterbrechen. Nachdem er ihn ſehr präcis und in trefflicher Qualität erhalten hatte, verließen wir unter den freundlichſten Segenswünſchen unſerer Wirtin das Haus, und in Begleitung jener barfüßigen jungen Garde mit zerfetzten Hoſen, die uns empfangen hatte, die Stadt. Die Sonne neigte ſich, die Gegend hüllte ſich in einen röthlichen Schleier, fern blinkte der Rhein und mittelſt des von Frankfurt heranrollenden letzten Zuges gelangten wir und zwei als Probe mitgenommene Flaſchen glücklich wieder in unſerem langweiligen Badeorte an.

Am Rosenlaubade.

Der Trieb der Menschen, Sammlungen von allerlei merkwürdigen oder werthvollen Dingen anzulegen, hat mich schon häufig in Gedanken beschäftigt. Da bauen sie sich aus Stöcken, Kupferstichen, Bildern, Meerschaumpfeifenköpfen, Holzschnitzereien, ausgestopften Vögeln, Schmetterlingen, Mineralien, Bernsteinstücken, Eiern, Medaillen, Autographen u. dgl. m. eine stille Welt zusammen und beleben sie mit wunderlichen gespenstischen Träumen, die keine Feder aufzeichnet, denn diese Sammler sind die schweigsamsten Leute von der Welt, und nur Gleichgesinnte werden zuweilen in ihre seltsamen Ideenkreise eingeweiht. Aber dieser Sammeltrieb äußert sich nicht allein bei jenen Leuten, die sich durch ihn in den zweifelhaften Ruf der Originalität gebracht haben; er regt sich mit größerer oder geringerer Kraft in der Brust jedes Menschen. In der nie verrinnenden Fluth des Wechsels aller Dinge und Gedanken stellt er das conservative Element unseres geheimsten Wesens dar. Jeder,

er ſei oder nenne ſich wie er wolle, bedarf eines ſolchen Zufluchtsortes und geheimen Hamſterſchatzes für die harten Winter und langen Nächte in allem Daſein, und ſo ſcharrt er zuſammen, was ſein Inſtinkt ihm als beſonders werth- und inhaltsvoll erſcheinen läßt. Ich kannte einen Mann, der ſein Leben über dem Einſammeln von Schachbüchern zubrachte, ſeltene Werke und geſuchte Ausgaben mit vieler Mühe, zahlreichen Reiſen und bedeutenden Koſten zu einer kleinen Bibliothek vereinte, darüber mit Perſonen in allen Gegenden der Welt correſpondirte, und in einer ſo eigenthümlichen Ideenwelt ein zufriedenes und geſundes Alter erreichte. Dieſer harmloſen, etwas ſtaubig antiquariſchen Manie mag ich wohl meinen eigenen Sammlertrieb entgegenſetzen, hinſichtlich deſſen ich wahrſcheinlich eine große Anzahl Geſinnungsgenoſſen in der Welt beſitze. Seit meiner Kindheit habe ich einen unwiderſtehlichen Hang, meine Phantaſie mit anmuthigen Landſchaftsbildern zu bereichern. Kein reizender Fleck einer Gegend verwiſcht ſich in meiner Erinnerung, und ich habe mich daran gewöhnt, in aufſteigenden melancholiſchen Momenten, wie ſie in der Zeitrechnung der Seele ſo häufig vorkommen, in meine geheimnißvolle Gallerie von Bedeuten zu flüchten, und indem ich mir bald dieſe, bald jene poetiſche Landſchaft ungemein deutlich vergegenwärtige, eine außerordentliche Beruhigung in allen möglichen körperlichen und geiſtigen

Leiden zu finden. Unter der großen Zahl solcher Bilder giebt es eine Reihe von Kabinetsstücken, die meiner Einbildungskraft besonders theuer und geläufig sind, und man wird vielleicht auch die Nachsicht und Duldung, welche die Gesellschaft für unschuldige Liebhabereien meistens hegt, walten lassen, wenn ich den Vorhang meiner wenig kostspieligen Sammlung lüfte und eine kleine literarische Ausstellung veranstalte.

Als ich vor sieben oder acht Jahren in Marienbad mit dem russischen General Sulima, einem vielgereisten hochgebildeten Militair, meine tägliche Morgenpromenade machte und mich an den lebendigen landschaftlichen Schilderungen erfreute, die der geistreiche Beobachter von den Küstengegenden Kleinasiens entwarf, kamen wir im Gespräche auch auf die Schweiz, und der General betonte mit einer besonderen Vorliebe die Anmuth des Rosenlauibades im Berner Oberlande. Mir waren auf einer Schweizerreise im Sommer 1856 diese anregenden Unterhaltungen ziemlich aus der Erinnerung entschwunden, als bei der Meldung meines Führers, daß wir bald im Rosenlauibade eintreffen müßten, die Worte des Generals in mir wieder lebendig wurden, und ich sofort meine ganze Aufmerksamkeit der Gegend zuwandte.

Seit länger als anderthalb Stunden waren wir durch einen einsamen Nadelholzwald geritten, dessen

düſterer Charakter die Stimmung in enge Schranken einſchloß. Die verſtändige und ökonomiſche Forſtverwaltung bewohnter Gegenden hatte ſich mit ihrem Calcül, ihrem Zollſtabe, noch nicht an dieſes Chaos von Vegetation gewagt. Außer den Aexten der Einwohner einer Sägemühle, hatten nur der Blitz und der Sturm unter den Stämmen gehauſt, neben dem regelrecht gefällten mächtigen Fichtenbaume ſah man einen grauenhaft zerſplitterten oder abgebrochenen Stumpf aufragen. Hart neben einem jugendfriſch aufſchießenden, ſich froh im Winde wiegenden Schößling, lag ein vermoderter gewaltiger Rumpf, in deſſen röthlich gelbem Holzſtaube einige muthwillige Ziegen wateten und die daraus ſprießenden jungen Kräuter meckernd abnagten. Wir ritten durch dieſes weite Gehölz den unbequemen Saumpfad allmälig bergab. Außer dem Rauſchen eines fernen, ſich nach und nach nähernden Gletſcherwaſſers war der ſchwere Tritt meines Pferdes, und das Klingen ſeines Hufeiſens auf dem zackigen Geſtein der einzige Laut des Lebens. Erſt hart neben der erwähnten Sägemühle wurde das düſtere Bild der Baumgipfel, über welche öde Felswände und der ſchmutzige Schwarzwaldgletſcher emporragen, mannigfaltiger, wenn auch nicht freundlicher. Auf einem durch niedergeſchlagene Stämme und ausgerodete Wurzeln entſtandenen lichten Wieſenplan ſtand ein rohes Holzgebäude. Das wilde graue Glet-

scherwasser wurde in einem plump aus gefaltenen Balken gezimmerten Aquaduct, der auf kolossalen, verschwenderisch übereinander gethürmten Holzklötzen ruhte, eingefangen und in die Mühle geleitet. Das heisere Toben der arbeitenden Sägen klang in der feierlichen Alpenscenerie wie das Fletschen der Gebisse hungriger Raubthiere, und das brausend davonstürzende Gewässer erregte durch seine Hast und die ausgehauchte Eiseskälte ein Gefühl von Angst und Beklommenheit. Langsam und mühselig gingen an meinem Thiere einige Schweizerburschen vorüber. Sie trugen dicke und lange Bretter, auf den Rücken gebunden, zu einer stundenweit entfernten, im Bau begriffenen Sennhütte. Mich, den zu seinem Vergnügen Reisenden, überkam in Gedanken die ganze Mühseligkeit der Arbeit und Anstrengung zur Erhaltung des menschlichen Lebens in dieser wilden und hochgelegenen Gegend. Ich verglich die breite Gemächlichkeit der reichen Existenzen in einer grossen Stadt mit solchen schweißtriefenden Mühen gegen die widerspenstigen Elemente, und bewunderte die Ausdauer und Genügsamkeit der armen unverdrossenen Bergbewohner, die hier für wenige Kupferstücke mit Riesenkräften vielleicht das Material zu einem Bau herbeischleppten, in dem ihre habsüchtigeren Landsleute von den Reisenden Gold und Silber in Fülle erpressen. Noch hielt ich das Thier an, um den letzten Träger vorüberzulassen, als mir rechts

in beträchtlicher Höhe über den bewaldeten Felsen ein seltsamer Gegenstand zu Gesichte kam.

Zwischen den lichtgrauen Wänden, und scheinbar die untere dunkle Waldung berührend, drängte sich eine hellblaue Masse, deren Oberfläche seltsam gezackt aussah, hervor. Dieses phantastische Eisgebilde konnte nur der berühmte Rosenlauigletscher sein. Je näher wir kamen, desto deutlicher zeigten sich dem Auge die wunderlichen Buckeln, Auswüchse und schiefstehenden, oft gegeneinander gekehrten Eisobelisken seiner Oberfläche, die jetzt eher der Farbe eines schönen zarten Vitriol glich. Wenn das Auge des Gebirgsreisenden auch an den Anblick von Schneeflächen gewöhnt ist, so wich die reine blaue Farbe dieses Gletschers so auffallend von allem Aehnlichen ab, daß die Einbildungskraft unwillkürlich geneigt schien, seinen Charakter, als etwas Bleibendes zu läugnen und das ganze Phänomen für irgend ein vorübergehendes Ereigniß der Atmosphäre und der oberen Berggegenden zu halten.

Unterdessen waren wir aus dem Walde gekommen und hielten vor einem steilen, mit verretteten Fichtenwurzeln und jüngerem Gestrüpp von Nadelholz bedeckten Abhang von weißlichem Gestein. Der Führer ergriff die Zügel, ich stieg ab, befahl ihm, Pferd und Gepäck nach dem Rosenlauibade zu bringen, und rüstete mich zum Gletscher emporzuklettern. Er liegt zwischen dem

Wellhorn und den sogenannten Engelhörnern, einer wild ausgezackten Bergwand, und drängt nach unten zu seine ungeheuren oberen Eismassen in einen verhältnißmäßig schmalen Krystallstrom zusammen. Am Fuß des Felsen hielten sich einige dürftig gekleidete Männer auf und boten ihre Tragsessel an, allein ich verließ mich auf meine Kräfte und lehnte ihre Hülfe ab. Man hat vom Ufer des Reichenbaches an, noch eine starke halbe Stunde bis an die offene „Nase" des Gletschers zu marschiren, und ich kann die Promenade leider nicht unter die bequemen und angenehmen Fußsteige rechnen. Zwar gleicht sie theilweise einer steilen, verfallenen Treppe, allein oft fehlt auch jede Andeutung von Stufen, oder sie sind so schief von der launischen Natur aufgesetzt, daß dieser Marsch für einen Sohn des Flachlandes ein wenig an eine kleine Kletterübung streift. Nach einigem Ausgleiten und Stolpern, gelangte ich zu einer etwas ebeneren Stufe, auf der höhere Stämme standen, und mehrere bemooste Felsstücke auf zartgrünem Rasenboden lagen. Die Felsmasse war an dieser Stelle der Länge nach von unten nach oben, augenscheinlich in grauer Vorzeit durch eine Erderschütterung auseinandergeborsten, und ließ eine schmale Felsspalte blicken, die am Rande mit Gebüsch und Alpenpflanzen bewachsen, sich in unheimliche Nacht verlor. Aus der Tiefe schallte das heisere Gebrüll des Schwarzbaches, des aus dem Rosenlauigletscher stürzenden

Abfluſſes herauf. Ich habe die donnernde Stimme von Waſſerfällen, das wilde Toben eines Weichſeleisganges, das Heulen der vom Sturm gepeitſchten Meeresbrandung gehört, aber alle dieſe Naturlaute beſitzen nicht das unheimlich Drohende ſolcher ſich durch enge Klüfte zu Thal wälzenden Gletſcherwaſſer. Der gewaltige Berg ſchien von der ſich unſichtbar einen Ausweg ſuchenden Waſſerfluth zu beben und der Fuß zagte faſt, die kleine, aber feſte Brücke zu betreten, welche über den Felsſpalt führte. Jenſeits deſſelben lag eine roh aus Tannenſtämmen gezimmerte Behauſung, die einem etwas großen Hundehauſe glich. Plötzlich tauchte aus ihr eine prachtvolle, aber elend bekleidete Mannsgeſtalt auf, ergriff ein Felsſtück von etwa drei Viertel Centnern, und kam mit flammenden Augen auf mich zu. Ich hatte ſchon als Knabe mit Schauder im Homer geleſen, wie die Helden der Griechen und Troer ſich nicht entblödeten, zu dergleichen Angriffswaffen zu greifen, wenn ſie ſonſt nichts Schärferes oder Spitzigeres zur Hand hatten, und der Ankömmling machte jedem Achilleus oder Ajax die größte Ehre, allein ich hatte auch aus Bädeker gelernt, daß dieſer Heros der Schweizer Republik durchaus nur in den friedlichſten Abſichten ſich den Fremdlingen nähere, und weit entfernt, ihnen ſeinen Kieſel an den Kopf zu werfen, nur befliſſen ſei, durch deſſen Sturz in den Abgrund, ein gewöhnliches akuſtiſches Experiment zu machen.

Sobald ich die Brücke betreten hatte, trat mir der edle Unbekannte, deſſen männliche Schönheit ich nicht genug preiſen kann, mit dem edelſten Anſtande in den Weg, zeigte lächelnd zwei Reihen herrlicher Zähne, ſchüttelte majeſtätiſch ſeine ſchwarzen glänzenden Locken, ließ ſich auf ein Knie nieder und warf den Stein ſo heftig über den Rand der Brücke, daß dieſe zitterte und ihm ein Stück Baumrinde folgte. Nach einiger Zeit ſchlug der Stein zweimal hintereinander auf Felsvorſprünge, und ſtürzte etwas ſpäter mit einem dumpfen Donnerlaut in die unſichtbare Fluth, worauf der edle Mann ſich erhob, die Hand krümmte, mit leichtem Dank die dargereichten zehn Centimen empfing und mit Anſtand die Naturbühne verließ.

Sehr befriedigt durch die genoſſene, ſo zu ſagen muſikaliſche Unterhaltung, ſetzte ich meinen Weg fort und erreichte in etwa zehn Minuten den Gipfel des Plateaus. Es war jedoch im Augenblicke nicht wohl möglich ſich dem Gletſcher zu nähern, da über ſeinen Rücken ein ſo raſend kalter und rauher Luftzug ſchnob, daß ich von Kopf bis Fuß ſchweißtriefend und ohne ein ſchützendes wärmeres Kleidungsſtück, in die elende Hütte floh, die hier oben, als eine Art Gletſcherhotel glücklicherweiſe errichtet war. Leider hatte man in dem engen Raume geheizt, und es wurde dadurch ungemein ſchwierig, ſich auf eine zweckmäßige Weiſe abzukühlen. Der Gletſcher

zog ſich zurück und ſeine in den letzten Jahren thauenden Eismaſſen hatten die grauweiße Felsplatte ſo glatt polirt, daß dieſelbe dem verfallenen Fußboden einer alten gothiſchen Kirche glich, der ſich wellenförmig über Gewölben und Grüften ausdehnt. Die erwähnte Felsſpalte machte hier eine Wendung und durchſetzte den Berg in der Queer, ſo daß die vorderen Wände des Gletſchers, der bis in die Nähe ihres Randes abgethaut war, darüber hinausragten. Nur zur Linken, hart an der Felswand der Engelhörner, trat die Spalte klar zu Tage, und hier konnte man bemerken, daß nach rechts hin die wärmeren, aus der Tiefe aufſteigenden Luftſtrömungen, in der ungeheuren Eismaſſe, genau oberhalb der Spalte, eine lange hohe Wölbung durch den Thauprozeß ausgehöhlt hatten.

Hier lagerten zwei junge franzöſiſche Reiſende und der gewöhnliche Genius des Ortes, die mir alle Drei mit Eifer zuredeten, vorſichtig eine Stufe in die Spalte hinabzutreten, dann niederzuknieen, und ſo, vor den plötzlichen gefährlichen Folgen eines Schwindelanfalls geſchützt, um die vorſpringende Eiskante in die Zaubergrotte hineinzublicken. Die Sache hatte wenig Einleuchtendes, der Rand der Spalte war nur drei Fuß breit, nach dem Abgrunde hin etwas abſchüſſig und mit einer grauen ſchlüpfrigen Maſſe bedeckt; man war ungewiß, ob man auf Eis oder Felsboden ſtand. Zudem beſaß

die Stimme des in der ſchauerlichen Tiefe tobenden Gletſcherwaſſers nur wenig Einladendes zu dem anempfohlenen Verſuche. Ich wollte jedoch meinerſeits, trotz der Abſcheulichkeit der Situation, nicht auf ein in ſeiner Art einziges Schauſpiel verzichten, knüpfte alſo den Plaid eines der jungen Touriſten um die rechte Schulter, gab das andere Ende dem ſtarken Führer in die Hand, und kroch langſam die Stufe hinab. Trotzdem mich anfangs eine ſtarke Anwandlung von Schwindel überfiel, da ſich mir plötzlich der Anblick der ganzen Spalte in ihrem düſteren Gräuel aufthat und ich einige Momente lang die Augen ſchließen mußte, gelang es mir doch raſch, mich wieder zu faſſen und bald verlor ſich mein Auge entzückt in die unbeſchreiblichen Wunder dieſer Eiswölbung. Das Licht des Tages fiel durch die obere, wohl ſchon ziemlich dünne Eisdecke, und erfüllte die weiten Räume mit einem phosphoresciренden ſaphirblauen Schimmer. Man blickte in eine gothiſche Halle, in welche geheimnißvolle Queerſchiffe mündeten, Kreuzgänge für fabelhafte unterirdiſche Ungeheuer. Trotz des gedämpften Lichtes dieſer Hallen hatten die Umriſſe eine ſolche Präciſion und edelſteinartige Schärfe und Glätte, daß man wähnen mußte, hier ſei eine Menſchenhänden ähnliche, aber mächtigere, von Einſicht geleitete Kraft thätig geweſen. Es war ſchwer, ſich jener Schauer zu erwehren, die poetiſche Spuckgeſchichten heraufzurufen pflegen. Ohne

mich daher in weitere Auseinanderſetzungen mit den Reiſenden einzulaſſen, die kaum Worte fanden ihr Entzücken zu äußern, kroch ich wieder auf den ebenen Boden und machte mich, im Grunde der Seele ergriffen, ja erſchüttert, bergab davon.

Am Fuße des Felſens findet ſich wieder das liebliche Grün des Graſes, ſüßes, klares Quellwaſſer rinnt geſchwätzig herbei, die rauhen Laute des öden Hochlandes verſtummen und eine der lieblichſten Idyllen des Schweizerlandes thut ſich vor den entzückten Augen auf. Vor einer ſanft aufſteigenden nördlichen Bergwand liegt das Rosenlaui-Bad, ein ſchmuckloſes, aus braunen Tannenſtämmen im architektoniſchen Geſchmack des Berner Oberlandes errichtetes Gebäude, umgeben von den nothwendigen Wirthſchaftsanlagen und Vorrathshäuſern. Der Touriſt wird wohlthun, ehe er eintritt, alle Ideenverbindungen, welche ſich mit der Bezeichnung „Bad“ verknüpfen, ſofort zu beſeitigen, und ſich auf die einfachſte Form dieſer jetzt ſo entarteten Benutzung des Waſſers gefaßt zu machen. Von Redoutenſälen, Promenaden, Kurhäuſern oder gar Spielhöllen iſt hier nicht die Rede. Der Redoutenſaal iſt zugleich Gaſt- und Speiſezimmer, die Promenade kann ſich jeder ſelbſt des Weges entlang ſuchen, der weite Himmel und die ewigen Berge wölben die Decke des Kurhauſes, und wen nach Spiel gelüſtet, der mag nach guter alter Väterſitte die Hände falten und die Daumen um-

einander drehen. Zeitungen verirren sich nicht bis in diese stille Alpenzone; von Kunstwerken sind nur Holzschnitzereien ausgestellt, eine Kurliste hat man noch nicht für nöthig befunden, da die sechs bis acht zeitweilig verhandenen Gäste einander mündlich, oder gar nicht vorzustellen pflegen, und die Plage der Brunnenmusik ist hier nicht einmal dem Namen nach bekannt. Wer ein so einfach gearteter Mensch ist, daß er ohne den genannten gesammten Apparat zur Herstellung des modernen Vergnügungsmenschen auszuhalten sich getraut, der thut sich einfach für tägliche 5 Franken in Pension und bleibt, so lange es ihm wohlthut.

Die Gemächer des Hauses sind sämmtlich nur klein, aber reinlich und freundlich eingerichtet, wenn auch nur mit den allernothwendigsten Möbeln versehen. Die nach der hinteren Bergwand gelegenen Räume sind natürlich ein wenig dunkel, allein desto großartiger ist die Aussicht aus den Fenstern der Vorderfront.

Ueber die anmuthigsten Fels- und Wiesengründe starrt der blaue Gletscher herab und über ihm steigen gen Süden die Felskolosse der wildgezackten Engelhörner mit öden Schneestreifen gen Himmel, ein Bild, von dem sich das Auge nie abzuwenden vermag. Diese Scenerie genießt in doppelter Hinsicht einen erheblichen Ruf; sie ist bei der Malerei und Viehzucht hoch angesehen. Wenn man in der Umgegend umherschweift, kann man mit

Beſtimmtheit darauf rechnen, entweder einem ſtattlichen Stück ſchweizeriſchen Rindviehs, oder einem auf ſeinem Feldſtuhl ſitzenden norddeutſchen Maler zu begegnen. Man hat aber nicht nöthig, einer dieſer beiden ſchätzenswerthen Klaſſen anzugehören, um das Entzücken der Umgegend des Roſenlauibades zu genießen. Wenn man am Morgen ſich an dem Bade erquickt hat, das in nichts weiter als köſtlichem, künſtlich erwärmten Quellwaſſer beſteht und in einfachen hölzernen Wannen genoſſen wird, ſchlendert man nach dem Kaffee in tiefſter Einſamkeit durch dieſes in Schweigen verſunkene Paradies. Unfern von dem Roſenlauibade wird der bis dahin muldenartig gekrümmte Boden der Thalſohle, durch welche der auf dem Faulhorn entſpringende Reichenbach ſtrömt, ganz eben und gewährt etwa eine Achtel Meile weit eine Promenade von der Bequemlichkeit eines Spazierganges im Thiergarten. Mitten in dem engen Thälchen fließt der Reichenbach, der hier bereits alle ſeine regelmäßigen Zuflüſſe aufgenommen hat, pfeilgeſchwind, aber glatt und ſchweigend, zwiſchen üppig grünen Wieſen dahin, und zu beiden Seiten erheben ſich in einiger Entfernung maleriſche Gruppen von dunklem kräftigem Tannenwuchs. Dieſe von den grandioſen Formationen des Berner Oberlandes überragte Stätte iſt ein wahrer Altar der Contemplation. Wenn man hier auf dem harten Sitze eines bemooſten Felsblockes verweilt und

ſich in die Geheimniſſe der Landſchaft vertieft, ſcheint es, als ob in jedem Momente die Natur ihre gefeſſelte Zunge bewegen und das ſchauerliche Räthſel löſen wolle, vor dem des Menſchen grübelnder Geiſt nun ſchon ſeit Jahrtauſenden rathlos ſteht. Aber das ſanfte Rauſchen des bergab eilenden Waſſers verdichtet ſich nicht zu Worten, das Wehen der im Winde ſchwankenden Tannen wird nicht verſtändlich, die Nebel der Höhe ſchweben auf und ab, und der am Erdboden kauernde Wurm ſinnt nach wie vor über dieſes ungeheure Gebilde und ſeine unerſchütterlichen Geſetze, deren geringſten Theil ſeine Wiſſenſchaft entziffert hat.

Die kleine anmuthige Ebene, welche das Auge und Gemüth des Gebirgswanderers ſo ſehr erfreut, wird aber gar bald durch eine jähe Senkung des Terrains unterbrochen. Nur einige hundert Schritte weiter neigt ſich der Boden wieder, und der Reichenbach, in deſſen anſcheinend ſo friedlichen Gewäſſern man eben noch auf Florellenfang ſinnen konnte, nimmt ſofort ſeinen früheren Charakter als ein ungeſtümes Bergwaſſer an.

Neben dem Saumpfad, der die Haltbarkeit menſchlicher Knie auf eine unangenehme Probe ſtellt, wälzt der Reichenbach ſeine ſtürmiſch aufbrauſenden Maſſen in einem Bette hinab, das vom Geſichtspunkte der Schiffbarkeit aus ſehr Vieles zu wünſchen übrig läßt. An einigen Stellen, die etwa in einem inkel von 45 Graden ge-

neigt ſein mögen, hat er den Rand ſeines Bettes mit Felsblöcken von der Größe kleiner Häuſer verziert. Dergleichen Maſſen liegen zu zwanzig oder dreißig übereinandergethürmt, und ſind in allen Spalten, Zwiſchenräumen und Bruchſtücken, mit Gebüſch, jüngeren und älteren Stämmen bewachſen. Die Felsblöcke ſelbſt ſind dergeſtalt abgerundet und abgeſchliffen an der Oberfläche, daß ſich daraus deutlich die ungebändigte Natur dieſes, faſt immer kleinere Fragmente von Geſtein mit ſich fortrollenden, und mit denſelben die Außenſeite der größeren Maſſen abreibenden und polirenden Gewäſſers erkennen läßt.

Noch weiter abwärts bildet der Reichenbach ſeine berühmten drei Fälle, von denen der oberſte und unterſte bereits, wie die Thiere einer Menagerie, von Cascadenpächtern eingefangen ſind und für Geld gezeigt werden. Der Saumpfad zieht ſich rechts zwiſchen Bergwieſen weiter und der Touriſt hat einen Fußſteig, den man künſtlich am Bergabhang zur Linken angelegt, einzuſchlagen, um den erſten Waſſerfall zu erreichen. Man würde dem Wegebaumeiſter aber Unrecht thun, wollte man glauben, daß dieſer künſtliche Pfad über alle Capitel der Lebensverſicherungs-Geſellſchaften erhaben wäre. Es giebt darauf, zumal nach ſtarkem Regenwetter, eine Stelle, die ſich nur mit einem breiten Gedankenſtrich mitten in einem verſtändigen Satze vergleichen läßt. Man ſagt

ſich, der Verfaſſer der Schrift und des Weges wollte hier etwas Beſonderes ausdrücken, allein aus nur ihm bekannten Gründen unterließ er es und machte ſtatt deſſen jenen Strich und das räthſelhafte Loch. Vielleicht würde Angeſichts deſſelben jede Oppoſition verſtummen, wenn ſich nicht zur Rechten ein nur mäßig mit Gebüſch zugewachſener Abſturz von 80 bis 100 Fuß Tiefe befände, die ſich zwar in dieſer hochfahrenden Berggegend ſehr unſcheinbar ausnehmen, in Wirklichkeit aber vollſtändig ausreichen, um den Reiſenden aller ferneren irdiſchen Sorgen zu entheben.

Hat man dieſe klippenvolle Stelle paſſirt, ſo gelangt man bald über eine Anzahl feuchter Erd- oder Stein-Stufen, die zum Theil mit derben Baumpfoſten befeſtigt ſind, zum Waſſerfall. Die vorragende Klippe, von der aus man ſonſt ſeinen Anblick genoß, iſt mit einem Häuschen bebaut, das entfernte Aehnlichkeit mit einem kleinen Tempel beſitzt und möglicher Weiſe dem Genius des chroniſchen Rheumatismus geweiht ſein mag. Man denke ſich in dieſem wonnevollen Gebäude ein offenes Fenſter, das nicht dreißig Fuß von dem Waſſerſturz entfernt iſt, der ſchnurgerade, gehüllt in einen dichten Nebel eiſigen Staubes ſich in die Tiefe wühlt und fortwährend einen tödtlich kalten Zugwind verbreitet. Dem offenen Fenſter gegenüber befindet ſich eine offene Thür, und zwiſchen beiden nehmen die von einer langen Wanderung

erhitzten Wanderer auf Stühlen Platz und ergötzen ſich an dem maleriſchen Wunder der Natur. Zum Glück iſt in der Schweiz zum Gebrauch für eifrige Touriſten die weiſe Behauptung aufgeſtellt worden, daß man ſich ebendaſelbſt niemals durch Zugwind und den Genuß eiskalten Waſſers Schaden thue, mithin ſitzen jene Unglücklichen mit dem Frohſinn unverdorbener Naturkinder in dem mörderiſchen Luftſtrom und trocknen auf dem Leibe ihre von Schweiß durchnäßten Kleidungsſtücke. Außerdem ſind auch hier jene wunderbaren, in Himmelblau und Grünſpan nebſt Schlemmkreide ausgeführten kleinen Centerfeie von berühmten Gebirgsgegenden ausgelegt und zum Verkauf angeboten, und der Kunſthändler, diesmal ein altes Mädchen vom Geſtade des Reichenbaches, verſchmähte nicht, damit einen Detailhandel von vereinzelten Cognacſchnäpſen, den Mann zu einem halben Franc zu verbinden.

Der Waſſerfall läßt ſich von dem erwähnten Häuschen aus nur ſchlecht betrachten. Wie ein großer Herr, entwickelt er, da man ihm zu nahe ſteht, nur ſeine unangenehmen Seiten, der zudringliche Bau verhindert jegliche Wahl eines vortheilhafteren Standpunktes. Nur ein Phänomen fand ich höchſt merkwürdig. Da der Reichenbach nämlich von einem eben vorübergezogenen Gewitter heftig angeſchwollen war, trieb er auf dem Grunde große Steine vor ſich her, und einer derſelben

ſtürzte mit der Waſſermaſſe plötzlich vor uns hart auf den Felsboden der Tiefe. Das ganze Haus zitterte und bebte, ja der Stoß war ſo heftig, daß man einige Sekunden lang wie taub da ſtand und das wüthende Brauſen des Waſſerfalles gar nicht hörte. Nach Erlegung eines halben Franc als Entree für das Schauſpiel werden wir entlaſſen, aber es iſt zu ſpät geworden, die anderen Fälle noch heute zu beſuchen. Die Sonne leuchtet röthlich um die Felswände, aus dem feuchten ſchattigen Gehölz dampft der Abendnebel; ſteigen wir wieder gemächlich zu unſerem Roſenlaubade zurück, wo uns vor der Thür eine Serenade von Kuhglocken, im Saale der heiße Thee erwartet.

Der Landſchaftstiger.

Die Species der Journaltiger und Bären ſtirbt niemals aus; es kennt ſie jeder, der regelmäßig eine mit zahlreichen Zeitungen geſegnete Conditorei zu beſuchen pflegt. Wie der ächte bengaliſche Tiger aus reiner kindlicher Freude am Blutvergießen würgt, ohne ſeine Opfer zu verzehren, raffit der Journaltiger alle in ſein Bereich gelangenden Blätter zuſammen, ſchleppt ſie in eine ſeinen Rücken deckende Ecke und ſetzt ſich darauf, ohne weiter auf die literariſchen Bedürfniſſe ſeiner Nebenmenſchen Rückſicht zu nehmen. Da aber ſelbſt die höchſten Grade des thieriſchen Magnetismus nur befähigen, Geſchriebenes oder Gedrucktes höchſtens mit dem Magen oder der Herzgrube zu leſen, läßt ſich nicht annehmen, daß der Journaltiger ſo ein Mehreres in ſeinen Geiſt aufnimmt, als was er eben vor Augen hat.

Dieſe kurze naturhiſtoriſche Erläuterung vorauszuſchicken, war nothwendig, ehe wir auf die in den letzten Jahren ſich hie und da zeigende Species der bis jetzt

noch seltneren Landschaftstiger kommen können. Wir hoffen daher, bei dem auf naturwissenschaftliche Studien gerichteten Geschmacke der Zeitgenossen, den Dank der Bessergesinnten zu erwerben, wenn wir hiermit einige auf persönliche Beobachtungen gegründete Beiträge zur Naturgeschichte des Landschaftstigers veröffentlichen.

Die Eroberung Thüringens durch die goldene Horde der berliner Sommertouristen datirt kaum ein Jahrzehent rückwärts. Bis zur Legung des Schienenweges durch jene bis dahin unbescholtenen Gegenden, erfreuten sich dieselben eines holden mittelalterlichen Dunkels und waren den Berlinern nur in so weit bekannt, als Geographiebücher überhaupt im Bereiche ihrer Lektüre lagen. Die Schöpfung der Eisenbahn sollte das unglückliche Land aus seiner stillen Verborgenheit reißen und über seine Einwohner alle Laster eines durch die Auswüchse der Civilisation verderbenen Volksstammes bringen. Einige durch habituelle Saumseligkeit auf intimen Stationen zurückgebliebene Waggonauswürflinge entdeckten, während sie auf den nächsten Zug warteten, Thüringen. Sie fanden ein anmuthig bewaldetes, von malerischen Höhen und lieblichen Thälern durchzogenes Land, billige Fleischpreise und Quartiere, Eingeborene, die noch nicht durch Trinkgelder entmenscht waren, große Semmeln, und nahmen unter der Flagge Berlins Besitz von dem neuen Erdstriche. Sehr richtig erkannten sie die Bedeu-

tung Thüringens für die künftige Sommerkolonisation. Man lauschte ihren Erzählungen an den langen Winterabenden bei dünn belegten Butterbröden, und schwur einander zu, im nächsten Jahre eine sommerliche Ersparungsreise nach Thüringen zu unternehmen. Jetzt zogen auch einzelne todesmuthige Flibustier auf nähere Durchforschung des Landes aus, sie stürzten sich in undurchdringliche Dickichte, wagten in Wirthshäusern zu speisen, die noch nie der Fuß eines Berliners betreten und entdeckten kleine Städte voll paradiesischer Zufriedenheit, wo Rühren und Schinken fast umsonst zu haben waren. So vielen landschaftlichen Reizen zu widerstehen, wäre schwer, wenn nicht unmöglich gewesen. Die unternehmenden Flibustier, fast sämmtlich Räthe aus Berlin, wurden Specialisten solcher Inseln der Seligen, schrieben Broschüren darüber, druckten mehrmals jährlich Reclamen für ihre Lieblingsaufenthalte in den Zeitungen ab, mit einem Worte, sie entbüreaukratisirten sich immer mehr und wurden, um es kurz und rund herauszusagen — Landschaftstiger. Man höre.

Die rothglühende Sonne eines warmen diesjährigen Augustabends hatte ihr Gesicht so eben hinter Buschwerk und Felsen versteckt, als wir in Rudla anlangten. Der europäische Ruf dieses Ortes, als des größten norddeutschen Depots für sommerwohnende Berliner, hatte uns zu diesem Abstecher von unserer weitergesteck-

ten Reiseroute veranlaßt. Der Klang der Ziehharmonika's, zwiſchen Tannenzweige flatternde Windeln, zahlloſe in Felsſchluchten umherliegende Papiere, nämlich die Enveloppen von Butterbrötchen, hatten uns ſchon eine halbe Meile vor Ruhla angekündigt, daß wir uns einer Berliner Kolonie von hiſtoriſcher Bedeutung näherten. Im Wirthshauſe angekommen, gab man uns, ſobald wir den erſten Pflichten der Selbſterhaltung durch Abſorption einer Kalbsbraten-Auflöſung in lauwarmem Waſſer genügt hatten, einen Wink, uns ja noch heute in dem neuen Geſellſchaftshauſe einzufinden. Dieſer Wink, geheimnißvoll gegeben, reizte unſere Neugierde. Mein Freund, ein ſcharfer Beobachter, trieb zum Aufbruche, obwohl es ſchon ſtark dunkelte; warum ſollten wir lange zögern, da wir hierher gekommen waren, um die Sitten der Menſchen, nicht aber die Reize der Natur zu ſtudiren. Wir befeuchteten unſere Finger, löſchten das Talglicht aus und eilten nach dem Geſellſchaftshauſe. Wir langten eben an, als das Lokal erleuchtet wurde; dies geſchah durch ein Talglicht von ſprechender Aehnlichkeit mit dem im Gaſthauſe hinterlaſſenen, wobei zu bemerken iſt, daß bei dieſen kunſtlos geſitteten Stämmen die Stearinidee noch durchaus unbekannt und nur der Urväter Unſchlittkerze im Gebrauche iſt. Etwa fünfzehn Menſchen, größtentheils gleich uns Ankömmlinge, erwarteten den Chef von Ruhla, den Entdecker des Orte-

ſeinen Schriftſteller, Kornak und Geſellſchaftskaziken, einen Geheimenrath aus Berlin. Nach den rechts und links fallenden Redensarten zu urtheilen, ſchienen einige ihn ſogar für den Berggeiſt der Gegend zu halten. Der Geheimerath ließ nicht lange auf ſich warten, er erſchien mit haſtigen Schritten, warf bei dem trüben Schimmer des röthlich qualmenden Lichtes begeiſterte Blicke auf die neuen Zuzügler und ſagte: „Es iſt ſchön, daß Sie da ſind, morgen um zehn Uhr machen wir eine Partie!“

Als wir beſcheidentlich bemerkten, daß wir noch einige Correſpondenzen zu beſorgen hätten, und vielleicht nicht pünktlich auf dem Allarmplatze eintreffen möchten, hieß es: „Thut nichts, wir holen Sie ab.“

Wir ſaßen am nächſten Morgen noch eifrig über unſerer Schreiberei, als ein gellender Pfiff vor der Thür des Gaſthauſes erſchallte. Er klang ſo diebsmäßig und mörderiſch, daß wir erſchreckt an das Fenſter ſprangen. Unten ſtand an der Spitze einer paarweiſe geordneten Schaar der Geheimerath und wollte eben auf dem Mundſtücke ſeines Bergſtockes noch einmal uns pfeifen. Wir entſchuldigten uns nach Kräften und bedauerten lebhaft, auf die Partie verzichten zu müſſen, allein auch diesmal hieß es: „Thut nichts, mein Sohn bleibt bei Ihnen und fährt Sie nach.“

Da der Sohn, ein verbrannter rauhſohliger Knabe,

deſſen Geſichtsbildung vor Mückenſtichen und Beulen kaum zu erkennen war, ſofort zu uns hinaufſprang und als Exekutionscommando Platz nahm, galt keine weitere Einſprache und wir kleideten uns ſeufzend an.

„Wir holen ſie in zehn Minuten ein,“ ſagte mit pfiffiger Miene der junge Soha der Bildniß, als wir vergeblich bemüht waren, ſeinen beflügelten Schritten zu folgen, „nur hier hinauf, ich halte mich an den Haſelnußzweigen feſt.“ So kletterte das gute Kind eine faſt ſenkrechte Berawand hinan, von deren Gipfel aus der Geheimerath und ſeine Unterthanen uns mit Taſchentüchern Muth zuwinkten. Ich weiß nicht, ob es nur zehn Minuten dauerte, bis wir oben anlangten, aber ich weiß beſtimmt, daß mein Freund zweimal ausglitt und ſeinen Rock zerriß, außerdem aber gleich mir in Schweiß gebadet auf der Höhe erſchien: „Thut nichts,“ hieß es, „hier erkältet man ſich nicht.“

Nun ging es mit Macht vorwärts. An der Spitze ſtürmte der Geheimerath mit dem pfeifenden Bergſtock voraus; wir folgten paarweiſe und in bunter Reihe, ſo daß jeder Herr, je nach ſeinen Kräften, ein mageres oder fettes Frauenzimmer führen, nach Umſtänden auch ſchleppen, ſchieben und zerren mußte. Nur ſelten bewegten wir uns auf gebahnten Pfaden, aber immer kamen wir an einer Stelle heraus, wo ſich eine neue, noch nicht dageweſene Ausſicht auf Rubla ergab. Zuweilen ſprang

der Geheimerath in ein Dickicht und rief: „hier muß das Holz niedergehauen werden, und wir erhalten einen köſtlichen Blick auf Ruhla.“ Dann ſchlug er eine Viertelmeile weiter die Gebüſche mit beiden Armen auseinander und ſagte: „Blicken Sie hinab, meine Herren und Damen, dort liegt Ruhla; hierher muß eine Bank kommen.“

Er führte uns weiter über Stock und Stein, durch Geſtrüpp und Gras, Feldmäuſe und Eidechſen flohen vor uns; wir ſahen auf Ruhla zum ſiebenzigſten Male hinab.

Wir ſahen auf Ruhla zum ein und ſiebenzigſten Male hinab.

„Meine Herren und Damen,“ ſchrie jetzt der Geheimerath, nachdem er einmal leidenſchaftlich geniſſen, um die Verſprengten und den Nachtrab an ſich zu ziehen, „hier ruhen wir aus — wir ſind auf der Frühſtücksſtation angelangt; dort wachſen Preißelbeeren.“

Erſchöpft auf Moos und Baumwurzeln hingeſtreckt, vermochten wir nicht zu unterſcheiden, ob die Geſellſchaft von dieſer uneigennützig geſpendeten Erfriſchung Gebrauch machte. Mein Freund ſteckte mit Nadeln das Loch in ſeinem Rocke zu. An den Spitzen meiner Stiefeln eröffnete ſich für meine Zehen eine Ausſicht auf Ruhla. Die Sonne ſandte jetzt ihre glühendſten Pfeile nieder, aber der Geheimerath ließ nicht von uns und

Ruhla ab. „Noch eine Stunde Muth und Anstrengung, meine Herren und Damen, und wir kommen zu dem schönsten Prospect von Ruhla!“

Abermals ging es vorwärts durch eine Wildniß, wie sie Mazeppa bei seinem furchtbaren Ritt beschreibt. Mitleidig schleppte mich das kleine kugelrunde Frauenzimmer, dessen Führung mir anvertraut war, vorwärts: sie schien an die Freuden Ruhl's gewöhnt zu sein. Ich machte mir wenigstens durch die anzüglichsten Redensarten und Spöttereien auf den Geheimenrath Luft. Als ich mit meiner Thersitade bis zum drei und zwanzigsten Gesange gekommen war, sagte die Kleine mit liebevoller Gelassenheit: „Machen Sie es aber auch nicht gar zu arg mit Papa!“

Wir waren eben auf einem Bergvorsprunge angelangt. Der Geheimerath, ein ehern Bild, ohne Schweißtropfen auf seiner grausamen Stirn, pfiff; die Schaar versammelte sich. „Hier rasten wir zu Mittag, meine Herren und Damen — dort wachsen Blaubeeren.“ Es war rührend anzuschauen, wie sich die armen Pilger resignirt den Launen des Geheimenrathes unterwarfen und schweigend auf Grasung ausgingen. Uns Beide empörte dieser Landschaftsservilismus. „Eine Kalteschaale und ein guter Braten würde uns Allen besser munden als Blaubeeren,“ brummte mein Freund, der sich seit dem Ruin seines Rockes in einer höchst gereizten

Stimmung befand. Die Richtigkeit dieſer Anmerkung gab das Signal zum Aufſtande. „Ja, Kalteſchaale, ja Braten — ja, kehren wir um — zu Tiſch!“ ſo klang es zwiſchen dem Blaubeergeſtrüpp hervor. Der Geheimerath zuckte die Achſeln. „Sie berauben ſich eines großen Genuſſes — von jenem Fels aus haben wir einen Blick auf Ruhla, der —“ Die Vorderſten hörten nicht mehr, ſie hatten ſich ſchon auf den Rückweg gemacht. „Halt!“ rief ihnen der Geheimerath nach, „halt, wir können auf einem viel kürzeren Wege nach Ruhla kommen, folgen Sie mir nur getroſt.“

Jetzt ſchlug der Tyrann einen Weg über einen buſchigen Bergabhang ein, der immer ſteiler wurde und endlich in eine wahre Rutſchbahn überging. Von Gehen, von Klettern, war keine Rede mehr, wir ſtolperten, wir kollerten, Einige überſchlugen ſich, aber wir gelangten nach Ruhla; wir rollten wörtlich in die Straßen hinunter. Verdutzt und verdonnert zupften wir Alle unſere Garderobe zurecht und ich machte leider die Entdeckung, daß der Boden eines höchſt wichtigen Kleidungsſtückes unheilbar beſchädigt ſei. Der Geheimerath pfiff. „Jetzt eſſen wir und gleich nach Tiſch machen wir eine größere Parthie.“

„Nein,“ ſchrie mein Freund, „ich gehe nicht mit, wir ſind hier zum Vergnügen, aber nicht —“

„Thut nichts,“ meinte der Geheimerath, „Sie erholen ſich bis dahin alle Beide.“

Ich nahm den grausamen Landschaftstiger bei Seite und sagte: „Wir haben unser Gepäck nach Frankfurt geschickt — da sehen Sie Ihr Werk."

Damit schlug ich die Schöße des Rockes zurück. „Thut nichts," schwebte schon auf seinen Lippen, aber er schwieg, als ich entrüstet ausrief: „Sie verdienen eine Tatze und Sie sollen sie haben: ich werde Sie als Landschaftstiger sehen lassen."

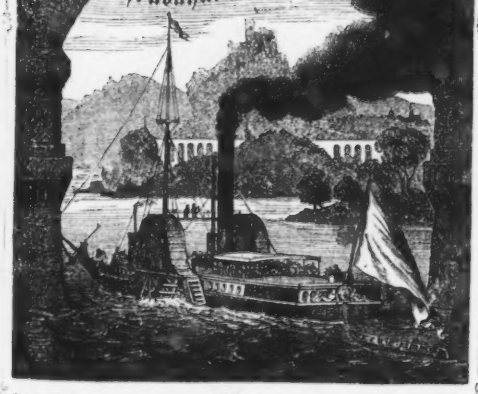
Druck von F. Hoffschläger in Berlin

43
455

Brockhaus'

Reise-Bibliothek

Eisenbahnen und D



Preis 10 Silbergroschen.

249

4.55

Schweizerfahrten.

Von

Ernst Kossak.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Nach Süden	1
2.	Basel	9
3.	Gebirgsstufen	16
4.	Bern	22
5.	Thun	29
6.	Interlaken	35
7.	Im Oberlande	41
8.	Wengernalp	49
9.	Grindelwald	55
10.	Meyringen	61
11.	Der Brienzersee	69
12.	Gesellschaftsstudien	76
13.	Der Brünigpaß	84
14.	Der Vierwaldstättersee	91
15.	Rigi	99
16.	Sonnenaufgang	106
17.	Luzern	114
18.	Nach Zürich	121
19.	Nach Norden	129

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

1.

Nach Süden.

„An einem Sommernachmittage trabte eine mit zwei tüchtigen Rossen bespannte Extrapostchaise von Baden aus gemächlich die herrliche Bergstraße entlang gen Süden. Ein auf seiner Hochzeitsreise befindliches junges Ehepaar plauderte behaglich mit dem ältern Freunde auf dem Rücksitze von allerlei anmuthigen Scenen des eben verlassenen herrlichen Parcourtes, die Schnitter auf den Feldern blieben stehen und grüßten lächelnd die junge Frau, die Mädchen warfen ihr Blumen zu, der Postillon blies ein lustiges Lied.“ . . . . . .

So etwa hätte vor 20 Jahren ein Tourist ältern Stils beginnen können, aber in Wirklichkeit und Gegenwart gestaltete sich die Sache ganz anders. Mein Freund stand mit zwei zusammengebundenen Regenschirmen, einem gerollten Plaid und zwei verschwollenen Reisetaschen bewaffnet neben einem Hochgebirge von Koffer, zwei Hutschachteln und einem trotzigen Zelteisen, und bezahlte seine Fracht theurer als den Platz für seine junge Frau. Diese klammerte sich zitternd an seinen Arm und parirte mit dem großen Stahlbügel ihrer sammetnen Reisetasche nur schwach die Stöße zahlreicher Vertreter der Westmächte. „Der Gilzug von Heidelberg kommt!“ „Treten Sie

beiseite — hier darf Keiner stehen —" „Der Zug nach Baden geht ab!" „Mein Gott, wo sollen wir einsteigen?" „Aprikosen — frisches Wasser!" „Kommen Sie mit", rief ich, „das ist dort der Eilzug ins badische Oberland — in diesem Waggon sind noch drei Plätze zweiter Classe frei." Ueber Gepäckstücke, Französinnen und österreichische Militärmusiker aus Rastadt stürzte ich mich muthig in die Bresche — ein Sohn Albions warf sich mir entgegen und nannte fürchterlich — ein Stoß und er verstummte. Wir setzten über ihn und die Mistreß unsern Weg fort und uns auf die noch übrigen Plätze. „Oskar, ich kann es nicht mehr aushalten, ich werde ohnmächtig", rief unsere reizende Malwine und lehnte sich an den Gatten ihrer Wahl, indem sie die Augen schloß und auf die Engländer einen sterbenden, aber verzeihenden Blick warf.

„Sie stirbt mir — Doctor, die Flasche mit Eau de Cologne — sie stirbt — nein sie steckt in der blaugestreiften Reisetasche mit der Papagaistickerei — Malwine, theure Malwine, fasse Muth . . . erhole dich!"

Unterdessen hatte ich die Blaugestreifte aufgeschlossen, eine obenaufliegende feingeflochtene Korbflasche geöffnet und dem verzweifelnden Gemahl gereicht. Malwine lag noch immer schwer athmend in seinen Armen und sah reizend aus: Oskar träufelte von dem belebenden Fluidum ein wenig auf ihre Schläfe, ich hielt ihr ein angefeuchtetes Taschentuch vor den Mund; Malwine öffnete entsetzt die Augen. „Aber mein Gott, Oskar, was fällt dir ein? Abscheulicher Mensch — willst du mich tödten? Das ist ja nicht Eau de Cologne!" Oskar führte die Korbflasche an seine Kennernase und warf mir einen ernsten misbilligenden Blick zu. Allerdings war ich der Schuldige; ich hatte statt der Kölnerin eine mit Cognac gefüllte, für künftige Bergpartien bestimmte Korbflasche ergriffen. Was

aber Liebe und Freundſchaft nicht vermocht, hatte der Cognac bewirkt — Malwine lebte wieder, ſie lebte für Oskar. Während ſie Stirn und Lippen abtrocknete und Oskar ihr voller Bewunderung zuſah, ſtrafte ich die verrätheriſche Korbflaſche durch einen ſtrengen Schluck, ſteckte ſie dann wieder unter den geſtickten Papagai und ordnete meine wenigen Habſeligkeiten und Reiſeutenſilien. — So fing eigentlich unſere Schweizerreiſe an.

Der Zug hatte ſich nach einem heilloſen Getümmel und Geſchrei, Dampfpfeifen und Klingeln in Bewegung geſetzt; wir überließen uns nach der fieberhaften Aufregung, die gewöhnlich mit dem Uebergange von einer Eiſenbahnlinie auf die andere verbunden iſt, jener unſaglichen Abſpannung aller Nerven, in welcher ein ganzes Stück moderner Reiſewonne beſteht; nur Malwine beſchämte uns Männer jetzt durch eine in dem zarten Weſen nie geahnte Stärke, eine weiſe vielſeitige Umſicht.

„Lieber Oskar, mir fällt eben etwas ein.“

„Liebe Malwine?“

„Wenn die Leute von der Eiſenbahn nur nicht den großen ſchwarzen Koffer auf meine Schachtel mit dem roſengarnirten Hütchen geſetzt haben, der Koffer ſtand dicht neben der Schachtel, ich habe es wol geſehen.“

„Die Leute werden doch nicht toll ſein.“

„Mit der Haubenſchachtel ſind ſie eben nicht zu zärtlich umgegangen.“

„Ich habe ſie aber doch ſelber ganz leiſe auf unſern Koffer geſtellt.“

„Als ob dieſe Leute irgendwelche Rückſicht nähmen — als du dich umſahſt, ſtieß ein fürchterlicher Menſch mit einer ganz braunrothen Naſe die Haubenſchachtel mit dem Knie in den Packwagen — denke dir meine Hauben!“

„Hoffentlich haben sie keinen Schaden genommen", tröstete Oskar die Geliebte seiner Seele.

Während unsere Eisenfuhre weiterjagt, muß ich der Lesegesellschaft zuerst zum Verständniß so mancher spätern naiven oder erhabenen Begebenheiten das junge Ehepaar vorstellen. Oskar gehörte jenem Stande an, der sich in der Civilsphäre aller jener Vortheile erfreut, die im Militär der Lieutenant genießt: er war Assessor. Oskar besaß jedoch Vermögen, und Malwine, das wohlbelesene schöne Kind eines berliner Rentier, harmonirte mit ihm auch in dieser Hinsicht: ihre Ehe war also mit der vollständigen Einwilligung aller Parteien geschlossen worden, selbst der Arnheim'sche Geldschrank des Schwiegervaters hatte seine beiden Thürflügel freudig ausgebreitet und den scheidenden jungen Leuten seinen Segen gegeben. In Baden auf einer Réunion, die ich mir nach meinem alten Grundsatze von außen durch das Fenster ansah, hatte ich das Ehepaar getroffen: sein Zustand litt schon die Gegenwart eines Dritten, ja er foderte ihn zuweilen. Schnell war ein Bündniß für eine Schweizerreise geschlossen, indem es nur den geheimen Zusatzartikel von meiner Seite gab, daß vorkommendenfalls das ganze Bündniß nichts gelten solle und Jeder eigentlich thun und lassen könne was er wolle. Mit Ausnahme gewisser Commissariatsreisen, wie sie junge Juristen nach Posen, Insterburg und andern anmuthigen Orten pflichtschuldigst zu unternehmen pflegen, war Oskar noch wenig in der Welt umhergekommen; Malwine kannte von der Welt nur Teplitz und die berliner Sommerwohnungen. Es war nicht möglich, zwei empfänglichere, aber zugleich unerfahrenere Wesen zu finden, doch waren sie bisjetzt noch wenig auf die Probe gestellt worden.

Wenn ich demnächst von mir selber reden darf, so empfand ich schon auf dem Bahnhofe von Oos bei Baden eine Art von

Reue über meine Bereitwilligkeit, mich dem zärtlichen Paare anzuſchließen. Nicht ſein Charakter flößte mir Bedenklichkeiten ein, aber ſein Gepäck; es ſtand mit allen Begriffen einer aufgeklärten modernen Reiſephiloſophie in vollkommenem Widerſpruche. Organiſirt nach der Theorie der alten Poſt- und Haudererſchule, eignete es ſich vortrefflich dazu, hinten auf eine Kaleſche oder auf das Verdeck einer Kutſche gebunden, auf den Rückſitz oder zum Kutſcher geſtellt zu werden — ein abgehärtetes ausdauerndes Gepäck war es nicht. Hätte ich ſeine Geſchichte, die mir Malwine in dieſem Augenblick mit einer allerliebſten Munterkeit erzählte, als ob alle Leiden überſtanden wären, vorher gekannt, ich hätte nie in die gemeinſchaftliche Reiſe gewilligt. Schon in Heidelberg hatte ſie der Hauptkoffer, eine berliner Spottgeburt aus ſteifem Papier, ſchwarzem Handſchuhleder und zarten Stiftchen, im Stiche gelaſſen. Das Schloß war abgeriſſen und er ſelber in Frankfurt a. M. bis zum nächſten Zuge zurückgeblieben. In feſte Bande geſchlagen, hatte ihn die Eiſenbahnbehörde Abends im Hôtel abliefern laſſen, und erfüllt von Mitleid über dieſes unſagliche Koffereleud dem noch nichts ahnenden Ehepaare den neuen Strick geſchenkt. Nur mit ſchweren Koſten war der Kranke durch einen heidelberger Künſtler in Eiſen und Leder mit einem neuen Gebiß verſehen worden. Die Ruhetage in Baden hatten ſeine Gebrechen in Vergeſſenheit gebracht: nur ich, ein Menſch, der in ſeinem Leben viel durch Gepäck erduldet, hatte dem Koffer ſeine Tücke und unſere künftigen Leiden angemerkt. Womöglich noch zärtlicher waren die beiden Holzſchachteln. Ihre Conſtitution vermochte weder Näſſe noch Dürre zu ertragen, nur das alte Felleiſen ſchien mir ein erfahrener Odyſſeus: doch enthielt es leider nur den Stiefelvorrath des jungen Gemahls und wurde ſtets mit unverdienter Zurückſetzung behandelt. Von den beiden Reiſetaſchen will ich vor-

läufig schweigen, aber sie warfen wie zwei kränklich geborene Kinder auf unser ganzes Reisefamilienleben einen finstern Schlagschatten. Ich erlaubte mir einige Bedenklichkeiten über diese touristische Mitgift zu äußern.

„Was denken Sie", rief die junge Dame erstaunt und empört, „glauben Sie, daß ich den ganzen Tag mit diesem braunen Gongreßhut umherstolziren werde?"

„Aber gnädige Frau", bemerkte ich schüchtern, „Sie scheinen einen erheblichen Theil ihrer Aussteuer mitgenommen zu haben."

„Gewiß, wozu hätte ich sie denn?"

„Ich spreche nur in Ihrem eigenen Interesse und würde Ihnen rathen, nach Ausscheidung des Nothwendigsten, das in die beiden Reisetaschen gepackt werden mag, alle ihre Frachtstücke von Basel nach dem Vierwaldstättersee zu senden und sie dort bei der Heimkehr poste restante in Empfang zu nehmen."

Die junge Frau erröthete vor Zorn und sagte: „Glauben Sie, daß die Garderobe einer Dame sich wie die eines Herrn in eine Reisetasche stecken läßt?"

„Erwarten Sie denn, gnädige Frau, eine «Garderobe» zu brauchen?" fragte ich etwas boshaft.

Ich mochte zu weit gegangen sein, die junge Frau blickte ihren Mann hülfesuchend an, und Oskar legte sich ins Mittel.

„Meine Frau gedenkt einige Zeit in Interlaken zu verweilen, lieber Freund, und es wäre doch nicht schicklich, wenn sie in der Toilette hinter den andern Damen zurückstände", sagte Oskar in zurechtweisendem Tone zu mir.

„Interlaken — meinetwegen — so nehmen Sie den Ballast bis Interlaken mit."

„Ballast", seufzte Malwine, „meine gestickten Sachen, mein pariser Hut — Ballast."

„Entschuldigen Sie, meine Verehrte, den Ausdruck in dem

Munde eines geborenen Seeſtädters, aber es kann auf Gebirgspartien ſo gut Ballaſt wie auf dem Meere geben, und ſie dürften zu ſpät für ihre Behaglichkeit entdecken, daß man im Hochgebirge wie auf dem Meere viel zu ſchwer geladen haben kann."

„Wir werden ſchon durchkommen", begütigte mich Oskar.

„Erlauben Sie nur noch, daß ich Ihnen mit wenigen Worten die Geſchichte von dem Manne erzähle, der auf einer Reiſe mit ſeiner Frau nach Italien, infolge einer ihm octroyirten Fracht von drittehalb Centnern, auf der Gotthardſtraße in eine Packetomelancholie mit Anfällen von Raſerei verſank. Bald wollte er das Gepäck, bald ſeine Frau in die Reuß ſtürzen, und es blieb der Frau nichts übrig, als vom Hospiz aus mit dem Gepäck allein umzukehren, worauf der Mann plötzlich wiederhergeſtellt die Reiſe vergnügt fortſetzte."

„Sie ſind mit Ihrer Geſchichte ein Ungeheuer", ſchmollte die kleine Frau, „nicht wahr, Oskar, du wirſt mich nie in die Reuß werfen wollen?"

„Malwine, welche Reden?" rief Oskar, „ich und eine ſolche abſcheuliche Krankheit, wie die Packetomelancholie — kennſt du deinen Oskar nicht beſſer?"

„Sie iſt ein Leiden", fügte ich im verſöhnlichen Sinne hinzu, „das noch Niemanden während der Flitterwochen überfallen hat." Ich ſchien leider ſchon zu viel geſagt zu haben; das Ehepaar that mich momentan in den Bann und flüſterte heimlich jenen zärtlichen Unſinn, den man in dem glücklichen Traume dieſer ſchönen Zeit der lebhafteſten Unterhaltung mit Andern vorzieht. Alte Städte und maleriſche Landſchaften flogen vorüber, ſie ſahen nicht die mit Reben bewachſenen Südabhänge des Schwarzwaldes, nicht den herrlichen Münſter von Freiburg, ſie hörten nicht das engliſche Ehepaar ſchnarchen: ſie hatten nur Augen und Ohren füreinander. Endlich, als zur

Rechten westlich der Rhein erschien und die untergehende Sonne sein weites trockenes Geröllbette sanft röthete, sagte ich so sanft als möglich: „Lieber Assessor, ich glaube, wir werden in einer Viertelstunde auf dem Grund und Boden der Schweiz stehen. Sie haben ja seit Jahren den Wunsch im Stillen genährt, sie zu sehen — dort erblicken Sie schon einige Seitenarme des Rhein — bald werden Sie Republikaner von Angesicht zu Angesicht kennenlernen."

Bei dem Worte „Republikaner" fuhr Malwine erschrocken auf: als der ehelichen Tochter eines berliner Rentier mußte ihr dieser Ausdruck der widerwärtigste im Lexikon sein.

„Oskar", sagte sie, „hast du auch schon daran gedacht?"

Der Assessor lächelte mit Ueberlegenheit: „Liebes Kind, du machst dir eine falsche Vorstellung von Republikanern —" Ein gellender Locomotivenpfiff unterbrach sein muthmaßlich sehr schön gedachtes Plaidoyer zu Gunsten der Helvetier; der Zug fuhr in den Bahnhof von Basel ein. Mich für mein Theil machten weniger die Republikaner als die Bewohner der monarchischen Staaten, unsere Reisegefährten, zittern. Sie stürzten sich aus den Waggons über die Schweiz her wie hungerige Jäger über ein Lamm: das kosmopolitische Adieu beim babylonischen Thurmbau kann unmöglich stürmischer gewesen sein als der Anlauf gegen den Tisch der Packetvertheilung. Wäre ich allein gewesen, ich hätte mich mit meiner Reisetasche, Regenschirm und Plaid sofort entfernen können: als Alliirter mußte ich bei dem Ehepaare aushalten. Schon war ich förmlich zum Vormund der Papagaientasche, zum Träger der Regenschirme ernannt; ich konnte Ansprüche auf Bezahlung persönlicher Ueberfracht erheben. Oskar führte Malwine nach dem Postomnibus, denn die jungen Leute hatten sich im ersten Reisefeuer in den Kopf gesetzt, mit dem um 9 Uhr abgehenden Wagen noch in dieser Nacht bis Bern zu fahren.

„Sorgt nur für die hohe Schachtel mit dem Hut!“ rief uns noch ihre im Innern des Wagens verhallende Stimme nach; wir hatten erſt für uns ſelber zu ſorgen. Der Kampf war fürchterlich — England ſchlug ſich wie bei Inkerman — Frankreich ſtürmte wie gegen den Malakow — wir ſprangen verzweifelt mit dem Gepäckzettel hin und her — ich vergeſſe dieſen Abend zeitlebens nicht mehr. Die ſcharfe Meſſingecke eines nordamerikaniſchen Koffergiganten zerquetſchte meinen Filz, ein engliſcher Ballen meine Rippen; endlich erbeuteten wir die Sachen und einen Menſchen, der ſie nach dem Wagen trug. Das Ehepaar überließ ſich jetzt der neuen Sorge, zu ſpät zur Poſt zu kommen. Was kümmerte die Leutchen der im Sternen- und Flammenſchimmer dunkelflutende breite Rhein, was die alterthümliche Häuſerfronte an ſeinem üblichen Ufer? Malwine vergaß ſelbſt ihre Furcht vor den Republikanern — doch der Omnibus rollte in gewohntem Tempo von dannen und brachte uns rechtzeitig an Ort und Stelle.

2.

Baſel.

Im Poſthofe zu Baſel herrſchte eine ungemeine Reiſeaufregung. Die prächtige mit Glas gedeckte Halle war mit fieberhaft hin- und hereilenden Touriſten angefüllt, die ſo eilig nach Bern wollten, als ob ihnen dort ein geliebter Verwandter im Sterben läge. Mit Aufwand äußerſter ſpartaniſcher Tapferkeit ſchlugen wir uns bis zum Poſtbureau durch und baten den Beamten um drei Plätze nach Bern. Malwine ließ ſich unterdeſſen erſchöpft auf dem Koffer nieder. Der Poſtbeamte,

ein wahres Symbol klassischer Ruhe, thronte in dem Tumult hinter seinem Glasfenster, wie das ewig Bleibende im Wechsel. Er schlug das Protokoll über die ihm zur Beförderung anvertrauten Reisesünder nach und sagte gelassen in französischer Sprache: „Ich werde Sie wol nicht befördern können.“ Wieder flehte Oskar in ehrlicher deutscher Mundart um Beförderung, und abermals erhielten wir eine abschlägige französische Antwort, obwol der kahlköpfige Fischmensch über seine Schulter weg fortwährend mit andern Beamten Deutsch sprach. Endlich flüsterte ihm ein junger Mensch etwas in das Ohr und er meinte zögernd: es wäre doch wol möglich, daß wir mitfahren könnten.

„Gott sei Dank!“ rief Oskar, „hörst du Malwine, wir kommen noch in dieser Nacht nach Bern.“

Malwine's Reisegelüste schienen aber schon im Abnehmen begriffen zu sein, denn statt eines Freudenlautes ließ sie nur die seufzenden Worte hören: „Ich sterbe vor Hunger — wenn ich nicht etwas zu essen bekomme, bringt ihr mich nicht lebendig nach Bern.“

„Bleiben Sie bei den Sachen“, sagte ich zu Oskar, „ich werde mit Madame dort in die gegenüberliegende Restauration gehen und für sie sorgen.“

„Wie lange haben wir noch Zeit?“ fragte Oskar den Beamten.

„Dix minutes, Monsieur“, antwortete der Helvetier, kaltblütig die Passagierkarte ausfüllend.

„Nur eine Suppe“, flehte Malwine.

„Kommen Sie“, rief ich dienstfertig, „Sie sollen eine Suppe haben — für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.“

Wir eilten in die Restauration und erhielten sofort einen Fayencefübel mit einer Quantität Flüssigkeit, hinreichend zu einem Sitzbade. Kaum hatte meine mir anvertraute Schöne

aber den Löffel zum Munde geführt, als ſie ihn ſchon geräuſchvoll fallen ließ und jammerte: „Mein Gott — das kann ich nicht eſſen — ſo etwas iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.“ Mit einigem Mistrauen gegen das Urtheil der verwöhnten Tochter Berlins nahm ich den Löffel und koſtete das heiße Fluidum mit kritiſcher Bedächtigkeit: aber Mahwine hatte Recht: es war nicht zu eſſen. Die Suppe beſtand in einem dünnen Kleiſter, angefettet durch ein Talglicht, das der College Sever's mehrmals in die Terrine getaucht zu haben ſchien. Ich legte gleichfalls den Löffel nieder und ſchüttelte den Kopf. Aber dieſer Auftritt hatte ſchon die Aufmerkſamkeit einiger ältern Einwohner von Baſel erregt, welche in der von uns verſchmähten Suppe ſchwelgten. Sie ſteckten murrend die Köpfe zuſammen und flüſterten, uns mit düſtern Blicken betrachtend. Die einfachen Republikaner mochten fürchten, daß durch den ariſtokratiſchen Geſchmack verworfener Fürſtenknechte die ſchlichte Geſittung der Küche des Cantons Baſel verderben werden könne. Mir ſchwebte eine Kritik der Suppe gegen den Wirth auf der Zunge, allein ich unterließ ſie mit Rückſicht auf die Misvergnügten am andern Tiſche und bezahlte ſchweigend. Ich erinnerte mich, vor einem Jahre den gleichen Betrag für eine Suppe Colbert à la royale beim Reſtaurant neben der Paſſage Jouffroy in Paris ausgegeben zu haben. Da ſtürzte Oskar hinein. „Beeilt euch, wenn ihr mitkommen wollt!“

„Da nehmen Sie Ihre Frau“, ſagte ich entſchloſſen, „ich ſorge unter jeder Bedingung für etwas Eßbares zu Nacht — Wurſt und Brot wird doch noch zu haben ſein, zwei Häuſer weiter ſah ich vorher einen dieſigen Traiteur.“

Oskar führte ſein ſchmachtendes Weib vondannen, ich aber eilte ſtracks in das Wurſtgeſchäft und foderte etwas Wohlſchmeckendes, möglichſt das Beſte in dieſem Fache. Mit

herablassendem Lächeln nahm der Gebieter des Locals, ein Mann, belebt wie Brutus, ein paar gebräunte Preßwürste vom Gesims herab und reichte sie mir mit dem Bedeuten, daß ich in meiner Heimat wol noch niemals einen ähnlichen Leckerbissen kennengelernt habe. Auf meine Bitte schnitt er für 25 Centimen einen Klumpen von einem groben feuchten Brote ab und entließ mich mit liebenswürdigem Kopfnicken. Ich eilte nach der Post zurück und fand die Unglückliche auf einer steinernen Stufe sitzend.

„Hier, meine Gnädige", sagte ich selbstzufriedener wie der Taucher in der Ballade, „hier ist Wurst — hier ist Brot!"

„Kein Messer?" fragte Malwine schwermütig lächelnd. Daran hatte ich nicht gedacht: der Ankauf eines Messers war von mir vergessen worden. Plötzlich fiel mir zur rechten Zeit ein, daß ich als wichtiges Instrument auf Fußreisen in Berggegenden ein kleines englisches Hühneraugenmesser in der Tasche trug. Um der schönen Frau nicht den Appetit zu verleiden, machte ich eine halbe Volte und schnitt kunstgerecht mehre Scheiben ab. Zugleich füge ich jedoch für empfindliche Leser weislich hinzu, daß jenes kleine Messer noch nicht durch Operationen entweiht worden war. Leider war aber auch diese Erwerbung für die Küche nicht glücklich gewesen. Malwine ließ die mit Wurst gefüllte zierliche Rechte sinken und sagte in höchster sittlicher Entrüstung: „Nein — diese Ferkel!" Mich überlief es kalt. Schweigend biß ich in die Wurst und nahm sofort wahr, wie wohlbegründet der Weheruf der Unglücklichen gewesen war. Niauet würde sein berühmtes unterirdisches Geschäft auf immer für entehrt halten, wenn ein solches phantastisches Wurstgebilde durch den bösen Willen eines Neiders in seinem Local auftauchte. Ich nahm Malwinen so rubig, als meiner Aufregung möglich war, die mißrathene Speise aus der Hand und bemerkte tröstend: „Zürnen Sie mir nicht,

die Schuld trifft mich ganz allein, ich hätte mich erinnern ſollen, daß wir uns nicht in der Heimat des Hoflieferanten des Herzogs von Braunſchweig befinden. Eine kunſtgerechte Anfertigung von ſchmackhaften Würſten iſt nur in ſorgfältig überwachten monarchiſchen Staaten möglich. In keinem Lande der Erde gibt es eine ſolche Mannichfaltigkeit von Würſten als in Deutſchland, aber die Republikaner haben in dieſem Fache nie Glück gehabt. Das Beiſpiel Nordamerikas wird uns die nöthigen Beweismittel liefern. Vor einigen Jahren erſchien in einer Zeitung zu Neuorleans ein äußerſt polemiſcher Artikel gegen die an den Ufern des Miſſiſippi zum Verkauf angebotenen Würſte. Der Verfaſſer jenes Artikels ſprach namentlich von zwei Sorten und hob hervor, daß die eine derſelben, welche mit kleingeſchnittenen rohen Kartoffeln gefüllt ſei, zwar nicht allen an eine regelrechte Wurſt zu ſtellenden Bedingungen entſpräche, allein doch an den Begriff der Eßbarkeit erinnere; die andere aber, deren Füllung nur in Löſchpapier und kleingehackten rothen Tuchlappen oder Abfällen von engliſchen Uniformen beſtehe, unmöglich dem Geſchlecht der Würſte beigerechnet werden könne, und die kaufmänniſche Rechtlichkeit ihrer Verfertiger etwas verdächtige —"

Malwine hörte nicht auf dieſes motivirte Gutachten, ſie ließ den Schleier herab und hüllte ſich in den Plaid. In meiner Verlegenheit eilte ich zu Oskar. Er ſtand neben dem Beiwagen und blickte ſprachlos auf das Verdeck deſſelben, wo mehre Packknechte ſich vergebens bemühten, den Koffer des Oberamts unterzubringen. So gewaltſam ſie ihn auch auf den engſten Raum zuſammenzuquetſchen ſuchten, er leiſtete einen heroiſchen Widerſtand. Man mußte ihn wieder aus einer Höhe von 12 Fuß auf das Pflaſter werfen. Der Fiſchmenſch von einem Poſtbeamten trat jetzt an uns heran und ſagte: „Ueberzeugen Sie ſich, meine Herren, daß ich Ihr Gepäck

nicht befördern kann. Fahren Sie getrost — es wird Ihnen morgen früh nachgeschickt und Sie erhalten es Nachmittags in Bern.“ Der Postbeamter übertrieb nicht, die Verdecke der beiden Wagen glichen wirklich mehr einer Anhäufung von koffer-artigen Gebirgsmassen, die in jedem Augenblick einzustürzen drohen, als Flächen, unter denen Menschen ohne Todesangst vor Durchbruch verweilen können. Jetzt galt es, der holden Malwine die Hiobspost beizubringen.

„Liebes Kind“, flötete Oskar in seinem verlockendsten Akkordregister, „man will uns mitnehmen, aber das Gepäck soll . . . .“

„Was soll das Gepäck?“ rief Malwine, aller Weiblichkeit uneingedenk und auffahrend wie eine Löwin, der man ihre Jungen entreißen will.

„Bis morgen früh hierbleiben“, murmelte der arme Gatte.

„Nun und nimmermehr — ich trenne mich nicht von dem Gepäck!“

„Wenn du aber mitfahren willst?“

„Nein — nein — nein!“

„Lieber Freund, vielleicht erweisen Sie uns den Liebesdienst“, sagte der kleinlaute Oskar, „heute Nacht hier in Basel zu bleiben und morgen früh mit dem Gepäck nachzukommen, Sie sehen ja, meine Frau . . . .“

„Ach ja, ja!“ bat Malwine, plötzlich ganz in ein liebenswürdiges Pianissimo umschlagend, „ja, Sie thun mir den Gefallen. Wenn Sie bei dem Gepäck bleiben, bin ich ganz ruhig, Sie sind weit kaltblütiger und überlegter als der böse Mensch, der Oskar, hörst du wol — du sollst dir ein Beispiel an dem Herrn nehmen.“

Was sollte ich thun? Eine Weigerung wäre sehr unartig gewesen, fast so unartig als die eben mir zugemuthete Packknechtsmission. Schon wurden die Passagiere zum Einsteigen

verleſen, der Hauptwagen fuhr bereits ab; ich gab meine Einwilligung und half Malwinen in den Beiwagen.

„Geben Sie nur auf die Schachtel mit dem Hütchen wohl Acht — ſie iſt etwas loſe zugebunden, und laſſen Sie die Taſche mit dem Papagai ja nicht fortkommen, ſie iſt ein Andenken von Mama für Oskar!“

Das Ehepaar drückte mir zärtlich die Hände und der Poſtillon fuhr im ſcharfen Trabe vondannen, daß der Erdboden von der fortrollenden viele Centner ſchweren Maſſe erbebte. Der Poſthof war bis auf mich und die zu mir gehörigen Vorderge von Gepäckſtücken leer: ich gab dieſe in Penſion, ließ mein Paſſagierbillet auf den folgenden Tag umſchreiben und pilgerte ein wenig durch die gute Stadt Baſel.

Von anſtändig gekleideten Menſchen genoſſen nur wenige die Kühle der milden ſternhellen Nacht, dafür wimmelten die Straßen von einer Legion junger Leute in Jacken und Mützen, die zum Theil mit Frauenzimmern luſtwandelten und einer Garnirung republikaniſcher Lazzaroni anzugehören ſchienen. Da ſich in der Schweiz die meiſten Beziehungen an Reiſende und Gepäckſtücke knüpfen, ſah meine erhitzte Phantaſie in jenen Burſchen lauter eifrige „Träger“, und ich beeilte mich, aus dem beängſtigenden Gewühl ins Freie auf die Rheinbrücke zu kommen. Die hohe Südſeite von Baſel baute ſich im Dunkel ſtolz mit Hunderten von hellen Fenſtern am Rhein auf, im Hotel Zu den drei Königen, dem unvermeidlichen Abſteigequartier aller Engländer und Handlungsreiſenden, herrſchte ein wildes Gewühl von Gäſten, Cotelettes und Schoppen mit Weineſſig, auf der Brücke tummelte ſich Alles, was nach Luft ſchnappte — unten flog der Rhein, ſchäumend vor Zorn, ſeine Alpenheimat verlaſſen zu müſſen, in das Flachland hinaus. Die zahlreichen Lichtflammen ſchienen ſein klares Waſſer bis auf den Felsgrund zu erleuchten, und imaginäre Schätze

blickten aus der Tiefe des edelſten Stroms von Europa empor. Ich konnte mich an dieſer drangvollen Flut kaum ſatt ſehen: als mich aber einige von den Fremden lebende Republikaner umringten, wahrſcheinlich wol in der Abſicht mich zu retten, wenn ich mich etwa über das Geländer ſtürzen würde, zog ich es vor, mich gleichfalls unter den Schutz der drei Könige zu begeben und meine müden Gebeine durch ein ſehr wenig königliches Souper für die Anſtrengungen des folgenden Tages zu ſtärken.

3.

Gebirgsſtufen.

Die Eiſenbahninduſtrie bebt ſchon lange nicht mehr vor Bergen und Felſen zurück. Die Ueberwindung der Schwierigkeiten am Semmering hat den Ingenieuren Muth eingeflößt, und allerlei Schienenwege ſchleichen ſich ſchon vom linken Ufer des Rhein nach den Alpen, und ſpüren heimtückiſch nach Spalten und Lücken, um die noch von der Maſchinenunverſchämtheit unentweihte Majeſtät der Hochgebirge der Zweckmäßigkeit des Verkehrs zu beugen. Dem beſchaulichen Gebirgswanderer braucht bisjetzt nicht bange zu ſein vor dem Untergange ſeiner Poeſie, allein über die Vorſtufen der Schweiz wird man gewiß gar bald mit aller nöthigen Touriſtenhaſt hingeretiſcht werden. Welche unumſtößlichen Gründe ſich auch für die Bewältigung der ſteinernen Länderſcheiden und für Zeitersparniß anführen laſſen: im Menſchen lebt noch ein anderes Etwas, ein Zeitmaß des Geiſtes und Gemüths, das mit dem Preſtiſſimo der Locomotiven nicht Schritt zu halten ver-

ſteht. Aber wie die Kanonen die ultima ratio der Könige ſind, ſo die Eiſenbahnen die der Völker; die Burgen des Mittelalters ſind unter den Karthaunen eingeſtürzt; die Eiſenbahnen werden im Laufe des Jahres noch mehr nivelliren als Völkergegenſätze, Felskämme und Landſchaftsgelüſte poetiſcher Träumer.

Ein Hauptreiz der Schweiz iſt die köſtliche äſthetiſche Entwickelung ihrer Naturtotalität. Zu dem hohen Thron ihrer Alpen gelangt der Wanderer über eine Anzahl Stufen, deren jede in einem eigenthümlichen Schmucke prangt und für die nächſten vorbereitet und ſtimmt. Alle vom Rhein beginnenden Straßen führen durch ein reizendes Hügelland mit zerſtreuten pittoresken Felsbildungen, durch fruchtbare Ebenen voller Fleiß und Wohlſtand, durch impoſante Mittelgebirge, bis endlich am Spiegel grüner Seen, von üppigen Thalſohlen aus, allmälig die Pfade zu den letzten Höhen des europäiſchen Erdtheils anheben. Um dieſe harmoniſche Entwickelung der künſtleriſchen Freude an der Natur werden uns die Eiſenbahnen bringen. Wie nach Humboldt der Condor, wenn er aus ſeiner Höhe auf die Beute am Meeresſtrande niederſchießt, alle Klimata der Erde in wenigen Minuten durchfliegt, werden wir in kurzer Zeit durch eine Bilderreihe, die den Geiſt wochenlang zu beſchäftigen und zu nähren pflegt, mit wüthender Haſt uns hingeriſſen ſehen, und wie die lebhaften Farben einer bemalten Scheibe bei raſcher Umdrehung, ſo die ſchönſten Landſchaften in gleichgiltiger Miſchung erblicken.

Die Eiſenbahn von Baſel aus beraubt heute bereits den Reiſenden der Freude an den bewaldeten Bergen, die in ſüdlicherer Färbung als der einförmige melancholiſche Schwarzwald den Uebergang bilden zur Terrainbildung der Juraformation und der paradieſiſchen Ebene von Solothurn bis

Bern, an deren Horizont in ihrer ewigen Uniform von blauen Dünſten die Berner Alpen ſchweigend Wache ſtehen.

Bis Liestal brachte uns in einer zweiten Claſſe, vor deren gegenüberliegenden Sitzen nur die Beine des einen, nicht aber die des vis-a-vis befindlichen Paſſagiers Platz haben, ein Eilzug, der ſich ſofort davonmachte, um ſeinen Ballen Paſſagiere mit Hülfe einiger Omnibus-Intermezzi an demſelben Tage nach Luzern zu ſchaffen. Auf uns harrte ſchon ein per Telegraph beſtellter anſtändiger und bequemer Poſtwagen. Die Glücklichen, die Plätze im Coupé oder oben auf dem Wagen erobert hatten, kletterten vergnügt hinauf, da in der Schweiz jeder Genuß mit einigem Klettern erkauft werden muß; wir zu dem Dante'ſchen Höllenkreiſe des Inférieur Verurtheilten fügten uns gelaſſen in das Unvermeidliche. Die Sorge für Malwinens Koffer und Schachteln beſchäftigte mich wenigſtens lange genug im Freien, da ich einen obenſitzenden Schweizerſoldaten erſt durch eine ſchöne, aber angreifende Beweisführung überzeugen mußte, daß die Schachtel mit dem Roſabüchen kein geeigneter Schemel für ſeine mit Randſohlen verſehenen Schuhe ſei. Unſer Zuſtand im Innern des Wagens war bis auf Weiteres erträglich, da nur drei Perſonen ſich in den Raum zu theilen hatten.

Auf dem Ehrenplatze ſaß ein uralter Neufchäteler, links von ihm eine Witwe vom Genferſee. An dem Neufchäteler zeugte Alles von der verheerenden Gewalt der Zeit: er war ſo alt, daß ſeine Exiſtenz und äußere Erſcheinung wieder etwas Jugendlichverſchämtes angenommen hatte und die Gegenwart ihres langen Aufenthalts wegen um Entſchuldigung zu bitten ſchien. Seine um den rothen Regenſchirm gerollte Landkarte ſtammte noch aus dem vorigen Jahrhundert, ſein in tauſend Fältchen gekniffener Buſenſtreif kam dagegen wieder in die Mode, und der Mantel mit 30 Kragen war eine wehmüthige

Erinnerung an die Zehnerjahre. Auf ſeinen Augenbrauen und einigen Warzen neben der Naſe wuchs ein deutliches Moos, und die Haut der Hände beſtand in dem beſten Pergament. Er unterhielt ſich lebhaft mit mir und der Witwe, mußte aber oft einige Minuten ſtillſchweigen, bis er wieder ſoviel Kräfte geſammelt hatte, den widerſpänſtig niederſinkenden Unterkiefer mit ſeinem Bruder zu vereinigen. Alles athmete an ihm Ehrfurcht und Vergangenheit, und erſt Nachmittags ſollte ſein moderner und jugendlicher Theil überraſchend zutage kommen. An der Witwe war nur Eins merkwürdig, und dieſes war ihr Kropf. Nicht Witwe, aber Frau zu werden mit dieſem Liebesapfel, das blieb mir das Räthſel ihres Daſeins.

Die Reiſegefährten im Coupé und in der Banquette hatten jedoch auch keine leichten Räthſel zu löſen. Sie litten an einer alten franzöſiſchen Mamſell, die von dem Streben beſeelt war, auf jeder Station den Wagen zu verlaſſen und den Moment der Abfahrt zu verſäumen. Wenn wir hundert Schritte weit gefahren waren, zeigte es ſich jedesmal, daß die alte Mamſell fehlte, und der Conducteur mußte regelmäßig halten laſſen und die athemlos Nachtrabende aufnehmen, wobei er nie verſäumte, den betreffenden Paragraphen aus dem Paſſagierbillet zu wiederholen, daß jeder „inſtructionswidrige Aufenthalt“ ihn bei der Poſtbehörde ſtrafbar mache. Von einer entgegengeſetzten wichtigern Inſtruction, welche die alte Mamſell von der unerſchöpflichen Natur erhalten hatte, wollte er ſich ſchlechterdings nicht überzeugen laſſen.

So trabten wir gemüthlich zwiſchen Bergen, Wäldern und Bächlein dahin, erquickt von einer urfriſchen Luft, die noch nie zwiſchen Mauern, Straßen und Fabriken gefangengeſeſſen hatte, und wie ein muthwilliger Schmetterling durch die großen offenen Wagenfenſter flatterte. Solche Luft gibt dem Menſchen

gute ſanfte Gedanken. Sie iſt das freigeborene Kind der hohen Bergwälder, die Morgenkühle hat ſie geſäugt, der Nebel unzugänglicher Felſen getauft, die Sonne mit einem goldenen Duft ausgeſtattet, und der beklagenswerthe Sohn der Fläche athmet ſie ein wie der Gefangene den Hauch ſeiner täglichen einzigen Spazierſtunde, halb mit Entzücken, halb mit Kummer, wenn er an den Dunſt des gewöhnlichen Kerkers zurückdenkt.

Nach einigen Stunden hatten wir den Paß des Jura überwunden, der ſich hinter dem hübſchen Orte Balſtall der Straße trotzig entgegenſtemmt, und ließen nur ſeine kahle graublaue Zackenwand zur Rechten liegen, bis uns halb gebraten von der aufſteigenden Sonne das alte gaſtliche Solothurn aufnahm. Hier am Ufer der gleich einem aufgebauten Smaragd durchſichtig grün dem Rhein zueilenden Aar liegt das Herz eines tapfern Mannes auf einem kleinen Gottesacker begraben. Die Gebeine des edeln Koſciuſzko haben zwiſchen den beiden andern Tapferſten Polens, Poniatowſki und Sobieſki, zu Krakau ihre Stätte gefunden; ſein Herz hat ſein letzter Zufluchtsort auf Erden als Fauſtpfand der Freiheit einbehalten. Wenn aber aus eines Menſchen Aſche, aus dem einſt nimmer Ruhenden, jetzt Heimgegangenen, noch ein Etwas emporblickt, ſo ſchaut dieſes ſtille Auge von ſeines Grabes Bett auf jene Veſten, deren Freiheit die Natur mit eigener Hand in Schutz genommen hat, auf die Hochalpen, die eisgepanzerten Citadellen, wo wilde Orkane und Lawinen die nüchterne Zweckmäßigkeit und die kurzſichtige Willkür der Menſchen zu Thal ſcheuchen.

Wir hatten nur ſpärliche Zeit zu phantaſiren; das Mittagsmahl dampfte auf dem Tiſche und der Conducteur rühmte es als vortrefflich. Dieſes Lob verdiente es auch vollkommen, wenn die Kürze unter allen Umſtänden eine der löblichſten

Eigenſchaften der menſchlichen Dinge genannt werden kann. Raſch nahmen wir wieder Platz im Wagen und hatten bald das maleriſche Solothurn mit ſeinen wohlerhaltenen weißgrauen Wachtthürmchen hinter uns. Wir erreichten ſchnell die Grenzen des Cantons Bern, und von hier aus war es mit unſerer Wagenidylle zu Ende. Zuerſt ſtieg ein reicher Bauer von einem Format ein, in dem wol nur noch die Schweiz eine Creatur herausgibt. Die raſche Verwandlung des Jupiter in einen Stier wurde mir ſofort durch dieſen Mann anſchaulich gemacht, denn die Charakteriſtik eines Vaters der Heerde ſprach ſich in unſerm Giganten mit göttlicher Klarheit aus. Nur ein paar Hörner fehlten ihm, und ich hätte geglaubt, der rothe Regenſchirm des Neuſchâtelers müßte ihn in blinde Wuth verſetzen. Wir wurden beim Einſteigen des gewaltigen Mannes auch ſofort inſtinctiv mäuschenſtill und regten uns erſt wieder, als ſeine langſamen tiefen Athemzüge uns verkündeten, die ungeheure Maſſe ſei ſanft entſchlafen. Bald darauf geſellten ſich zwei freundliche Bauermädchen in nicht zu jugendlichen Jahren zu uns, und nun ereignete ſich etwas ganz Unerwartetes. Wenn der Greis aus Neuſchâtel nach Tiſche in einen Zuſtand von mattem Scheinleben verſunken war und gleich einer Dampfmaſchine, ſolange Sonntags die Fabrik feiert, nur innerlich leiſe ein wenig bredelte, wurde er bei Ankunft der Mädchen munter wie ein jähriger Hänfling und machte verliebte Courbetten, die leider 70 Jahre zu ſpät adreſſirt wurden. Das bemooſte Ungeheuer wollte den verlegenen Schönen die Hände drücken und rückte ihnen ſo nahe, daß die am meiſten Verfolgte auf der nächſten Station ihren Platz mit der Kropfwitwe wechſeln mußte. Zur rechten Zeit wachte der Stiermenſch auf. Wir befanden uns eben an einer Stelle, wo die Eiſenbahn von Baſel nach Bern in Angriff genommen war, und der College der Ungeheuer aus

den Ruinen von Ninive begann eine Eisenbahnrede, von der ich leider nicht angeben kann, ob sie für oder wider gehalten wurde. Ebenso fruchtlos hätte mir ein Recke aus den Nibelungen specielle Auskunft über die Stelle geben können, wo der Hort versenkt sei: der Dialekt seines Deutsch war mir so unverständlich wie den Laien jenes Gedicht im Original. Die Rede dauerte noch fort, als wir in Bern einfuhren, sie übertönte das Rollen des schweren Gefährts auf dem Pflaster: sie verstummte erst mit dem stillhaltenden Postwagen. Ohne Maßen froh, dieses letzte Aufgebot von Contrabaß überstanden zu haben, wollte ich nun mein Leben genießen, als mich plötzlich etwas am Aermel zupfte und eine menschliche Pickelflöte wieder die alte Melodie anhub: „Bringen Sie endlich mein Gepäck?“

Malwine im Reisecostüm, aber höchst misvergnügt am Arme des Gemahls hängend, stand vor mir.

4.

Bern.

„Ihr seid Gemälde außerm Hause, Schellen im Zimmer, Drachen in der Küche, verletzt ihr — Heilige; Teufel, kränkt man euch: spielt mit dem Haushalt, haltet Haus im Bett.“ So lästert der teuflische Jago im zweiten Aufzuge des „Othello“ die Damen; er hätte sich gewißlich noch zu einem Anhang veranlaßt gefunden, wäre Malwine, die Schöne auf Reisen, vor sein bösartiges Maul gekommen. Wir Unglücklichen ohne Shakspeare's Geist verschluckten stumm unsern Ingrimm,

denn ſelbſt auf dem Geſicht des flitterwöchentlichen Aſſeſſors lagen ſchon die Wolken des erſten ehelichen Donnerwetters.

„Denken Sie ſich", ſagte Oskar, als wir die junge Frau mit ihrem geliebten Gepäck allein gelaſſen hatten, „Malwine hat ſeit heute früh noch kein Wort mit mir geſprochen — ſie ſchmollt — ſie wird mich noch zur Verzweiflung bringen."

„Und aus welchem Grunde zürnt ſie Ihnen?"

„Sie fühlt ſich ohne Grenzen unglücklich, weil ſie hier nicht im Stande geweſen iſt, Toilette zu machen, und gezwungen war, Bern in ihren Reiſekleidern zu beſehen: was ſagen Sie dazu?"

Wie die Vertrauten in den Trauerſpielen, ſagte ich wohlweislich gar nichts, veröffentlichte nur eine ſprechende Geberde und ſchlug wie an ein Schwert an meinen klirrenden Regenſchirm, was „Rache" bedeutet. Oskar ſah mich wehmüthig lächelnd an: „Warten wir, bis ſie beſſerer Laune wird — wir können Beide nichts Geſcheiteres thun."

Schon wollte ich ihm dieſen vertraulichen Dualis verweiſen und an meine ewigen und unveräußerlichen Menſchenrechte als aus eigener Taſche lebender Reiſender appelliren, als ein leiſes Klopfen an der Wand ihm das Signal gab, Malwinen zu Hülfe zu eilen. Das Ehepaar blieb lange aus, endlich erſchien es im Speiſeſaal, wo ich den Kaffee genommen hatte. Auf der Stirn der berliner Schönen ſchimmerte das ſelige Bewußtſein von Crinoline, ſie rauſchte heiter lächelnd gleich einer Woge der ſommerlichen Flut auf mich zu, und ein kleiner Kellner verſchwand für einige Augenblicke vollſtändig unter ihrem Kleiderſchwall, der arme Bua arbeitete ſich wie aus einer Lavine ſeines Vaterlandes Wallis mühſam aus blauſeidenen Falten und Spitzenverbrämungen hervor.

„Nun, meine Herren, ſtehe ich Ihnen zu Dienſten", plauderte die Holde und ließ den Handſchuhknöpfer ſein letztes

Werk verrichten: „wir gehen doch auf die Münſterterraſſe? Ich möchte gern das Alpenglühen ſehen.“

„Du weißt, liebes Kind“, antwortete Oskar, „daß deine Wünſche uns Befehl ſind“, immer mich zum Compagnon ſeiner ehelichen Leiden machend, während ich mich von dem Nießbrauch der Activa vollſtändig ausgeſchloſſen ſah. Mir wurde klar, daß ich einen ſehr nachtheiligen Contract eingegangen war. So ſchritten wir von unſerm freundlichen ſaubern Hôtel, dem „Moren“, durch einige ſchmale düſtere Gäßchen auf die herrliche Münſterterraſſe. Oskar trug den Parafol, ich den Parapluie. Der ſchwüle Tag hatte ſeinen Regenmantel angezogen, und die berühmte Ausſicht blieb unter ihrem europäiſchen Ruf zurück. Das ferne Relief des Berner Oberlandes zur Linken ſchwamm in einer grauen Trübung, die Berge zur Rechten ſchwebten in Dünſten, und ſelbſt der Vordergrund der grünen Aar, der Wieſen, Aecker und Gärten, litt unter dem heranrückenden Dunkel einer bevorſtehenden Entladung der Atmoſphäre.

„Mein Gott, Oskar“, bemerkte Malwine, nachdem ſie eine Minute lang die düſtere Scenerie betrachtet, „iſt das die vielgerühmte Schweiz? Du haſt mir doch ſoviel von der berner Ausſicht erzählt?“

„Aber liebes Kind, ich hatte ſie ja ſelber noch nicht geſehen!“ entſchuldigte ſich der vermeintliche Landſchaftsfälſcher.

„Was ſagen Sie dazu“, wandte ſich die Schöne zu mir, „Sie ſind ein ruhiger, billigdenkender Mann — lockt dieſer Menſch mich hierher, phantaſirt von der göttlichen Ausſicht, lieſt mir aus dem Reiſehandbuche vor, und nun ich ihm gefolgt bin, ſehe ich nichts als drohenden Regen und den ſichern Ruin meines blauſeidenen pariſer Kleides —?“

„Sie wollen doch nicht etwa Ihren Herrn Gemahl für den Witterungswechſel verantwortlich machen?“

„Ach ſo, Sie vertheidigen ihn — ich ſollte meinen, in der Schweiz —"

„Regnet es ſo gut wie in Berlin über Gerechte und Ungerechte; danken wir doch dem Himmel, daß er uns für morgen Regen ſendet und den entſetzlichen Staub anfeuchtet", ſagte ich etwas trocken.

„Aber ich will das Alpenglühen ſehen — wozu bin ich denn von euch hierhergelockt worden?"

„Sie vergeſſen, meine Gnädige, daß Sie uns hierherbefohlen haben'" fügte ich hinzu, und Oskar verrieth hinter Malwinens Rücken ſchüchtern durch Augenzwinkern ſeine Beipflichtung zu meiner Meinung. Die Debatte hätte vielleicht eine lebhaftere Wendung genommen und zu perſönlichen Bemerkungen Veranlaſſung gegeben, wenn nicht ein beleibter Regentropfen auf Malwinens gelben Handſchuh gefallen wäre. „Den Schirm, Oskar, den Schirm! — nach Hauſe — es fängt an zu regnen — helfen Sie mir die Mantille umkehren!" Der Ehemann riß mir den Schirm aus der Hand und Malwine band vorſichtig ihr Taſchentuch über das Hütchen.

„Binden Sie die Zipfel nicht zu — die pariſer Damen nehmen bei ſolchen Gelegenheiten dieſelben in den Mund — das ruinirt weniger den Aufputz und den Hutkopf", bemerkte ich voller Mitgefühl über die Leiden der Unglücklichen. Sie gab mir keine Antwort; ſich an Oskar klammernd, beugte ſie ihr Haupt unter den Regenſchirm, deſſen wir noch gar nicht bedurften, während ich hinterdrein trabte und die Bedingungen auseinanderzuſetzen verſuchte, unter denen ein Alpenglühen möglich ſei. Man hörte nicht auf mich, wir ſtürzten, verlacht von dem Volke, durch die Gaſſen nach dem Hôtel zurück und flüchteten in den Speiſeſaal. Unterdeſſen war der Regen eine Wahrheit geworden; er fiel ſo dicht, daß, nach der Behauptung jenes nordamerikaniſchen Münchhauſen, Gefahr vorhanden war,

die Tropfen erhitzten und entzündeten ſich durch die gegenſeitige heftige Reibung.

„Es wird uns nichts übrigbleiben", ſagte Malwine, nachdem ſie eine zeitlang höchſt misvergnügt zum Fenſter hinausgeſehen hatte, „als daß wir einen Wagen nehmen und in das Theater fahren." Der rathloſe Oskar ſah mich fragend an; er ſchien mich, wie der blödſinnige Almaviva den Figaro, für ſein helfendes Factotum zu halten.

„Auf dieſen Genuß werden Sie wol verzichten müſſen!" antwortete ich.

„Und wenn es das ſchlechteſte Stück iſt — doch halt, iſt nicht die Birch aus der Schweiz? Vielleicht wird «Die Waiſe» gegeben — das wäre herrlich, wenn ich hier mein Lieblingsſtück ſehen könnte. — Ach, Oskar, hole Billets, ich muß ſehen, wer hier Lina's Rolle gibt — ſie werden hier keine Fuhr haben. — Gott, Oskar, weißt du noch, wenn Lina mit der Mappe zu Hendrichs kommt — ſie iſt zu reizend!" Malwine ließ ihrer muthwilligen Phantaſie zu frei den Zügel; es ſchmerzte mich faſt, ihr anzukündigen, daß weder geſpielt werde, noch überhaupt ein Theatergebäude im Sommer geöffnet ſei.

„Wo halten ſich denn die berner Ariſtokraten im Sommer auf?" wollte Malwine in ſichtbarem Verlangen nach jungen eleganten Cavalieren wiſſen.

„Sie werden ſie zur rechten Zeit in Interlaken kennenlernen; denken Sie ſich aber nur um Gotteswillen keine ſtattlichen Gardeoffiziere und keine correct angezogenen Civiliſten darunter. Der berner Ariſtokrat iſt nichts als ein roh und feſt ausſehender Burſche, der ohne Bildungstrieb rauchend im Fenſter liegt, Abends in ſeinem Cabriolet ſpazierenfährt und ſelbſt zu träge iſt, ſein eigenes Vermögen zu verwalten."

„Wenn die Ariſtokraten ſo ausſehen, wie werden dann erſt die Demokraten ſein?“ flüſterte ſchaudernd Malwine.

„Liebes Kind — nur keine Politik — wenn ich bitten darf“, flüſterte der ängſtliche Aſſeſſor und ſah ſich bange um, ob nicht hinter ihm ein paar Polizeiohren geſpitzt würden.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau“, tröſtete ich, „Ihre norddeutſchen antikiſirenden Begriffe von Republikanismus paſſen nicht auf dieſe Zuſtände. Die Abweſenheit eines Königs begründet noch nicht die Republik, wie die Kapuze noch nicht den Mönch macht, und dieſe geldgierige und wenig gebildete Menſchenrace gehört weder nach Athen noch nach Sparta; nur Böotien wäre ein würdiges Vaterland für ſie.“

„Geben Sie nicht ein wenig zu weit, lieber Freund?“ fragte mit protektoriſcher Miene Oskar, in dem ſich der liberale Tick regte, ſeit er ſich unbeachtet wußte.

„Sie als aufgeklärter Juriſt haben gerade am wenigſten Urſache, dieſe Republikaner zu vertheidigen.“

„Und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?“

„Weil wir uns in einem Lande befinden, wo noch die Folter im Gebrauch iſt.“

„Nicht möglich — Sie verleumden dieſe einfache und biedere Nation“, rief der tugendhafte Oskar.

„Ich will Ihnen noch mehr ſagen: es iſt im Jahre 1850 in Appenzell ein Menſch, den eine Mörderin fälſchlich der von ihr verübten Schandthat bezüchtigte, ſo ſcharf gefoltert worden, daß er für immer den Gebrauch ſeiner Gliedmaßen verloren hat.“

„Irren Sie ſich auch nicht?“ fragte Oskar erſtaunt.

„Als Journaliſt muß ich es wiſſen, da ich ſelbſt jene Correſpondenz einem großen ſüddeutſchen Blatte entlehnte, zugleich mit der Hinrichtung jenes Weibes, die unter ſo ſchrecklichen

Umſtänden ſtattfand, daß wir glauben mußten, drei Jahrhunderte zurückverſetzt zu ſein.“

Das Ehepaar ſchwieg, und ich hielt für rätlich einzulenken und darauf hinzuweiſen, daß wir nur aus Neigung für die landſchaftlichen Schönheiten des Landes, nicht aber um unſere Sitten zu verbeſſern und unſere civiliſirtern Einrichtungen umzumodeln, den Fuß über den Rhein geſetzt hätten. Es gelang mir jedoch nicht, eine leidliche Stimmung hervorzurufen, und die nach und nach ſich im Zimmer verſammelnde Geſellſchaft von Stammgäſten aus dem Orte, Kaufleuten und Beamten, trug durch ihre Unterhaltung auch nicht zu unſerer Erheiterung bei. Sie tranken ihren ſauern Landwein, ſaßen noch ſauertöpfiſcher beieinander und antworteten auf alle Fragen nur verdroſſen und einſilbig, ohne ſich untereinander freundlicher zu betragen. Wir begaben uns daher zeitig zur Ruhe, nachdem wir in dem abſcheulich engen Poſtgebäude, uns zwiſchen allerlei Geſährt und der ſchmuzigen Mauer durchdrängend, mit Lebensgefahr Plätze nach Thun und Interlaken geſichert hatten. Der Regen goß unermüdlich in Strömen herab und meine Abendunterhaltung beſtand zuletzt nur in Beobachtung der Hunde von Bern, die augenſcheinlich in ebenſo viele politiſche Fractiönchen geſpalten, wie ihre Herren und Landsleute, alle Augenblicke bald zu zweien, bald in Trupps, unter den Bogengängen der Erdgeſchoſſe hervorſtürzten und ſich mit angeſtammter Tapferkeit herumbiſſen, als würden ſie dafür von den Bourbonen baar bezahlt.

5.

Thun.

Es war um die Stunde der höchſten Blüte des Markttags Sonnabend, als wir am andern Morgen mit zwei großen Poſtwagen voller Touriſten in der Stadt Thun anlangten. Der Ort wimmelte von Soldaten der Republik, an denen das Herz eines monarchiſchen Militärs nur wenig Wohlgefallen gefunden hätte. Die wohlgenährten ſtarkknochigen Leute hingen bequem in ihren Uniformen, und die blanken Knöpfe, die im europäiſchen Militärweſen eine ſo hervorragende Rolle ſpielen, ſchienen, wie auf den Röcken der ſchwäbiſchen Bauern, nur ihres glänzenden Selbſt wegen da zu ſein. Das Kriegerthum dieſer Soldaten ſchmeckte ein wenig nach dem misvergnügten Dilettantismus der Bürgerwehr, und wol keiner der Tapfern auf Wache cultivirte ſo gern den Schießprügel als den Hirtenſtab, den Zaum des Saumthieres, oder das Gepäck des ihm vertrauenden Reiſenden. Als wir durch die Straßen voller brauner Holzhäuſer, mit reizenden Gärtchen davor, auf den Marktplatz kamen, ſahen wir uns von einer ſolchen Menge Käſe umfangen, wie man ſie ſonſt nur in den großen See- und Handelsſtädten in fruchtbaren Niederungen erblickt. Die vorliegenden Schweizerkäſe gehörten jedoch einem beſondern Geſchlecht von Giganten an, das erſt geviertheilt werden mußte, ehe es ſich in ein marktübliches Format ſchickte. Faſt ebenſo reich wie an Käſe war der kleine köſtliche Ort an einer ganz eigenthümlichen Sorte von Gebirgsſtraßenjungen, wenn ich mir dieſen Ausdruck erlauben darf. Sie umſpielten uns in wahren Mückenſchwärmen, erboten ſich Führerdienſte zu leiſten, wo der Weg nach dem Dampfboot offen vor aller Augen lag, das Gepäck zu tragen, deſſen Beförderung der

Post oblag: endlich bettelten sie so herzinnig und rechtig wie nur die Unterthanen eines kleinen italienischen Fürsten.

Ueber alle diese Miniaturen des schweizerischen Alltagslebens flegte der Anblick des Thunersees mit seiner erhabenen Umgebung. Das ewige Schneereich des Berner Oberlandes schüttet den Ueberfluß seiner Wasser in das Becken des Sees aus und die Aar bringt sie als Mitgift dem Rhein zu. Hier wo der Fuß des Reisenden vor der ersten Stufe des Hochgebirgs steht, entfaltet sich die ganze Harmonie einer schweizer Landschaft. Unser Dampfschifflein setzte seine Räder zur rechten Stunde in Bewegung. Die Wolkentrümmer einer wilden dunkeln Regennacht flohen vor dem frischen Nordwinde, der unsere Fahrt fröhlich förderte. Rollende Nebelballen, gemischt mit gräulichen Regenschauern, eilten in den hohen Versteck der Berge, und ein ragender Gipfel nach dem andern, umkränzt von saftiggrünen Alpenwiesen, tauchte aus der Verwirrung auf. An zackige Felsvorsprünge, an schroffe Nadeln suchte sich das geschlagene Unwetter zu klammern, aber der Wind zerriß seine flüchtigen Banner in Fetzen und unaufhaltsam drang unser kleiner Kaper hinterdrein. Die ganze Reisegesellschaft schwelgte, wie eine Heerde Füllen, in diesem Schauspiel, in dem mit aromatischem Tannenduft und Heugeruch gewürzten Lufthauch; nur ein englisches Ehepaar, er ganz schwarzer Anzug mit Gummitunke, sie ganz gelber flatternder Bast, nahm an dem Natur- und Menschenjubel keinen Antheil. Er glotzte stumpfsinnig in den Kesselraum oder las schläfrig im rotheingebundenen Murray, wie Tausende seiner reisenden Landsleute, und doch lebt in keiner andern Nation eine ähnliche Empfänglichkeit für die unantikulirten Geheimnisse der Natur, und Uebersetzungen der Berg- und Meeresdichtungen des Weltalls, wie Byron und Shelley sie geschrieben, kann kein anderes Volk aufweisen. Den herr-

lichſten Gegenſatz zu dem Stockfiſchpaar bildete eine kleine Schar von berner Pharmaceuten. Sie ſahen aus wie die jüngern Söhne eines Hünengeſchlechts. In Drillichkitteln, den Regenmantel von Gummizeug über den Arm gerollt, den niedrigen Hut unter dem Kinn feſt zugebunden, die Füße mit ſchweren Nagelſchuhen, die Fäuſte mit hohen Alpſtöcken bewehrt, rückten ſie zu einer Gebirgspartie aus. Am Sonntagabend mußte Jeder wieder in ſeinem Geſchäfte ſein, und dazu hatten ſie nicht weniger vor, als das Faulhorn vom Gießbach aus zu erklimmen, auf einem Pfade, den ſelbſt alte Gemſen für keine leichte Promenade halten ſollen. Ich traf die Schar wirklich am Sonntagnachmittag im Lauterbrunner Thal; das rüſtige Volk ſprang auf einem Nichtweg längs der tobenden Lütſchine über Felsblöcke und Baumſtämme, und lachte heiter grüßend über den armen Wurm aus der Fläche, den ein geduldiger Brauner langſam im klappernden Wäglein den ſteilen Berg hinanſchleppte.

Die Schiffsglocke erſchallte, der Dampfer machte eine Wendung und legte bei Neuhaus an, dem Hafen von Interlaken. Am Ufer ſtand ſchon außer einem Haufen von Omnibus, Fiakern und Karren, der Phalanx der Penſionäre von Unterſeen und Interlaken, geſchloſſen wie die Läſterallee zu Helgoland. Den Toiletten nach konnte man ſich in das Bois de Boulogne bei Paris, oder die Cascinen bei Florenz verſetzt glauben, nur blickte die große Natur etwas ernſthafter auf die gelangweilten und kranken Menſchlein drein. Jetzt war Malwine in ihrem Eſſe. Mit der Lorgnette auf der Naſe muſterte ſie die Gruppen und ſtieß jedesmal einen anmuthigen Freudenruf aus, wenn ſie in dieſer Wildniß von Felſen, Wellen, Bäumen und Fremdlingen ein unverkennbares berliner Antlitz entdeckte. Das Schickſal beſcherte ihr dieſes Nationalvergnügen nicht ſpärlich, da wol die kleinere Hälfte

der Wartenden aus der großen Hauptſtadt einer Provinz ſtammte, die bei Freienwalde auch eine „Schweiz“ beſitzt. Nachdem diesmal Oskar den täglichen Kampf mit dem Gepäck ausgefochten hatte, rollten wir im Poſtomnibus auf einer unvergleichlichen Chauſſée nach Interlaken. Für mich war hinlänglich geſorgt, ein liebenswürdiger Freund theilte ſofort ſein Zimmer mit mir: das arme Ehepaar mußte noch eine lange Kreuz- und Querfahrt aushalten, ehe es ihm gelang, in dem überfüllten Orte ein leidliches Unterkommen zu finden.

Was Penſionen für Kinder ſind, wiſſen alle Aeltern, die ſich ihrer Kleinen, ganz oder halb, wie der Kunſtausdruck beſagt, entäußert haben: um die Penſionen für Erwachſene kennenzulernen, kann man ſich an keinen beſſern Ort als in das über alle Begriffe herrliche Schweizerthal zwiſchen dem Thuner- und Brienzerſee begeben. Wer durch die Leiden und Schwächen unſers Culturlebens körperlich und geiſtig ſoweit heruntergekommen iſt, daß die gewöhnlichen großſtädtiſchen Heil- und Erziehungsmittel bei ihm nicht mehr anſchlagen, wird weiſe handeln, ſich ſelber dort in Penſion zu thun. Zwar gibt man ſich mit ſeinen Gebrechen daſelbſt keine ſonderliche Mühe, und die dortigen Aerzte erheben ſich kaum über die wiſſenſchaftliche Bildung unſerer Barbiergeſellen: zwar ſind die Molken ſauer wie Weineſſig; zwar iſt die Apotheke ſo ſchlecht, daß jeder Blutegel aus Thun zu Schiff geholt werden muß; allein es iſt eben dadurch geſorgt, daß der Natur Niemand in das Handwerk pfuſche. Die ſchweizer Behörde, in ihrer tiefen Auffaſſung der Beſonderheit ihres Vaterlandes, hat ſich feierlich dagegen erklärt, aus Interlaken einen entſchiedenen Curort zu machen. Es ſoll eine Art landſchaftlichen Sommerſalons für die Elite aus allen Welttheilen bleiben, und die Schwächlichen, wenn ſie der ſchweizer Behörde zum Trotz ſich unterſtehen krank zu werden, mögen ſehen, wo ſie

bleiben, nur nicht in — Interlaken. Davon abgeſehen, ſind alle Bedingungen vorhanden, die Seele, und mittels ihrer Regeneration auch den ſiechen Leib von den Gebrechen der entmenſchenden Uebercivilisation zu reinigen. Ein ſchöner Tag in dieſem Thale muß einen Maler zu dem Gemälde des Paradieſes, einen Muſiker zu einer Symphonie begeiſtern: der Poet legt ſich an einem Bergabhange in die ſüßduftenden Kräuter und ſaugt träumend neue Einbildungskraft ein.

Im Thalgrunde wechſeln blumige Wieſen mit uralten Walnußbäumen, reizende Chalets im Oberlandgeſchmack mit niedern Hütten, zwei ewige Mauern von himmelhohen, oben bröckelig-morſchem Geſtein, ſchützen das Thal vor dem Nordwind und dem Sirocco: nach Süden erſchließt ſich die Mauer, und über den kleinen Rugen, den Abendberg und die Ausläufer der Schwalmern hinweg, blickt das Schnee- und Eisgebirge der Jungfrau. Vor dieſem Altar ſitzen früh und ſpät die Kenner und Dilettanten der Natur. Der atmoſphäriſche Zuſtand des Proſpects auf die Jungfrau entſcheidet über die Stimmung aller Penſionäre. Hat ſich eine Wolkenwand zwiſchen das Thal und den Berg gebaut, ſo laſſen Alle die Flügel hängen; zerreißen die Nebel, blickt bald ein Schneefeld, bald ein Gletſcher hervor, lagert ſich endlich der volle warme Sonnenſchein auf dieſe weißen Rieſenmaſſen, ſo brauen und üppig, daß die Augen faſt erblinden, ſo iſt gute Zeit in Interlaken. Gleich Bienen fliegen ſie aus allen Chalets ihrer Penſionen ins Freie, und ſammeln ſüßen Honig unverfänglicher Thatſachen, aus denen hernach das bittere Gift der Klatſcherei bereitet wird. Noch dürfen wir nicht aus der Schule ſchwatzen: das Interlaken der Penſionäre werden wir erſt ſpäter kennenlernen.

Die Lebensfriſtung in den Penſionen iſt dem harmloſen Zweck entſprechend und billig. Der Einzelne zahlt täglich

5 Francs für Wohnung und Unterhalt, für Bedienung 40 Centimes. Dafür erhält er in dem allgemeinen Speisesaal: Morgens zu beliebiger Zeit von sieben bis zehn Uhr Kaffee nach Schweizerart, mit allem Zubehör von Milch, Butter, Honig, Zucker, Brot und Kuchen. Mittags um 2 oder 4 Uhr ein reichliches, nach Landessitte etwas fade gekochtes, sonst gesundes Mittagsessen, und Abends um 8 Uhr kalte Küche und Thee, oder Milch und Erdbeeren. Gelüstet einen Schweizer nach Wein und Nachmittagskaffee, so erhält er beides extra zu billigen Preisen. Ueberall sind die Wohnungen trocken, reinlich und freundlich, die Möbel neu, die Gänge mit Strohmatten bedeckt, und die Dienstboten heiter und zuvorkommend, aber langsam. Die Schweiz ist in vielen Dingen ein wenig hinter dem Zeitalter zurückgeblieben.

Eine That des Uebermuthes in Bacchо, einen energischen Diätfehler zu begehen, gehört zu den Unmöglichkeiten. Es fehlt an einem tonangebenden Restaurant, an einem Weinlocal, und sogar Prinzen und Lords können ihre Billardleidenschaft nur in einer mehr als mittelmäßigen Bierkneipe an der untern Brücke über die Aar befriedigen. Nicht minder unmöglich ist eine Ueberladung des Geistes durch Studium und Lectüre. Fehlen die Hülfsmittel für ersteres gänzlich, so bestehen die Unterhaltungsbücher nur in solchen, welche der Tourist bereits in seinen Jugendjahren auswendig wußte. Zeitungen sind in einem Leseschuppen zwar vorhanden, gehen aber so schwer aus einer Hand in die andere über, und sind so lange vorher mündlich bei den Kunden abonnirt, daß Jeder nur das Blatt lesen kann, welches ihm aus seiner Heimat nachgesandt wird.

Es ist wirklich ein Paradies der Unschuld in allen Einrichtungen — dieses Interlaken.

6.

Interlaken.

Der Vergnügungstourist in Interlaken steht Morgens um 5 Uhr auf und wundert sich über die fabelhafte Stille des Aufenthalts. Etwa 2000 Schritte von dem Kirchthurm des Orts hört man um diese Zeit deutlich die Bewegung des Uhrwerks und das auf die Berge steigende Vieh bringt mit seinem Glockengeläute eine wunderbare Wirkung hervor. Wie gesagt, erhebt sich der Tourist, brennt eine Pfeife an, lang genug, um damit den Thuner- oder Brienzersee zu durchstöbern, und begibt sich über die Aar nach Unterseen. Der liebenswürdige und lebhafte Fluß sieht, die Verminderung im Glanz des Colorits abgerechnet, wie gestern aus, er rinnt ebenso hastig thalabwärts, und nur sein Rauschen tritt bei dem tiefen Schweigen der Umgebung kräftiger und bemerklicher hervor. Die menschlichen Einwohner von Unterseen lassen sich noch nicht blicken, sie schließen sich im Sommer dem Beispiel der Gäste an und stehen erst um 7 Uhr auf. Aber es gibt in Unterseen ein kräftiges Geschlecht, das noch nichts von den Schwächen der Menschen weiß. Kaum hat sich der Tourist als seltsame Ausnahme von der Regel gezeigt, als gleich der erste Hund im Dorfe seine Stimme erhebt und sich beeilt, die Anwesenheit des Unberufenen zu verkündigen. Der zweite ergreift mit seltener Genugthuung dieselbe Gelegenheit, und bald erschallt von allen Seiten ein so mörderisches Durcheinander, als ob das Dorf Unterseen von einem kriegerischen Abenteurer überfallen würde. Da der Tourist ruhig weiterschreitet und der Hundewelt nicht die geringste Veranlassung gibt, ihre menschenfeindlichen Uebungen fortzusetzen, beschwichtigt sich endlich ihre kühne Harmonie und sie überläßt sich jetzt den Partei-

debatten, welche in der Schweiz ſo viele Abwechſlungen in die Hundefehde bringen. Auf einem Hofe, unweit des Weges nach Lauterbrunnen, ſteht ein Hundehaus, deſſen Anſehen nicht Comfort verſpricht. Ein Greis von ſparſamen Sitten und ſcharfen Zähnen ſcheint es innezuhaben. Etwa hundert Schritte davon bewohnt eine Familie von Spitzen ein elegantes ſchweizer Sommerhaus, groß und reich genug, um ſelbſt einer menſchlichen Geneſſenſchaft zu genügen. Zwiſchen dieſen beiden Endpunkten bricht an dieſem Morgen ein ſonderbares und ſeltſames Verhängniß aus. Zwei reiſe, vielgewanderte Hunde ſprechen bei dem Greiſe ein, und bellen ihm wol zehn Minuten lang eine heftige Litanei vor, welche er nur mit einzelnen heftigen Lauten unterbricht; dann gehen ſie ab und begeben ſich zu den Spitzen. Hier bringen ſie ihre Motive über den Zaun mit hoher Gelaſſenheit vor, wobei ſie ſich fortwährend umſehen, ob das Geſinde hinter ihnen rein iſt und kein frevler Biß auf ſie lauert. Die Spitze hören erſt ihr Geſuch an, dann raffen ſie ſich auf und proteſtiren einſtimmig gegen den Antrag, wobei ſie ſich durch ihre Lebhaftigkeit beinahe Schaden thun. Die beiden Köter vom Juſte-Milieu entfernen ſich und verſchwinden; da hört man plötzlich ein Wehgeſchrei und beide kommen entſetzt angerannt, verfolgt von einem elefantenartigen Hunde, der zu der Fahne der Spitze geſchworen hat. Jetzt nehmen auch einige unbetheiligte ruhige Vierfüßler Antheil, und ehe wir es uns verſehen, ſterirt wieder ein Gebell, das unmöglich zu beſchwichtigen ſcheint, wenn nicht ein geſtörter Einwohner aus einem Dachfenſter mit einem Wagenfragmente ſo gewaltſam unter eine Hundegruppe auf dem Wege ſchleuderte, daß die Geſellſchaft wehklagend vondannen eilt und den Weg freiläßt.

Wir begeben uns jetzt wieder nach Interlaken zurück. Hier iſt unterdeſſen eine große Veränderung vorgegangen. Die ein-

zelnen Söhne Englands, die in Stille und Geduld an einer Verbeſſerung ihrer Finanzen arbeiten, beginnen an den Fenſtern zu erſcheinen. Man muß auf die obern Stockwerke der Häuſer Acht geben. Ein Gentleman arbeitet dort mit einer großen Nähnadel und einer ſchmächtigen Korbflaſche an der Wiederherſtellung eines Paars von Schuhen: hier bürſtet ein Lord, ohne den aufmerkſamen Zuſchauer zu beobachten, mit kunſtgeübter Hand ſeine Kleidungsſtücke: und dort bemüht ſich ein alter Schotte unter einem Haufen von ſchwarzbraunen Glimmſtengeln das brennbarſte Product zu entdecken. Einige ſchon praktikabel gewordene Engländer begegnen uns auf der Promenade und grunzen uns freudig an. Engländer, die vor 7 Uhr Morgens ſich unter die Menſchen wagen, gehören nicht unter die gefürchtete Elite ihrer Landsleute.

Wir nähern uns jetzt unſerer Penſion und ſteigen langſam die Treppe hinauf. Ein Pole mit ſchneeweißem Schnurrbart und pechſchwarzen Augen kommt uns entgegen und ſagt, indem er uns den Paß verlegt:

„Wie mein Herr, Sie rauchen? Wie kommen Sie dazu, hier zu rauchen?“

„Iſt das Rauchen hier etwa verboten?“

„Ich ſage Ihnen, mein Herr, Sie ſollen nicht rauchen, wenn Sie uns nicht Alle verbrennen wollen: das ganze Haus liegt voller Strohmatten und — ich werde ausziehen, wenn mir noch einmal ein Herr mit einer brennenden Pfeife oder Cigarre begegnet.“

Bei dieſen Worten wirft er mir einen überaus grimmigen Blick zu und entfernt ſich mit fabelhafter Geſchwindigkeit. Kaum biege ich eine Treppe hoch in den erſten Gang ein, als ich drei junge Leute bemerke, die ſämmtlich mit Cigarren bewaffnet an einer Laterne ſtehen und ihren Feuervorrath einnehmen. Zufällig brennt ſchon die Strohmatte am Fuß-

boden und ich sehe mich genöthigt, den Herren anzuempfehlen, ein wenig vorsichtiger mit den Gaben Gottes umzugehen. Da die jungen Herren aber weder die ehrliche deutsche Mundart, noch irgendeine andere volksthümliche Sprache verstehen, und jeder mit größter Bereitwilligkeit einen Fidibus anzündet und meine Pfeife in Brand zu stecken sucht, gebe ich alle Besserungsversuche auf und richte meinen Lauf in das Kaffeelocal.

Es schlägt 7 Uhr und man verabreicht mir eine Tasse, stark und groß genug, um den Magen des gigantischen Christoph in der Ballade zu füllen; nur der Honig besitzt keine einschmeichelnden Eigenschaften; er ist eine gastfreie Herberge für Fliegen, deren etwa 2—300 ein Unterkommen darin gefunden haben.

Nach dem Kaffee setze ich mich unter einen großen Nußbaum hart am Wege und lasse die Vorübergehenden die Revue passiren. Zuerst sind es nur Herren, welche herüberkommen und sich den Obliegenheiten des Kaffee widmen; dann nähern sich auch Damen. Sie erscheinen sämmtlich mit großen runden Feldhüten, grünen Fächern und Filethandschuhen, und enthalten sich bisjetzt aller Redeübungen, da die Toilette noch nicht vorschriftsmäßig entwickelt scheint. Währenddessen erscheinen auch die Eingeborenen des Landes und beginnen ihre Gewerbe anzuempfehlen. Da ist erstens ein Engrosvermiether von feinen und rührigen Esseln; dann ein Junge mit einem viereckigen Kästchen, in dem eine ungeheure große Raupe sitzt; dann ein altes Weib, die einen Kahn zu vermiethen hat; dann ein Mann, der etwas aus einer Zeitung aufsagt, was kein Mensch versteht, und ein anderer Mann, der selbige Thatsache erklärt, ohne darum verständlicher und volksthümlicher zu werden — alle diese rüstigen Gewerbeungethüme reden mich an und erkundigen sich, ob ich nicht die Raupe für 2 Francs

kaufen, oder auf die Wengernalp fahren, oder nach Brienz ſegeln wolle. Ich laſſe ſie eine Viertelſtunde lang reden und dann noch eine, und ſehe nur zu, wie endlich eine Geſellſchaft Damen ſich vereinigt und ſechs Eſel miethet, welche mit acht Herren 14 ausmachen, und auf der Stelle beſtiegen werden. Der Cercle ſetzt ſich auf und die Eſel entfernen ſich mit der ſpaßhaften Gemüthlichkeit, welche dieſes Geſchlecht ſo unwiderſtehlich macht. Es ſind ihrer ſechs, aber ſie gehen ſo unterſchiedene Pfade, daß man glauben möchte, jeder von ihnen ſei ſeines Lebens ſatt und ſuche einen ſchönen ruhmgekrönten Tod. Der eine wandelt mitten auf dem Fahrwege und ſtellt ſich ankommenden Wagen in die Quer, ſchlägt gegen die gebandhabte Peitſche hinten aus und wirft ſeine Dame kopfüber in den Sand; der andere ſchleicht ſachte den Fußpfad entlang und zerreißt die Garderobe ſeiner Reiterin in kleine Fetzen, während ſie nach Kräften Jammer ſchreit; der dritte bleibt ganz zurück und läßt ſich mit einem Stecken höchſt unbarmherzig bearbeiten, ohne auch nur ein Zeichen von Aufmerkſamkeit von ſich zu geben, und frißt während dieſer Scene mit vollſtändiger Gelaſſenheit was an ſeinem Wege wächſt — es iſt ein erſchreckliches Schauſpiel, und ſchon nach einer Viertelſtunde kommt die Geſellſchaft zurück und beklagt ſich bitter über die Schwierigkeiten des Transports.

Nach einer fernern Stunde erſcheint meine berliner Reiſefee mit Oskar, ihrem Vermanten. Es muß unter allen hierſelbſt vorhandenen Frauenzimmern ein geheimes Bündniß geben, denn plötzlich ſpringen aus allen benachbarten Thüren auftoupirte und aufgeronnete Frauenzimmer hervor und beſtatten den Tag mit ſeinem vielverbeißenden Frieden. Dazwiſchen gehen ſüdlichweigend die drei Herren in den Garten, welche ſeit ſechs Wochen unter einer bedeckten angenehmen Galerie Whiſt mit dem Strohmanne ſpielen, und nehmen Platz, ohne

eine Miene zu verziehen. Ein anderer Herr folgt ihnen und läßt ſich mit triumphirendem Lächeln ein koloſſales Extrafrühſtück auf ſeine Koſten bringen, das er bis auf den letzten Biſſen verzehrt. Noch ein anderer Herr, welchen man mir als den „ſchwediſchen Gelehrten“ bezeichnet, ſtreckt ſich auf eine Gartenbank, die er mit Hülfe von Bettkiſſen und Sopharolſtern erweckt hat, und ſtudirt bis gegen Mittag. Malwine verſammelt unterdeſſen den geheimen Frauenbund um ſich und berichtet im Fortiſſimo, während das anweſende männliche Geſchlecht allen Widerſpruch aufgegeben hat, die offenen Fragen des Tages. Jetzt kommen allmälig die Schwindſüchtigen zum Vorſchein und verwünſchen die Aerzte, die nie zur Stelle ſind, wenn ſie von den Herren gefordert werden. Sie unterhalten ſich ausſchließlich vom Eſſen und beſchließen in ſeltener Einſtimmigkeit, heute Mittag allen ihren Aerzten Trotz zu bieten und wider das ausdrückliche Verbot Käſe zu eſſen. Ein wohlwollender Herr, der ihnen Einhalt zu thun wünſcht und eine Rede wider den Käſebeſchluß hält, wird ohne weiteres mit Vornehmheit ignorirt und fortan als „Schafskopf“ ſignaliſirt. Unterdeſſen erſcheinen zwei Damen von etwas verrücktem Ausſehen, welche mit großer Beklommenheit Platz nehmen, ſich aber conſequent von der ganzen Geſellſchaft trennen. Es geht das Gerede, daß ſie ſehr vermögend ſeien, aus Furcht vor Diebſtahl aber ihr ganzes Capital in allerlei Taſchen in den Unterröcken und im Schnürleibe bei ſich trügen.

Mit einem male ſpringt die ganze Verſammlung auf und eilt an das Gitter. Das Dampfboot am Thunerſee iſt angekommen und hat eine reichhaltige Fuhre ausgeſchifft: man beeilt ſich jetzt, den Zuwachs an Bevölkerung in Augenſchein zu nehmen und die Originale zu regiſtriren. Vierſpännige Wagen mit bärtigen Kurieren auf den Vorderſitzen, italieniſche Vetturine mit drei Pferden, der Poſtomnibus bis an die Wol-

ken mit Gepäck überladen, Hauderer mit einem oder zwei Pferden, endlich beſcheidene Fußgänger mit einem dienſtbefliſſenen Gepäckträger — alles das trabt und wandelt vorbei, wobei das Auditorium ſeinen geiſtreichen Witz ſpielen läßt; endlich hat ſich der Zug erſchöpft und die frühere Ruhe tritt wieder ein. Die Gruppen ziehen ſich unter die ſchattigen Nußbäume zurück, gähnen und ſchlafen, die Damen wiederholen die Kragenangelegenheit zum zwanzigſten male, die Whiſtſpieler wechſeln eben die Plätze, der ſchwediſche Gelehrte ſtudirt weiter und die öde Melancholie der menſchlichen Gemeinſchaft wüchſe uns zu Häupten, beſchlöſſen wir nicht am andern Tage eine Ausflucht in das Berner Oberland.

7.

Im Oberlande.

Wer ſeinem Pedal nicht mehr unbedingtes Vertrauen ſchenkt, thut wohl, ſich eines Roſſes nebſt dazu gehörigem Bändiger oder Pfleger zu verſichern, wenn er das gebirgige Terrain der republikaniſchen Staaten Europas mit einiger Behaglichkeit heimſuchen will. Mithin berief ich einen berner Demokraten und beauftragte ihn, mir auf eine unbeſtimmte Zeit für einen Tagelohn von 11 Francs und den 12. als Trinkgeld, mit ſeinem Roſſe zugebote zu ſtehen. Am andern Morgen um 6 Uhr rollte der dienſtbereite Freiſtaatler vor die Thür, und ich fuhr in einem kleinen Wägelchen, das von Lauterbrunnen aus durch Kinder wieder nach Interlaken zurück bergab gezogen werden ſollte, in der herrlichen Friſche des Sommermorgens vondannen. Ich glaubte von den bequemen

Gäſten Interlakens der Erſte zu ſein, welcher ſich aufgemacht hatte: allein mehre Einſpänner, die von alten Bauernweibern mit großen eiſernen Brillen und ungeheuern Strickſtrümpfen beſetzt waren, und von kleinen Knaben nicht über 10 Jahren gezogen wurden, belehrten mich, daß eine Anzahl Touriſten ſchon am Abend vorher nach Lauterbrunnen aufgebrochen und wahrſcheinlich ſchon längſt unterwegs ſei.

Der Weg von Interlaken nach Lauterbrunnen trägt den Charakter der Schönheit und Erhabenheit an ſich, der den ganzen Punkt zu der ſchönſten Stelle der Schweiz macht. Es iſt die glücklichſte Steigerung der Proſpecte, die binnen zwei Stunden irgend möglich iſt. Anfangs eilt man zwiſchen ſchwarzbraunen Bauernhäuſern, ſaftgrünen Wieſen, die mächtige Waldung überragt, beſchattet von reichliche Frucht tragenden Obſtbäumen durch einige ſtille Dörfer, dann verengt ſich das Thal, und gedrängt durch die rieſigen Felswände ihres rechten Ufers brauſt die Lütſchine, einer der mächtigſten Abflüſſe des Berner Oberlandes, mit grauen, wildſchäumenden Wogen, und einen eiskalten Athem in die milde Sommerwärme ausſtoßend, gegen den ſteilen Fahrweg. Die rohe Wildheit dieſes raſenden Waſſers, das die Gletſcherfluten von Grindelwald, der Jungfrau, des Schmadribachs und anderer vereinigt, ſticht unheimlich ab von den ſonnigen Felswänden, deren ſteile Gipfel Alpwieſen bedecken, von den reichen Laubwaldungen und den ſchneebedeckten ewigen Höhen, die da, wo Seitenthäler ſich einmünden, ſcheinbar ganz nahe in unerhörter Majeſtät ſichtbar werden. So das Wetterhorn, das mit ſeiner wilden dreigezackten Stirn da, wo der Weg nach Grindelwald ſich abzweigt, den ganzen Hintergrund abſchließt und nichts mit der Gemeinſchaft des Thals, ſondern nur mit den Töchtern der blauen Sphäre, den leichten fliegenden Wolken, zu ſchaffen hat.

Allmälig verſtummt das Geheul des tobenden Eiswaſſers links in der Tiefe, und eine ſteile Anhöhe zwiſchen ſeltſam geformten Felsmaſſen emporſteigend, nähert man ſich der Heimat thalwärts niederſtürzender Waſſer, dem einſamen friedlichen Lauterbrunnen, deſſen großes Hôtel Der Steinbock ſich dem Wanderer zuvor in den Weg ſtellt. Zwar kann man in ſogenannten char-a-bancs von hier aus noch eine kleine halbe Stunde das ſchmale düſtere Thal entlangfahren, allein die Mehrzahl der Reiſenden ſetzt von hier aus ihre verſchiedenen Wege zu Fuß oder zu Pferde fort. Der Vorhof des „Steinbock“ zu Lauterbrunnen iſt eine wahre Börſe aller der Talente zu nennen, welche ſich den Reiſenden zu Dienſten ſtellen und ſeine künftigen Beſchwerden erleichtern wollen. Kutſcher, Führer, Reitknechte, Träger und Junzen drängen ſich um den ausſteigenden Reiſenden und bieten ihm ihre Arme, Beine, Räder und Hufe an, während der Mann im ſchwarzen Frack, der Steinbocks-Oberkellner, als Präſident in ihrer Mitte, den ſtutzenden Ankömmling in Empfang nimmt, in das Zimmer führt und ſeine Kräfte mit Kaffee ſoweit ſtärkt, daß er ohne Gefahr die endloſen Anerbietungen vernehmen kann. Ich, deſſen Ausdauer noch durch interlakener Penſionselemente wohlgerüſtet war, leiſtete dieſem gewinnenden Verfahren hartnäckigen Widerſtand und begab mich nach dem nahen Staubbach, deſſen flatternde Mähne man vom Hôtel aus wenige Schritte weiter von der Felswand herabhängen ſieht. Zunächſt iſt zu bemerken, daß die meiſten vom Fels nach Lauterbrunnen herabfallenden Bäche „Staubbäche“ ſind, inſofern die beträchtliche Höhe des Sturzes, die nirgends unter 800 Fuß hinabſteigt, das Waſſer auf der Hälfte des Weges in Staub auflöſt und dem Winde als Spiel überläßt. Indeſſen iſt nur der höchſte dieſer Fälle, deſſen glatte Wand beinahe 1000 Fuß erreicht, mit jenem Namen beehrt

worden. Ich begab mich zu seinem Fuße und sah oben in jäher Höhe den ziemlich starken Wasserarm vereinigt herabstürzen, dann sich in einen dichten Schleier auflösen, dann in eine dichte rollende Wolke, endlich in einen Nebel vergehen, der über unsern Häuptern rubig wallte, und indem er weit und breit die Vegetation mit seinem, dem Diamantstaub vergleichbaren glänzenden Naß erquickte, hier und da lichte farbige Höfe bildete. Das Schauspiel besaß durch den Hintergrund der grauen, mit dunkelgrünen Flechten in schwindelnder Höhe bewachsenen Felswand etwas Feierliches, und das tiefe Schweigen, unter dem das seltsame Phänomen vor sich ging, unterstützte die ernste Scenerie. Mein Roßhändiger war unterdessen mit nachgekommen: der Braune, dessen Arpeit durch ein großes Haferbrot gestillt worden war, trug einen abgeschabten Sattel und dahinter ein glattes Gestell, auf das meine Effecten geschnallt worden waren. Ich setzte mich zu Pferde, wir überschritten bei der Kirche die Lütschine und nach wenigen Schritten, die mein Gaul in philosophischer Ergebenheit vor sich gebracht, standen wir vor dem Anfange des Weges auf die berühmte Wengernalp. Bädeker, der vielbenutzte Wegweiser des deutschen Touristenthums, nennt diesen Weg „wegen des steilen Steigens anfangs für Ungeübte vielleicht etwas beschwerlich", allein ich kann versichern, daß der erste Aufmarsch von Lauterbrunnen nach Dorf Wengern, das oben am Fuß der Alp liegt, vollkommen ausreicht, um die Kräfte eines starken Mannes und Pferdes, worunter ich meinen Automedon und seinen energischen Braunen verstehe, so zu verarbeiten, daß sie oben eine gute halbe Stunde Ruhe brauchen. Was mich betrifft, so lag ich ergeben in mein etwaiges Schicksal nach vorn gebeugt über dem Halse meines Rosses, blickte gelassen in die Abgründe, die sich alle Augenblicke auf unserm Zickzackmarsche aufthaten, und petitionirte beim Fatum,

den über mir reitenden Engländer, wenn er fallen ſollte, mir nicht direct auf den Kopf, ſondern entweder rechts oder links vorbeizuwerfen. „Es war der Vater mit ſeinem Kind", der über mir der Jungfrau zueilte, jedoch hielt er ihn nicht ſicher, auch hielt er ihn nicht warm, ſondern der Alte ritt allein, und das Kind, deſſen Beine in meiner Erinnerung — das ſoll mir Keiner ausreden — als ſechs Fuß lang fortlebten, während das übrige Zubehör nur zwei Fuß betrug, wandelte rüſtig vor dem Vater und ſetzte zuweilen ſanft kleine Felsſtückchen in Bewegung, die freundlich auf meinen Kopf fielen. Ich geſtehe, daß es die erſte halbe Stunde lang kein Genuß war, dieſe beiden Ungethüme, von denen das älteſte das arme Pferd mit einem Birkenaſte erbärmlich anpeitſchte, ſtets über mir in der Schwebe zu erblicken; man gewöhnt ſich indeſſen bald an Alles, und endlich vermißte ich noch mit Schmerzen den Vater und ſein Kind. Sie hatten längſt vor mir die Höhe erreicht, allein ihre ſelige Freude dauerte nur kurze Zeit. Sowol ihre Kräfte wie das misbandelte Pferd waren ſo angeſtrengt, daß ich ſie ſpäter bald überholte und im Verlauf des Tages weiter nicht zu Geſicht bekam.

Hart am Rande der Felswand, die öſtlich von Lauterbrunnen aufſteigt, liegt oben ein Wirthshaus, bei dem ich vor Schweiß triefend anlangte, die Rippen des Thieres flatterten wie ein von Dampfkraft getriebener Blaſebalg, und der arme Burſche vermochte ſich ſeiner Blouſe nur mit Hülfe eines Bauernburſchen zu entledigen, ſo feſt verbunden war ſie mit ſeinem ſonſtigen Coſtüm durch die Macht des Waſſers. Aber die ganze Situation war entzückend und voller Einheit. Das mir aufgetragene Déjeûner entſprach an Härte und Urſprünglichkeit dem Zuſtande des Landes. Zwei Stück Käſe von der Feſtigkeit, aber nicht von der Biegſamkeit des Stahls, ein Brot, das von der Baſis des Felſens abgeſchlagen ſchien, eine

Milch, wie aus dem Staubbach aufgefangen, und eine Butter, so weich wie eine herabgestürzte Sommerlawine, wurden mir zu meinem größten Entzücken dargebracht und meinen Zähnen als Problem vorgelegt. Ich begnügte mich mit der herrlichen Aussicht auf die gegenüber ragende Felswand, die schroff zur Linken über mir den Prospect abschließende grünbewachsene Klippe, und das dustere, das Thal von Lauterbrunnen abschließende, einem ewigen Grabmal vergleichbare Panorama. Eine Menge von Schneefeldern und Gletschern senkte sich thalnieder, und wie ein Streifen von der Länge und Dicke eines Spazierstocks zeichnete sich in blendender Klarheit der 200 Fuß hoch aus einer blauzackten Eismasse niederstürzende mächtige Fall des Schmadribachs ab. Dieses große Bild ruhte in fernem tiefen Schweigen, und der Staubbach, den ich unmittelbar vor mir sah, bildete bereits oben schon einmal einen gewaltigen Sturz und verflog jetzt vor dem frischen Nordwind in Atome, als könnte er nicht länger der Sehnsucht nach seiner Heimat, dem weißen Hochlande, widerstehen und müsse als Wolke dorthin zurückkehren.

Wir brachen wieder auf, und der Weg setzte sich jetzt, weniger steil bergan, über wellige Höhen, durch Abhänge voll seltsamen bitterlich aromatischen Blumenduftes, über Natarbrücken aus wenigen dünnen Baumstämmchen, unter denen ein schneeweiß schäumendes Wasser zu Thal rann, durch junge schwarze Tannen, etwa zwei Stunden lang fort. Auf diesem Pfade genoß ich eine mannichfache und gute Gesellschaft. Wo eine Hecke war, öffneten dienstfertige Kinder, wo sich keine vorfand, öffneten sie wenigstens die Hände und bettelten: wo aber nur die Spur eines Echos zu finden war, reizte ein Mann das sogenannte Alphorn, ein Instrument, das vom Charakter des Hornes gar nichts, von dem der Alpen nur das Entsetzliche und Schroffe anschträgt, zu starken Seuf-

zern, und die Natur läuterte in ihrer gen Himmel ragenden Werkstatt die schwache Virtuosenarbeit und sandte die Töne wie Antworten aus dem Munde höherer Wesen zurück. Als merkwürdigstes Etablissement der Schweizerindustrie fand ich etwa 4000 Fuß hoch, in einer stark mit Felsstücken beschwerten Hütte eine Art Kleidergeschäft, in dem etwa 10—12 Röcke, Jacken und Beinkleider hingen. Eine junge Frau saß darinnen hinter dem aufgeklappten großen Tische und flickte, ein paar Kinder spielten vor der Thür im Grase, der Mann blies hundert Schritte weiter das Alphorn zum Erbarmen. Mir flößte das arme Bild in dieser hehren und stillen Einsamkeit, von der aus das elegante und reiche Interlaken mit seinen Tausenden nur wie ein Häufchen weißer Backkiesel, die ein Kind zum Spielen aufgelesen, aussah, ein so erschütterndes Mitleid ein, daß ich mein Thier anhielt und die Frau nach dem Ertrage ihres Geschäfts und der Nahrung fragte. Wir konnten uns nicht verständigen, unsere Dialekte waren gegenseitig nicht zu entziffern, und ich ritt vorwärts, nachdem ich sie beschenkt und mich selbst über die Unzufriedenheiten im eigenen Leben durch den verzweiflungsvollen Vergleich mit diesem wilden Bergschneiderthum im Stillen getröstet hatte.

Wie wir so immer höher stiegen, verließen uns zuerst die Sträucher, dann die Blumen, dann die Insekten, und vom Leben blieb nichts bei uns als ein kurzes graugrünes Gras, ein sanfter kühler Wind, der von den Gletschern der Jungfrau uns entgegenfächelte, und eine himmlische, durch Höhe und Luftklarheit gemäßigte Sonnenwärme. Das Bild der Landschaft war jetzt weit und großartig geworden: ferne Eiszacken tauchten rings am Horizonte auf, und das Thal von Lauterbrunnen erschien von hier aus gesehen wie ein Felsspalt, nicht eben breiter, um mit einem leichten Ansatz darüber wegzuspringen. Selbst die hochgelegenen Dörfer Mürren

und Eisenfluh waren versunken, und soweit der Blick reichte, erschien die Gegend gänzlich vereinsamt.

Indem wir so still und unablässig in mannichfachen Windungen die kahlen Höhen bergankletterten, trat plötzlich die ganze Façade der Jungfrau, wie ich sie schon in Interlaken gesehen, jetzt in ihrer vollständigen Macht und anscheinenden Nähe hervor. Der Bergpfad wandte sich links empor, und ich konnte zur Rechten blickend mein Auge auf diesem Wunder der Hochgebirgswelt ruhen lassen. Der Gipfel des gewaltigen Berges, daneben das wundervoll glänzende Silberhorn, schien mir beim ersten Anblick ganz nahe zu sein; allein wenn ich auf die zahlreichen Wasserstürze blickte, die über die hellblaugrauen Felswände aus Gletscherpforten der Tiefe des zwischen der Wengernalp und dem Hochgebirge sich weit unten erstreckenden Trümletenthals zueilten und sie deutlich sah, sie aber ihrer Größe und Höhe ungeachtet nicht hörte, so erhielt ich eine Ahnung von der Tiefe der Perspective, und begriff die Reinheit der dünnen Luft, die die nächsten und ganz ferne Gegenstände dem Auge gleichmäßig verdeutlichte. Die Temperatur, die tief in den Thälern und an den Felsabdachungen ungemein drückend gewesen war, beschränkte sich hier auf 15 ° Reaumur im Schatten des Pferdes, und der volle Strahl der Sonne, der uns in der Fläche um diese Stunde — es war etwa 12 Uhr — so empfindlich trifft, berührte mich hier nur wie die melancholische Kühle eines seligen Spätherbstmittags.

Der Genuß war unvergleichlich. Es überkam die Seele die unendliche Ruhe des Gestorbenseins, die Unthätigkeit der sonst sich jagenden Gedanken und das überirdische Gefühl des stillen klaren Schauens. Wie das Bewußtsein überstandener Entbehrungen, die wir uns weislich selbst auferlegt haben, den Geist seltsam befriedigt, so die Seele der Gedanke, hier hart

an der Schwelle des Urwinters, umgeben von äußerster Armuth und irdischer Noth, trotzig hinaufgestiegen zu sein und in das Reich der Unveränderlichkeit zu starren. Das aber ist der Hohn der Natur, daß uns zahlreiche Wege in das Grauen des ewigen Winters offenstehen: aber ein ewig ungetrübter Frühling oder Sommer ist dem Menschen nirgends gegeben, er gehe so weit er wolle, er steige so hoch sein Fuß ihn trägt. Ich begriff, daß diese Stätte den tiefsinnigen Lord Byron einst unendlich fesseln, daß er sich hier vom Rosse werfen, sein glühendes Haupt an den kalten steinigen Boden pressen und jenen „Manfred" dichten mußte, die letzte Verherrlichung des müden Menschengeistes.

8.

Wengernalp.

Auf der letzten Höhe angelangt, wurde die Mittagsstation des Tages gemacht. Im Speisesaale zur Linken saß eine kleine halb amerikanische, halb englische Gesellschaft, untermischt mit einigen russisch-französischen Elementen, und verzehrte stumm die aufgetragenen Leckerbissen. Ein deutscher Herr hatte sich pflichtschuldigst ganz seitwärts gesetzt und wahrscheinlich die Schiller'schen Worte:

Auf den Bergen ist Freiheit!

allzu muthig und großsprecherisch gefunden. Er war ein stattlicher Herr, vielleicht ein hübscher Gerichtsrath aus einer sächsischen Stadt, aber die fremde Gesellschaft hatte ihn vollständig erdrückt und moralisch ruinirt; der Mann sah mich

demüthig an und buhlte um meine Blicke, als ich in deutscher Sprache das Essen bestellte: allein ich wandte ihm den Rücken vor Unwillen über seine vaterländische Bescheidenheit. Ich war noch nicht 24 Stunden älter geworden, als meine Theorie vollständig umgeschlagen war. Wie bereute ich um diese Zeit mein garstiges hochfahrendes Benehmen; aber heute ließ ich mich durch ein Vorurtheil hinreißen. Der stattliche Herr saß an einem Tischchen vor dem Fenster und bemühte sich, einen Eierkuchen von felsenfester Constitution nebst einer Portion Schinken zu überwältigen. Ein Schoppen Wein stand vor ihm und mochte nach den Gesichtern, die der Herr schnitt, wohl geeignet sein, jene Victualien aufzulösen, aber wol auch die Wände eines allzu vertrauungsvollen Magens. Ich musterte hierauf die andern Gesellschaften. Kleine Portiönchen Braten, aber riesige Schüsseln mit gebratenen Kartoffeln auf allen Flanken, im Centrum, in der Reserve, im Vortrab, gebratene Kartoffeln, und noch einmal: mit Schaffett gebratene Kartoffeln waren die Leckerbissen, in denen die Mitglieder der mächtigsten europäischen Nationen schwelgten. Dazu drang ein heiterer Gesang aus einem dem Speisezimmer am Ende des langen Ganges gegenüberliegenden Raume. Die Sänger waren unsere Führer und Reitknechte. Sie freuten sich des Lebens, während ihre Herrschaften mit äußerster Mühe die angegriffenen Nervensysteme zu ordnen und wiederherzustellen suchten. Als Zuthat zu unserm Mahle mußten wir die Reden eines Holzschnitzers aushalten, der sich Zurflue nannte und wie noch 20 andere Schnitzer, die ich später kennenlernte, der berühmte Holzarbeiter sein wollte, dessen Bädeker gedenkt. Er brachte allerlei Gemslein, Böcklein, Häuserchen und Büchschen, Messer und Gabeln u. dergl. m. aus den großen Schränken an der Wand herbei, und ging uns nicht eher vom Leibe, als bis Jeder ihm etwas von den

theuern Sachen abgekauft hatte. Die Reinlichkeit und das saubere appetitliche Ansehen dieser Dinge brachte mich auf den Gedanken, daß es wol besser wäre, wenn wir diese Holzcompositionen essen könnten, und uns dagegen die höchst merkwürdigen Küchenwaaren als Curiositäten aus dem Schweizerlande zum Verkauf angeboten würden. Ein Russe ließ sich indessen für einige Hundert Francs von der gebrechlichen Waare aufschwatzen und ritt davon, nachdem sein Pferd vorn und hinten mit weißen klappernden Holzkästchen behängt worden war.

Es war mir unmöglich in der dumpfen geheizten Stube zu bleiben, wo die mächtigen Aromen der Schweiz und Rußlands: Käse und Juften, einen Todeskampf ausfochten, und ich ging hinaus, um mich in der erhabenen Natur über die Menschen zu trösten. Das Haus auf der Wengern-Scheideck liegt auf einem schmalen Felsrücken und blickt südwestlich nach der Jungfrau und dem Mönch, südlich nach dem Eiger hinüber, dessen steile Pyramide gerade vor dem Fenster des Hauses in den Himmel zu steigen scheint. Als ich aber in Betrachtung versunken das kable graugrüne Terrain zwischen unserer Schwelle und dem Fuß des Giganten maß, drang plötzlich ein wunderbar harmonischer Ton in mein Ohr. Er kam vom schneebedeckten Eiger und glich den verlorenen Tönen einer Aeolsharfe: allein wenn der sanfte Wind schwieg, schwoll er an und gewann Gleichmaß und Festigkeit. Ich nahm ein kleines Fernrohr zur Hand und entdeckte zwischen dem Eiger und dem Hause eine Heerde von mehr als 1000 Stück Vieh, deren Glocken das liebliche Geräusch hervorbrachten. Die Thiere waren so entfernt, daß ſie nur wie braune, schwarze und weiße Punkte auf dem monotonen Hintergrunde hervortraten. Aber zuweilen gewährte es eine reizende Unterbrechung, wenn ein junges Thier den unermeßlichen ruhigen Schwarm verließ und,

wie ein flüchtiges Insekt, im Galopp daroniſchwebte, während das fromme friedliche Geläut der Geſammtheit ihm ſtill und mahnend nachklang, wie die Kirchenglocken einem leichtſinnigen Ketzer und Sünder.

Südlich war die Ausſicht durch die Koloſſe des Berner Oberlandes beſchränkt, und nur zuweilen konnte man auf dem Wege nach der Jungfrau die Eisſpitze des Finſteraarhorn erblicken; nördlich verrammelte die wenigen hochragende Bergkette des Faulhorn den Brienzerſee, und nur öſtlich that ſich ein meilenweiter Abhang auf, der ſich am Horizont mit Schärfe hellgelb gegen das Himmelblau abſetzte, und ein Häuschen, das ſogenannte „Hôtel" auf der Hasli-Scheideck zeigte.

Die ganze Scenerie in ihrem unendlichen glorreichen Schweigen, mit der weitreichenden Fernſicht in eine grandioſe Einfachheit erſtarrter Elemente, war wunderbar und entzückend. Zwei junge Franzoſen traten aus dem Hauſe, ſtocherten ſich in den Zähnen und legten ſich alsbald in das dürftige Gras innerhalb eines weiten Gehèges, indem ſie naturphiloſophiſche Gloſſen ausſtießen und die milde Kühle des Graſes lobten. Aber bald verſtummten ſie, machten befremdete Geſichter, berührten das gelobte Gras, näherten den Finger der Naſe, ſchüttelten die Köpfe, ſtanden auf und entfernten ſich gebeugt. Jenes weites Gehege war das Nachtrevier für jene entfernte große Heerde, und das junge Frankreich hatte die vielfach zertretenen kühlen Düngerreſte der Schweizerkühe für eine herzerfreuende Eigenſchaft der Bergvegetation gehalten.

Unſere Herren Knechte hatten ſich jetzt nachhaltig mit Speiſe, Getränk und Geſang erfriſcht, ihre Pferde, auf denen wir ritten, waren von andern Herren Knechten, die wieder jene bedienten, in einem unbekannten Quell gebadet worden, und allmälig empfingen wir die Ordre, uns bereitzuhalten,

um die Reiſe nach Grindelwald fortzuſetzen. Die geſattelten Pferde wurden an einen hohen in die Erde gerammten Tritt geführt und wir ſtiegen geduldig auf; nur ein alter franzöſiſcher Herr ließ es ſich nicht nehmen, ſeine junge Dame auf das Pferd zu heben. Da es ihm nach vielen vergeblichen Verſuchen nicht gelang, trat er zurück, beſchuldigte das Pferd, einen kleinen gedrungenen Schimmel, das größte Thier zu ſein, das ihm noch je zu Geſicht gekommen, und bat alle Anweſenden, dieſes Ungeheuer von Reitpferd genau in Augenſchein zu nehmen, da es unter die Merkwürdigkeiten von Europa gehöre.

Als alle Individuen zu Pferde geſtiegen waren, ritten ſie in öſtlicher Richtung friedlich bergab und bekümmerten ſich nicht weiter umeinander: der ſtattliche Herr aber war ſchon eine halbe Stunde früher in die Gegend nach Lauterbrunnen aufgebrochen. Die uns begleitenden Herren Knechte hatten auf unſerer Tour nach Grindelwald mehr zu thun als auf dem Ritt des Vormittags. Ihre Hauptbeſchäftigung beſtand weſentlich darin, ihre Thiere beim Schwanze zu ergreifen und ſie an vielen ſehr abſchüſſigen und aus morſchen Schieferfragmenten beſtehenden Stellen vor dem Sturze zu bewahren. Die Unterhaltung, welche ſie dabei mit den Pferden pflogen, muß für einen Kenner der Pferdeſprache ſehr anziehend und belehrend geweſen ſein.

Gleich nachdem wir die Wengern-Scheideck verlaſſen hatten, kamen wir auf dem abſchüſſigen und ſteilen Pfade in die Nähe eines ausſterbenden Arvenwaldes. Die weitausgedehnten Gruppen dieſes kiefernartigen Nadelholzes ſtanden im traurigſten Verfalle da. Die am weiteſten den weſtlichen Abhang des breiten Felſens hinanwachſenden Bäume waren längſt den Tod tapferer Vorpoſten im Kampfe mit verwildernden Temperaturmächten geſtorben. Sie ſchienen bis in das innerſte

Mark von Weststürmen erstarrt zu sein, und glichen im Glanz der Nachmittagssonne dichtbereiften zackigen Holzgebilden. Etwas tiefer sahen wir Reihen von Bäumen, die kurz über der Erde noch einige Spuren von frischem Grün trugen, aber in der Höhe längst dem rauhen Ungemach der Witterung gewichen waren. Nur wenige Stämme waren noch unversehrt und blickten hilf auf dieses wilde Gehölz, in dem der Sturm, der Regen und das rasende Feuer des Blitzes so schreckliche Verheerungen angerichtet hatten.

Wir ritten schweigend über mehre hastig dem Thale zueilende Berggewässer und fanden neben einer Brücke noch eine Wölbung von Schnee, welcher der Ueberrest einer im Frühjahr vom Eiger herabgestürzten Lavine sein mochte. Dann gelangten wir an eine Sennhütte von unnennbarem Aeußern und einer grotesken Bevölkerung. Unter einem kleinen nach Norden gerichteten Wetterdach saßen nämlich zwei musikalische Sennerinnen von einem Alter und einer Häßlichkeit, daß man unwillkürlich auf den Verdacht fiel, sie seien maskirt und eigentlich bei der großen Oper zu Berlin angestellt. Die Ehrwürdigere dieser Schwestern schlug die Zither und zeigte die Zähne, die Jüngere, in der Blüte der funfziger Jahre stehende, blies die Clarinette und sang dazwischen zum Erbarmen. Auf einem kleinen schmuzigen Tischchen aber standen Milch, Erdbeeren, Butter und Käse, jeder dieser Stoffe in einem kleinen elenden Töpfchen. Nach kurzem Aufenthalte ging es wieder länger als eine Stunde bergab, und wir kamen endlich an den Rand des steilen Abhanges, der sich inmitten von Wald, Buschwerk, Felsen, Chälets und Wiesen nach Grindelwald hinabstürzt. Hier muteten uns die Herren Knechte ohne weiteres zu abzusteigen und links einen kürzern Richtweg zu wählen, während sie den üblichen Saumpfad zurücklegen wollten. Wir zogen es vor, ihnen nicht zu widersprechen, und

ſtelzten geduldig den anfangs höchſt mühſeligen, dann aber anmuthiger werdenden Fußweg zwiſchen üppigen Wieſen, an lieblich rieſelnden Bächen hinab. Grindelwald lag vor unſern Augen und bald ſtanden wir am Ufer der aus den Gletſchern lebhaft hervorrauſchenden Lütſchine, welche dem idylliſchen Bilde des Thales ein reizendes und feuriges Attribut verlieh. Hier fanden wir unſere Roſſebändiger wieder, ſtiegen von neuem zu Pferde und ritten nach dem „Adler“.

9.

Grindelwald.

Der „Adler“ iſt das höhergelegene der beiden Sommergaſthäuſer von Grindelwald, und geſtattet aus den hintern Zimmern eine Ausſicht auf die beiden Gletſcher, welche den Ruhm des Thales bilden. Unter den Fittigen dieſes königlichen Vogels ließ ich mich nieder, und wählte nach den vollendeten Nothwendigkeiten jeder Reiſe meinen Platz auf einem reizenden großen Balkon, den der aufmerkſame Beſitzer den Touriſten gewidmet hat. Der Abend athmete nur Blumenduft und Sonnenwärme, außer dem fernen Schuß eines Jägers und dem melodiſchen Rauſchen der unaufhörlich rinnenden Gletſcherwaſſer gab es keine Laute des Lebens, und die auf dem Balkon verſammelte Geſellſchaft, Gäſte aus Interlaken, war durchaus in die Wonne der glücklichen Späſtunde verſunken. Vor einem Fenſter ſaß Oskar, Malwine und noch ein livländiſcher Herr, ein ſchöner junger Mann. Die beiden Cavaliere hatten ſogar zur Feier des ſeltenen Abends zärtlich die Arme um Malwine geſchlungen: denn erhebt uns nicht

die Poeſie über die peinlichen Rückſichten der Sitten und die veralteten Gebräuche? Oskar ſchien mir ſogar glücklicher denn je: er war ohne Gepäck in Grindelwald.

Ich ſetzte mich mit brennender Cigarre gelaſſen in einen Winkel des breiten Balkens und muſterte die etwa aus 30 Perſonen beſtehende Geſellſchaft. Sie war wieder die alte Leier, bezogen mit engliſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen und deutſchen Saiten, und ſpielte die gemeinſame Nationalmelodie „Abendbrot“. Das Trio unterhielt ſich noch am lebhafteſten, aber ich entzog mich abſichtlich der Converſation und wollte nicht das ausländiſche Quartett vervollſtändigen. Im Ganzen ſprachen alle Anweſenden aber leiſer als gewöhnlich, und mir ſchien die ungemeine Nähe der Alpenrieſen, welche von unſerm Sitze aus wenige Tauſend Schritte weiter emporragten, die Menſchen befangener zu machen. Allmälig dunkelte es in der Tiefe, ein zarter Roſenhauch überzog die hellgrauen Felswände und den Schnee des Wetterhorn, dann verſchwand der Reſt des Lichts, auf dem Abhange Grindelwalds tauchten Nebel auf, und der große untere Gletſcher glich im Dunkel einem mächtigen erſtarrten Waſſerſturze. Jetzt wurde es im Hôtel lebendiger und die ſtarke Reſonanz des weiten Holzgebäudes machte jedes leiſe Wort verſtändlich. Große Hunde bellten, an 30 in der Nähe untergebrachte Pferde ſtampften und klirrten mit ihren Ketten, Führer liefen hin und her, mehre Kammermädchen im reifen Mannesalter ſchrien den ſchweizeriſchen Nationalruf: „Ja Herr!“ Was blieb dem Reiſenden übrig, als nach dem Souper ſich unter die dünnen Bettdecken und den Bleiklumpen von Federn, welche ein Bett im franzöſiſchen Stile vorſtellen ſollten, zu vergraben, die Ohren mit den kleinen Kopfkiſſen zu verſtopfen und einzuſchlafen, wenn es ihm gelingt, da jenes Bette ſehr ſinnig ſo arrangirt iſt, daß dem Schläfer jeder Lichtſtrahl von außen in das Geſicht

fällt und eben ein lebhaftes Wetterleuchten durch die Berge flammt? Nach einer Cavalerieſtudie von 10 Stunden fügt ſich indeſſen wol Jeder in ſein Schickſal, und ich weiß nur anzugeben, daß ich ruhig einſchlief, während an meiner Thür ein Kellner tobte, der mir einen Bogen Poſtpapier zu bringen befliſſen war und ſelbigen auch wirklich in meine Rechnung unterbrachte, obgleich ich ſelber jenem geheimnißvollen Stück Papier vollkommen fremd blieb.

Es ſchlug auf dem Thurme der Kirche von Grindelwald eben 6 Uhr, als mein Brauner mich mit jener philoſophiſchen Reſignation, welche Pferde und Menſchen im Sommer in der Schweiz auszeichnet, aufſitzen ließ und bergantrug. Der holperige Saumpfad wurde höchſt unerquicklich durch den gräulichen Bettel, welcher hier auf dem Boden der ſtolzen Republik ſich organiſirt hat. Von der Kirche zu Grindelwald an bis zu jenem Punkte hinauf, wo die eingehegten Alpenwieſen endigen, muß der Reiſende eine lange Reihe Bettelſtationen paſſiren. Bald tritt ihn ein alter Mann mit Bergkryſtallen oder einem Murmelthier an, bald öffnen oder verſchließen Jungen eine Hecke, bald ſpringen zwei kleine Mädchen hervor, jedeln ein Weniges und verſchwinden, ſobald ſie ihre 10 Centimes empfangen haben, höchſt unmuſikaliſch auf der Secunde oder der Septime. Endlich kommen wir zum obern Gletſcher und werden von dem Portier deſſelben, dem alten Bohren, in Empfang genommen. Nach dem Ausſehen dieſes Greiſes zu urtheilen, muß das Gletſchergrundſtück ſich gut rentiren: er iſt einige ſiebzig Jahre alt, von kräftiger Conſtitution und hat 22 oder 23 Kinder. Alle dieſe Beiträge zu ſeiner Geſchichte erfuhr ich, während wir die wenigen Schritte zum Gletſcher hinabſtiegen, auch ermunterte er mich gleich darauf zum Betreten der untern blauen Eisſpalten, durch die bekannte Begebenheit mit ſeinem Vater oder Großvater, der aus Weiß-

begierde in einen entfernten Eisspalt gefallen war, und mit einem zerbrochenen Arme und Beine unter der schrecklichen Masse dem Eiswasser folgend, wieder hervorkroch. Besagte Erzählung mußte natürlich meinen Muth ungemein erhöhen, und ich beschritt kühn die dünnen Bretchen, welche der biedere Greis in die Spalten gelegt hatte, und bewunderte pflichtschuldigst die allerdings tiefblauen schönen Farbentöne des Eises. Ich mag jedoch in meinen Ausdrücken etwas zu weit gegangen sein, denn Bohren fing an, mich für ein Stück wissenschaftlich gefärbten Gletscherwütherichs zu halten, packte mich beim Kragen und schleppte meine unglückliche Person über eine Menge Stufen auf die Oberfläche des Gletschers, wo ich dieselben blauen Spalten wiederfand und bedeutet wurde, daß weiterhin noch unendlich schönere blaue Spalten zu finden seien. Meine Lust, diese Wunder der Natur zu betrachten, war durch die eisige Temperatur gewaltig herabgestimmt worden; ich lehnte die Expedition ab und entzog mich weislich Bohren's Händen, der eben Miene machte, mir wider meinen Willen den hohen Alpengenuß zu verschaffen. Der Eindruck des Gletschers war bei dem Schmuz, der seine Oberfläche und Seitenwände bedeckte, bei dem unsaubern Getrümmer vor seiner Mündung, nichts weniger als behaglich; das ferne, sich von Zeit zu Zeit wiederholende klägliche Aechzen, der rauhe Eishauch, der aus allen seinen unheimlichen Winkeln und Spalten wehte, das rasch seitabrieselnde Wasser seines Fundaments, das unaufhörliche Tropfen von den thauenden offenen Wänden, ließ das kalte Ungeheuer wie etwas abscheulich Lebendiges erscheinen, und in jedem Augenblick mußte man gewärtig sein, von unheimlichen Bewohnern dieser sich in die Tiefe so jäh und ungestüm hinabdrängenden Masse überfallen zu werden.

Der fernere Weg zur Hasli-Scheideck erheiterte das Gemüth: er bot dem Auge wieder einen jener göttlichen weiten

Proſpecte, umbaut von ewigen Gebilden, deren Formen auf Schönheit Anſpruch machen. Eine ſtundenbreite, von Schiefertrümmern und knappem Graswuchs bedeckte Berghalde erſtreckt ſich allmälig zur Höhe, links ferne gewaltige Kuppen, beliebt bei den berner Gemsjägern, rechts das Wetterhorn, eine graue zackige Felswand, die ſich von hier aus noch etwa 7000 Fuß hoch bis in jene reine ſtille Höhe erhebt, welche der Menſch nur für wenige Stunden beſuchen darf. Drei Lavinenzüge deuten durch reichliche Schneeſpuren an der Wand und in der Tiefe darauf hin, daß an dieſem Fels nichts haftet als der Zahn des Mooſes, und ſchwache Waſſerſpuren zerſtäuben niederrieſelnd in einen ſchnell verwehten Dunſt. Wol drei Stunden reitet man dieſe jähe Wand entlang und kommt endlich zu einer Sennhütte, bei der vorbei der Blick neben dem Wetterhorn ſich in die Tiefe der Hochgebirgswelt verſenken kann. Der Bewohner dieſer Hütte lebt vom Ertrage eines Echos, deſſen poetiſcher Schönheit ich heute noch nicht gedenken darf, ohne auf das tiefſte ergriffen zu werden. Der Ton des Alphorns trägt irgendeinen verminderten Septimenaccord in die Weite, und er kommt gleich darauf noch kräftig, aber geläutert zurück; doch jetzt wiederholt ſich die Klangfigur, noch einmal antwortet eine zarte Stimme, und endlich erſchallt, als die dritte Wiederholung des Lautes der Sterblichen, ein verklärter leiſer Sang, wie ihn die Einbildungskraft eines Muſikers aus den Verhallen des Paradieſes aufſchweben laſſen würde, ein thränenleiſer wunderbarer Hauch aus einem Hauſe, wo die Ungewißheit und irdiſche Verworrenheit des qualvollen Lebens längſt gelöſt iſt, und aus den rauhen Stimmen der Sterblichen ein Etwas wird, wie zur Zeit der ſcheidenden Sonne aus dem ſtill und hoch ſchwebenden Gewölk, ein Traum von Ueberirdiſchem, ein Troſt für das ſchwache, menſchliche Auge und Ohr. Mehrmals ließ ich,

versunken in diesen einzigen Genuß, den Bettler in längern Intervallen in sein Horn stoßen und mich von mehren Touristen auslachen, die gerade desselben Weges zogen.

Es mag von der Stelle des Echos bis zur Hasli-Scheideck noch eine gute halbe Stunde Weges sein, die wir nicht einsam zurücklegten. Bald nahm uns das Hôtel, eine in tiefster Abgeschiedenheit auf schmalem Felsrücken stehende Bretterhütte auf, und wir hatten Gelegenheit, den alten Ruhm des Locals in Bewirthungsangelegenheiten vollauf zu prüfen. Als wir eintraten, ging eben ein deutscher Herr in die Falle und wurde von den ehrlichen und bescheidenen Schweizern gebührig bedient. Er hatte im Vertrauen auf die an den Alpabhängen hupfenden muntern Kälber bei den jungen Damen des Hauses eine Portion Kalbsbraten bestellt und als solche, für anderthalb Francs, einen krummen langen Knochen mit einer halbverbrannten Sehne daran erhalten. Nachdem er sich eine zeitlang vergeblich bemühte, diesen Stoffen eine eßbare Seite abzugewinnen, stöhnte er kläglich: „Aber mein Gott, das ist ja nicht zu essen!“ Sogleich erhob die älteste Tochter die Stimme und antwortete mit der bekannten stehenden Schweizerphrase: „O, Sie können auch noch eine Portion bekommen.“ Der Mensch wird hier selbst in den Dingen der Scham grausam und hart wie die Elemente. Da wir an diesem Actus der Gastfreiheit vollständig genug hatten, beschwichtigten wir unsere Wünsche und setzten den Wanderstab weiter. Das Terrain zeigt von hier an eine Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, welche die Strecke von der Hasli-Scheideck bis Meyringen einer Ausstellung von höchst pittoresken Gebirgslandschaften vergleichbar machen. Bald ist es ein wahrer Urwald, in dem Wasser und Feuer des Himmels und der Erde, Sturm und Verwesung vergebens gegen die Macht der unermüdlichen Vegetation ankämpfen; bald sind es prachtvolle

Gletscher, wie der von Rosenlaui, welche das Auge durch die Reinheit ihrer Farben und den Schwung der Bildung in Erstaunen versetzen; bald eine idyllische Hirtenscene an einem sanftrieselnden Bergwasser, bald wieder eine Kette von mächtigen Wasserfällen, wie die des Reichenbach, der in drei großen Absätzen und in einer unzähligen Menge kleinerer Cascaden in das Thal von Meyringen hinabstürzt. An dem zweiten dieser Fälle ereilte uns ein Gewitter, das schon seit geraumer Zeit an den Felswänden sich zusammengerollt hatte, und nun wie ein Wolkenbruch sich auf uns niederstürzte, den Saumpfad in einen Gießbach verwandelte und das enge Thal durch den rollenden Donner wahrhaft erschütterte. Wir flohen so rasch, als es der elende und ungemein abschüssige Saumpfad erlaubte, bergab und kamen ohne einen Unglücksfall, wie ihn ein Engländer, der mit seinem Pferde stürzte, erlitt, glücklich an dem Ufer der im Unwetter tobenden Aar an, trabten über die Brücke und fanden endlich ein Unterkommen in dem Wilden Manne, dem renommirtesten Hôtel des Thales, wo wir zunächst am Feuer unsere Garderobenstücke trocknen und die feuchten Notizen ordnen wollen, ehe wir unsern reizenden neuen Aufenthalt in Augenschein nehmen.

10.

Meyringen.

Gewiß werden viele unter unsern Lesern auf ihrer Schweizerreise zu Meyringen im Wilden Mann eingekehrt sein; diesen dürften die folgenden Zeilen noch einmal die Schrecknisse ihres Aufenthalts in das Gedächtniß zurückrufen; sie

sollen aber noch eine ernstere Pflicht erfüllen und jeden norddeutschen gutmüthigen Mann, jeden an leibliche Kost und ein erträgliches Bett gewöhnten Christen ermahnen, sich fern von den Klauen dieses Ungethüms zu halten. Der Wilde Mann, den man nur im Abbilde an einer Querstange unter dem Dache erblickt, muß den Führern, Trägern und Pferdeknechten erhebliche Procente von den Rechnungen gewähren, da sie jeden Touristen an ihn empfehlen. Er stellt das erste Gasthaus des Orts vor und scheint nach der Sicherheit seines menschenschänderischen Betragens zu urtheilen, sich schon seit langen Jahren dieser Position bewußt zu sein. Die von der Bergeshöhe durch einen Schweizerbuben vorausgesandte Reisetasche hatte schon bei guter Zeit auf ein Zimmer Beschlag gelegt, und ich erhielt dieses sofort im zweiten Stockwerk. Sehr oft ist es mir auf meinen Wanderungen durch dieses glückliche Land aufgefallen, daß der Reisende draußen in der Natur meistentheils mehr Bequemlichkeiten findet als bei der Gastfreundschaft der Hôtels. Der kurze graugrüne Rasen einer Hochalp hat mir, wenn ich mich neben einen frischen Quell hingestreckt, ein besseres Lager gewährt als die dunkeln engen Holzstuben selbst der ersten Wirthshäuser. Zunächst besaß mein Zimmer weder ein Sopha noch einen Lehnstuhl: ein Dreiblatt von Holzschemeln pflegt die Garnitur jedes Raumes im zweiten Stock zu sein, also überraschte mich auch hier diese Trias auf keine Weise. Kommt der Reisende höchst ermüdet noch bei guter Zeit in das Nachtquartier und gedenkt er ein Stündchen zu ruhen, so bleibt ihm nichts übrig, als entweder sofort zu Bette zu gehen oder jene drei Schemel zusammenzurücken und diese republikanische Hôtelpritsche als Sopha zu benutzen. Ebenso wenig findet er einen Klingelzug neben der Thür, und als ich mich meiner aufgeweichten und an den scharfen Felsecken zerrissenen Stiefeln entledigen wollte und

angeſtrengt umherſuchte, entdeckte ich wol bei einem Blick zum Fenſter hinaus drei Waſſerfälle, aber nicht einen Stiefelknecht. Mir blieb nichts übrig, als mich von den Stiefeln auf Schuljungenmanier zu befreien, die Inexpreſſibles zum Fenſter hinauszuhängen, wo ſie unter dem breiten Dach hinlänglich vor dem Regen geſchützt waren, dem Geſchlecht von Mentagen aber eine ebenſo lebhafte Unruhe verurſachten, wie das Banner einer feindlichen Truppenabtheilung, und gelaſſen Pantoffeln und einen langen Ueberrock anzuziehen, welcher vom Regen verſchont geblieben war.

Das einzige Unterhaltungsmittel blieb bei dem ſich in kurzen Zwiſchenräumen wiederholenden Gewitterregen die Ausſicht zum Fenſter hinaus. Ich ſetzte mich auf das breite Bret vor demſelben, öffnete beide Flügel, und ſog die edle, in Bergkühle und Elektricität gebadete Luft ein. Die drei erwähnten Bäche, welche in gewaltigen Stürzen von den gegenüberliegenden Felswänden herabrauſchten, beſchäftigten lebhaft die Einbildungskraft. Sie bildeten Waſſerfälle von ſehr verſchiedener Höhe, die aber ſämmtlich ihre Fluten an der Baſis vereinigten, und in einem künſtlich von der Gemeinde geſchaffenen Bett in die Aar ſtrömten. Der unterſte war heftig von dem Gewitterregen angeſchwollen und ſchleuderte ſein mit kleinen Felsſtücken vermiſchtes Waſſer in einem Bogen herab. Der mittlere war zwar auch reichhaltiger als gewöhnlich, nur zeigte ſich die Farbe nicht ſo getrübt und glich mehr dem Gletſcherwaſſer. Der obere dagegen hatte mit den düſtern und vorübergehenden Einflüſſen der Atmoſphäre nichts mehr gemein: ſein Waſſer glich flüſſigem Silber und kam augenſcheinlich aus den über dem Zuge der Wolken gelegenen Berggegenden her. Bei dieſem Anblick wurde man ſofort an die Werke verſchiedener menſchlicher Naturen erinnert, die höher und niedriger geſtimmt, der Menge ein ungleiches Schauſpiel ihrer Lebens-

thätigkeit gewähren. Der Ernst der Beschaulichkeit konnte doch vor dem Wechsel der Staffage in der Straße des Dorfes nicht lange Stand halten. Nach und nach langten die Reisenden von der Hasli-Scheideck an und hielten vor der Thür des Wilden Mannes. Es ist schon in einer Stadt lächerlich, eine vom Regen durchgepeitschte Gesellschaft heimkehren zu sehen: diese unglücklichen Wasservögel hätten auch den finstersten Philosophen um seine melancholische gemessene Haltung gebracht.

Da gab es Engländer, denen das Wasser aus den Stiefeln wie aus einer Brunnenröhre lief, Damen, denen die Hüte aufgeweicht und plattgedrückt waren, und deren Gewänder triefend knapp saßen, endlich einen französischen Greis, dessen fourriles, witzig auf ein Ohr gerücktes Sommermützchen die Perücke nur höchst mangelhaft geschützt und dem Regen nicht verwehrt hatte, das zarte Meisterwerk des pariser Adonisateur in lange schwarze Strähnen aufzulösen. Alle diese Verunglückten wurden theils im Wilden Mann einquartiert, theils in die gegenübergelegene sogenannte „Dependance" hinübergeführt. Die gastfreien Schweizer bezeichnen nämlich mit diesem hochtrabenden Ausdruck das Supplement oder die Beilage zu einem Hôtel, wohin die überschüssigen Gäste abgelagert werden. Im Deutschen könnte man dafür vielleicht nur das bekannte und bescheidene Wort „Schlafstelle" gebrauchen, denn wegen Bedienung und Kost müssen sich die Dependenten nach dem Haupthôtel bemühen, widrigenfalls sie Niemand aufsucht als der Ueberbringer der Rechnung am andern Morgen.

Nach einer guten Stunde hatten die Berge ihren Vorrath an Touristen, und die Wolken ihren Ueberfluß an Regentropfen erschöpft, die Luft wurde klar, goldene Pfeile der purpurn versinkenden Sonne schossen durch die blaue Atmosphäre, und ein Abend, wie ihn in dieser Erhabenheit nur die Schweiz und

Italien den menſchlichen Sinnen erſchließen können, ſtieg ſchweigend in das ſchöne Haslithal. Noch verhallte in den fernen Schluchten der wilde Donner, aber mit ſeinem ewigen reinen Schimmer trat der Schnee der Höhen wieder aus den fliehenden roſigen Nebelſtreifen hervor, und die kahlen Felszacken der reizenden Ferne tauchten ſich in ein tiefes Violet, die zauberiſche Farbe einer rührenden Schwermuth, welche nur das Rauſchen der Waſſer und der Klang einzelner Heerdeglocken unterbrach. Außer der Phantaſie und dem Gemüth hatte aber auch der Magen noch Rechte geltend zu machen: mit einem Worte, das Souper war um $7\frac{1}{2}$ Uhr verſprochen worden, und dieſe wichtige Stunde näherte ſich mit ſtarken Schritten. Nach nothdürftig gemachter Toilette ſtieg ich in den Speiſeſaal und in den zu ebener Erde gelegenen freien Raum hinab, der eine maleriſche Ausſicht auf das Berapanorama gewährte.

Hier ſaß Altengland bereits auf den beſten Plätzen und braute mit der höchſten Bedächtigkeit das heilige Getränk Thee. Die ganze Gſtrade war mit ziemlich gewöhnlich und charakterlos ausſehenden Ladies und Gentlemen gefüllt, die dem göttlichen Abend nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkten, ſondern nur alle Fähigkeiten ihrer Geiſter auf die Beſchaffenheit ihres Souper richteten. Ueberall blinkten ſchlechtgeputzte Theekeſſel; Cotelettes und warme Eier waren die Loſung, Käſe und Rahm das Feldgeſchrei. Wir armen Deutſchen, d. h. eine ſchleſiſche adelige Familie, mehre Livländer und meine Wenigkeit, mußten uns auf einigen Stühlchen an den Balken klammern, obgleich unſere Naroleonsoder gleich vollwichtig waren wie ihre Vettern in den engliſchen Börſen, und die Schweiz nicht daran dachte, uns die beſcheidenere Benutzung des Platzes von der Rechnung abzuziehen.

Im Saale wurde gedeckt und jede um den Tiſch irrende Perſon mit großer Wichtigkeit gefragt, welche Weinſorte ſie

wählen würde. Die Namen dieser Nebenäfte besaßen viel Verlockendes, allein ihre Beschaffenheit war, wie später alle Gäste einstimmig versicherten, von einer Erbärmlichkeit, wie sie selbst das Höllengebräu irgendeines großstädtischen Weinfälschers nicht an sich trägt. Die halbe Flasche Burgunder, für die ich $2^1/_2$ Francs zahlen mußte, war nach meinem Geschmack höchstens gut genug, um eine durch Hitze alten sehr verdickte Stiefelwichse wieder in Fluß zu bringen. Reden wir aber nicht von den Weinen des Wilden Mannes, sondern beschreiben wir der strengsten Wahrheit gemäß dieses Souper zu 5 Francs, als ein würdiges Denkmal schweizerischer Oekonomie an einem höchst bequem gelegenen Orte, in den eine bequeme Poststraße mündet, und wo die Anschaffung der Nahrungsmittel nicht die mindeste Schwierigkeit bietet. Der Reisende ist namentlich in Gebirgsgegenden zur äußersten Langmuth gestimmt: er ist gern bereit, mit schwerem Gelde die nöthigsten einfachen Nahrungsmittel zu bezahlen: wenn man ihn aber wie einen Sklaven behandelt und ihn nach einem mühseligen Tage hungerig vom Tische aufstehen läßt, so verdient ein solches Verfahren die allerbärteste Züchtigung. Ich trage umsoweniger Bedenken, dem Wilden Manne diese Streiche zu versetzen, als in Meyringen noch drei andere sehr gute Hôtels vorhanden sind, und ich selbst am andern Morgen in eines derselben, Die Krone, flüchtete, wo ich mich von den Schrecken des Kannibalen vollständig erholte.

Wir waren unser etwa 20 Personen aus allen Gegenden der Welt, die sich den Schicksalen dieser grausamen Tafel unterwarfen. Eine Suppe, matt und fade und nicht sonderlich warm, bereitete uns ahnungsvoll vor; dann kamen zwei Fische, die ganz auf die Tafel gesetzt, aber nicht herumgereicht wurden; vielmehr verschwand der höchst spitzbübisch aussehende Kellner damit an den Nebentisch und theilte auf jeden Teller

ein winziges Portiönchen ab, welches wie eine feige Schutzwache ein Schälchen geſchmolzener alter Butter als Runde um den Tiſch begleitete. Nur große harte Kartoffeln, der einzige Gegenſtand, mit dem ein ſchweizer Gaſthaus freigebig iſt, waren in hinlänglicher Anzahl vorhanden. Aber, o Jammer, die Geſellſchaft wandte ſich mit gleichem Entſetzen, wie der Gaſtfreund des Polykrates, von dem Fiſche ab! Zwar nicht auf Grund eines in ſeinem Magen gefundenen goldenen Siegelringes, ſondern ſtatt deſſen wegen der Fortſchritte, welche dieſer Fiſch auf dem Wege aus dem Organiſchen in das Unorganiſche gemacht hatte. Ungekocht ſchon muß das Geſchöpf, deſſen Fragmente uns zugetheilt wurden, wie ein Firſtern geleuchtet haben. Jetzt kam die Paſtete. Sie ſah ſchön aus, man konnte ſie verlockend nennen: aber ſie war doch nur eine falſche Paſtete, wie es einen falſchen Haſen in der Kochkunſt gibt. Ihre Füllung beſtand in nichts als zähen, klebrigen Mehlklößen, bedeckt mit einem häßlichen, ungeſalzenen Kleiſter. Was ſoll ich noch mehr von dem Hammel-, oder wie man hier ſagte, dem „Schafbraten" erzählen? Ich würde ſchweigen, wenn die Frechheit nicht bei dieſer Gelegenheit culminirt hätte. Obwol 20 Perſonen bei Tiſche ſaßen, ſchnitten die gaunériſchen Kellner doch, genau erzählt, nur 11 dünne Scheiben ab, flogen mit dem Fleiſchſtück zur Thür hinaus, und Schaf und Kellner ſahen wir niemals wieder. Der verrathenen Geſellſchaft war anheimgeſtellt, ſich an einigen vertrockneten Makronen als Deſſert zu halten, und die Haſelnüſſe zu knacken, welche ringsumher auf den Felsabhängen zu wachſen ſchienen und ſo häufig wie die Kartoffeln auf dem Tiſche vorhanden waren. Da die Meiſten von uns nach dem anſtrengenden Tagemarſch zu ſo ſpäter Stunde und bei der kühlen Abendluft großen Appetit hatten, ſtanden wir äußerſt kleinlaut von Tiſche auf, brannten die geknickten triefenden Talglichter mit Kien-

spänen an und schlichen gedemüthigt in unsere Zimmer. Ich will indessen lieber noch einmal an dem Se..ver des Herrn E. B.. zu Meyringen theilnehmen, als eine ähnliche Nacht zum zweiten mal verleben. Kaum hatte ich mich niedergelegt und das bleiern schwere Kissen, das wie ein Alp auf meinem leider leeren Magen lag, über mich gewälzt, als aus allen Gantonen des Bettes wüthende Freischaren über mich herfielen und mich peinigten, als ob ich ein royalistischer Neufchateler wäre. Zuerst sprang ich entsetzt auf, zündete Licht an und setzte mich auf einen meiner Schemel, um nach meiner alten Gewohnheit mir die Beschaffenheit des Uebels hinlänglich klar zu machen. Ich vermuthete, daß ich unter eine Abtheilung Gems- oder Steinbockflöhe gerathen sei, so gewaltig waren die Sprünge und so hart die Hufen dieser berghewohnenden Insekten; dann aber sagte ich mir: „Seid geboren, wo ihr wollt, bewohnt meinetwegen das Fell des hyrkanischen Bären, Insektenpulver wird euch als Sterblichgeborene fällen."

Meine Hoffnung war vollkommen irrig gewesen: der geringe Vorrath wurde vergebens verstreut als ein Weihrauch auf den Altären des süßen Schlummers; es half nichts. Ihr Souper war besser und reichlicher, als unser beiderseitiger Hausherr es mir gereicht hatte. Wie Gespenster zogen sie sich erst bei Tagesanbruch zurück, und das klagende Geräusch in allen benachbarten Zimmern belehrte mich, wie einig diese Bundesversammlung in ihren Maßregeln gegen verwegene und unbesonnene Fremdlinge gewesen war.

11.

Der Brienzerſee.

Der Morgen brach finſter und regneriſch an und von dem herrlichen Haslithal war bei dieſem Wetter wenig mehr zu ſehen als von einer langweiligen und geraden berliner Straße. Im Erdgeſchoß des Wilden Mannes herrſchte eine außerordentliche Aufregung auf Seiten der deutſchen, eine ſtumpfe Gleichgültigkeit auf Seiten der überſeeiſchen Reiſenden. Vor der Thür unter dem breiten Dache wimmelte es von geſattelten Pferden, Trägern, Führern und Knechten, die mit ſchweizeriſcher Gemüthsruhe, vertrauend auf die Taxe ihres Landes und das ſichere Geld der Fremden, den warmen dichten Sommerregen auf ihr feſtes Fell trieſen ließen und höchſt gleichgültig auf ihre fremdländiſchen Gebieter emporblickten. Endlich lichtete ſich das Gewölk ein wenig, die Päſſe der Berge und Felsgruppen wurde ſichtbar, und ſogleich befahlen alle Touriſten, die Pferde vorzuführen. Sieben dieſer wackern Roſſe kamen allein auf die nordamerikaniſche Familie des Mr. Williams aus Newyork, der die Seinigen bis herab auf ein etwa ſechsjähriges reizendes, aber zugleich ebenſo ſelbſtändiges Mädchen mitgenommen hatte. Die Menſchen- und Gepäckvertheilung der Yankeegeſellſchaft auf dieſe ſieben tüchtigen Gäule war höchſt lehrreich. Jedes ausgewachſene Individuum hatte nur eine kleine Rolle hinter dem Sattel, aber hinter jedes der Kinder war zur Ausgleichung ein gehöriger Koffer geſchnallt: nur Mr. Williams, als Familienoberhaupt und Mann von faſt zwei Centnern, hielt ſich von ſchnöder Ueberfracht frei, obwol das ſtarknochigſte Pferd die Ehre hatte ihn zu tragen.

Der Leſer wird vielleicht verwundert ſein, daß mir der

Name dieſes großen Gentleman bekannt geworden, zumal die überſeeiſchen Menſchen die Söhne des Continents weder zu bemerken noch des Geſprächs zu würdigen pflegen. Ich bemerke deshalb eilig, daß der Name Mr. Williams auf allen Koffern, Schirmen und Plaids gravirt ſtand, daß die blaſſe Gouvernante aber wahrſcheinlich mit dieſer herrlichen Signatur noch näher, etwa wie unſere Edelſchafe, von ihren Gebietern bezeichnet war.

Die nordamerikaniſche Familie hatte ſich kaum zu Pferde geſetzt, als der Regen wieder begann und die ganze Sippſchaft ſofort aus den Sätteln rutſchte und ſich in einer Reihe im Hausflur aufſtellte. Der ſechsjährigen Lady mochte aber die Zeit länger als billig werden, denn ſie begann plötzlich das Verlangen zu äußern, die Muße durch die Anfertigung von Seifenblaſen auszufüllen. Der kleine Napoleon konnte nicht eifriger bedient werden als das Kind von Neuyork. Die Gouvernante ſtürzte ſofort in die Küche und ſtellte einen Schweizerbua zur Verdichtung des nöthigen Seifenwaſſers an, ein Stuhl wurde herbeigeſchafft und an den großen Tiſch geſtellt, und ein Bote augenblicklich in die Engroshandlung von Meyringen geſchickt, um eine Thonpfeife zu holen. Ungewöhnlich ſchnell kam dieſer Mercur zurück und brachte einen Pfeifenſtummel, der mir länger als billig von Charakter alter Glimmſtengel geweſen zu ſein ſchien, hier aber für neu galt und auch nur einen Franc koſtete. Die kleine Lady ergriff ihn, der Sohn der jungen Schweiz hielt die Schüſſel, ſie machte Seifenblaſen, und Maſter wie Miſtreß Williams bewunderten das Genie ihrer jüngſten Tochter. Die Bedienung des Hôtel bildete in maleriſchen Gruppen einen Chor der Bewunderung und bekümmerte ſich weiter nicht um die ſonſtigen Continentalgäſte, die nach Kaffee lüſtern waren. Doch ſelbſt die glücklichſten Momente auf Erden müſſen am Menſchen vorbeigehen,

die Lady warf plötzlich dem Bua die Pfeife an den Kopf, ſprang vom Stuhl, gab ihm einen Stoß, daß die Seifenlauge ihm in das Geſicht ſpritzte, und wollte fort. Der Himmel begünſtigte ihren Eigenſinn, eben kam die Sonne zum Vorſchein, und in Zeit von 10 Minuten ſah ich die eilige Familie über die Aar jenem Felsabhange entgegenreiten, den ich geſtern hinabgeſtiegen war.

Mir flößte das Wetter nicht ein gleiches Vertrauen ein; ich beſchloß nach Interlaken zurückzukehren, berief meinen Pferdeknecht zur Auszahlung und foderte die Rechnung im Wilden Mann. Brüchi — ſo hieß dieſer Goldmenſch — erſchien und erhielt für zwei Tage und den dritten, als die Zeit ſeines Rückwegs, 36 Francs, wobei ich ihm noch das Trinkgeld für den heutigen dienſtfreien Tag mit auszahlte. Dann kam die Rechnung, natürlich in gutem Franzöſiſch, wenngleich ſonſt nicht das Mindeſte an die Eleganz von Paris erinnert hatte: es ſtand ſogar das Frühſtück, welches ich noch gar nicht genoſſen, da Niemand ſo freundlich geweſen war es mir anzubieten, darauf verzeichnet. Dieſer Köhlerglauben an meinen Appetit und guten Willen nach den Antecedentien des geſtrigen Tages beleidigte mein Gefühl. Ich befahl das Frühſtück zu ſtreichen, erklärte mit einer Offenheit, die ich den edeln und einfachen Sitten des Landes entlieh, daß der Biſſen verflucht ſein ſolle, den ich in dieſer „S. wirthſchaft" noch genießen würde, und wandte mich, ernſt und geſpenſtiſch, wie ein dämoniſches Weſen in einer deutſchen Ballade. Feierlich ging ich auf die „Krone" zu, welche wenige Schritte von dem unſeligen Wilden Mann entfernt, zugleich Poſt- und Telegraphenſtation vorſtellte, löſte mein Poſtbillet nach Brienz und erquickte mich mit einem reichlichen, ſaubern und überaus billigen Déjeüner. Hier herrſchte das entgegengeſetzte Bewirthungsprincip. Statt der Kellner bedienten die freundlichen Töchter

des Hausherrn die Gäste, wie sie außerdem den Post- und Telegraphendienst mit Gewandtheit verrichteten. Noch saß ich gemüthlich bei meinem Thee und wehrte nach Kräften den Fliegen, sich freiwillig in den Honig zu stürzen und den süßesten Tod zu suchen, als mein Brüchi erschien und mich fragte, ob ich nach Brienz fahren wollte. Der liebe Mensch mochte kein Engagement durch das Oberland gefunden haben und auch begierig nach seiner Heimatsraße sein. Er bot mir deshalb an, wenn ich ihm soviel bezahlen wolle, als mein Postgeld betrug, mich bis Brienz zu fahren. Da ich ihm für den Tag bereits 12 Francs gezahlt hatte und nach dem Landesgebrauch der Karl und sein Pferd mir noch gehörten, soweit ich auf dem Rückwege eben reiten oder fahren konnte, rührte mich diese Sittenreinfalt beinahe bis zu Thränen. Ich fragte ihn, wie viel das Postgeld, welches ich 10 Minuten vorher mit $1^1/_2$ Francs bezahlt hatte, betrüge, und erfuhr, daß es gerade 2 Francs ausmache. Ohne weiter mit ihm zu unterhandeln, zeigte ich ihm den Postschein mit dem darauf vermerkten Preis, nannte ihn einen Schuft, wünschte ihm auf der Heimkehr den Hals zu brechen und bat ihn, mein Frühmahl nicht ferner durch seine gaunerische Gegenwart zu entweihen. Mit Vergnügen füge ich hinzu, daß die Leute in der Krone über Brüchi's speculativen Sinn äußerst erzürnt waren und ihn unter heftigen, mir leider unverständlichen Controversen zum Hause hinauswiesen.

Pünktlich um $9^1/_2$ Uhr bestiegen wir buntzusammengewürfelten Passagiere den omnibusartigen Postwagen und fuhren bei dem freundlichen Sonnenschein auf einer trefflichen Chaussée nach Brienz. Der Hauptcharakter der Gesellschaft war außer einem berliner Rentier ein alter Schweizerführer, der sich das Vergnügen machte, sein Controlebuch zur Ansicht wie ein Album vorzuzeigen, und allerdings die trefflichsten

Zeugniſſe vorweiſen konnte. Da die Schweizerregierung mit anerkennenswerther Berückſichtigung der vaterländiſchen Intereſſen jährlich die Preiſe der Miethpferde je nach dem Steigen des Hafers und der wachſenden Zahl der Reiſenden pünktlich erhöht, könnte ſie auch wol die erwähnten Führungsbücher auf die Pferdeknechte ausdehnen, über welche, wie über die Lohnkutſcher, die Klagen der Reiſenden alles Maß überſchreiten.

Nach einer ſtarken Stunde langten wir in Brienz an, paſſirten die Finten des Wirthes, welcher uns mit einem Frühſtück überliſten wollte, und miethete für 5 Francs einen flachen Kahn, um uns nach dem berühmten Gießbach, dem jetzigen Beſitzthum der Gebrüder Rappard aus Preußen, überfahren zu laſſen. Man glaubt nicht, auf welcher elenden Stufe die nautiſche Fertigkeit der Schweizer ſteht. Ihre Fahrzeuge gleichen den ungeſchickten Booten, welche unſere Knaben aus der Borke der Fichtenſtämme ſchneiden. Sie ſind im höchſten Grade unſicher, und müſſen bei irgendwelcher Unruhe der darin Sitzenden auf der Stelle umſchlagen. Bei lebhaftem Winde ſind ſie ſofort zu Finten verurtheilt, und Gäſte zu Interlaken erzählten, daß ſie bei einer aufſpringenden Briſe mehr als einmal am Ufer ausgeſetzt worden und gezwungen geweſen ſeien, ihren Weg meilenweit am Ufer über Geſtrüpp und Felstrümmer zu ſuchen. Kiellooſe und Segel ſtehen noch nicht im Marinereglement der freien Schweiz.

Die kleine Strecke am Rande des lieblich grünen Sees, über deſſen mächtige Felswände ſüdlich das beſchneite Faulhorn blickte, war bei dem ruhigſten Wetter ſchnell zurückgelegt, und nach 20 Minuten wurden wir bei einer breiten Plateforme unterhalb des Giesbach-Etabliſſements ausgeſetzt. Die Klänge eines fünfſtimmigen muſikaliſchen Bettels waren uns ſchon über die Fluten in mittelmäßiger, etwas bahnbrüchener Melodik

entgegengeschwebt. Fünf nicht allzu reinliche, weder hübsche noch junge Nachtigallen des Berner Oberlandes standen um einen Pfeiler und sangen mit einer bangen Verschämtheit, die allerdings ihren Leistungen nur angemessen war, aber doch das menschliche Herz wenigstens zum Mitleid stimmte. Das übrige Schweizerpublicum bestand aus Weibern und Buben, welche ein Gewerbe daraus machten, die Habseligkeiten der Fremden in Verwahrung zu nehmen. Nachdem wir diesen Industriellen unsere Plaids, Taschen und Schirme anvertraut, stiegen wir den Fels in die Höhe.

Der breite, sehr sauber unterhaltene Fußweg gewährte nach den Strapazen der vorangegangenen Tage die anmuthigste Erholung, wir schlenderten neben dem tobend herabstürzenden Bergwasser bequem, wie in einem königlichen Park bergan. Gegenüber dem zweiten, sehr schönen Wasserfalle des Gießbach liegt das hübsche kleine Hôtel, dessen Bedienung und Waaren einen Anstrich von norddeutscher Solidität und Güte haben. Dem entsprechend zahlt der Fremdling auch als „Entrée" für die Naturscene einen halben Franc. Mein berliner Rentier, der schon die ganze Zeit hindurch die Schweiz mit allen den unnachahmlichen Redewendungen überschüttet hatte, welche das Monopol unserer geistreichen, aber stets zur Unzufriedenheit geneigten Mitbürger bilden, hatte eben mit dem Satz geschlossen: „Tausend Berliner möchte ich in diese Schweiz werfen — nur tausend wie ich — und sie würden das ganze „Ding" wie einen Handschuh umkehren!" als das Dampfboot von Interlaken anlangte und einen wahren Blumenflor von reizenden Damen nebst ihren herrlichen Rittern und Knarren zu unserer Höhe emporsandte. Sie gedachten solange zu verweilen, bis das Dampfboot von Brienz zurückkam, und dann nach Interlaken heimzukehren. Der Gießbach ist eine reizende Vormittags- oder Feine Wasserpartie für die Villeggiaturgäste

von Interlaken. Man ſah die ſauberſten Toiletten, die roſigſten Frauenwangen, die zierlichſten Geſtalten, die graziöſeſten Bewegungen neben den beſtgedrehten Schnurrbärten und Sommer- und Reitfracks von Duſautoy vom Boulevard des Italiens, umgeben von einer wilden Natur, die eine Viertelmeile weiter nur für den Fuß des Gemsjägers und Schützen des Steinadlers gangbar erſcheint. Aber trotz dieſes ausgeſprochenen Zaubers trug das Schauſpiel etwas Ueberreiztes, ja Krankhaftes an ſich. Dieſe ernſte, wenn auch ſchöne Natur ſah mit ablehnender Miene auf die verwöhnten und entarteten Sproſſen der weichen Civiliſation herab, und das harte Volk in ſeinen groben Kleidern, das ſtumpfſinnig umherſtand, paßte würdiger zu dem großen und rohen Stile der gewaltigen Formen, welche wie erſtaunt und ungewohnt in die Milde des ſchweigenden Sommervormittags ſchauten und ſich nach Sturm, Blitz, Regen und Hagel zu ſehnen ſchienen.

Unſere Betrachtungen mußten gemeſſen ſein: gleich einer hungerigen Ente mit den Rädern ſchnatternd, kam das kleine Dampfboot von Brienz zurück, und die faſhionablen Cirkel, die es ſich kaum bequem gemacht, ſahen ſich zur Heimkehr gezwungen. Ueber Hals und Kopf eilten Alle die Windungen des Berges hinab und drängten ſich an Bord. Nie hat es einen kläglichern Raddampfer gegeben. Er litt an Aſthma und galoppirender Schwindſucht in ſeinen eiſernen Lungen. Nur bei dem friedlichſten Wetter wagte ſich der unglückliche, ſchon unheilbar krank auf die Welt gekommene, als Patient über den grünen Seeſpiegel. Interlakens herrliches Klima, der Phthiſis ſo heilſam, hatte alle mediciniſchen Kräfte für ihn verloren; er ſiechte langſam unter der Führung eines Flüchtlings aus Berlin dahin. Litt er wie dieſer am Heimweh? Die Friſche des Sees, die Heiterkeit der glücklichen Stunde und ein alter polniſcher Herr ließen uns die Qualen des

Dampfers vergessen. Das alte Polen hatte auf seine Kosten das Oberland-Quintett von der Plateforme für die Mittagstafel des Hôtel des Alpes engagirt und erging sich gegen mich, der ich ihm ein tückischgeneigtes Ohr lieh, in überschwänglichen Lobpreisungen der Altistin. Mir schien indessen, als ob es weniger die „musikalischen" Talente dieser Person waren, welche den Kunstsinn des Greises reizten, als sonstige Naturgaben, wie sie selbst in roherer Gestalt Alte vom Berge anziehen können. Sein Zweifel, ob es nicht passend sei, das arme Quintett gleich zur Morgenmusik in Interlaken zu behalten, bestärkte mich in meinen verwerflichen Muthmaßungen. Da schellte es am Bord, das schwindsüchtige Boot schwamm in die Aar, vom Ufer winkten mit Tüchern und Blumenbouquets schöne Damen, Kinder und Freunde — wir waren wieder in Interlaken.

12.

Gesellschaftsstudien.

Wer aus dem Berner Oberlande heimkehrt, weiß erst die Bequemlichkeiten von Interlaken gehörig zu schätzen. Nachdem ich, begleitet von einem Knaben Gepäck, deren stets ein halbes Hundert zu Diensten der Fremden steht, mich und mein leichtes Gepäck wieder in der guten Pension untergebracht, trachtete ich aus gerechtfertigten Gründen nach einem Bade. Es gibt in Interlaken zwei öffentliche Institute dieser Art. Das erstere liegt an der obern Aarbrücke und gehört in die Kategorie der sogenannten Schreckbäder. Bekanntlich eignet sich dieses Genre nicht für jede Nation und Constitution, man muß geborener

Ruſſe und ausdrücklich in Giswaſſer getauft ſein, um an dem Sprunge in die grüne Aar, deren Temperatur nur einige Grade über Null ſteht, Wohlgefallen zu finden. Das kalte Aarbad iſt das Monopol jener Nervenreconvaleſcenten, jener Pereos des Waſſers, die über Verweichlichung klagen, wenn ſie nicht alle Morgen den ſchrecklichen Mordſchauer der Prießnitzianer genoſſen haben. Nicht anſpruchsvoll genug, um ein ſolches Wagniß zu unternehmen, ſeit drei Tagen auch mehr geeignet zu ſcheuern als zu ſchauern (zwei Verba, die für ein gewiſſes Berlin ganz ironiſch ſind), begab ich mich in die warmen Bäder an der untern Aarbrücke.

Nachdem ich um das in einem kleinen verwilderten Garten gelegene alte Haus gewandelt und Niemanden gefunden hatte, nachdem auf meinen bangen Hülferuf ebenſo wenig eine menſchliche Stimme geantwortet, ahmte ich dem bekannten blinden Schimmel in der Ballade nach und zog, wenn auch nicht wie mein unſterbliches Vorbild mit den Zähnen, eine große Glocke. Raum erſchallte ihr feierlicher Klang, als aus Ställen, Fluren und Fenſtern plötzlich eine Anzahl Menſchen blickte, woraus ich ſchloß, daß ich den großen Bourdon der Abfütterung, die Melkglocke oder den Hauswecker gezogen haben müſſe. Da indeſſen in meiner Haltung nichts lag, was mich in den Verdacht des Wunſches bringen konnte, zu eſſen, aufzuſtehen oder gemolken zu werden, näherte ſich mir eine Schweizerin und fragte nach meinem Begehren. Raum war mein offenes Geſtändniß erfolgt, als mich die Dame in ein großes niedriges Gemach führte und ſich entfernte. Anfangs war ich geneigt, dieſen Raum für das Wartezimmer des Inſtituts zu halten; allein bald entdeckte ich zwei Gefäße, welche mir den Verdacht einflößten, ich könnte mich doch wol in einer Badeſtube befinden. An den Wänden ſtanden zwei kleine viereckige Käſten von der Größe mäßiger Kindersärge ohne Deckel, an deren linker Seite

zwei Hähnchen, die nur ein wenig dicker waren als die Stiele von Thonpfeifen, aus der Wand hervorragten. Der Raum für das zu dieser Badefolter verurtheilte Geschöpf wurde noch durch einen dicken verrosteten Draht beschränkt, dessen Handhabe am Kopfende des Kastens dazu bestimmt war, das Wasser abzulassen. Bald erschien die Dame mit zwei Handtüchern, drehte die Hähnchen und bat mich um ein wenig Geduld. In Verlegenheit gesetzt durch die Kleinheit der mir zugedachten Wanne, machte ich sie auf das unzureichende Format des Bades aufmerksam, erhielt aber nur zur Antwort, daß alle übrigen Zimmer besetzt seien, ich auch gar keinen Grund zur Klage habe, da mir ja zwei Wannen zur Disposition gestellt seien, die Kosten aber nur den tarifmäßigen Franc betrügen. Dagegen ließ sich nichts einwenden: ich zahlte höflich und kroch in die elende Wanne, die ich so genau ausfüllte, wie die Schnecke ihr Haus. Während ich das Aarwasser, dessen köstliches Fluidum ganz dieselbe atlasartige Geschmeidigkeit der Thermen von Gastein und Wildbad besaß, auf mich wirken ließ und darüber speculirte, ob die Wirkung jenes berühmten Bades nicht lediglich der großen Reinheit des Wassers, deren auch die Fluten aller aus geschmolzenem Schnee entstandenen Ströme unsern von ihrem Ursprunge theilhaftig sind, zuzuschreiben sei, fiel mir die berner Regierung ein. Wenn ihr Princip ist, daß Interlaken niemals zu einem gemeinen Badeorte erniedrigt werden solle, könnte sie doch mehr für die Anstalten der Reinlichkeit sorgen, als sie dieses Bad gewährte. Hier wo die reichen Leute Europas während dreier Sommermonate ihre Villeggiatur beziehen, existiren nicht einmal Vorrichtungen von der bescheidensten Bequemlichkeit der Badestube in dem Zellengefängnisse von Moabit bei Berlin. Ein norddeutscher Unternehmer würde hier in wenigen Jahren ein reicher Mann werden; aber die Schweizer sind so eifersüchtig auf ihre klügern und gewerb-

fleißigen Nachbarn, daß jedem fremden Induſtriellen die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden würden. Man reinigt lieber die Gäſte mit altfränkiſchen und elenden Einrichtungen, ehe man das triviale Schutzſyſtem zu Gunſten der Landeskinder aufgibt. Gleiches gilt von der Zubereitung der Molken. Von allen Seiten wurde mir geklagt, daß ſie ihrer abſcheulichen Säure wegen kaum zu genießen ſeien. Und ſolche Beſchwerden muß man in einem Landſtriche hören, der die herrlichſten Alpenweiden Europas in ſich ſchließt. Die Molken von Reinerz, Ischl und Kreuth wurden bei weitem dem ſchweizeriſchen Gebräu vorgezogen.

Nachdem ich Toilette gemacht, lungerte ich nach Ortsgebrauch in dem Garten der Penſion umher und hörte die gewöhnliche Kritik der einzigen Jungfrau an, deren Toilette nicht den Spott oder Neid der anweſenden Damen erregte. Die Penſion hatte ihre Gäſte zum Theil gewechſelt, und eine neueingezogene aus dem Hôtel des Alpes übergeſiedelte Inſulanerin beſchäftigte die Geſellſchaft ausſchließlich. Unter dem großen Nußbaum vor der Thür ſprach man nur von Miß Nelly: im Garten, wo eine ewige Whiſtpartie blühte, ſchwärmte man für Miß Nelly; vom Balkon tönte als Seufzer „Miß Nelly“ herab, und im Gartenhauſe ſang ein junger Franzoſe ein von ihm componirtes, aber höchſt kunſtloſes Lied zu Ehren der Miß Nelly. Ich machte mir Vorwürfe, durch einen Ausflug in das Berner Oberland ein ſo wichtiges Ereigniß, als die Ankunft der Miß Nelly, verſäumt zu haben.

Von wem ſollte ich erfahren, wo dieſe Helena von Interlaken ſei; ich entſchloß mich, die ſchöne Malwine, die einzige mir näher bekannte Dame zu befragen. Wo anders als am Hofe einer Königin der geſtickten Unterröcke konnte ich auf unparteiiſche Auskunft rechnen. Ich fand die Gemahlin des

berliner Assessors auf dem Balkon, einsam, vernachlässigt, mit einem Romane der Currer Bell in der Hand. Eine Dame, die ihr Buch nicht unmittelbar an der Landstraße eines Badeorts liest, hat gegründete Ursache mit dem männlichen Geschlechte zu grollen.

„So einsilbig, meine Reisegefährtin?" begann ich den Dialog.

„Ich habe Zahnschmerzen!" antwortete Malwine und legte das Buch hin.

„Welche Veränderungen sind hier eingetreten?" fuhr ich fort: „ich finde nach meiner kurzen Abwesenheit eine totale Umwälzung, eine empfindliche Störung der gewohnten Ruhe: die ältern Damen sind zu einem Kriegsrath versammelt, die jungen Damen brüten, jede für sich, über Racheplane, alle Herren sind aufgeregt, aber heiter, der berliner Balneelege hat zum ersten male ein reines Hemde angelegt, und der lange Stadtgerichtsassessor läßt die Schnur, mit der er die jungen Katzen des Hauses zu vergnügen pflegt, diesen immerwährenden Begleiter seines schweizer Aufenthalts, ungewöhnlich kokett zu seinen Füßen spielen — was ist geschehen, Verehrte? — ich flehe Sie an, befriedigen Sie meine Neugier!"

„Ach, ich sterbe vor Langeweile!" gab die Schöne zur Antwort, ohne meine Fragen zu beantworten.

„Dann bleibt mir nichts übrig, als mich an ihren Gemahl zu wenden", sagte ich und wollte gehen.

„O, der Treulose!" seufzte Malwine, und ergriff wieder den Currer Bell'schen Roman.

„Sollte auch er? — Miß Nello —" wagte ich zu flüstern.

„Das kokette Geschöpf!" rief Malwine erröthend. Ich wußte genug und verabschiedete mich, da einige Herren mit Bouquets erschienen, welche zu Ehren Miß Nello's und um

ihr Couvert bei Tiſch zu zieren, weit hergeholt worden waren. In dieſem Moment erſchallte die Eßglocke; es war 4 Uhr, und die zweite Table d'hôte begann. Als ich in den Saal trat, fand ich ihn für dieſe Eßſtunde ungewöhnlich gefüllt. Die Mehrzahl der Herren, inſoweit ſie unverheirathet oder ohne die Hausfrauen auf Reiſen waren, ſchien plötzlich eine ſpäte Eßzeit liebgewonnen zu haben. Ich wurde als Letzter, weit vom Throne Miß Nelly's, an den Grenzen ihres Reiches placirt. Allgemeine Spannung — geheimnißvolles Tuſcheln — endlich öffnete ſich die Glasthür und die Königin des Tages erſchien in Begleitung ihres Bruders. Sie war von der ſtattlichen Figur der Viereck, aber zarter und graziöſer, und ihre blauen Augen beſaßen einen Schimmer, der ſelbſt die Nebel ihres Vaterlandes erleuchten konnte; ich fand die Exaltation der Penſion natürlich und verzeiblich. Aber die ſchöne Miß nahm wenig Notiz von den ungeſchlachten Bemühungen ihrer Nachbarn, einen Blick dieſer herrlichen Augen zu erobern: auf ihrer Stirn lagerten Sorgen, und meine Lorgnette, die ich quer über die Länge der Tafel unbemerkt anwenden konnte, verrieth mir die Geheimniſſe dieſes anziehenden Weſens faſt ausführlicher als die Geſtalten ihrer Mutter und Schweſter, die auf dem Wege einer Menſchenanleihe von ihr erworben ſchienen. Miß Nelly war kein unerfahrenes Vögelein, wie es der gläubige Dichter beſingt. So mächtige und feſte Augen, umſchattet von einer reizenden und geübten Schwermuth, eine ſo welterfahrene Haltung, dieſe ſanft umwölkte Marmorſtirn, um die ſich das hellbraune reiche Haar in Fülle ſchlang, plauderten von großen Erfahrungen, vielleicht von einer geheimen Geſchichte, von Memoiren des Herzens oder des ſpeculirenden Verſtandes; ich hielt im Stillen Miß Nelly für eine jener Zauberinnen vom Stammbaum der Circe. Neben mir ſaß ein alter Herr, Berliner, wie ſich von

ſelbſt verſteht, eine neuere Ausgabe des ſeligen Herrn von Treskow, ein Mann, begabt mit der Travestie jenes Wiſſensdurſtes, der Alexander von Humboldt über Meere und Berge jagte, um die Natur zu ergründen; mein Nachbar durchforſchte jedoch nur die Natur, inſofern ſie „Klatſch“ war. Nur eines vorſichtigen Blickes von der Seite bedurfte es, um ihn redſelig zu machen. „Hübſches Mädchen — das!“ ſchmunzelte das graue Berlin.

„Hm!“ antwortete ich nur, meines Mitbürgers Eigenthümlichkeit beachtend. Er verſtand dieſen myſtiſchen zweifelnden Laut, legte das Meſſer hin und ſagte: „Hat Unglück gehabt mit einem kleinen deutſchen Fürſten — iſt jetzt hier, um einen reichen Ruſſen zu heirathen — hat ihr im Hôtel des Alpes ſehr die Cour gemacht, der Ruſſe iſt aber eiferſüchtig — Heirathsantrag wird ſtündlich erwartet — Ruſſe trägt nicht ſein eigenes Haar — iſt Fürſt der Ruſſe — unter einen Fürſten heirathet ſie nicht!“ Die Aufwärterinnen brachten Fiſch, und mein alter Berliner beſchäftigte ſich jetzt nur mit dieſem unglücklichen Sohne des Thunerſees.

Beim Braten ergriff er wieder das Wort und bemerkte: „Heute Ball bei den Engländern — gehen Alle hin ohne Entrée — Puddings tanzen drinnen — wir ſehen von außen durch die Fenſter.“

„Woher bekommen denn die Engländer ihre Damen?“ konnte ich nicht umhin ihn zu fragen.

„Viele deutſche Väter hier — junge heirathsluſtige Töchter anbringen — denken, werden Engländer heirathen — lauter Pfefferkrämer — kein Lord, lauter Mob!“ ſtammelte und kaute mein Mitbürger. O, der Menſch ſteigt mit ſeiner Qual auch auf die Berge; ich ſah es wohl, ſtand auf und verließ den Saal und die lärmende Heerde der ſchönen Engländerin. Mich dürſtete nach Natur, nach Unverdorbenheit!

Draußen herrſchte tiefer Frieden, ich wandelte ein wenig auf und ab und ſetzte mich auf die ſteinerne Balluſtrade am Rande jener köſtlichen Wieſe, dem Smaragd in dem Diadem von Interlaken. Die Jungfrau blickte mit ihrer unſterblichen Gelaſſenheit aus der froſtigen Höhe in das Thal auf die lächerlichen Menſchen herab; plötzlich überraſchte mich ein göttliches Gelächter im Baß, das aus dem erſten Stock des gegenüberliegenden eleganten und neuen Chalet kam. Es rührte von einem derben, kleinen rothnaſigen Herrn her, der auf dem Balkon bei Tiſche ſaß, den Rock ausgezogen, das Halstuch abgelegt, die Weſte aufgeknöpft und die Serviette um den Hals gebunden hatte, damit alle dieſe Garderobegegenſtände ihn nicht am Eſſen und Einſchenken des Champagners hindern ſollten. Zu ſeiner Rechten und Linken ſaßen zwei Damen in der Nationaltracht des Oberlandes, reich behangen mit den üblichen ſilbernen Ketten, und ihm gegenüber kokettirte eine dritte Grazie. Um den Anſtand einigermaßen zu retten, hielt ſich an einer abgelegenen Küſte des Tiſches ein bleicher ausgewaſchener Jüngling auf und aß mit Heißhunger.

Die Geſellſchaft reizte meine Neugier und es war mir im hohen Grade willkommen, daß meine berliner Allwiſſenheit eben vom Eſſen kam.

„Wer iſt der Herr dort auf dem Balkon?“ fragte ich ihn raſch

„Ah“, rief mein Alter und nickte mehrmals ironiſch betrachtend den Kopf, „franzöſiſcher Komiker aus Paris — reiches liederliches Ungeheuer — hat ſich zur Ruhe geſetzt — drei Frauenzimmer aus der hieſigen Gegend engagirt — wohnen bei ihm — großer Lebemann — echter Franzoſe — kann Alles für baar Geld haben!“

„Drei Schweizerinnen?“ fragte ich ein wenig entſetzt.

„Drei — baar bezahlt!“

„Und der junge Mensch?“

„Anstandslouis — weiter nichts!“ antwortete mein Cicerone und setzte sich zu mir, mit unendlicher Zufriedenheit den pariser Komiker betrachtend, der eben einen vortrefflichen Witz über uns gemacht zu haben schien, denn die freien Schweizerinnen lachten über den freien Mann aus vollem Halse. Ich hatte genug Erfahrungen gemacht. Es stand schlecht mit jener Einfachheit der Sitten und der frommen Einfalt, die ich zur Ausfüllung der Sommerferien so sehnsüchtig gesucht, und der andere Morgen, als Termin der Abreise, erschien mir nicht zu früh gewählt.

13.

Der Brünigpaß.

Es ist im Hochsommer leichter, die Einsamkeit in den Straßen einer großen Stadt als in den Thälern der Schweiz zu finden. Das im Süden so überaus beständige und den Reisenden günstige Wetter des vorigen Jahres hatte eine Anhäufung von Menschenmassen hervorgebracht, welche einem jener Völkerstürme zu vergleichen war, von denen das sinkende Rom soviel zu erzählen wußte. Mit Recht hat man sich über den jährlichen Füllsel Helvetiens, die wandernden Colonien Englands, beklagt, allein auch Deutschland stellt sein gehöriges Contingent von gelangweilten Touristen, um die großen Reisestraßen und die sehenswürdigsten Punkte der Schweiz mit allen den Unbequemlichkeiten und Rücksichten zu umgeben, welche uns in den Salons der berliner Gesellschaft oft so lästig fallen.

Als ich am nächſten Morgen im tiefen Gebirgsnebel Interlaken verließ und mit wenigen Paſſagieren über den Brienzerſee nach dem Brünigpaß fuhr, um noch an demſelben Tage den Vierwaldſtätterſee und den Fuß des Rigi zu erreichen, hatte ich noch keine Idee davon, daß dieſe Reiſe, natürlich die landſchaftliche Umgebung abgerechnet, hinſichtlich der Geſellſchaft kaum etwas Anderes als eine Sonntagspromenade unter den Linden ſein würde. Selbſt bei dem herrlichſten Wetter würde ich deshalb nicht rathen, auf der Tagereiſe von Brienz über Lungern nach Beckenried einen guten Hut mit feſter Krempe aufzuſetzen. Der Ruin meines eigenen, höchſt leichtſinnig in Anwendung gebrachten, und noch vor Abend vollſtändig „zuſchanden gegrüßten" Filzes veranlaßt mich zu dieſer freundſchaftlichen Ermahnung.

Die Morgenſonne hatte ſich noch nicht durch die wüſten Nebel gekämpft, und die Natur ſah wie eine ſchlechte verwiſchte Bleiſtiftzeichnung aus, als ich in Brienz das einzige Pferd des Gaſthauſes, ein junges Thier, deſſen Lieblingsbeſchäftigung darin beſtand, mit beiden Beinen nach den Stechfliegen auszuſchlagen, für meinen Gebrauch engagirte. Im Speiſeſaal ſaß ein magerer, etwas deutſchſprechender Engländer, der ſeinen Sohn mit den Fragmenten eines von ihm zu drei Vierteln verzehrten Eierkuchens und einigen Taſſen Kaffee beſänftigte. Gleich aus den erſten Phraſen erkannte ich, daß mir hier ein Exemplar jener Species, welche am paſſendſten mit dem Ausdruck „Meilenfreſſer" bezeichnet werden dürfte, in den Weg gekommen ſei. Das touriſtiſche Phänomen und ſein Junges waren grau bis zum Greeß gekleidet, und ſahen vollſtändig waſſerdicht aus. Das Alte verſicherte mich, daß es jährlich mit ſeinem Jungen einen großen Abſchnitt der Schweiz zu Fuß zu durchreiſen pflege, und lehnte mein artiges Anerbieten, Beide bis an den Fuß des Brünig

in meinem Wäglein mitzunehmen, mit einem sehr entschiedenen „No, No!“ ab. Das Junge warf mir einen triumphirenden Blick zu und meinte, wir würden, trotz Wagen und Pferd, uns schon am Tage wiedertreffen, und das Alte nickte bedächtig mit dem Kopfe und sang dazu vernehmlich: „Yes, Yes!“

Nach kurzem Abschied überließ ich das Meilenfresserpaar den Freuden der ersten Fütterung und gelangte im raschen Trabe des jungen Braunen in kurzer Zeit an den Fuß des Passes. Schnell war der Sattel aufgelegt, der Wagen in eine Felsecke geschoben und gemach ging es den steinigen Pfad bergan. Anfangs war der Weg wenig belebt. Außer einigen Ziegen, die sich übten die Gemsen zu copiren und auf scheinbar unersteigliche Felsblöcke geklettert waren, von denen sie freundlich und neugierig herabmeckerten, war nichts Lebendiges zu sehen. Kaum hatte ich aber das sogenannte Wirthshaus kurz vor der Höhe des Passes erreicht, als sich die Scenerie belebte. Zwei Berliner saßen bei einem Glase Milch und bewunderten den Zuchtstier (Muni) des Wirthes. Dieser Koloß wurde eben von drei kräftigen Männern einen Felssteig heraufgeführt und brummend in einen unverhältnißmäßig kleinen Käfig gesperrt. Der Gefangene sah sehr misvergnügt aus und schien die Trennung von seinen zahlreichen Gemahlinnen, die auf den nahen Matten weideten, sehr übel zu empfinden. Auch die beiden Berliner verfehlten nicht, ihre Condolenzbemerkungen zu machen, und den Jüngern hörte ich ein wenig anzüglich zu dem Aeltern sagen: „Weißt du Abraham, wie sie dich am letzten Sylvesterabend bei Kroll auch so aus dem Saale brachten?“

Gleich hinter dem Vater der Heerde kamen hoch zu Roß zwei berliner Damen in Begleitung eines jungen, ohne Zweifel herzoglich sächsischen Herrn, von Meyringen herauf und zeigten

ſich ſehr ungehalten über die kurze Raſt, zu welcher ihre Pferdeknechte ſie nöthigten. Die liebenswürdigen Geſchöpfe begriffen nicht, daß die Ruhe den ſchweißtriefenden Thieren nöthiger ſei als ihnen, die bequem im Saumſattel lehnend, mit Fächer und Reitpeitſche ſofort einen Austauſch von Blicken mit den beiden erſtgenannten Herren begannen. Ein fleißiger Theatergänger lernt nach und nach alle jene Geſichter kennen, welche den erſten Liebhaberinnen des Parquet gehören, und ich glaubte, als ich dieſe geheime und dem jungen ſächſiſchen Herrn durchaus unverſtändliche Vereinbarung zwiſchen den patriotiſchen Parteien bemerkte, im berliner Schauſpielhauſe zu ſitzen, und ſtatt der wirklichen Berge des in der Tiefe liegenden Haslithals nur die Decoration des „Sonnenwendhof“ oder des „Tell“ von Schiller vor mir zu ſehen.

Eilig machte ich mich auf und erſchrak eben über einen höchſt unbequemen Sprung meines Braunen, den die Fliegen im höchſten Grade genirten, als mir um den nächſten Felsvorſprung ein alter Herr zu Pferde entgegenkam und den Zügel anhaltend mich freundlich um Feuer bat. Ich erkannte einen liebenswürdigen Commerzienrath aus der Leipziger Straße. Der treffliche Mann ſaß in einem Damenſattel und bemühte ſich vergebens, mittels eines Luntenfeuerzeugs ſeine Cigarre in Brand zu ſtecken. „Ich kann mit dieſen Achatſteinen nie Feuer anſchlagen, können Sie mir nicht ein paar Schwefelhölzchen mit auf den Weg geben?“ fragte der Würdige. Mit Vergnügen theilte ich meinen Vorrath mit ihm, und vor Freuden drang er mir eine Handvoll trefflicher Upmans aus ſeiner Satteltaſche auf, die mit dem eben von mir geraucht ſchwarzen „Rattenſchwanze“, wie die Schweizer in richtiger Erkenntniß dieſe populäre ländliche Sorte nennen, einen wahrhaft erſchütternden Contraſt bildeten.

„Auf Wiederſehen, Doctor!“ waren ſeine letzten Worte,

der Knecht führte mein Pferd vorüber und der Commerzienrath verſchwand zwiſchen dem Laube einiger Birkengebüſche.

Die Gegend, welche bisher nur einen beſchränkten Proſpect geboten hatte, nahm jetzt plötzlich einen höchſt anmuthigen und poetiſchen Charakter an, ſodaß ich mehre bekannte Herren und Damen, die ich theils aus Geſellſchaften, theils von Whiſtpartien her kannte, nicht anredete, ſondern nur achtungsvoll grüßte. Von hohen Bergen, grünen Matten und ſchattigen Waldungen umgeben, lag der kleine grüne See von Lungern und glitzerte in der warmen Vormittagsſonne. Auf ſchattigen, unregelmäßigen Felstreppen ſtieg ich, nachdem ich Roß und Führer entlaſſen, in das von Fels und Bäumen eingeengte Dorf Lungern, den abermaligen Anfangspunkt einer Fahr- und Poſtſtraße hinab. Ueber die hohen Vorberge ragte majeſtätiſch ein beſchneiter Gipfel des Berner Oberlandes hervor.

In Lungern herrſchte ein großer Wirrwarr unter Pferden, Führern, Trägern, Buben und Poſtknechten. Die Einwohner des Orts, gehüllt in Schwalbenſchwanzfracks und bedeckt von ungeheuern Seidenpappbüten mit ganz ſchmalen Krämpen, ſtanden in einer Reihe, hielten die Köpfe ſteif zwiſchen fußhohen Vatermördern und lächelten ironiſch über die eleganten Moden, die ſich in zahlreichen Exemplaren vor ihnen aufthaten. Den echten Stammſchweizer, den Urenkel Tell's, darf man ſich nie ohne einen Hut denken, wie ihn etwa Häbnchen oder der Maurerpolier Kluck in Angely's „Feſt der Handwerker" tragen. Man muß ſchon ein ſehr ruhiger Charakter ſein, wenn man den geheimen Wunſch zu unterdrücken vermag, einen dieſer Deckel gegen angemeſſene Franconentſchädigung bis auf die Naſe des Beſitzers herunterzuſchlagen! Da ich dieſen Grad von Ruhe noch nicht durch Jahre und Philoſophie erworben habe, war es vielleicht ſehr zu meinem Beſten, daß

mir die Poſt mündliche Schwierigkeiten machte, mich nach Beckenried zu befördern. Zum zweiten male hätte ſonſt ein Hut Veranlaſſung zu einem welthiſtoriſchen Schweizerkampfe geben können, nicht ein Hut auf hoher Stange, ſondern ein feſtaufgetriebener Hut; zum zweiten male hätte die Geſchichte einen Geßler, einen Tell ſehen können, aber das Geſchwätz des Poſtbeamten wehrte gnädig den tödtlichen Pfeil von meiner Bruſt. Die jungen Berlinerinnen mit ihrem Seladon langten an, und ſiehe da! ſeitdem vier Perſonen vorhanden waren, fand ſich auch ein hübſcher leichter Beiwagen nebſt zwei ſchnellen und kräftigen Pferden neben der Poſtchaiſe ein, und um 12 Uhr ſetzten wir uns in Begleitung mehrer Miethwagen luſtig in der Richtung des Vierwaldſtätterſees in Bewegung.

Hätte ich nicht meine Zeit damit vergeuden müſſen, die zahlloſen uns entgegenkommenden Landsleute zu grüßen, ſchlechte Witze zu hören und Beſtellungen im Fluge entgegenzunehmen, ich würde dieſe Reiſe von Lungern nach Beckenried die herrlichſte Spazierfahrt meines Lebens nennen. Allmälig in bequemen Thalſtufen bergab führte der Weg zwiſchen ſteilen, zur Hälfte herrlich belaubten Bergen der Mittelalpen an dem lieblichen See von Sarnen vorüber, durch große ſaubere Weiler, bevölkert von einem ſtillen nachdenklichen Menſchenſchlage. Die Chauſſée war meilenweit von gigantiſchen Wallnußbäumen eingefaßt, deren Stämme hier und da kaum von drei Männern umklammert werden konnten, und aus dieſem milden kühlen Schatten blickte das Auge die ſonnendellen Felskuppen hinan und freute ſich an den Nebelſtreifchen, die wie Schäfchen die öden Gipfel abzuweiden ſchienen. Nur drei mal drang durch dieſe Gegenwart voll Schönheit und Glanz eine dämoniſche Erinnerung an die unverſöhnlichen Naturmächte. Bei einem der letzten Gewitter hatten drei, ſteil vom Gebirge herabſtürzende Bäche, vom Regen angeſchwellt, mächtige Stein-

klumpen und Geschiebe niedergeschwemmt und außer mehren Obstgärten und Getreidefeldern auch eine kleine Kapelle arg zugerichtet. Ein schwarzer Strich an der Mauer zeigte die kaum glaubliche Höhe der Flut, und weit den Berg hinauf lag noch das wüste Geröll, ein trauriger Anblick. Der Fahrweg war nur nothdürftig wiedereingerichtet, und die Passagiere stiegen weislich aus und wanderten zu Fuß über die steinige Stelle, während die Gespanne langsam im Schritt darüberhingeleitet wurden.

Von sonstiger Kurzweil gab es mancherlei auf der luftigen Reise. Zuweilen fanden wir einen Regenschirm, zuweilen auch einen gestickten Reisesack auf der Landstraße. Bei dem liebenswürdigen Familienleben haben solche Verluste keine andern Unannehmlichkeiten als den ersten Schrecken: die Telegraphenkosten sind so billig und das Volk so ehrlich und klug, daß der Verlierende sein Hab und Gut stets in wenigen Tagen zurückerhält. Nur muß man sich hüten, wie Herr Baron von Rothschild, in seinen Reisesack 20,000 Francs zu stecken und ihn dann vom Wagen fallen zu lassen. Auch die Ehrlichkeit der Helvetier hat ihre Grenzen.

Bei Stanz trennte sich die Wagenkaravane. Der Hauptzug eilte nach Stanzstadt, um sobald als möglich mit dem letzten Dampfboot nach Luzern zu kommen; ich blieb allein zurück, um nach Beckenried zu fahren. In einer Ecke des Marktplatzes hielt ein altfränkisches Cabriolet, das ich ohne den braunen riesenhaften Postillon und den davorgespannten starken Schecken für ein durch Künstlerlaune etwas modificirtes Watercloset auf Rädern gehalten haben würde. Dieses Fahrzeug war telegraphisch bestellt worden, und alsbald ergriff der Postillon mein Gepäck, öffnete auf der Kehrseite des Cabriolets eine Klappe wie die eines Schreibtisches, und band endlich das Gepäck, welches sich nicht den beschränkten Dimensionen fügen

wollte, mit Stricken feſt. Dann ſetzte er mich unter das Verdeck, ergriff die Peitſche und ließ den Schecken ausgreifen.

Die Bergluft und der bisherige Sitz auf einem ſchmalen Kutſcherbock hatten ſeit 4 Uhr Morgens meine Munterkeit untergraben. Ohnehin war mein Mittageſſen nichts geweſen als eine Flaſche Waſſer mit ein wenig rothem Alpenkräuter gemiſcht; ich ſchlief alſo ſanft ein. Aber als ob ſich tauſend Teufel gegen meinen Schlummer verſchworen hätten, hielt der Wagen alle 4—500 Schritte mit einem plötzlichen Ruck an, ein Junge öffnete eine natürlich nichts verſperrende Hecke und lief dann laut ſchreiend neben dem Wagen her, um eine Belohnung ſeiner Anſtrengungen zu erflehen. Ja ſogar die Kinder ganz bemittelter Aeltern, Jungen mit feiner Wäſche, Sammetweſten und ſilbernen Knöpfen, entblödeten ſich nicht, uns nachzuſetzen und wie elendes Bettelvolk die Hände auszuſtrecken. Endlich zeigte ſich der Spiegel des wunderbaren Sees, die Ausgeburten der reiſenden Civiliſation verſchwanden, und dem ermüdenden tagelangen Wagengeraſſel folgte die himmliſche Stille und labende Kühle der weiten, von pittoresken Felsformationen und anmuthigen Dörfern umgebenen Waſſerfläche.

14.

Der Vierwaldſtättерſee.

Wol an keiner Stelle der Erde dringt ſich dem unbefangenen Beobachter lebhafter der Gedanke auf, daß Reiſen eine Arbeit, ein trockenes Geſchäft werden könne, als an den romantiſchen Ufern des Vierwaldſtättерſees. Obgleich ſich ein Abend von der ſeltenſten Schönheit über die Felſen und die

hellgrünen Waſſer verbreitete, wurde ich bei dem Gebaren der ganzen Umgebung den Gedanken nicht los, daß die Natur dieſes ſublime Schaugericht nur auf den gedeckten Tiſch der Landſchaft ſetze, um nach 10 Minuten einen Schweizer mit der Rechnung an den beſchaulichen Reiſenden abzuſenden. Schon bei meiner Ankunft in Beckenried hatte ein dienſtwilliges Frauenzimmer gleich meine Effecten in Beſchlag genommen, und in der Vorausſetzung, ich könne nichts Anderes thun, als mich in Penſion zu verdingen, ſie von mir unbemerkt in ein Hôtel getragen. Nachdem ich ſie zum großen Mißvergnügen eines andern Frauenzimmers, welches den Poſten einer Gaſthausgouvernante zu bekleiden ſchien, gerettet und wieder an den See hatte tragen laſſen, ſahen ſämmtliche vorhandenen Penſionäre ſo neugierig und glücklich aus den Fenſtern der Wohnungen auf mich herab, als wollten ſie mir durch ihre ungemeine Zufriedenheit andeuten, welches Glück meiner an dieſem bezaubernden Orte harre.

Auf der Landungsbrücke angelangt, fand ich einen Vorrath von Schweizerkindern, welche eben einen Regenſchirm, den ein junger Menſch in der Zerſtreuung hatte in den See fallen laſſen, zu retten beſtrebt waren. Nachdem ihre menſchenfreundlichen Bemühungen ihnen gelungen, erſchöpften ſie ſich durch krampfhafte Anſtrengungen möglichſt viel Trinkgeld zu erhalten: mir ward wahrhaftig italieniſch oder böhmiſch unter dieſen Kindern der Freiheit und Republik zu Muthe. Die Ankunft des Dampfers, der von Gerſau auer über den See kam und die letzte Menſchenladung für heute nach Luzern bringen wollte, unterbrach meine mißvergnügten Reflexionen. In zwei Minuten war ich mit einem ganzen Schwarm von Touriſten an Bord gegangen, in derſelben Zeit hatte ſich das Schiff einer gleichen Maſſe entledigt und ſchaufelte gelaſſen durch das liebliche Gewäſſer ſeines Weges.

Gern hätte ich den Untergang der Sonne, welche die wildphantaſtiſchen Gipfel des Pilatus mit einer unvergleichlichen goldhaltigen Färbung malte, ſtill betrachtet, gern die Contouren dieſes berühmten Berges, welche von einem gewiſſen Punkte aus einem behelmten römiſchen Haupte glichen, das auf dem Deckel eines Sarkophags ruht, mit wenigen Strichen gezeichnet: es war auf dem ganzen Verdeck kein Platz zu finden, und die Harmonien einer entſetzlichen Drehorgel zerriſſen die Nerven des Ohres und die Gedärme des Unterleibes. Eine Mailänderin mußte von ihrem Gemahl als ſeekrank von Muſik in den Salon gebracht werden.

Es war im Freien kein Stuhl zum Sitzen und kaum eine Stelle zum Stehen vorhanden: das ganze Verdeck war mit Menſchen und Gepäck, der zweite Platz ſogar mit Frachtgütern, Pferden und Ochſen bedeckt. Wenn man ſich ein wenig rührte, trat man auf engliſche Hühneraugen oder Reiſeſäcke und ſetzte ſich der Gefahr aus, mit der Spitze eines Alpſtocks „aus Verſehen“ bearbeitet zu werden. Nur einem Savoyarden mit einem der unverſchämteſten Affen gelang es, überall durchzudringen und ſich gründlich unausſtehlich zu machen. Dieſes Ungeheuer faßte alten Herren in die Taſche, nahm kleinen Mädchen die Strohhüte vom Kopf und betrug ſich ſo ſicher, wie es nur ein zum eiſernen Beſtande gehöriger Schiffsaffe thun konnte. Dem entſprechend unternahmen auch die Beamten nichts gegen ihn: ſie überließen die Paſſagiere ſeinen Beläſtigungen, zählten die Perſonen, vertheilten die Billets und kaſſirten die Francsſtücke ein. Die Menſchen waren ihnen nur numerirte Waarenballen. Die Qual dauerte jedoch nicht lange; gegenüber dem Rigi, in der Nähe von Wäggis läutete das Boot, ein Kahn näherte ſich ſeinem Räderkaſten, und ein raſcher Sprung befreite mich von Engländern, Savoyarden

und Affen. Nie ſah ich mit größerer Genugthuung einen Dampfer das Weite ſuchen.

In Geſellſchaft einiger weniger Perſonen landeten wir und traten in das Hôtel, das ſeinen ehrlichen deutſchen Namen Zur Eintracht auch noch in andern Sprachen an der frechen Stirn trug. Alle ſeine Fenſter und Thüren ſtanden offen: ſobald man in den Flur trat, vernahm man ein Geräuſch, ähnlich wie wenn man das Ohr auf den Deckel eines von Virtuoſenhand wohlgepauken Klaviers legt. Wäggis ſtrotzte voller heimkehrender Rigifahrer oder ſolcher, die es erſt werden wollten. Zu meiner grenzenloſen Freude betheuerte mir aber der Wirth und ſein Kellner, deſſen brauner, mit blanken Stahlknöpfen beſchlagener Frack wie ein ſchönes Sternbild durch den Suppen- und Theebrodem des Speiſeſaals ſchimmerte, daß ich unter ſeinem Dache kein Obdach finden könne, daß er aber Sorge tragen werde, mich bei einem Freunde unterzubringen. Damit nahmen wir die Effecten und begaben uns links von der „Eintracht" ein wenig bergan in ein alleinſtehendes, unter ſchattigen Bäumen am Felsabhang gelegenes Haus. Es gehörte einem Doctor, und die einfache Familie deſſelben nahm mich wie den verlorenen Sohn auf. Zwar wurde kein gemäſtetes Kalb geſchlachtet, allein die Schnitzeln und der Thee waren vortrefflich, und der gute Doctor leiſtete mir freundlich Geſellſchaft, mich ganz beſonders ermahnend, trotz meiner Ermüdung nicht zu früh zu Bette zu gehen, da uns nach dem heißen klaren Tage eine köſtliche Nacht bevorſtehe. Der wackere Aesculap hatte die Wahrheit geſprochen, und ich erinnere mich nicht, in irgendeines Herrn Ländern die Poeſie der lauen Sommernacht ſo göttlichrein genoſſen zu haben. Wenn ſich in der Natur etwas von dem Frieden der platoniſchen Republik vorfindet, ſo ſchlummert es

in einer Mondnacht an dem Felsabhange dieſes märchenhaften Sees. Ich ſetzte mich einſam vor ein Spalier, an dem Pfirſichen und eine edle Birnenſorte gezogen wurden, und ſchaute verwundert in die Gegend, deren nächtliches Dunkel ein röthlich-violettes Phosphorlicht auszuſtrahlen ſchien. Vor mir ſtieg jenſeit der ſüßſchlummernden Waſſerfläche, deren müdes Murmeln ſich an dem Geſtein der unterſten Gartenterraſſe brach, eine ſteile Felswand empor und warf einen kohlſchwarzen, von ſchwachem Zwielichtſcheine umgrenzten Schatten auf den See. Da ſtieg über den Ausläufern des Rigi der Mond empor, eine blutrothe Scheibe, und hauchte ſacht die zarten Nebel an, die wie Geiſter über Wellen und Felskanten huſchten. Wie er nun aus den irdiſchen Reſten der Atmoſphäre in eine lichtere Sphäre ſchwebte, ward ſein Schimmer ein ſo gediegener Silberblick, daß die Augen kaum den Reflex auf der gekräuſelten Oberfläche ertrugen. Der ganze maſſenhafte Umkreis des Felslandes erhielt durch dieſes verklärte Licht ein ſo zartes und überirdiſches Colorit, daß man wähnen konnte, die Maſſen würden ſich in leichte Wolken auflöſen und in den blendendweißen Strahlen dahinſchwinden. Den unendlichen Reiz dieſes Augenblicks erhöhte der kräftige Duft der nahen Blumen und Sträucher, die, geweckt von dem Monde, tiefer und energiſcher athmeten. Nichts unterbrach die Stille dieſer kirchlichen Naturſtimmung, und ſelbſt die geräuſchvollen Bewohner der beiden Gaſthäuſer unten am See verſtummten vor dem ergreifenden Eindruck der erhabenen Missa solemnis der Alpen. Als ich am Morgen vor die Thür des friedlichen Hauſes trat, ſchien mir der ganze Ort in der Ruhe des Dante'ſchen Paradieſes zu träumen. Eine milde warme, aber kräftige Luft, gemiſcht aus Alpenduft, Waldhauch, Seekühle und Blumengeruch wehte durch die Einſamkeit des Aufenthalts, und ein Waſſerbächchen, das aus einer eiſernen Röhre in ein

ſteinernes Becken lief, machte dazu eine leiſe Morgenmuſik. Das Toben der Reiſearbeit und des Touriſtenproletariats drang nicht bis hierher, nur zuweilen zogen tornisterbeſchwerte Jünglinge, berittene Damen und bepackte Träger einige Hundert Schritte weiter nach dem dichtbelaubten Pfade zum Rigi hinan.

Es war mir durchaus unmöglich ihrem Beiſpiel zu folgen. Auf Reiſen beſteht der Hauptgenuß in der freien Ausbeute jener ſeltenen Momente, die uns die zufälligen Combinationen glücklicher Naturſcenen und Lichtphänomene zum Genuß anbieten. Ich ſetzte mich unter einen alten Wallnußbaum am Abhange in den tiefſten Schatten und verlor mich in ein gedankenloſes ſeliges Schauen auf Fels und See. Die höherſteigende Sonne verbreitete ihre goldene Glorie über die herrliche Landſchaft, ſodaß es keinen größern Schatten mehr gab. Aber die eigenthümlichen Farben der Gegenſtände vermiſchten ſich in dem zarten Duft der Atmoſphäre durch die helle Beleuchtung zu einem myſteriöſen Lichtfluidum, das eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Färbung eines Goldkäfers hatte. Man bewunderte vor einigen Jahren eine ähnliche Anſicht aus der Gegend des Vierwaldſtätterſees von dem Genfer Calame, hielt aber das Colorit für eine phantaſtiſche Uebertreibung; ich kann verſichern, daß der geniale Meiſter wahrſcheinlich ſein Werk nur für einen ſchwachen Abklatſch der Natur angeſehen hat, als er es aus ſeinen Händen entließ. Von meinem Platze aus leuchtete das gegenüberliegende Felsufer und das ſtille Seewaſſer in einer ſo überirdiſchen Färbung, daß der Blick ſich magiſch gefeſſelt fühlte und ich bis Mittag in Entzücken verloren vor dieſem Wunder der Optik ſitzen blieb.

Nach Tiſch, als die Beleuchtung ſich veränderte, entſchloß ich mich endlich mein Zaubergärtchen zu verlaſſen und die Beſteigung des Rigi zu unternehmen. Das Söhnchen meines

Wirths, der erste wohlerzogene Knabe, der mir auf Reisen seit zwei Monaten in den Wurf gekommen war, trug meinen Plaid bis zu dem Hôtel Zur Eintracht, und ich ging jetzt an das ernste Geschäft, mir ein Pferd auszusuchen. Voraussichtlich drohte das Geschäft schwierig zu werden, denn es verlautete als Gerücht, daß schon am frühen Vormittage alle Pferde der Umgegend für die Menge der Reisenden mobil gemacht worden seien, und mein guter schweizer Doctor hatte bedenklich die Achseln gezuckt. Auf dem Platze vor der „Eintracht" herrschte ein lebhaftes Getümmel von dienendem Rigipersonal, und als ich meine Wünsche kundgab, entfernte sich sofort ein Mann, um den verlangten Gaul zu holen. Inzwischen ließ ich mich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein und erfuhr, daß jährlich ein Regierungsbeamter eintreffe und die Rigi-Miethkleppper inspicire, also dem Reisenden gewisse Garantien für seine Sicherheit gewährt würden. Als aber der Mann mit seinem Pferde erschien, mußte ich unwillkürlich der ähnlichen berliner Droschkenparaden und ihrer geringen Gewährleistung für die Bequemlichkeiten der Fahrenden gedenken. Das Pferd war der Größe nach in seiner Jugend für den leichten Cavaleriedienst geeignet gewesen, aber das Alter hatte ihm unbarmherzig alle Eigenschaften geraubt, welche es einst wahrscheinlich auszeichnet. Zudem litt es an einem Athmungshusten, der, wie man weiß, unter die unheilbaren Uebel der vorgerückten Lebensjahre gehört. Als ich auf alle diese Momente hinwies, war der Besitzer ehrlich genug, einzugestehen, daß ich auf seinem Thiere nur bergauf reiten könne, für den Rückritt wolle er in keiner Weise haften. Dieses Bekenntniß einer schönen Seele begleitete der umstehende Haufe von etlichen 30 Leuten durch ein unbefangenes Gelächter, und der Wirth empfahl mir sogar, bergab Trabet zu nehmen. Lieber hätte ich jedoch meinem lahmen Beine das

Aeußerste zugemuthet, ehe ich als Mann menschliche Schultern und — Lungen in Anspruch genommen: ich verlangte deshalb ein anderes Pferd. Alsbald erschien ein alter Mann und führte einen Goliath von braunem Engländer vor, der wahrscheinlich nicht im Lande der Freiheit geboren, sondern erst durch eine Verkettung seltsamer Umstände in den Verband der Eidgenossenschaft aufgenommen worden war. Cervantes erspart mir durch die Beschreibung des Rozinante die Mühe, das Conterfei dieser Mähre zu entwerfen. Was sollte ich thun? Die Rigibesteigung aufgeben, oder meine Gebeine dem Skelet dieses schwanz- und mähnelosen armen Pferdeungethüms anvertrauen? Ein gewisser türkischer Fatalismus, der mich schon häufig durch allerlei schlimme Händel glücklich gebracht hat, ließ mich das Letztere wagen. Trotz der Abmahnungen meines Doctors befahl ich, einen Tritt an das Pferd zu setzen, da ich trotz ausreichender Mannesgröße doch nicht den Steigbügel erreichen konnte, und bestieg den alten Gentleman. Zugleich verfügte ich, „da der Tod jedes Menschen gewiß, die Zeit desselben aber bekanntlich äußerst unbestimmt ist", über meine zurückgelassenen Effecten, übergab dem Doctor eine Karte an Richard Wagner in Zürich, den ich zu meinem Testamentsexecutor ernannte (er befand sich damals nur leider am Genfersee), und ritt gelassen auf dem letzten Pferde aus Wäggis vondannen. Um den untröstlichen Doctor zu beruhigen, versprach aber mein alter Rossebändiger, ein hoher Siebziger, noch an demselben Abende durch einen rückkehrenden Boten an seinen Vater eine Depesche zu senden, auf welche Weise wir hinaufgekommen seien. Hier war Alles merkwürdig: die Gegend, die Pferde, die Menschen — ein Siebziger hatte noch einen rüstigen Vater! Zur möglichsten Sicherung eines Nachtquartiers aber versprach ich einem der umherlungernden Jungen einen Franc, worauf diese mensch-

liche Gemſe alsbald auf eine unbegreifliche Weiſe im Buſchwerk verſchwand, eine ſteile Felswand hinanſchwebte und nicht mehr geſehen ward.

15.

Rigi.

Der Weg von Wäggis auf den Rigi iſt der verhältnißmäßig ſteilſte von den zahlreichen Pfaden auf dieſen beliebteſten aller Schweizerberge, doch iſt er gut im Stande gehalten und legt leidlichen Fußgängern nicht die geringſten Schwierigkeiten in den Weg. Wer landſchaftliche Ueberraſchungen liebt, und um des Effects willen nach langem Marſche zwiſchen Fels und Buſch plötzlich auf dem Gipfel des Rigi die weite Rundſchau zu genießen, die bezaubernden Landſchaftsbilder der Umgebung des Berges erſtern mag, der wird wohlthun, den Rigi auf einem der Pfade, die den Rücken und die öſtliche Seite des Berges kreuzen, zu beſteigen. Nach meiner Theorie iſt es aber weiſer, jede Stunde in dieſen herrlichen Gegenden auszubeuten, und ich bereue nicht, die von Nebel und Wolken abhängige, ſehr zweifelhafte Ueberraſchung für die Wandelbilder meines Nachmittagerittes hingegeben zu haben.

Lange führt der Felspfad durch ſchönes Buſchwerk und Laubholz, das rings die lieblichen und fruchtbaren Gärten der Ortſchaften am Seeufer gegen die kahlen Terraſſen der höhern Gegenden des Rigi abgrenzt. Zahlreiche Oeffnungen in dem Aſt- und Blätterwerk geſtatten aber die anziehendſten Durchblicke auf die ganze Gegend und den lieblichgrünen Vierwaldſtätterſee. Trotz der außerordentlichen Wärme des Tages ver-

mochte ich mich an diesen großen magischen Augen des Gewässers, die durch den schattigen Waldrahmen träumerisch emporblickten, nicht satt zu sehen und widmete nur zuweilen meinem Rozinante einige Augenblicke, um ihm mit einem Zweige die lästigen Stechfliegen abzuwehren, obwol ausdrücklich eben in der St. Michaelskapelle auf einer Tafel bemerkt ist, „daß dieser königliche Berg von Gott dem Allmächtigen mit der Freyheit begabt sei, daß darauf kein Ungezyffer noch vergifftig Thier zu finden". Der arme Gaul fühlte sich vollständig pensionsberechtigt, trug aber seine Last so gelassen wie ein vielduldender Kanzleirath. Der alte Schweizer trottete ruhig neben uns bergan und wußte trotz der Anstrengungen des Marsches noch allerlei Lehrreiches und Unterhaltendes zu erzählen, das ich leider in Abwesenheit eines Dolmetschers nicht zu genießen vermochte.

Wir waren noch nicht sonderlich weit gekommen, als wir schon heimkehrende Reisende trafen, und die ganze Strecke bis zum sogenannten Kaltbad trug den Charakter einer vielbesuchten, beliebten Promenade an sich, deren oberes Ende irgendein mächtiger Zauberer aus Muthwillen um 4000 Fuß erhöht hat. Der merkwürdigste Gegenstand auf dieser Laufbahn war eine kleine vermagerte Dame, die, rückwärts in einem Tragsessel lehnend, von vier herculischen Kerlen „mühsam" bergab getragen wurde. Das beklagenswerthe Persönchen mochte mit ihrem ausgedörrten Knicker und einem winzigen Pompadour höchstens 70—80 Pfund wiegen, nichtsdestoweniger waren vier Athleten für nothwendig erachtet worden, diese zarte Perle Altenglands nach Wäggis zu schaffen. Den Gipfel der Lächerlichkeit erreichte die Scene aber durch die sichtliche Einbildung der guten alten Jungfer, wirklich so überaus schwer zu sein. Auf der Ruhestation, wo wir zusammen verweilten, beklagte sie sich gegen ihren Begleiter, einen riesenartigen, braunen

Engländer, daß ſie die Träger von ganzem Herzen bedaure, ihnen ſo läſtig zu fallen. Die republikaniſchen Enacksſöhne aber lagen eine Strecke weiter hinter einem Felsſtück, thaten als ob ſie den Schweiß von den Stirnen wiſchten, und lachten. Es ſpricht unſtreitig für die gänzliche Unfähigkeit der biedern Helvetier, ſich auf hinterliſtige Weiſe zu verſtellen, wenn man mit hoher Befriedigung entdeckt, daß ſie dem von ihnen geprellten Fremden offen in das Geſicht lachen.

In gemüthlicher Erhebung über dieſes abermalige glänzende Beiſpiel der Rechtlichkeit, das mich an die beſcheidenen und unermüdlichen Träger im ſchleſiſchen Rieſengebirge erinnerte, wo zwei Männer für einen geringern Tagelohn, als die Rigiträger für zwei bis drei Stunden erhalten, ſchwere Perſonen vom frühen Morgen bis an den ſpäten Abend umherſchleppen, zogen wir weiter, paſſirten die Kapelle, das ſeltſame Felſenthor, und gelangten endlich aus der Waldregion auf die Alp und an das obgenannte Rigi-Kaltbad. Da es etwa $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends, alſo gerade die geeignete Promenadezeit war, und mir von verſchiedenen Seiten ſchon in Interlaken geſagt worden war, daß Rigi-Kaltbad an Eleganz ſeiner Beſucher den erſten Rang in der Schweiz einnehme, näherte ich mich dieſem Centrum der republikaniſchen Eleganz nicht ohne Herzklopfen, und mein offenbar ſehr demüthiger Aufzug flößte mir ſchon vorher einen geheimen Schrecken vor den Notabilitäten des Kaltbades ein. Sobald ich mich jedoch der berühmten Kaltwaſſerheilanſtalt näherte, wuchs wieder mein Muth, und bald fühlte ich mich ebenſo heroiſch geſtimmt als mein Vorfahr zu Roß im Angeſicht der berühmten Windmühlen. Das gefürchtete Kaltbad löſte ſich in ein ziemlich unbedeutendes Gebäude auf, das durch allerlei Hecken, Zäune und Nebenbaulichkeiten von weitem ein gewiſſes Anſehen erhielt. Auf der Promenade, welche ſich am ſchattenloſen Bergabhang die Höhe

hinan erstreckte, spazierten nur einige längst aus der Mode gerathene Frauenzimmer mit seltsam großen Füßen, und ein paar Jungen, die auf einem Zaune ritten, beschauten mich durch ein zerbrochenes Taschenperspectiv. Diese elegante Welt verletzte weiter nicht die Reste meines Eigendünkels, vielmehr wuchs mein Selbstvertrauen, und mein stolpernder Rozinante erschien meinen Augen wie der stattliche Babieça des Cid. Zwei Herren, die ich an den offenen Fenstern ihrer Wohnstuben erblickte, erregten sogar meine herzliche Theilnahme. Der Jüngere von Beiden hielt nämlich ein Paar schwarze Beinkleider prüfend in die röthliche Abendsonne und ließ die freundlichen Strahlen durch einen Riß fallen, den zu heilen in dieser Alpenhöhe keine Schneidernadel kühn und gewandt genug war. Auf dem Antlitz des Unglücklichen lag die hoffnungsloseste Schwermuth in einen dichten Knäuel zusammengeballt; er schien zu überlegen, ob er, gleich dem Könige von Thule, sein Kleinod in den See werfen und dann sterben, oder ohne Beinkleider die Last des Lebens noch länger ertragen solle. Der ältere Herr stimmte mich vielleicht noch mehr zum Mitleid: er rasirte sich nämlich. Ein Mensch, der sich Abends kurz vor Schlafengehen ohne erklärlichen Grund den Bart abnimmt, erschüttert meine Seele ebenso sehr wie ein gesundes Subject, das sich bei klarem Wetter Vormittags zu Bette legt. Abendliches Rasiren setzt eine schreckenerregende Zerfallenheit mit den gutmüthigen und regelrechten Gebräuchen der Menschen voraus, ein bedrohliches Hinneigen zum Dämonismus, es erinnert, als ein muthwilliges Spiel mit Bartstoppeln, Seifenschaum und scharfem Stahl, so auffallend an den Act des Halsabschneidens, verhöhnt so spöttisch die liebliche Ordnung des Tages und verdächtigt den Ort, wo es geschieht, durch so viele diabolische Vermuthungen auf wochenlangen Mismuth, elenden Kaffee, Wanzen, nasse Wände, schlecht-

geputzte Stiefeln, Mangel an Büchern, und Suppe mit Zwiebelſtreifen, daß meine Kraft, den Anblick des ſich zu Nacht raſirenden Herrn zu ertragen, nicht ausreichte, und ich ſchaudernd ohne anzuhalten weiterritt.

Kaum hatte ich 100 Schritte hinter dem Kaltbade zurückgelegt, als mir der Nachmittags ausgeſandte Junge entgegenkam und mir anzeigte, daß auf dem Rigikulm nicht mehr der geringſte Raum vorhanden ſei, daß er aber auf der etwa eine halbe Stunde unter dem Gipfel gelegenen Rigiſtaffel das letzte kleine Zimmer für mich belegt habe. Er erhielt hierauf ſeinen Franc und verſchwand nach Landesſitte, diesmal in einer tiefen Bodenfurche, da ſich kein beachtenswerther und geeigneter Abgrund in der Nähe befand.

Etwa noch ein Stündchen ſtolperten wir über ein leidlich ſteiles Terrain und erreichten dann um $7\frac{1}{2}$ Uhr Rigiſtaffel, wo mein Ohr, noch ehe ich den Sattel verlaſſen hatte, durch den weichen ioniſchen Dialekt der Spandauerſtraße erquickt wurde. Eine anſehnliche Geſellſchaft von Engroiſten und ihren Reiſecommis hatte von Baſel aus die Geſchäftsreiſe unterbrochen, und einen Vergnügungsabſtecher nach Luzern und dem Rigi gemacht; ſie erwartete jetzt den Sonnenuntergang mit der Ruhe von Philoſophen, welche wiſſen, daß in wenigen Augenblicken der Laden zugemacht werden muß. Leider ließ ſich die Natur heute auf nichts ein: ſo ſchön der Tag geweſen war, ſo trübe entwich der Abend. Ein rothgrauer Nebel ſtieg im Weſten auf und verſchleierte die Hälfte des Horizonts; um den Sonnenuntergang waren wir gekommen, und die Engroiſten rächten ſich durch höchſt anzügliche Witze an der Natur. In Ermangelung poetiſcherer Dinge betrachtete ich daher den Ort und die menſchliche Staffage deſſelben mit deſto gewiſſenhafterer Genauigkeit und prägte das Ergebniß meinem Gedächtniß feſt ein. Das Wirthshaus von Rigiſtaffel

war bis unter das Dach mit Reisenden angefüllt, und noch fortwährend kamen ganze Züge an, die ohne weiteres zuerst im Pferdestall, dann im Kuhstall untergebracht wurden: die Letztangekommenen waren daher sichtlich erfreut, daß auf Rigistaffel die Schweinezucht noch nicht festen Fuß gefaßt hat. Da viele Touristen ihre Pferde nur zum Hinaufreiten gemiethet hatten, so ritten die Knechte in der Dämmerung wieder nach Hause, und die langen Züge der im Dunkel rasch verschwindenden Pferde machten auf mich den unheimlichen Eindruck geschlagener und fliehender Schwadronen. Schätzte man die Anzahl der vor der Thür stehenden Touristen, Kuriere, Führer, Diener und Jungen ab, so begriff man schlechterdings nicht, wo diese Menschenmenge die Nacht zubringen wollte. In dem weiten und niedrigen Speisesaal wurde eine ungeheure Tafel gedeckt und die Couverts alle 10 Minuten enger aneinandergerückt, zuletzt noch gar hart an der Thür ein Trompeter- oder Katzentisch arrangirt, an dem später acht lange, sehr lebhafte Herren Platz nahmen. Nachdem sich das Charivari von Koffern, Absätzen und Stimmen einigermaßen gelegt hatte, wurde das Zeichen zum Souper gegeben. Meine geistigen Fähigkeiten waren aber in diesem Augenblick schon soweit niedergetrampelt worden, daß ich nicht mehr mit Bestimmtheit anzugeben vermag, ob geläutet, gebrüllt oder einfach vom Wirth ein Reisender beim Kragen ergriffen und mit seinem Leichnam zum Signal gegen die Holzwand geschlagen wurde. Als ich wieder zu mir kam, saß ich neben einem medicinischen wiener Professor, der mit seiner viel zu jungen Frau diese Nacht im Kuhstall wohnen sollte und sich bei mir erkundigte, welche Weinsorte man auf der Karte wol auswählen sollte? Ich unterdrückte meine bittern Thränen über diese Frage eines kindlich reinen Gemüths und wies ihn an das uns gegenübersitzende Reisephänomen, das mit seinem Nachkommen

wirklich angelangt war. Der Engländer verſtand aber ſchlechterdings nicht den wiener Dialekt und ſagte nur mit tröſtendem Tone: „O, ein ſehr gutes Haus, Rigiſtaffel, yes, ich bin ſchon oft hier geweſen, ein ſehr gutes Haus, yes, ſehr gut!“

Der Wiener fügte ſich alſo in ſein Schickſal und wählte auf das Gerathewohl unter den ſämmtlich ungenießbaren Nebenſäften einen Fünffrancskräzer aus. Die Rigitour ſchien des guten alten Jungen erſte größere Reiſe vorzuſtellen, und er mochte bis dahin höchſtens nach dem Kahlenberg und Baden gekommen ſein. Nie ſah ich ein anziehenderes jungfräuliches Entſetzen wie das meines Profeſſors, als die nach Landesſitte zubereitete, eine Suppe vorſtellende, ſalzige Schnittlauchjauche auf dem Tiſch erſchien, als er das grobe dürre Brot, das derbe ungeſtoßene Steinſalz erblickte. Mehlſpeiſ', gebackene Häbnrl, Rehrücken — wo waret ihr? — Geben wir aber zu allgemeinen Betrachtungen über. Eine mehrwöchentliche Erfahrung hatte mich belehrt, daß bei jeder Schweizermahlzeit das zweite Gericht durch eine große Schüſſel ungeſchälter Kartoffeln mit Butter und Salz gebildet wird. Nun war es außerordentlich intereſſant, unter den Gäſten die eben in die Schweiz kommenden und die über den Rigi abreiſenden mittels dieſer Kartoffelſchüſſeln zu unterſcheiden. Die Ankömmlinge verſchmähten theils mit einem vornehmen Lächeln die Bauernkoſt, theils naſchten ſie ein wenig davon, mehr um der friſchen Butter als der leidigen harten Grdäpfel willen; die Abreiſenden dagegen arbeiteten große Stollen in das Kartoffelgebirge und frißeten auf eine rechtſchaffene, aber freilich ſehr mühſame Weiſe ihr armes Leben, weil ſie zu gut wußten, wie wenig der Schweizer für 3 Francs verabreicht. Ich wäre auch nach dieſer Kartoffelſchwelgerei gleich von Tiſch aufgebrochen, wenn mich nicht die auffallende Heiterkeit der jungen

Leute hinter uns an dem Trompetertisch, und dann eine seltsam vulkanisch angebrannte Versteinerung, die für „Ziegenbraten" ausgegeben wurde, noch ein Stündchen gefesselt hätte. Die Jünglinge hatten sich in der Freude ihres Herzens Champagner geben lassen und fanden ihn so unsichlecht und grunderbärmlich, daß sie sich gar nicht beruhigen konnten, sondern noch mehre andere Sorten Zeet bringen ließen und damit ihre Führer tractirten. Der Umstand, daß die Champagner immer nichtsnutziger und die Führer dessenungeachtet immer vergnügter wurden, reizte die reichen hübschen Bursche zu einem so anhaltenden frischen Gelächter, daß ich es noch oft in meinen Träumen hören werde.

Plötzlich entstand eine sonderbare Unruhe in der zahlreichen Gesellschaft, alte Herren führen sentimentale junge Damen rasch an das Fenster und öffnen die Flügel — Seekrankheit? — nein, nur der Vollmond! Er geht glutroth im Osten auf und blickt kalt und verächtlich auf die verfallenen Kuppen Helvetiens. Man hat sich auch sehr bald an ihm satt gesehen und schließt die Fenster, während ich vondannen schleiche, meinem Pferdebändiger den Auftrag gebe vor Tagesanbruch zu satteln, und mich ruhig zu Bette lege.

16.

Sonnenaufgang.

Die kurze Sommernacht verfloß sehr angenehm unter Gesängen Betrunkener im Mondschein, Brüllen von Kühen, Wiehern von Pferden und Trampeln im Hause. Ich schlief eben unendlich sanft ein, als ich durch einen heftigen Schlag

gegen die Thür geweckt wurde. Dieſe Fauſtſchläge wiederholten ſich in allen Stockwerken, und ſofort erhob ſich abermals der eben etwas beſchwichtigte Tumult. Das ganze Haus wurde durch dieſen vom Hausknecht hervorgebrachten Wirbel für den bevorſtehenden Sonnenaufgang alarmirt. Geſchrei nach Stiefeln, über Nacht gewaſchenen Hemden, heißem Kaffee und geſattelten Pferden erſchallte von allen Seiten, und ich beſchleunigte meine Toilette, um nur aus dieſer Arche, in welche nicht alle noch auf Erden vorhandenen Menſchen, aber wol alle nur möglichen Spectakel geſperrt waren, befreit zu werden. Draußen war es noch ganz dunkel. Die Luft war klar, unbewegt und warm, wie ein italieniſcher Abend; der Mond neigte ſich abwärts und ſchien ſich vor den drohenden Bewegungen unſerer Geſellſchaft hinter den berner Schneebergen ängſtlich verkriechen zu wollen. Aus allen Häuſerwinkeln, Kuh- und Pferdeſtällen krabbelten jetzt verdrießlich Menſchenhaufen hervor und zogen unter allerlei ſchnöden Bemerkungen den letzten Gipfel des Berges hinan. Ich ritt mitten unter ihnen auf dem unglücklichen Rozinante und genoß ſämmtliche Vorbereitungen zu der poetiſchen Situation eines Sonnenaufgangs.

„Gib doch einmal der Kuh einen Rippenſtoß mit deinem Alpſtock!“ ſagte ein großer, höchſt bäuriſch ausſehender Menſch zu einem Bengel von kleinerm Format, und alsbald ſtieß der Bube einem am Abhange liegenden armen Thiere die Spitze ſo heftig in die Weichen, daß es erſchrocken aus dem Schlafe auffuhr und beinahe ein paar Damen überrannte.

„Ich gäbe den ganzen Sonnenaufgang für eine Priſe Taback!“ ſeufzte der wiener Profeſſor, und erhielt von einem meiner liebenswürdigen berliner Engroiſten die gewünſchten Atome Nieſeſtoff, ohne daß dieſer zwei Antheile am Sonnenaufgange beanſpruchte.

„Der Deibel soll mir holen, wenn mir ein Mensch noch 'n mal um diese Zeit aus 'n Bett kriegt. Zuletzt!“ stöhnte ein dicker Herr, dessen Art die Mütze mit einem Shawl unter dem Kinn festzubinden an den eleganten Geschmack des Publicums der „harmlosen Mühle“ neben der Anhaltischen Eisenbahn erinnerte.

Noch vieles Geistreiche in deutschen Dialekten hörte ich und schriebe es gern nieder, wenn ich es verstanden hätte; allein einzelne Worte abgerechnet, bin ich über den Sinn der Reden noch heute ebenso im Unklaren als über die Abstammung der sie haltenden Reisenden. Man muß auf den Rigi steigen, um die richtige Vorstellung von der Größe des deutschen Vaterlandes zu erhalten. Es braucht wirklich nicht größer zu sein!

Unsere Gesellschaft von Pilgern bedurfte etwa einer halben Stunde, um den Rigikulm zu erreichen, wo wir bereits die ganze Besatzung im Freien auf den Beinen fanden. Die anwesende Menschenmenge vermochte wirklich zu imponiren. Ich schätzte sie etwa auf die Stärke eines preußischen Bataillons in Kriegsstärke, doch mögen eher einige Personen mehr denn weniger gewesen sein. Mit gen Osten gewandten Gesichtern saß die Versammlung auf der hölzernen Warte, auf Felskanten und einem großen Balkenhaufen, oder stand und wandelte umher. Endlich zeigte sich im Osten ein rörhlicher Schimmer, ein Bursche tutete abscheulich auf einem Alphorn, und nun begannen der Reihe nach alle die elenden Witze und Bemerkungen, welche man an jedem Sonntage in Reiterbuden oder kleinen Theatern von den lieben Leuten auf der Galerie hören kann. Der Mensch bleibt in allen Landstrichen derselbe, ob man ihn am Meeresstrande oder hoch oben in der reinern Atmosphäre der Bergluft belauscht. Zum Glück vernahm der goldene Stern, an dem unser Planet, aller Erna-

turen Leben und des armen Sterblichen gute und ſchöne Gedanken hängen, nicht die grenzenloſen Trivialitäten der flachen Buben und ſchnatternden Mägdlein: er ging auf und warf ſchweigend ſein klares Auge auf die unermeßliche Landſchaft, in welcher der Rigi ſo glücklich gelegen iſt. Der Sonnenaufgang war nach den Behauptungen jener anweſenden Naturkritiker, die ſchon öfter den Berg beſtiegen hatten, ſo vollendet wie nur möglich geweſen, nichtsdeſtoweniger hatte ich mir von dem Lichteffect, überhaupt von dem Charakter der ganzen Landſchaft eine weit großartigere, mit viel lebhaftern Farben geſchmückte Vorſtellung gemacht. Faſt muß ich fürchten die zahlloſen Rigientbuſiaſten zu beleidigen, wenn ich meine perſönliche Enttäuſchung hier durch nähere Angabe der Motive begründe, und ich bitte deshalb, die folgenden Zeilen nur als die Aufzeichnungen eines meinetwegen grillenhaften und eigenſinnigen Menſchen zu halten.

Allerdings iſt die Rundſchau vom Rigi ſo weit umfaſſend, als es der Beſitzer des beſten Fernrohrs nur wünſchen kann; allerdings ſtellen ſich dem Auge ſo wenig Hinderniſſe als möglich entgegen; allein es fehlen dieſer Fernſicht alle ſanftern maleriſchen Vordergründe und Uebergänge, welche das Gemüth bei längerer Betrachtung erſt harmoniſch zu ſtimmen vermögen. Von den an den Fuß des Rigi grenzenden Landſchaften treten eigentlich nur die nördlichen Seeſtrecken mit ihren grünen Ufern anmuthig hervor, allein die weite Entfernung ſtumpft auch ihre Färbung ab und verleiht ihnen, noch mehr aber dem weiten und unüberſehbaren Gebiete der nördlichen Schweiz, etwas trocken Landkartenmäßiges. Man hält das Ganze unwillkürlich für einen Reliefplan nach dem größten Maßſtabe. Einen trotz der beträchtlichen Höhenunterſchiede ähnlichen Charakter trägt die Südſeite der Rigiausſicht, deren Gipfel ſie auch noch öſtlich und weſtlich umklammern. Wenn das neu

gierige Auge den sich massenhaft vorlegenden sanft abschüssigen Rücken des Rigi durchmessen hat, stößt es auf die gewaltige Hecke aller nur irgend erheblichen Berge der Alpenlinien. Wen es erfreut, Tabellen durchzunehmen, der kann mehre Tage sehr angenehm mit dem Aufsuchen aller bemerkenswerthen Alpenhöhen zubringen, im Ganzen aber sind die Bergriesen so entfernt und dadurch ihrer charakteristischen individuellen Bildungen beraubt, so gleichförmig in Ansehen und Farbe, ja nach einer bekannten optischen Täuschung so klein, daß ich beim Uebersliegen des Felsenpanoramas im Stillen an einen kolossalen, durch langen Gebrauch etwas beschädigten Kamm denken mußte. Das gesammte Berner Oberland gleicht einem beschneiten großen Pilz, und nur die näbergelegenen Felsbildungen, besonders der Pilatus bei Luzern, zeichnen sich durch mehre pittoreske Formationen aus. Jeder Berg gewinnt aber nur von seinem eigenen Fuß aus betrachtet ein poetisches Ansehen. Während ich die farblose und todte Monotonie der ausgedehnten Fernsicht sorgfältig im vollen warmen Sonnenschein betrachtete und die durch Gasthofsbesitzer mit großer Liebe verbreitete Ueberschätzung reichlich erweg, bildeten sich auf den Seen in der halben Höhe des Berges einige weiße Wolken, die unter uns in der Luft schwimmend, und zum Theil die Städte und Wälder, die Wasser und Schiffe der Tiefe verdeckend, wunderbare Wirkungen hervorbrachten. Sie verursachten mir die meiste Freude, und indem ich, nach einer guten Stunde Aussichtsarbeit in Gemeinschaft mit tausend andern Landschaftsträglingen, an der abschüssigen nördlichen Tiefe langsam bergabritt, kam es mir beim Anblick dieser zauberischen Nebelvögel und Wolkenschmetterlinge vor, als ob von allen einfachen und starren Dingen der mit dem Maßstab und dem Denken zu erforschenden weiten Welt den unglücklichen Menschen nichts mehr in der Tiefe seiner Seele

entzückt als die über dem Abgrunde ſeines Weſens ſchwebenden, von Stunde und Stimmung trügeriſch beleuchteten geiſtigen Dunſtſtreifen: die Illuſionen, die räthſelhafte Wiege unſerer Thränen und unſers Lächelns, die ſüße Nahrung der Träume und der moriſche Stab des wachen Lebens!

Der Troß meiner Gefährten von Rigiſtaffel folgte mir aber zu raſch auf dem Fuße, und war ebenein zu kaffeewüthend geſtimmt, um melancholiſchen Gleichniſſen länger nachzuhängen. Unſer Geſchwader warf ſich mit Macht in den Speiſeſaal, der jetzt in einen großen Frühſtücksſalon verwandelt war, und ſtatt mit Flaſchen voll ſauren Weines, Kartoffeln in der Schale und Haſelnüſſen, mit großen Kaffeekannen, Milchtöpfen, Honigſchalen, Butter, Zucker und nüchternem alten Brote bedeckt war. Das Frühſtück beſaß, wenn ich mich recht erinnere, eben keinen gemüthlichen Charakter, es hatte etwas von dem übereilten Dejeüner einer Truppe von Belagerern einer Stadt, die noch die Laſten einer großen Plünderung vor ſich haben und deshalb raſch die aufgefundenen Biſſen hinunterſchlingen. Den ſich ſeinen abgeſchabten Rücken an der Thür reibenden Kellner erfreute ungemein der haſtige Appetit ſeiner Gaſtfreunde. Er fand über dieſer angenehmen Empfindung ſelbſt nicht ſoviel Zeit, die Reiſenden zu bedienen, ſondern lachte von Herzen und ſchrie nur, wenn in den verſchiedenen Zonen der ungedeckten Tafeln ein Mangel an Frühſtückslebensmitteln eintrat, in die Küche hinaus: Kaffee! Brot! Milch! worauf ſtarknochige Schweizernymphen das Verlangte herbeibrachten. Am Ende ſtand der Burſche nur an der Thür, um das Entwiſchen irgendeines leichtfertigen Gaſtes zu verhindern, denn der mannhafte Gaſtgeber ſaß einige Schritte von ſeinem Poſten in einem kleinen Gemach am Pulte, ſchrieb Rechnungen und händigte ſie jedem Reiſenden aus, ſobald er die Nummer ſeines Zimmers genannt hatte.

Als ich nach beseitigtem Kaffee mich ihm vorstellte, erhielt ich folgendes wortgetreu abgedruckte Document über meinen nächtlichen Aufenthalt:

Hôtel et Pension G. J. Schreiber. Propriétaire Chambre 15. Mois Août. Jour. 16. 17. 1 Hemt' geleint 50 Cent. 1 Souvers 2 Fr. 50 Cent. $^1/_2$ Beutel Bosiles 1 Fr. 50 Cent. Logement 1 Fr. 50 Cent. Frühstück 1 Fr. 20 Cent. Serwiß 50 Cent. — Francs 7, 70 Cent.

Das „geleinte Hemt" war eine reine Improvisation des Hotel. Es war vermuthlich von der Rechnung eines Fußwanderers, der über Nacht hatte waschen lassen, auf mein Conto gerathen, wollte aber nicht von demselben weichen. Sonst bemerke ich nur noch für neugierige Sprachforscher, daß „Bosiles" ein poetischer Titel für den auf der Weinkarte stehenden „Beaujolais" war. Aus den Klagen hartnäckigerer Reisenden entnahm ich zugleich, daß sich fast auf jeder Rechnung irgendeine Phantasieausgeburt von angeblich geleisteten Naturallieferungen befand. Der schülerhafte Wirth mochte auf diese Weise wol Einiges als Ueberschuß profitiren wollen, da er sich fürchtete, die Preise für seine schlechten Waaren noch mehr zu erhöhen. Nachdem diese zahlreichen, aber unbedeutenden Zwiste um einen halben bis $1^1/_2$ Francs geschlichtet waren, ging es in hellen Haufen wieder denselben Weg bergab.

Englische Gentlemen mit ihren Familien, deutsche Professoren und Studenten, schweizerische Spießbürger mit ihren großfüßigen Töchtern, französische Schwätzer und italienische Sänger hüpften, gingen oder hinkten den Berg hinab und wurden am Kaltbade von der dort befindlichen Wasch- und Badegenossenschaft empfangen. Leider sah ich mich vergeblich nach dem sich zu Nacht rastenden Herrn um, wahrscheinlich thronte er jetzt, nach seiner melancholischen Gemüthsverfassung

zu ſchließen, in einem Sitzbade von 4° Réaumur und philoſophirte über die Annehmlichkeiten eines ſchweizeriſchen einſam gelegenen Badeorts. Weiter unten kamen uns kräftige Männer mit Körben auf dem Rücken, in welchen ſich die Fourrage für den begonnenen Tag befand, entgegen, und ihre ſtarke Reſerve bildeten natürlich mehre Burſche mit großen Kartoffelſäcken. Es war eine Wonne, dieſes blühende Berggeſchäft zu beobachten, nur verbitterte mir Rozinante häufig dieſen Genuß. Trotzdem der weiſe Greis aus Wäggis ihn vorſichtig führte, glitt er ſo oft über glatten Felsplatten aus, oder ſtolperte über hervorſtehenden Steinen, daß mir zuweilen angſt und bange wurde. Endlich unterhalb der Kapelle kam mir mein liebenswürdiger Doctor in Begleitung des Vaters meines Führers entgegen. Ich war höchſt geſpannt, dieſes alte Möbel kennenzulernen, und erwartete eine neuere Auflage des edeln Attinghauſen zu finden, ſah aber nur einen ziemlich ſtuviden Graukopf, den man für den ältern Bruder meines Führers halten konnte, und der mit einem von langer Uebung herrührenden Anſtande einen Franc als Trinkgeld für die Mühe der Bergbeſteigung entgegennahm. Ein wenig weiter abwärts weigerte ſich Rozinante ſtandhaft, mich fernerhin zu tragen, und aus Achtung vor dem untrüglichen Inſtinct der Thiere ſtieg ich ab und hinkte geduldig in das freundliche Doctorhaus, wo mich die blühenden Oleanderſträuche, die prachtvollen Hortenſien und das erfriſchende grüne Seewaſſer wie einen alten Freund begrüßten.

17.

Luzern.

Mit wahrem Kummer trennte ich mich am nächsten Tage von der gemüthlichen Familie meines Doctors, bezahlte mit ungeheucheltem Erstaunen eine Rechnung, die so niedrig war, daß ich durch ihre Veröffentlichung wahrscheinlich dem Gastfreunde ein gewaltsames Ende unter den Händen der Gastwirthe seines Vaterlandes zuziehen würde, und begab mich, begleitet von der ganzen Familie, deren Oberhaupt sich zudem noch wegen der „Höhe" der Rechnung entschuldigte und künftig den „Pensionspreis" viel billiger zu stellen versprach, nach dem Hôtel Zur Eintracht. Hier stellte ich mich wieder freiwillig unter das Joch der üblichen Schweizerpreise und zahlte sofort für zwei Cigarren aus der pfälzischen Familie der Stinkadores (es war die beste Sorte des Hôtel) nicht mehr als einen Franc. So setzte ich mich denn, den ersten dieser Verpestungsstengel rauchend, auf eine Bank an der Schiffbrücke hinter dem Hause, erwartete das Dampfschiff nach Luzern und beobachtete zum letzten mal die Eigenthümlichkeiten des Hôtel. Nie habe ich einen merkwürdigern Aufenthaltsort für reisende Zwei- und Vierfüßler kennengelernt. Tag und Nacht standen Thüren und Fenster offen, früh und spät schauten aus letztern Touristen in Hemdärmeln, und unaufhörlich tönten aus seinem Innern begeisterte Lieder. Wer in diesem Hause wohnte, schien aus freien Stücken in den unaufhörlichen Preisgesang der „Eintracht" einzustimmen, und doch war es schwer begreiflich, durch welches magische und geheime Mittel die Eintracht eigentlich aufrechterhalten wurde, denn das Verfahren des Wirths und seines blankknöpfigen Kellners säete streng genommen nur „Zwietracht" aus. Aber der Segen des Him-

mels ruhte auf dem Hause, wer einkehrte, entschlug sich aller Rachegedanken, dachte nicht mehr an Ohrfeigen für die herrschende Schmuzerei und Liederlichkeit, aß genügsam was aufgetragen wurde, trank zufrieden des Ortes Säure und sang Tag und Nacht fröhlich mit. Eben wurden im ersten Stock französische Chansons, im zweiten „Was ist des Deutschen Vaterland?", im dritten „Irische Melodien" von Thomas Moore vorgetragen, und eine schöne Bankiertochter aus Berlin flötete außerdem unter einem Zeltdache: „Kein Feuer, keine Kohle brennt je so heiß." Mein Herz wurde schwer, mein Auge trüb vor aufsteigenden Thränen; hätte ich einem innern heißen Drange nachgeben können, ich wäre in das Haus geeilt, hätte den Wirth nebst seinem Kellner herausgeholt und mit ihnen das Räuberlied von Schiller, die große Arie des Fra Diavolo oder etwas Aehnliches „zur Situation" Passendes im Freien gesungen. Schon fühlte ich den seltsamen Einfluß des Hauses, und wäre nicht das Dampfboot als ein fernes Pünktchen auf dem Spiegel des Sees erschienen, ich säße wahrscheinlich noch heute in der „Eintracht" am Fuße des Rigi und bildete mein Organ in feierlichen Lobgesängen aus. Sobald aber das Schiff seine Glocke gezogen und angelegt hatte, mußten alle sanftern menschlichen Regungen, alle romantischen Sehnsüchteleien verstummen; einen letzten Blick warf ich noch auf den Hauptsänger unter dem Dache, einen schwarzbärtigen Wilden in einem mit großen rothen Blumen bedruckten Oberhemde, und ließ mich dann willenlos von der Sturmcolonne der Touristen an Bord drängen. Der Gesang der für die Eintracht Begeisterten verhallte, die helle Kirchenglocke von Wäggis rief uns einen freundlichen Abschiedsgruß nach, und wenige Minuten darauf gewann das lärmende Charivari des Dampfboots und das monotone Plätschern seiner Räder die

Oberhand über die in der Ferne verklingenden Rufe der Poeſie und des Humors.

Am Bord beſtanden die Hauptbeſchäftigungen dieſes Vormittags in Viehhüten und Fechten. Erſteres fand in ländlich-ſittlicher Weiſe und Würde auf dem zweiten, letzteres zwiſchen einem engliſchen Offizier und ſeinen beiden Jungen auf dem erſten Platze ſtatt; aber es erhöhte nicht das Vergnügen der zuſammengetretenen Reiſegeſellſchaft, bis endlich ein unerwartetes Ereigniß die Gladiatoren in Ruhe, die Hirten aber in die gefährlichſte Aufregung verſetzte. Auf dem zweiten Platze befanden ſich nämlich zwei edle Pferde, die ſich ſchlechterdings nicht wie die anweſenden Ochſen, Kühe und Kälber der Schiffsordnung bequemen wollten. Schon ſeit einer Stunde hatten ſie ihren Wächtern unglaublich zu ſchaffen gemacht, als das Muthigere von Beiden ſich plötzlich vom Zügel losriß, gewaltig bäumte und dabei hintenüberſchlagend in das Waſſer ſtürzte. Der Beſitzer, in der Beſorgniß, das edle Thier könne unter die Räder gerathen, da es im Inſtinct der Selbſterhaltung ſich ſchwimmend hart am Schiffe hielt, rann verzweifelt hin und her und rang die Hände, die Maſchine wurde geſtoppt, ein Boot ausgeſetzt und der Verſuch gemacht, ſich des Pferdes zu bemächtigen. Allein das feurige Geſchöpf widerſetzte ſich ſelbſt jetzt noch, und erſt als vom nahen Ufer aus ein kleines Geſchwader zu Hülfe eilte, gelang es, den Marinedilettanten einzufangen und in anſcheinender gänzlicher Erſchöpfung an das Land zu ziehen, wo er indeſſen nach wenigen Minuten wieder aufſprang und, als ob nichts vorgefallen wäre, aus Leibeskräften mit allen Vieren ausſchlug.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß fernerhin am Bord nur Pferdegeſchichten in mehren lebenden Sprachen erzählt wurden, daß der Beſitzer des Pferdes als Mann des Tages erſchien, und alle Perſpective nur auf das in Sicherheit gebrachte Thier

am Lande gerichtet blieben. So kamen wir glücklich nach Luzern, schifften das im Trockenen gebliebene Pferd unter allgemeiner Theilnahme aus und suchten in einem Hôtel ein Unterkommen zu finden.

Die Einwohnerschaft des in der neuern Geschichte so berüchtigt gewordenen Orts der Bürgerkriege und räthselhaften Criminalgeschichten schien mir im ersten Augenblick ausgewandert und der Ort von einer berliner Emigrantencolonne besetzt zu sein. Aus allen Hôtelfenstern schauten bekannte Gesichter, ja auf einer kurzen Promenade am Seeufer vor den prachtvollen Gasthofspalästen entdeckte ich selbst mehre Persönlichkeiten, welche eine berliner Zeitung gleich unter ihre Notabilitäten gerechnet hätte, z. B. den wackern Friedrich Förster, der (nicht mit seinem gewohnten frischen Humor) eine Tasse Kaffee im Freien zu erwischen suchte, die indessen bei diesen intelligenten Republikanern, trotz ihrer Nachbarschaft mit Italien, nicht zu erlangen war. Einen andern renommirten Herrn sah ich auf einer Bank am See sitzen und mit göttergleicher Ruhe, durch einen Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen geschützt, die Kreuzzeitung lesen. Er schien sich an ihren schmächtigen Spalten zu laben und in die kühlen Schatten der Dessauerstraße zurückzuträumen, nahm mehrmals lächelnd Prisen und trommelte dann mit fetten weißen Fingern auf der goldenen Dose.

Ein sich meiner erbarmender Kellner brachte mich im Hôtel Rigi, vier oder fünf Stock hoch, in einem freundlichen Zimmer unter, von dessen heiterer Höhe aus ich einen unumschränkten Blick auf die alten Befestigungen und Thürme von Luzern thun konnte. Es litt mich indessen nicht im Zimmer, ehe ich den berühmten Löwen von Luzern gesehen hatte. Nach einer kaum nennenswerthen Promenade stand ich vor dem vielbesprochenen Monument, welches seiner Tendenz nach von

jedem Andern passender als gerade von den Schweizern selber errichtet werden wäre. Zum Andenken an die bei den wiederholten Angriffen auf die Tuilerien im Jahre 1792 gebliebenen schweizer Soldtruppen gegründet und mit der Inschrift „H – vetiorum fidei ac virtuti" versehen, ist es nichts als ein Denkmal zur Verherrlichung des Eides tapferer Lohnsoldaten, welche, obwol für ihre Personen anderweitiger Ueberzeugung huldigend, zum Nutzen eines absoluten Fürsten laut Contract vom Leder gezogen haben. Die Nachwelt wird auf ihren Reisen vielleicht an einer andern Stelle der Schweiz ein Denkmal zu Ehren einer im Dienste des Königs von Neapel gefallenen Schar zu besuchen genöthigt sein. „Haec sunt nomina eorum, qui ne sacramenti fidem fallerent, fortissime pugnantes occiderunt", lautet das ausführlichere Epigramm auf diesem gewaltigen Erinnerungsstein, nicht der edeln freigewagten That, sondern des zähen militärischen Ausbaltens des Todes auf dem Soldbeutel, der stummen Fügsamkeit in die Consequenzen eines halbverrückten Commandos. Heute lägen sie doch Alle im Grabe und jeder Tod für eine abstracte Idee wirft auf den Gefallenen einen Strahl von der überirdischen Glorie, welche die dichterischen Träume von Treue, Gehorsam und Aufopferung seit Anbeginn der Welt verbreitet haben.

Den Todten sei darum das großartige Mausoleum der Disciplin gegönnt, denn unbedingt großartig ist es in seiner Ausführung und in der poetischen Situation. Nicht wie von modernen Menschenhänden in den Stein gearbeitet, sondern wie das Werk einer halbvergessenen Vergangenheit liegt der sterbende Löwe, dessen gewaltigen Leib ein abgebrochener Lanzenschaft durchbohrt, in seiner Nische, und die verwitternden Namen und Inschriften auf der grünlichgrau geglätteten Felswand erhöhen den ehrwürdigen Eindruck der Alterthümlichkeit.

Zur Rechten des Beſchauers aber ſickert von der ſteilen Felswand ein zarter Quell über die Buchſtaben und umſpannt ſie, niedertriefend und jene leiſe Trauermelodie liſpelnd, welche die menſchliche Imagination den um Grabſteine murmelnden Waſſern beilegt, mit einem feuchten Mooſaume. Das feierliche Bild ſelbſt trennt, außer einem eiſernen Gitter, das von der Quelle gebildete trübe unbewegte Baſſin, auf deſſen Oberfläche ſich lautlos die welken Blätter der umſtehenden hohen Bäume gleich Opfergaben der mitleidig theilnehmenden Natur ſammeln. Das Werk iſt aus einer Idee Thorwaldſen's hervorgegangen und bringt die erhabene Wirkung einer großen Tragödie der Sculptur hervor. Hart neben ihr hat ſich der Humor in der Perſon des Wächters, angeblich des einzigen, dem Gemetzel entwichenen franzöſiſchen Soldaten, eingeniſtet. Er ſoll als Kind Anno 1792 den Poſten eines Tambours bekleidet haben und deshalb ſpäter mit der Ehrenſtelle eines Monumentportiers bekleidet worden ſein. Auch trägt er merkwürdigerweiſe noch die Uniform der Schweizergarde, welche mit ihm gewachſen zu ſein ſcheint, und beherzigt die Verſe, welche Horaz an ſeinen Freund Torquatus ſchrieb:

Immortalia nec speres, monet annus, et almam
quae rapit hora diem.

Die Unſterblichkeitsgedanken der Stätte, die Eingriffe der Zeit und der Wechſel der Stunde kümmern ihn weniger als die Franczſtücke der Fremden, auf welche er mit edelm kriegeriſchen Anſtande und ſchönergrauſchtem Schnurrbarte ſpeculirt. Es liegt etwas von einem illuſtrirten bourbonisch verklärten Schmerz in ſeiner Phyſiognomie, und wenn er den Beſucher in ſein links etwas hervorgelegenes Häuschen führt, auf das Denkmal deutet und das Geſchenk höflich dankend in die Taſche ſteckt, glaubt man in ſeinem Mienenſpiele den heitern Gedanken

zu lesen: „Möglicherweise könntest du auch in dem Soldatenregister dort genannt sein, allein es ist besser ein lebendiger Hund zu sein als ein sterbender Löwe!“ Ich hatte noch nie einen Greis gesehen, in dem Natur und Kunst gleich geschickt miteinander gemischt waren und sich schwerer auf ihr Maß zurückführen ließen: der Wächter war durchaus ein schweizerisches Problem.

Gegen Abend durchstreifte ich die saubere, aber höchst schwermüthige Stadt. Mächtige mit Strichregen beladene Wolken tummelten sich in der Höhe und wechselten mit lieblichen, über tiefes Himmelblau streifenden warmen Blicken der sich senkenden Sonne, in den Straßen lagerten sich starke Schatten, und aus den weiten leeren Thorhallen vieler großen Häuser grinste schauerliches Dunkel. Ich lehnte mich auf die steinerne Balustrade der Reuß und sah in den vorüberschießenden Azur der Flut hinab. Obgleich entzückt von dem Schauspiel und der Landschaft, überfiel mich jenes Gefühl grenzenloser Einsamkeit und todesbangen Verlassenseins, das wol Jeder einmal in einer ganz fremden Stadt an einem Sonntagabende kennengelernt hat. Als ob ich wie Johannes Parricida im „Tell“ von der Reuß sagen könnte: „Sie floß bei meiner That!“ sprang ich auf, warf mich in die Gassen und suchte eine menschliche Zerstreuung, eine Musik, eine Komödie, ein Puppenspiel — in diesem Zustande hätte ich selbst den „Graf von Monte-Christo“ noch einmal lesen können: es gibt ja verzweifelte, räthselhafte Varianten in dem Coder der Seele. Soviel ich jedoch suchte, es fand sich nichts, es sei denn, ich hätte mir zur Vertreibung meiner Hypochondrie einen Pfefferkuchen, eine hölzerne Pfeife oder einen Riemen zum Zuschnallen des Plaid kaufen wollen. Es gab in Luzern gar kein Sonntagsvergnügen; die Stadt war offenbar der Musterort für die Anhänger einer strengen Sabbathfeier. Ich fand

nicht einmal einen bereitwilligen Mann, der für Geld und gute Worte ein Stück Holz in die Reuß geworfen und es durch seinen Hund hätte herausholen lassen: es wäre doch eine anständige erlaubte Zerstreuung und dem Hunde nicht zur Last zu legen gewesen! So begab ich mich denn mit der Ergebung eines reisenden Märtyrers nach der Post, die zum Glück als ein aufgeklärtes und geldverdienendes Institut nicht von der sonstigen strengen Disciplin Luzerns betroffen wurde, und löste ein Passagierbillet für den folgenden Tag nach Zürich.

18.

Nach Zurich.

Es mag wahr sein, daß sich nichts schwerer ertrage als eine Reihe von schönen Tagen, nur muß der Abwechselung gewährende häßliche Tag sich nicht auf einer Reiseteour einstellen, welche uns zwingt, fünf mal in 10 Stunden die Fahrgelegenheit zu benutzen.

Als ich in Luzern das Dampfboot bestiegen, sämmtliche Trinkgeldansprüche befriedigt und mein Gepäck an einer trockenen Stelle untergebracht hatte, ahnte ich noch nicht, unter welchen Eindrücken ich aus der Schweiz gebracht werden sollte. Um den Pilatus, den Hygrometer der Gegend, streiften einzelne verdächtige Vagabunden von grauen heruntergekommenen Wolken; das Bergpanorama, mit Einschluß des Rigi, hatte sich in einen grauen Regenrock gehüllt, und der Vierwaldstättersee plätscherte lustig in schäumenden Wellen, als wollte er das bevorstehende Regenwetter begrüßen. Am Bord wurden alle Vorkehrungen gegen Wind und Wetter getroffen.

Die Mannschaft bedeckte die Berge von Koffern und Kisten mit einer großen Wachsdecke, knöpfte ihre Jacken zu und rollte das Leinwanddach zusammen: der Schornstein dampfte trotzig in die trübe Regenluft hinaus: der Tag fing wirklich vielversprechend an. Nach und nach fand sich die heutige Pilgerschaft, natürlich höchst missvergnügt, auf dem Verdeck ein. Alle Physiognomien waren möglichst zusammengerollt, wasserdicht verpackt und zugeknöpft, nur die Regenschirme flatterten verlassen im Westwinde um ihre Stäbe. Gutta-Percharöcke, Ueberschuhe und lackirte Regenmäntel waren augenblicklich die beliebteste Mode. Ganz zuletzt stiegen meine alten Freunde, Oskar und Malwine, an Bord. Er trug, in graues Löschpapier eingewickelt, einen großen Reliefplan der Schweiz, ein als Spazierstock verkleidetes Fernrohr, ein Körbchen mit etwas angefaulten Aprikosen, eine Flasche mit Kirschwasser, einen ausgestopften Falken, und sah aus, als wollte er den Rest seiner Tage in einer hochgelegenen Ginsterei beschließen. Die junge Frau dagegen fiel mir durch ihre kühne Sicherheit und ein Ansehen von männlicher Bestimmtheit auf: Oskar schien in einer Entscheidungsschlacht bei Interlaken total geschlagen und in den diplomatischen Friedensunterhandlungen, in Betreff der schönen Engländerin, einen für seine künftige Macht- und Weltstellung sehr nachtheiligen Vergleich eingegangen zu sein.

Malwine hüllte sich in einen grauen Plaid, setzte sich auf einen Feldstuhl neben mich und ergriff alsbald die Offensive: „Oskar, ich bitte dich, wenn du den theuern Reliefplan so ungeschickt hältst, fällt er doch noch zu Boden und Onkel Moritz hat uns ganz vergeblich den Auftrag gegeben."

„Aber, liebes Kind, wie soll ich ihn denn halten, ich kann ihn doch nur unter den Arm nehmen wie das Fernrohr. Du siehst doch, daß ich den Falken für August und das Kirsch-

waſſer für Papa auch nicht fallenlaſſen darf. Die verwünſchten Aprikoſen rauben mir alle Freiheit der Bewegung. Sie würden mich verpflichten, lieber Freund, wenn Sie wenigſtens das Körbchen und das Fernrohr tragen wollten, ich kann dann beſſer auf den Falken Acht geben!"

Mit dieſen Worten überreichte mir der geplagte Ehemann die beiden koſtbaren Stücke und befeſtigte in mir die Ueberzeugung, daß ich nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe des Himmels die Schweiz unter denſelben Gepäckqualen, wie ich ſie betreten, auch verlaſſen ſolle. Dieſe Einſicht gab mir vollſtändig meine Ruhe wieder; ich beugte mich gelaſſen unter das unabwendbare Schickſal und fühlte die natürliche Heiterkeit meines Weſens wiedererwachen. Wie tief war dieſer Aſſeſſor binnen wenigen Wochen durch weibliche Alleinherrſchaft und ſeine thörichten Verſuche, ſich ihr heimlich zu entziehen, ſtatt ihr einen offenen ritterlichen Kampf anzubieten, herabgewürdigt worden! Ich hatte ihn noch in Berlin unter den Linden ſiegesfroh mit junger Garde von Kaiſer Franz oder Alexander Arm in Arm ſpazieren und die ſchönen Damen durch ein ſchwarzes Naſenkneifglas beäugeln geſehen: zwiſchen jenem Apoll von Belvedere und dem geknechteten Wächter des Falken und Kirſchwaſſers lag eine zertrümmerte Welt von Träumen, über denen das bleiche Bild der Miß Nelly ſchwebte.

Das Läuten der Glocke unterbrach dieſe traurigen Gedanken, ein dritter Glockenklang von Stäfa wurde noch raſch aber freundlich ans Land gewinkt und der Dampfer machte ſich auf den Weg nach Küßnacht. Jetzt nahm das Regenwetter auch nicht die geringſte Rückſicht mehr, die Wolken ſenkten ſich dicht herab, und nachdem die Damen eilig und mit Zetergeſchrei in die enge Kajüte geflüchtet waren, ſaßen wir unglücklichen Mannsperſonen unter unſern Regenſchirmen auf dem Verdeck des erſten Platzes wie zwei bis drei Dutzend vollan-

discher Heringe, die zur Mahlzeit gewässert werden. Die von den Regenschirmen herabströmenden Fluten bildeten außerdem zwischen uns auf Tischen, Stühlen und Reisetaschen Seen, Teiche und kleine Pfützen, oder erzeugten Cascaden, welche einen poetischen Abfluß in Röcke, zwischen Halstuch und Kragen suchten: zum Ueberfluß stieg sogar der Rauch aus dem Schornstein gastlich zu uns hernieder und überzog unsere Leibwäsche mit einer gräulichen Masse von Ofenatomen. Jede Unterhaltung blieb uns in der Kehle stecken, ich goß zuweilen das angesammelte Wasser aus dem Arrikosenkörbchen und schützte mit dem Regenschirm mehr das Fernrohr als meinen eigenen Leib. Endlich langten wir in Küßnacht an und bestiegen die bestimmten Plätze in dem aufgestellten Postwagen. Das grundgütige Schicksal hatte mich auch hier wieder mit meinem berliner Ehepaare zusammengeführt. Ich sah mich sogar aus Ritterlichkeit genöthigt, meinen tröstlichen Eckplatz an Frau Malwine abzutreten und mit einem schnöden Mittelsitz vor einem Fenster vorliebzunehmen. So rollten wir denn in angenehmem Trabe der berühmten Gegend entgegen, welche unsern Heldenspielern so viele Redensarten zu kosten pflegt: natürlich hatte der Regen aufgehört, sobald wir im Wagen saßen.

Unsere Schöne zog jetzt aus ihrer Reisetasche einen Bädeker und einen Schiller und bereitete sich, indem sie abwechselnd eine Stelle aus dem Monolog und einige Zeilen in dem Reisehandbuch las, ästhetisch und topographisch auf den Moment vor, in dem wir die Hohle Gasse passiren würden. Gewöhnt an dergleichen Ausbrüche von berliner Poesie, gab ich nicht weiter Acht auf Malwine, sondern richtete mein Augenmerk auf einen neben der Kutschenthür sitzenden ältlichen kurzleibigen Herrn, der sein dem Anschein nach tückisches rothes Gesicht zwischen zwei mit vielen himmelblauen Rosenknospen bedruckte

Vatermörder zu verbergen ſuchte. Der Herr ſchien von einer namenloſen Unruhe gepeinigt zu werden; er rückte auf ſeinem Sitze hin und her, ſah zur Thür hinaus, ſchüttelte unwillig den Kopf, warf wütende Blicke auf Malwine und die Bücher in ihren Händen, bückte ſich angſtvoll und brummte Allerlei vor ſich hin. Schon wollte ich in der feſten Ueberzeugung, daß wir einen heimlichen Anhänger der Börne'ſchen Recenſion über Schiller's „Tell", laut welcher die That des Mannes nichts als ein ſchnöder Meuchelmord war, vor uns hätten, Malwine einen Wink geben, ſie möge das zarte Gewiſſen des kurzleibigen Herrn nicht zu ſtark auf die Probe ſtellen, als dieſer plötzlich die Wagenthür aufriß, mit ſtarker Stimme die Worte des Tell:

Hier vollend' ich's. Die Gelegenheit iſt günſtig.
Dort der Hollunderſtrauch verbirgt mich ihm —

ausſtieß und alsbald wirklich im Gebüſch verſchwand. Wir erſchraken nicht wenig und riefen nach dem Conducteur; allein da ein ſchweizer Conducteur nie Ohren für ſeine Pflegebefohlenen hat, und die Wagen ſämmtlich langſam bergan fuhren, wir den Herrn auch bald wiedererſcheinen und uns mit rüſtigen Schritten folgen ſahen, legten ſich unſere Beſorgniſſe. Kaum hatte ſich der kurzleibige Herr wieder auf ſeinem Platze eingebürgert und die Thür geſchloſſen, als er auch in ſeinem ganzen Weſen nie verändert erſchien. So muckiſch und maulfaul er vorher geweſen war, von einer ſo angenehmen Seite zeigte er ſich jetzt als Meiſter einer geiſtreichen Unterhaltung. Als ob ihm auf ſeinem kurzen Ausfluge neue herrliche Ideen gekommen wären, ging er auf die Tellſage ein, zeigte ſich als ſolch ein gelehrter und munterer Mann, brachte ſo viele kleine anekdotiſch unterhaltende Züge bei, daß Malwine Schiller und Bäreder einſteckte und trotz einiger Verlegenheit ganz Ohr

war. Der Kurzleibige hielt augenscheinlich nicht viel von der ganzen Sage, und das Endresultat seiner Untersuchungen war, daß ohne die herrliche Dichtung Schiller's alle jene Wallfahrtsorte, wie Rütli, Altorf, Tell's Platte und die Hohle Gasse, wahrscheinlich sehr wenig beachtete Localitäten geblieben sein würden. Unterdessen hatten wir die berühmte Stelle wirklich passirt und der eben wiederbeginnende Regen erinnerte uns daran, daß wir sehr bald die Wagen verlassen und uns dem Dampfboot über den Zugersee anvertrauen müßten.

Man wird es mir hoffentlich erlassen, diese klägliche Ueberfahrt specieller zu schildern. Oskar wurde so arg von dem Regen mitgenommen und gab infolge dessen so schlecht Acht auf seinen Pensionär, den Falken, daß dieser ein rheumatisches Fieber bekam, das sein früheres gutes Aussehen sehr beeinträchtigte. In unendlich trübseliger Stimmung gelangten wir nach Zug, wo das Boot uns unter fortwährendem Regen auf einem freien Platze eilig an das Land setzte und unser Gepäck dem grimmigen Unwetter überließ. Da es in der Schweiz zuweilen ganz passend sein kann, wenn man sein Gepäck controlirt, blieb ich mit einer Menge Herren bei den Packstücken und wunderte mich, daß nasse Koffer nicht weniger in die Höhe geben als ein mit frischer Hefe eingerührter Kuchenteig. Eine allgemeine Verstimmung herrschte in jeder Menschenbrust, selbst die wohlbestallten Postknechte warfen mit unserm Eigenthum so grimmig um sich und stauchten die Sachen so wüthend zusammen, als wollten sie uns zeigen, was wir als die eigentlichen Urheber ihrer Unbequemlichkeiten erst verdienten. Endlich zog der Conducteur seine Personenliste heraus, die Passagiere stürzten aus der kleinen Poststube auf den Platz, der mit Wasser getränkte Kiessand spritzte uns Allen um die Köpfe, und die aufgeweichte Reisegesellschaft drängte sich bange in die zum Glück dichten und bequemen Wagen.

Der kurzleibige Herr war zu Malwinens ſichtlicher Beruhigung in Zug zurückgeblieben, und zwei räthſelhafte Frauenzimmer hatten unſern Kreis vergrößert. Ich nenne dieſe Weſen räthſelhafte, weil ſie durchaus gepäcklos, mit Blumenſträußen und einem ausgeprägten norddeutſchen Dialekt ausgeſtattet, dazu von mittlern Jahren und zuverſichtlichem Weſen, in kein Fach der Touriſtenregiſtratur paſſen wollten. Oskar, in dem trotz der Leiden ſeiner Flitterwochen noch immer eine Ader des ehemaligen verwegenen Aſſeſſors pulſirte, ergriff ſofort ſeine Maßregeln zur Anknüpfung eines angenehmen Verkehrs. Nachdem er ſich nach Möglichkeit ſeiner Bagage entledigt, die Flaſche mit Kirſchwaſſer zwiſchen die Plaids geſteckt und den Falken in das Wagennetz gelegt hatte, nahm er mir mit unbeſchreiblicher Verwegenheit das Aprikoſenkörbchen aus der Hand und präſentirte es zuerſt ſeiner Gemahlin, dann aber den beiden unbekannten Damen. Obgleich die Früchte keine Leckerbiſſen waren, wurde die Aufmerkſamkeit doch ſehr gut aufgenommen, und nach der üblichen kurzen Capitulation ſah ſich der in ſeiner Selbſtgefälligkeit überglückliche Oskar in ein lebhaftes Geſpräch mit den Damen verwickelt. Welche Rolle hätte ich wol ſpielen können als die des Sündenbocks? Mir fiel die Aufgabe zu, die göttliche Malwine zu unterhalten, ein Vergnügen, das ich bei ihrer Laune gern dem erſten beſten Stellvertreter unentgeltlich überlaſſen hätte. Die Dreiſtigkeit des vermeſſenen Oskar, den ſie bereits vollſtändig unter den Pantoffel gebracht zu haben glaubte, der augenblickliche Mangel eines Gourmachers, dieſes unentbehrlichſten Möbels für Damen von Malwinens Charakter, und meine mit dem Stempel einer verwünſchten Pflichterfüllung gebrandmarkte Unterhaltung verdarben ihren Humor, und als ich ihr zuletzt, zu den äußerſten Mitteln greifend,

anbot, durch das verkleidete Fernrohr aus dem Wagenfenster die bezaubernde Gegend des Albis, welche eben durch ein aufsteigendes Donnerwetter verdunkelt wurde, zu betrachten, gab sie mir gar keine Antwort mehr.

Unter einem großen Aufwande von Redensarten seitens der Damen und Oskar's langten wir nach einigen Stunden in Horgen am Züricherſee an und stiegen in einem schön gelegenen Hôtel ab, wo zwei reglementsmäßig geschnurrbartete schwärzliche junge Herren die mit großer Sehnsucht erwarteten Damen in Empfang nahmen und die zärtlichen Empfindungen Oskar's wieder in einen verwitweten Zustand versetzten. Die Pärchen mochten gewissen gesetzlichen, kirchlichen und conventionellen Fesseln im fernen Norden entflohen sein und an den lieblichen Ufern des schönen Sees im Lande der republikanischen Freiheit auch die momentan errungene Freiheit von allen andern Banden genießen: die Villeggiaturen im Süden gewähren reichen und emancipirten Nordländern zuweilen die verlängerten Freuden der winterlichen Maskenbälle. Ich setzte mich in die Nähe des räthselhaften Quartetts und zweifelte nach kurzer Beobachtung nicht mehr daran, daß die beiden Gentlemen vielleicht ein paar Kunstreiter, Hercules oder Seiltänzer seien, welche als sommerliche Cavaliere jener Damen von ihnen hierherberufen, sie nach einem kurzen Abstecher ins Gebirge gehorsam erwartet hatten.

19.

Nach Norden.

Des Regenwetters ungeachtet trat der anmuthige Charakter der Gegend am Zürchersee lebhaft hervor. Der kleine Ort Horgen war mit Touriſten angefüllt, die ſich weſentlich von den wilden und eiligen Horden unterſchieden, welche die Gegenden der ſchweizer Hochgebirge überſchwemmt hatten. Hier hauſten die Geſchlechter jener bequemen Reiſenden, welche theils nicht im Stande waren, hohe Berge zu beſteigen, theils aus Liebe zur Bequemlichkeit etwas „Schweiz" genießen wollten, ohne ſonderlichen Koſtenaufwand zu machen. Das Anſehen der Penſionäre oder Bewohner von Horgen war nicht mehr ſo nomadiſch wie an vielen Stellen des Cantons Bern, wo Gäſte und Wirthe in jeder Minute des Tages ſo ausſehen, als ob noch heute das Finſteraarhorn oder die Jungfrau beſtiegen werden müßten. In Horgen gab es gemüthliche lange Pfeifen, Schlafröcke, Nachtmützen und Pantoffeln, conſervative Tabacksnaſen, ſolid gewichſte Schnurrbärte; ſogar ein alter Herr mit einem Ordensbändchen im Knopfloch lag in einem Fenſter und ließ ſein Ehrenzäumchen friſche Luft ſchöpfen. Ach, die glücklichen Einwohner großer fürſtlicher Städte, welche täglich in dem Genuſſe des Anblicks zahlloſer glänzender Ehrenzeichen auf der Bruſt ihrer Mitbürger ſchwelgen, wiſſen nicht, wie wehe die Entbehrung thut. Erſt in wochenlanger Abgeſchiedenheit von den ritterlichen Ehren und Gewohnheiten, unter einem Volke mit hohen ſteifen Vatermördern aus grober Leinwand, in engliſirten ſchnupftabacksfarbigen Fracks und buxköpfigen Hüten, das höchſtens eine Blume in ſeinem Knopfloch trägt, um ſie an den nächſten Reiſenden für fünf Rappen zu verkaufen, lernt man die Süßigkeit monarchiſcher Auszeich-

nungen kennen. Das erwähnte Bändchen war vielleicht nur das Allgemeine Ratzeburgische Ehrenzeichen, oder der Orden für fertige Abschreiber und schnelle Fußboten, allein es führte die angeregte Phantasie immerhin aus dem Lande der fahlen, gleichgültigen Freiheit unter liebenswürdige und von einem sanften, erlaubten Ehrgeiz belebte Menschen. Der alte Herr mochte in meinem entzückten Auge einen Theil meiner loyalen Empfindungen lesen, wenigstens warf er mir eine Kußhand zu und schien Miene machen zu wollen, auf die Straße herabzukommen und ein kurzes Reiseverhältniß mit mir anzuknüpfen. Der sehr unausgebürstete Zustand des Ordensgreises und seine, trotz der Nähe des züricher Wasserbeckens vernachlässigte Leibwäsche trieben mich aber eher vondannen, als der Treffliche seinen freundlichen Plan ausgeführt hatte.

Wir eilten nach dem Ufer und begaben uns heute zum dritten male an Bord eines Dampfboots, das jedoch durch Umfang und Reinlichkeit von seinen Vorgängern lebhaft abstach. Bald war alles Gepäck auf das Verdeck geschleift, und an Oskar's und Malwinens Seite steuerte ich gleich darauf direct nach Zürich. Der Tag hatte sich jetzt immer mehr verdüstert: die Wolken des Himmels waren dichter, die Schicksale der Menschen trüber geworden. Die diplomatischen Verhältnisse des jungen Ehepaars schienen im höchsten Grade verwickelt und kaum noch auflösbar zu sein; ich sah mit Wahrscheinlichkeit voraus, daß in den nächsten Tagen Amor seine Pässe fodern würde. In Oskar's interessanten Gepäckangelegenheiten war zunächst eine auffallende Veränderung eingetreten: das Körbchen, in welchem früher die Aprikosen gelegen hatten, und der Falke waren spurlos verschwunden. Die pikante Unterhaltung mit den beiden räthselhaften Damen mochte die Aufmerksamkeit des verliebten Sünders so gefesselt haben, daß er den Falken, der ihm ohnehin wenig an das

Herz gewachsen war, im Netze des Postwagens hatte liegen lassen.

„Betrachten Sie diesen Mann, lieber Freund", sagte Malwine, die mich immer ihren Freund nannte, wenn Oskar ein Verbrechen begangen, „betrachten Sie ihn und sagen Sie mir, ob ein junger Ehemann rücksichtloser gegen seine Frau und Verwandten zuwerke gehen kann?"

Ich betrachtete Oskar sehr genau, bemerkte aber nicht, daß sich das Verbrechen der Rücksichtslosigkeit bemerkenswerth und deutlich ausdrückte.

„Daß er mein Körbchen wahrscheinlich auf die Straße geworfen hat", fuhr die unermüdliche Schöne fort, „will ich ihm verzeihen; daß er aber den ausgestopften Falken, den ich in Bern mit meinem Taschengelde bezahlt habe, gleichfalls auf die Seite geschafft, das kann, das darf ich nicht verzeihen!"

„Nun, so wird der Junge etwas Anderes bekommen", brummte der mürbegemachte Assessor in B-moll.

„Aber Oskar, wenn du August nur nicht immer den «Jungen» nennen möchtest. Ehe wir verheirathet waren, hast du dir niemals eine so grobe Bezeichnung des Kindes erlaubt. Damals war er der reizende Kleine, der niedliche Bursche, der muntere Schelm — den Ausdruck «der Junge» hast du dir erst auf der Reise angewöhnt."

„Liebes Kind, seit wie lange August «der Junge» oder «der niedliche Kleine» heißt, wollen wir heute nicht mehr untersuchen, besonders da die Leute auf dem Sorba dort die Ohren spitzen; er soll nicht einen, sondern zwei Falken bekommen, die ich ihm in Augsburg kaufen werde, allein dafür wirst du mir erlauben, ihn, trotzdem er sich meinen Vetter nennt, für Das zu halten, was er der Wahrheit nach ist: für einen berliner Straßenjungen vom reinsten Wasser." So maulte der bis

aufs äußerſte ergrimmte Oskar und ſtampfte mit dem Fernrohr wild auf den Fußboden der Kajüte.

„Haben Sie je einen ſolchen wilden und abſcheulichen Menſchen geſehen?“ fragte mich die Schöne und pumpte mit raſchem Zwinkern der Augenlider etwas Rührungswaſſer herauf.

„Ja“, ſagte ich meinerſeits nun auch erbittert und entſchloſſen, nicht mehr den Zangeball zwiſchen dem Ehepaare zu ſpielen, ſondern die Partei des Schwächern zu nehmen. „Ja, Madame, ich habe wildere und abſcheulichere Menſchen geſehen, und Oskar erträgt wirklich ſein Schickſal mit einer mehr als chriſtlichen Ergebenheit. Wundern Sie ſich daher nicht, wenn auch ihm endlich der Faden der Geduld reißt. Ich an ſeiner Stelle wäre längſt durch dieſen unaufhörlichen kleinen Krieg zur Verzweiflung gebracht worden.“

„Fangen Sie jetzt auch mit mir an? Wirklich — wirklich — eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus — wenigſtens weiß ich von Ihnen, daß Sie ſich nicht Oskar's Sünden hätten zuſchulden kommen laſſen!“

„Und was hat er denn begangen, gnädige Frau? Er mag ſchwach geweſen ſein, doch ach! kein Böſewicht!“ tröſtete ich mit Weisheit und Hofrath Kind.

„Kein Böſewicht? — Sie haben wol nicht bemerkt, wie er den beiden landläuferiſchen Frauenzimmern die Cour gemacht hat?“

„Darf ein Herr nicht einmal mehr ein paar einzelne Damen in Gegenwart ſeiner Gemahlin anreden? Das iſt neu für mich, gnädige Frau.“

Vielleicht hätten meine dreiſten Worte und eine zuverſichtliche Miene, die ich vorläufig aufgeſetzt, den Sieg über die eigenſinnige Schöne davongetragen, wenn nicht der Schwächling von einem Ehemanne mir in die Parade gefallen wäre, ſeiner Frau Recht gegeben und mich ermahnt hätte, den unter-

brochenen Frieden herzuſtellen. Jetzt ſah ich ein, daß jeder Verſuch, durch eine geſchickt geleitete Intervention die unbezähmte Widerſpänſtige zur Ordnung zu bringen, fernerhin vergebens ſein werde, und ſtrich reſignirt die Flagge. Die Natur aber drückte draußen auf dem See durch gewaltſame Zeichen ihren Unwillen über die menſchlichen Ehefratzen und Uneinigkeitskindereien aus, wenigſtens hätte ein Grieche oder ein Römer die heftigen Blitze und lauten Donnerſchläge in dieſem ernſten und abergläubiſchen Sinne aufgefaßt. Der Regen bannte uns unausgeſetzt in die Kajüte und unter einem heftigen Gießkannenſchauer wurden wir in Zürich ans Land geſetzt.

Gern hätte ich mich hier von dem gefährlichen Ehepaare getrennt und ein anderes Hôtel bezogen; allein der glückliche junge Gatte brauchte die weiſe Vorſicht, meine Sachen mit den Habſeligkeiten ſeines Reiſehaushalts auf Einen Karren laden und nach dem Hôtel de l'Epée fahren zu laſſen. Er bedurfte meiner noch immer und ſchien die Abſicht zu hegen, mich als Schild mit dem Haupte der Meduſa bis in die theure Heimat Berlin mitzuſchleppen. Oskar ging voraus, den langſam von einem ſchwerfälligen Träger geſchobenen Karren beobachtend, dann folgte Malwine, von mir in einer ſtarken Nachtrabſtellung begleitet. Die gute Frau behielt ihren misrathenen Mann ſcharf im Auge und regelte ſeinen Gang durch zeitweilige richtige und treffende, aber zuweilen etwas beleidigende Bemerkungen.

„Lieber Freund“, ſagte ſie plötzlich, „bemerken Sie, wie Oskar das Fernrohr trägt. Es hat 50 Thaler gekoſtet, aber der Mann trägt es, als ob er den nächſten Menſchen damit durchprügeln wollte.“

Dieſe Notiz war ſehr gegründet: allein das Oskar am nächſten ſtehende Weſen war ſeine Frau, und ſollten ſeine Gedanken ſich wirklich in der Art das Fernrohr zu tragen ausdrücken, ſo konnte man die weitgediehenen Differenzen in der

Denkungsart dieſes reiſenden Ehepaars nur beklagen. Auf ihre Bitte nahm ich alſo Oskar das Fernrohr auf eine liebevolle Weiſe ab und beruhigte die edle Seele ſeines Weibes. So gelangten wir nach dem Hôtel Zum Schwerte, welches mir weniger zum Schutze der Fremden als zu ihrer ſyſtematiſchen Ausbeutung gezückt ſcheint. Doch kam mir die dreiſte und verwegene Art des uns empfangenden Kellners vortrefflich zuſtatten, denn als er uns gleich bei der Ankunft fragte, wie lange wir uns aufzuhalten gedächten, um die Qualität der Zimmer und die Höhe des Stockwerks nach unſerer Angabe zu beſtimmen, erfuhr ich, daß Oskar und Malwine beſchloſſen hatten, noch den folgenden Tag in Zürich zuzubringen. Obgleich ich mir das Nämliche vorgenommen hatte, gab ich auf der Stelle meinen Plan auf und beſchloß, am nächſten Morgen Zürich und die Schweiz zu verlaſſen. Wenn es wahrſcheinlich war, daß ich den liebenswürdigen Ort bald wiederſehen würde, konnte ich es doch für unwahrſcheinlich halten, jemals in meinem Leben wieder mit ſolchem verheiratheten Reiſepack zuſammenzutreffen; ich täuſchte demnach den Kellner durch eine ihm ſchmeichelnde Vorſpiegelung und erhielt deshalb ein hübſches Zimmer im erſten Stock.

Unterdeſſen war es Abend geworden, die Straßen wurden grabesſtille, die Lichter ſpiegelten ſich in der rauſchenden Limmat und der Regen plätſcherte unermüdlich auf das Pflaſter herab. Ich beſchloß nach dem Kaffeehauſe zu gehen, wo ſich die deutſchen Flüchtlinge zu verſammeln pflegen; mich gelüſtete nach einer republikaniſchen Predigt; ich wollte mich tüchtig haranguiren laſſen, denn die Unterhandlungen mit dem Ehepaare hatten mich moraliſch ſo heruntergebracht, daß ich einer energiſchen Herzſtärkung bedurfte. Heute ſchlug indeſſen Alles fehl. Ich ſaß länger als eine Stunde an dem bewußten Orte, ohne eines jener Geſichter eintreten zu ſehen, welche im Jahre

1848 Miniſterien und Magiſtrate erzittern machten, und jetzt, ach! ſo genügſam und beſcheiden geſinnt waren, daß ein wenig Regenwetter ſie in ihren Stübchen zurückhielt. Unmuthig entfernte ich mich und ſandte einen Boten nach Richard Wagner's Wohnung; aber auch dieſer Bote kam mit einer Hiobspoſt zurück. Wagner wurde erſt am dritten Tage von einer Ausflucht nach dem Genferſee zurückerwartet, und ſtatt den Componiſten des „Tanhäuſer“ und „Lohengrin“ nach manchem traurigen Jahre ſeiner Verbannung wiederzuſehen, mußte ich in das „Schwert“ zurückkehren und durch die Wand einen abermaligen Liebeszwiſt meiner Getreuen anhören. Er war wenig ſanfter als der Streit, welcher Frau Venus und den liederlichen Heinrich von Oſterdingen für immer trennte. Ich ſetzte mich daher an den Waſchtiſch, der in meinem Zimmer Schreibſecretärsſtelle vertrat, und entwarf folgenden Brief:

„Meine verehrten Freunde!

„Wenn der Anblick vollkommenen, ungetrübten Glücks, einer auf Erden wahrhaft ſeltenen Einigkeit, und das lebendige Beiſpiel zu dem ſchönen Spruche: «Zwei Seelen und ein Gedanke», einen beklagenswerthen einzelnen Reiſenden mit Neid erfüllen können, ſo finde ich mich in dieſer Lage. Ein tadelnswerthes Gefühl von Misgunſt hat ſich meiner Seele ſoweit bemächtigt, daß es die Wißbegierde und fernere Luſt an den Reizen der Schweiz vollkommen unterdrückt hat.

„Lebt wohl! Der Augenblick, der euch beim Ankauf eines neuen Falken gewiß in himmliſcher Einigkeit und Uebereinſtimmung der Geiſter beiſammenfinden wird, ſieht einen eiligen und melancholiſchen Pilger auf der Fahrt nach Ulm. Folgt mir nicht, erneuert nicht den Schmerz, den euer Glück in ein trauriges Daſein gerufen; begebt euch auf einer andern Heerſtraße in die theure Heimat, und bringt euer Gepäck gut und

ganz nach Hause. Fürchtet nichts, ich bin ſtärker als der alte Werther und habe keine Piſtolen bei mir.

Ewig euer G. K."

Als ich dieſe Zeilen zuſammengefaltet und verſiegelt hatte, überkam ein ſeltener Zuſtand von Ruhe meine Seele. Ich rief den Kellner, befahl ihm, den Brief morgen Mittag den Herrſchaften unter die Serviette zu legen, ließ eine Flaſche Lambrx Geldermann Goldlack bringen und beſchloß meine Schweizerfahrten mit einem Toaſte auf das Wohl aller jungen reiſenden Ehepaare.

Um 10 Uhr am andern Tage hatte ich ſchon eine Zeche von 22 Francs, darunter $1\frac{1}{2}$ Francs für ein Licht, bezahlt und zwei Meilen nach dem Bodenſee zurückgelegt.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Anzeigen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Von Frankfurt a. M. nach Basel.

Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland.

Von

Aurelio Buddeus.

Ein unterhaltender und lehrreicher Führer auf der Eisenbahnfahrt von Frankfurt a. M. über Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg nach Basel sowie beim längern Aufenthalte in diesen Städten und bei Ausflügen im Odenwald oder Schwarzwald. Der Name des Verfassers bürgt für den Werth und den interessanten Inhalt der Schrift.

Münchener Skizzenbuch.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Kein neuer Führer für München, deren es schon genug gibt, sondern eine lebendige geistvolle Schilderung der Stadt und der ganzen mit München verknüpften modernen Kunstentwickelung, zur Orientirung für die großartigen aber fast verwirrenden Eindrücke, die München zumal bei einem ersten Besuche dem Beschauer darbietet, besonders zum Lesen auf der Eisenbahn vor oder nach dem Besuche Münchens zu empfehlen. Der Verfasser ist der bekannte rheinische Dichter und Kunstschriftsteller.

Casanova's Flucht

aus den Bleikammern zu Venedig.

Eine höchst interessante und spannende Schilderung der merkwürdigen Flucht Casanova's aus den Bleikammern zu Venedig, die allen Besuchern Venedigs willkommen sein wird, aber auch überhaupt als eine Erzählung, die man als ein Meisterstück in ihrer Art bezeichnen kann und die sich mit außerordentlicher Spannung liest, für Jedermann eine treffliche Reiselectüre bildet.

Kossak, Schweizerfahrten.

Reise-Pitaval.

Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von

Wilibald Alexis.

In diesem Bändchen sind einige der spannendsten Criminalgeschichten des „Neuen Pitaval", die mit Reisen zusammenhängen, mitgetheilt, um den Eisenbahnreisenden auf die angenehmste Weise auf uninteressanten Touren zu unterhalten. Der Leser dieses „Reise-Pitaval" wird während der Fahrt gewiß wenigstens vor Langeweile bewahrt, da der Inhalt ihn jedenfalls fesseln und spannen wird.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Erzählung von

Friedrich Gerstäcker.

Eine neue humoristische Erzählung des beliebten Schriftstellers, die alle Freunde echten Humors ergetzen wird und eine besonders anziehende und unterhaltende Reiselectüre bildet, zumal darin „Reiseabenteuer" geschildert werden.

Preis des Bändchens 10 Sgr.

Die Grabmäler der Römischen Päpste.

Historische Studie

von

Ferdinand Gregorovius.

8. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue Schrift von Ferdinand Gregorovius, der seit mehren Jahren in Italien weilt, ist im voraus der günstigsten Aufnahme beim deutschen Publicum gewiß. So auch die vorliegende, welche „die Grabmäler der römischen Päpste" behandelt und nicht blos den Historikern, sondern Allen, die sich für die Geschichte der Menschheit interessiren, Belehrung und Unterhaltung darbietet, besonders auch Denen, welche die „ewige Stadt" selbst kennen. Der Verfasser hat die Geschichte des Papstthums gleichsam in einem Relief darstellen wollen. Die merkwürdigen Grabschriften der Päpste sind im Original und in deutscher poetischer Uebersetzung mitgetheilt.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Preis des Blattes 5 Sgr.

Leipzig. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Augusteum, Börse, Brockhaus Officin, Buchhandler-Börse, Katholische Kirche, Pleissenburg, Post, Rathhaus, Rosenthalthor, Thomaskirche). Zweite Auflage.

Leipzig-Dresden. Führer für Reisende auf der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Zweite Auflage.

Dresden. Plan der Stadt und Führer für Fremde. Mit 10 Abbildungen in Stahlstich (Albrechtsburg, Eisenbahnbrücke, Alte Elbbrücke, **Frauenkirche, Japanisches Palais, Katholische Kirche, Museum, Palais im Grossen Garten, Brühl'sche Terrasse, Theater).** Zweite Auflage.

Die Sächsische Schweiz. Führer für Reisende zwischen Dresden und Bodenbach-Tetschen, sowie in der Sächsischen Schweiz. Mit 9 Abbildungen in Stahlstich (Amselfall, Herrnskretschen, Hohnstein, Königstein, Kuhstall, Prebischkegel und Kreuzstein, Prebischthor, Rathener- und Basteifelsen, Grosser Winterberg). Dritte Auflage.

Prag-Bodenbach. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Prag nach Bodenbach. Mit 3 Abbildungen in Stahlstich (Schreckenstein, Schloss Tetschen, Tunnel bei Bodenbach). Zweite Auflage.

Leipzig-Hof. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Leipzig nach Hof. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Elsterthal und Goltzschthal). Zweite Auflage.

Hof-Nürnberg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Hof nach Nürnberg. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Dom zu Bamberg, Burg und Johanneskirchhof zu Nürnberg, Plassenburg bei Culmbach, Tüchersfeld, Vierzehnheiligen und Staffelstein, Waldstein). Zweite Auflage.

Nürnberg-Augsburg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Rathhaus in Augsburg, der schöne Brunnen in Nürnberg). Zweite Auflage.

München-Augsburg-Ulm. Führer für Reisende auf der Eisenbahn zwischen München, Augsburg und Ulm. Mit 8 Abbildungen in Stahlstich (Ansicht von München, Auer-Kirche, Bavaria, Frauenkirche, Glaspalast, Pinakothek in München, Dom in Augsburg, Dom in Ulm). Zweite Auflage.

München. Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Mit einer Karte der Eisenbahn von München nach Starnberg.

Die Donau von Donauwörth bis Passau. Führer für Reisende auf der Donau von Donauwörth nach Ingolstadt und Passau. Mit 4 Abbildungen in Stahlstich (Passau, Regensburg, Dom zu Regensburg, Walhalla).

Die Donau von Passau bis Linz und Wien. Führer für Reisende auf der Donau von Passau nach Linz und Wien, auf der Eisenbahn von Linz nach Gmunden, sowie nach Ischl und Hallstatt. Mit 6 Abbildungen in Stahlstich (Greifenstein, Leopoldsberg bei Wien, Linz, Melk, Persenbeug, der Strudel, Doppelsalz).

Karlsruhe-Strasburg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Karlsruhe nach Strasburg. Mit einem Plane von Karlsruhe.

Strasburg-Basel-Schaffhausen. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Waldshut, sowie nach Zürich und Schaffhausen. Mit 1 Abbildung in Stahlstich (Rheinfall bei Schaffhausen).

Frankfurt a. M.-Bamberg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg. Mit 2 Abbildungen in Stahlstich (Ansicht von Frankfurt a. M., Ansicht von Würzburg).

Mainz-Koblenz. Führer für Reisende auf dem Rheine zwischen Mainz und Koblenz, sowie nach Wiesbaden und Kreuznach. Mit 4 Abbildungen in Stahlstich (Lorelei, Pfalz mit Caub, Rheinstein, Stolzenfels).

Koblenz-Köln. Führer für Reisende auf dem Rheine zwischen Koblenz und Köln und auf der Bonn-Kölner Eisenbahn. Mit einem specielleren Kärtchen des Siebengebirges und 1 Abbildung in Stahlstich (Drachenfels).

Kassel. Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Leipzig-Halle-Eisenach. Führer für Reisende auf der Thüringischen Eisenbahn, sowie im Thüringer Walde. Mit Plan von Eisenach nebst Umgegend und Höhenprofil des Thüringer Waldes.

Magdeburg-Hannover-Göttingen. Führer für Reisende auf den Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen, sowie im Harze.

Berlin-Hamburg. Führer für Reisende auf der Eisenbahn von Berlin nach Hamburg, nach Schwerin und Lübeck. Mit 4 Abbildungen in Stahlstich (Binnenhafen und Jungfernstieg in Hamburg, Marienkirche und Rathhaus in Lübeck, Schloss in Schwerin).

Hamburg. Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde. Zweite Auflage.

Breslau. Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Weitere Karten und Städtepläne werden in rascher Folge erscheinen.

Eisenbahnkarte von Mitteleuropa.

Mit einem Verzeichniss

der in Deutschland und Oesterreich befahrenen, im Bau begriffenen und projectirten Eisenbahnen,

nebst Angabe der Bahnlängen und der Verwaltungs-Verhältnisse.

Zweite Auflage.

Preis 7½ Ngr.

Album aus Italien.

Von **Adolf Doerr.**

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Gedichtsammlung, König Ludwig von Baiern von dem „dankbaren Verfasser" gewidmet, wird dem jungen Dichter gewiß zahlreiche Freunde erwerben. Sie ist gleichsam ein **poetischer Führer durch Italien**, der namentlich allen nach Italien Reisenden oder dort Gewesenen hohen Genuß darbieten wird.